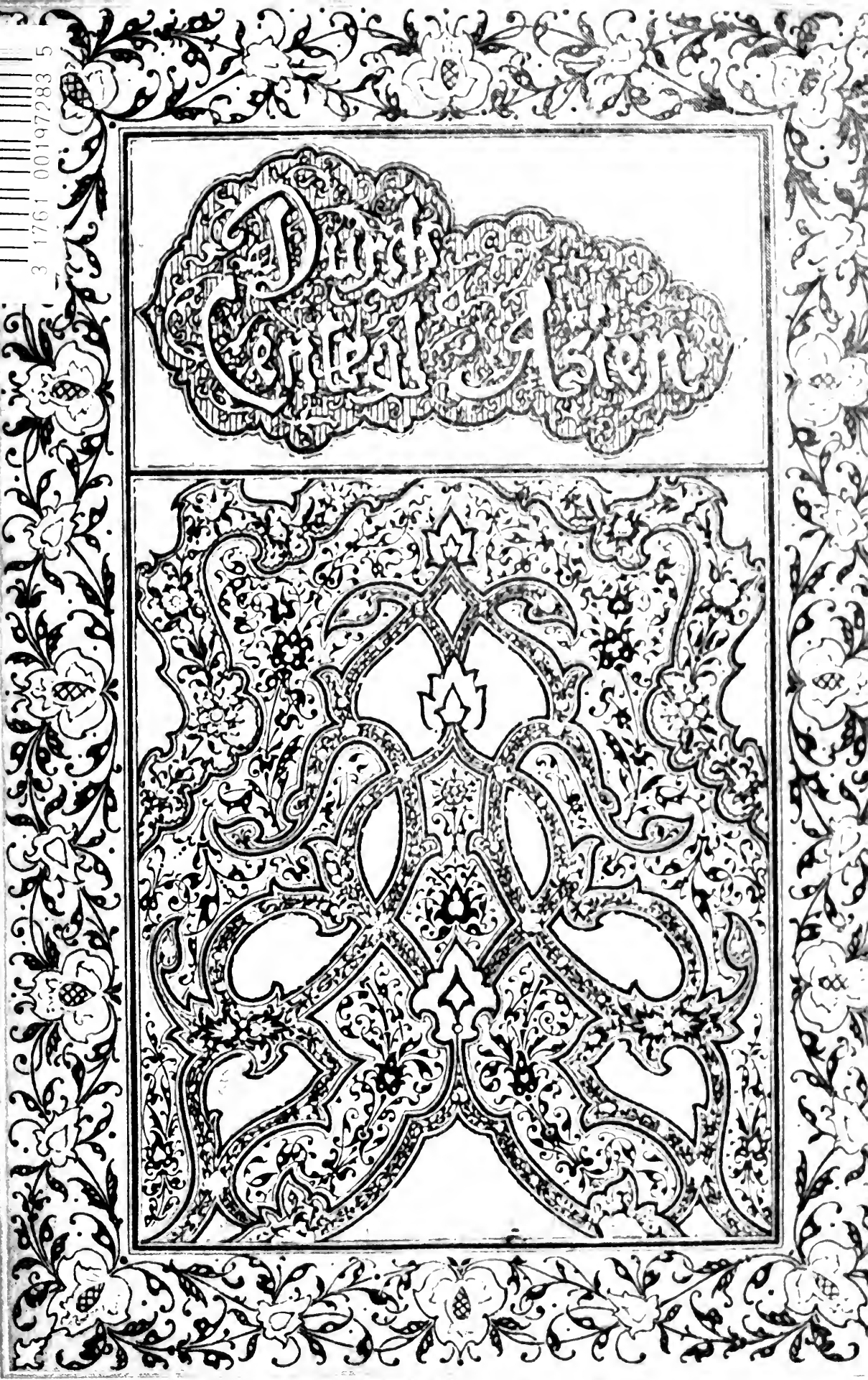
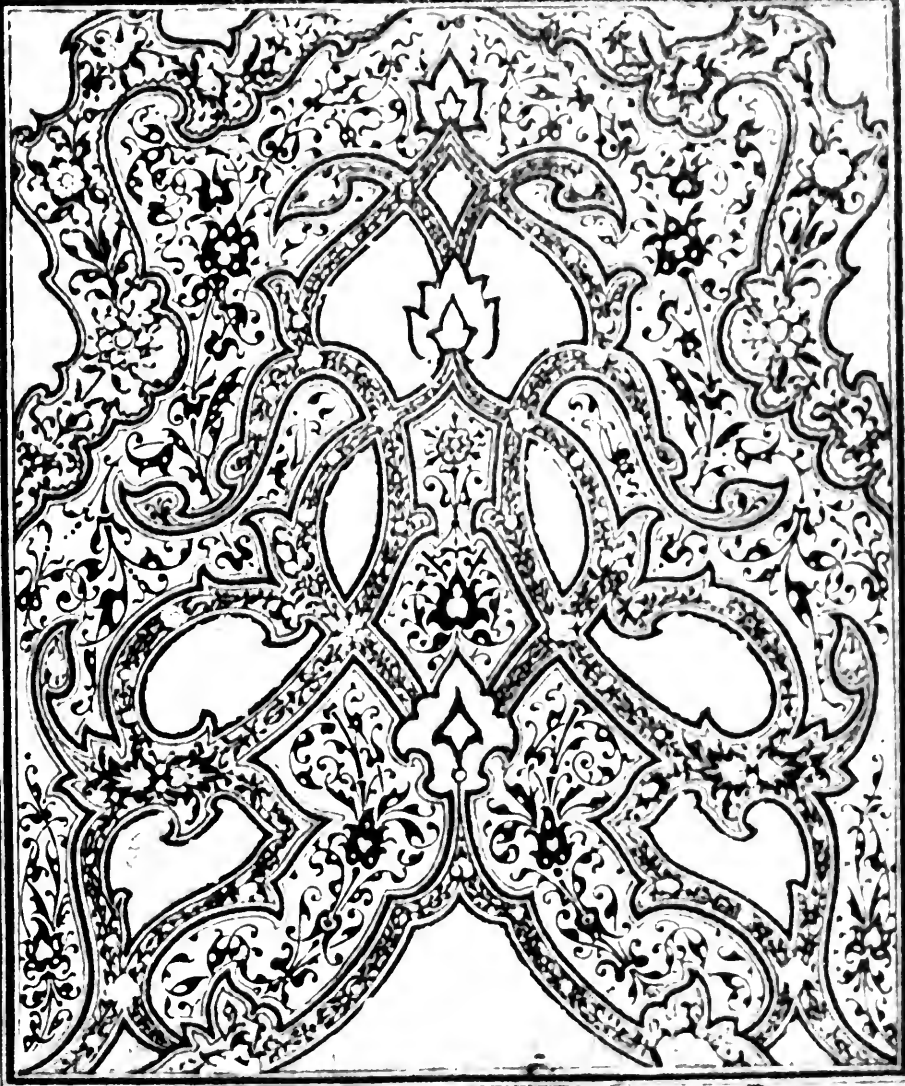
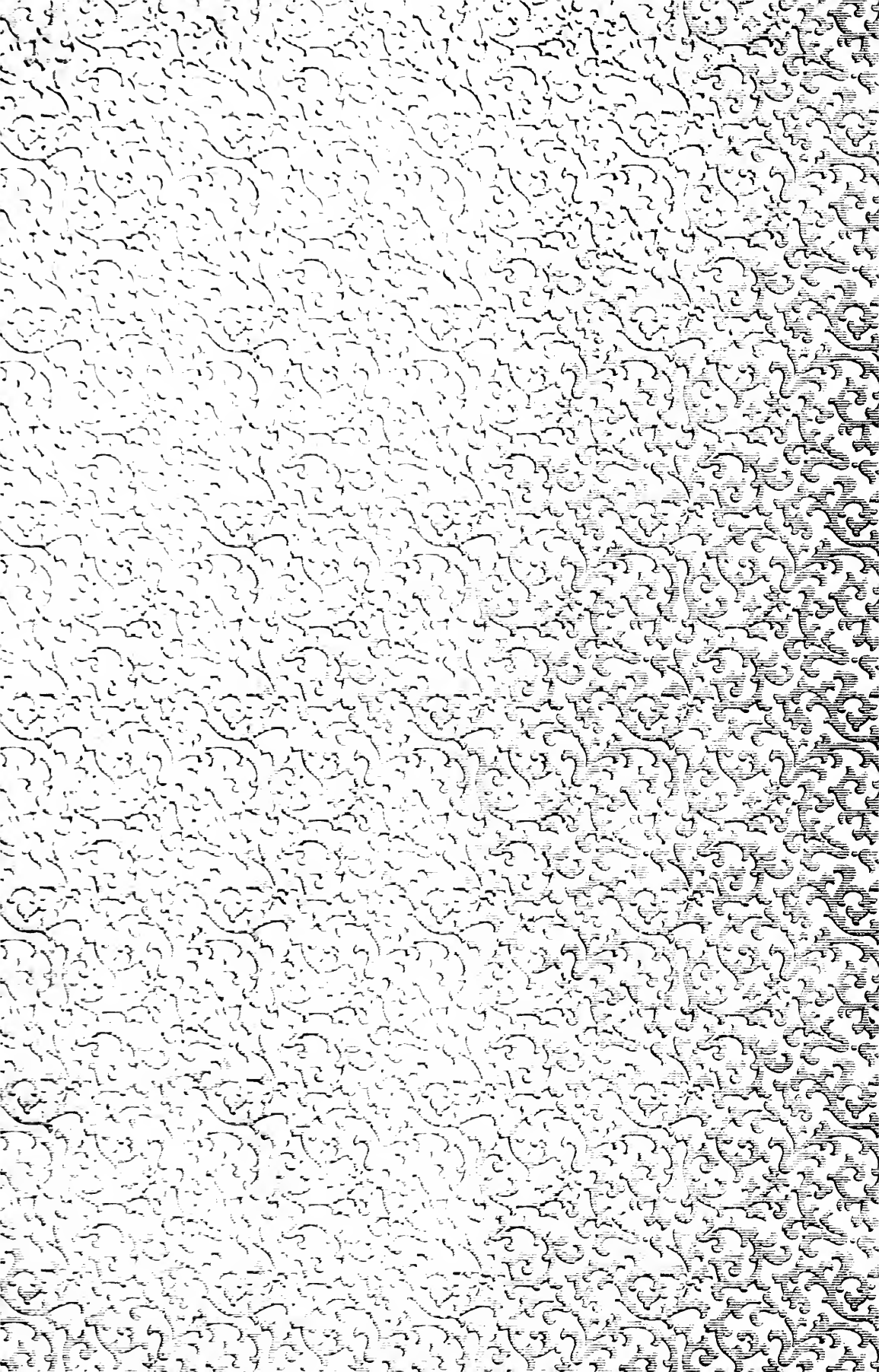
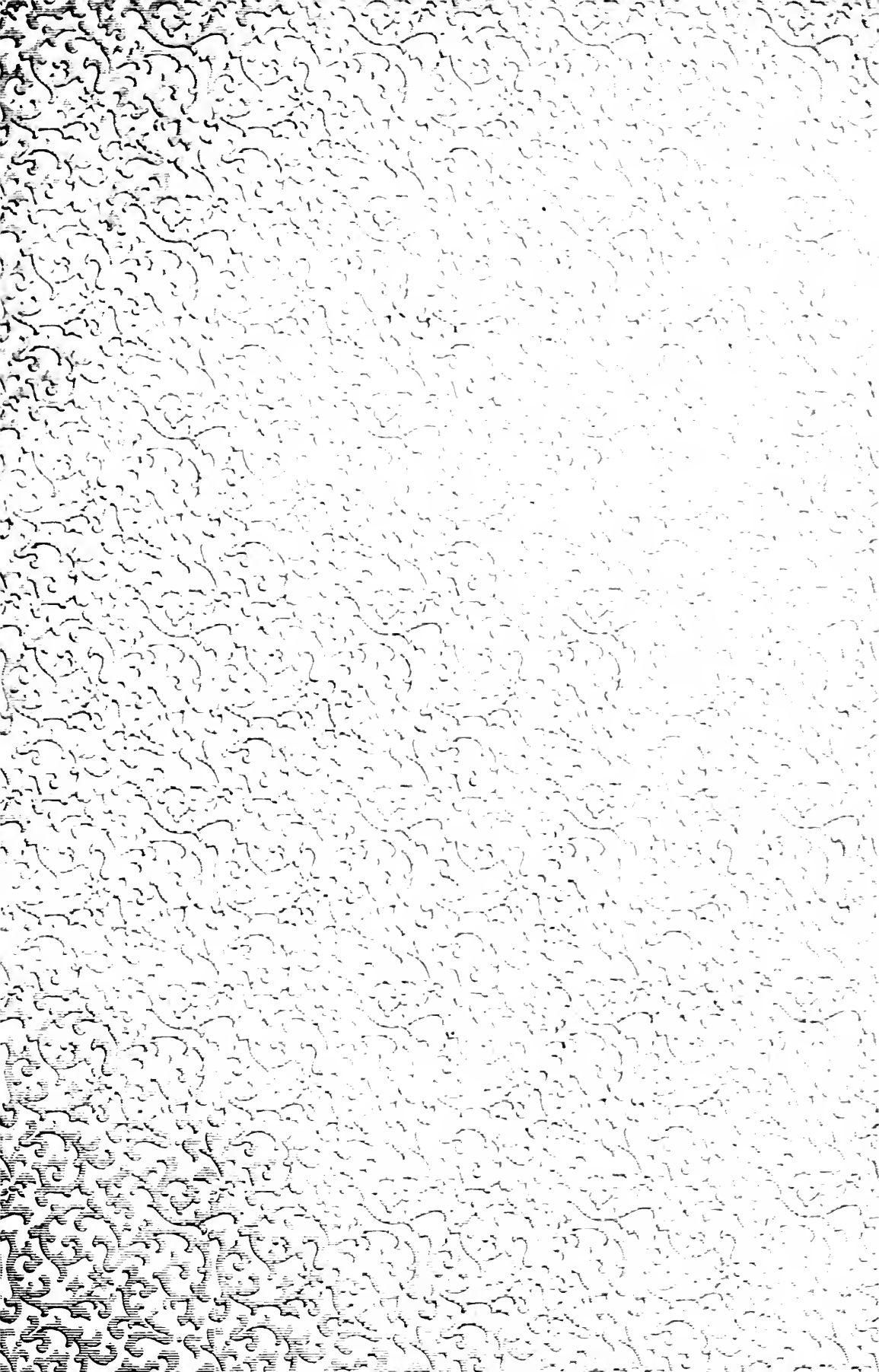


3 1761 00197283 5

دانشگاه تهران







Handwritten text, possibly a signature or name, in cursive script.

Handwritten text, possibly a date or location, in cursive script.

Small handwritten mark or symbol.

DURCH CENTRAL-ASIEN.



Herrn Moser

DURCH CENTRAL-ASIEN.

DIE KIRGISENSTEPPEN,
RUSSISCH-TURKESTAN — BOCHARA — CHIRCHIK —
DAS TURKMENLAND UND PERSIEN.

REISESCHILDNERUNGEN

HEINRICH MOSER.

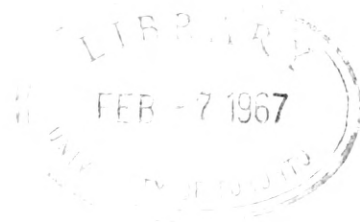
AUTORISIRTE DEUTSCHE AUSGABE

MIT 60 ABBILDUNGEN: 16 COLOIRTE KARTEN UND 44 STEINDRUCKEN.



LEIPZIG:
E. A. BROCKHAUS

1888.



SEINER SCHWESTER

GRÄFIN SOPHIE MIKÈS VON ZABOLA

GEB. MOSER VON CHARLOTTEBELLS

IN BRÜDERLICHER LIEBE GEWIDMET

VOM VERFASSER

VORWORT

Wenn mit jemand früher geizt hätte, daß ich ein Schriftsteller werden würde, so würde ich über eine solche Zuthatheit gewiss nicht geklagt haben. Ich erzähle, wie das Unglück dennoch kam.

Während meiner letzten Wanderungen schrieb ich einige Bücher, welche in einer Zeitung meiner Heimat abgedruckt wurden. Diese Bücher wurden mit grossen Erstaunen erschienen, einige dieser Bücher auch in andern Zeitungen. Ohne es zu ahnen und ohne es gewünscht zu haben, wurde ich zum Schriftsteller geworden. Bei meiner Heimkehr fand ich meine Bücher gewiss ein seltener Fall, im Besitz eines Verlegers, der sie bereits zum Manuscript fertig war. Nun ist es fertig, aber man sieht wohl, daß es noch einer Verrede bedarf.

Ich gestehe aufrichtig, dass mich dieser Gedanke sehr überraschte. Ich habe in meinem Leben viel gelesen, zuerst Bücherbeschreibungen, dann Romane und wieder Romane. Ich habe die Gewohnheit, die Lecture eines Buches beim Ende anzutragen, und ich gestehe Wahrheit die Ehre zu geben, bekenne ich, dass ich Vorreden nicht zu schreiben aufschneide. Nun, die Strafe ist mir nicht erspart geblieben, und eine traurige Vergeltung lese ich seitdem nur noch Vorreden. Das ist mir sehr unterhaltend und hat mir auch nicht eine Spur von Rege bereuen eingeflösst. Anstatt meinen Lesern, wie gebräuchlich, eine mit mehr oder weniger Bescheidenheit zubereitete Speise aufzutischen, werde ich mit einem Vorgeschmack der sie erwartenden Gemisse geben, und werde ich zur Abwechslung in anderer Weise vorgehen; füllt der Leser wieder den Muth in sich, in der Lecture fortzutahen, so ist er wenigstens gewarnt.

Ich bemerke vor allem, dass, obgleich das Französische nicht meine Muttersprache ist, ich französisch schreibe. Ich Hess deshalb auch meinen Reisebericht in französischer Sprache erscheinen. Von demogenet Kosmopolit, habe ich eine Menge Idiome nebeneinander gesprochen, und wenn ich keine dieser Sprachen von Grund aus beherrsche, gedacht habe, ich doch immer französisch. Entschuldigt sich damit der nur eigenthümliche Stil, der aber, wie ich nur zu wohl fühle, nicht immer jene Formen entsprechen wird, welche der Leser zu fordern das Recht hat.

Uebrigens glaube ich, dass derjenige, welcher Wissenschaft in diesen Büchern suchen will, wol einigermaßen enttäuscht werden dürfte, denn was mich zu meinen langen Reisen antrieb, war viel mehr die Passion für das Unbekannte als die Absicht, meine Nebenmenschen aufzuklären.

Bei der Veröffentlichung meiner Reiseeindrücke stellte ich mir einfach die Aufgabe, das zu sagen, was ich selbst erfahren habe. Das einzige Verwerfste, welches ich in Anspruch nehmen könnte, besteht darin, dass ich weder meine Augen, noch meine Ohren in der Tasche mit mir herumtrug,

Philosophische und politische Betrachtungen anzustellen, überlasse ich meinen Lesern, welche, geschickter als ich, sich ihre Schlussfolgerungen wahrscheinlich selbst machen werden.

Dem Vorwurfe, dass ich nicht Politik treibe, wie es der Zeitgeist verlangt, begegne ich damit, dass es nur von mir abgegangen haben würde, das zu wiederholen, was ich zu Gunsten der einen oder der andern der Mächte hörte, deren Rivalität und Anstrengungen in den von mir durchwanderten Gegenden ihr Ziel und ihren Mittelpunkt haben. In jedem Lande begegnen dem Reisenden Unzufriedene; ihre Enthüllungen, auf welche hin oft die verwegenen Urtheile gefällt wurden, herumzubringen, wäre in meinem Falle eine Undankbarkeit dem Lande gegenüber, das mir gastfreundlich alle Thüren öffnete.

Darum weder Wissenschaft, noch Philosophie, noch Politik wird hier der Leser finden, wol aber eine anspruchslose Erzählung, bald heiter und frohlich, bald ergreifend und rührend, je nach den Wechselfällen des Reiselebens. Die Sitten und Gebräuche der Völkerschaften, in deren Mitte ich lebte und für welche ich mich ohne vorgefasste Meinung interessirte, getreu, so gut es eben gehen wollte, zu schildern, war alles, wonach ich gestrebt habe.

Ich werde dieses Ziel erreicht haben, wenn es meinen Erzählungen gelingen sollte, eine hübsche Leserin durch dies oder jenes zu rühren, und wenn den Lesern, nachdem sie mit mir die Steppen durchwandert haben, eine Vorstellung von den Sitten in jenen im allgemeinen noch wenig bekannten Ländern im Geiste haften bleibt.

Zum Schlusse nenne ich mit vielem Danke den Namen meines Freundes Julius F. U. Jürgensen, der mich bei meinem literarischen Erstlingswerke vortheilhaft mit seinem Rathe unterstützt hat. Noch habe ich ein Wort der Anerkennung an meine beiden jungen Mitarbeiter zu richten, von welchen der eine, Herr Evert van Muyden, als geschickter Künstler mit der Zeichnung der Illustrationen nach den im Verlaufe meiner Reisen entgenommenen Photographien beauftragt war, der andere, Herr Theo Zöbrust, mein Secretär, nicht ermüdete, mir mit Ausdauer und Hingebung zur Seite zu stehen. Der vorliegenden deutschen Ausgabe sind übrigens einige photographische Aufnahmen des russischen Generals Komarow beigegeben, welche in der französischen Ausgabe nicht enthalten sind.

Dies vorangeschickt und auf deine wohlwollende Nachsicht, lieber Leser, rechnend, lade ich dich ein, mich wo möglich heiterm Gemüths auf meinen Wegen zu begleiten.

CHARLOTTESELLS BEI SCHALTRAUSEN.

H. MOSER.

INHALT.

VORWORT.

ERSTES KAPITEL. Einführung	1
ZWEITES KAPITEL. Die Kirgisen	11
DRITTES KAPITEL. Von Kaschgar nach Samarkand	17
VIERTES KAPITEL. Taschkent	19
FÜNFTES KAPITEL. Von Taschkent nach der Steppe	21
SECHSTES KAPITEL. Buchara	25
SIEBENTES KAPITEL. Von Buchara nach Bely-Mulden	29
ACHTES KAPITEL. Der Amu-Darya	31
NEUNTES KAPITEL. Chelwa	33
ZEHNTES KAPITEL. Auf der Suche nach dem Berg der Gold- kugeln	35
ELFTES KAPITEL. Durch die Türkmen nach Warkand	37
ZWÖLFTES KAPITEL. Das Türkmenland	39
DREIZEHNTES KAPITEL. Von Askaniya nach Bely-Mulden	41
VIERGEHNTES KAPITEL. Von Bely-Mulden nach Tschirchik	43
FÜNFZEHNTES KAPITEL. Tcheran	45
SECHSZEHNTES KAPITEL. Von Tcheran nach Karkant	47

ABBILDUNGEN IM TEXT.

	S. 4.	Tafel.
Sartisches Gürtelschloß (samt Aufschrift)	12	1
Der Tarantass	16	2
Die Jurte und ihre Bewohner	17	3
Eine Kirgisenfamilie	20	4
Ein Aul auf dem Marsch	21	5
Kirgisische Waffen	21	6
Sultan der Kirgisen	25	7
Auf der Kirgisensteppe	29	8
Kirgisin	30	9
Chalisa	31	10
Kamelgespann in der Sandgegend	34	11
Winterostüm in der Steppe	35	12
„General, erbarme dich unser!“	37	13
Uralkosaken	43	14
Waarenmagazine in Turkestan	51	15
Einzug des Generals Tschernajew in Perowsk	54	16
MOSER.		
Gürtelschloß (samt Aufschrift)		17
Türkmen		18
Strassenmarkt in Samarkand		19
Hirtenkinder		20
Hirten- und Aulwächter-Steige zwischen		21
Oberste von Samarkand		22
Das sartische Taschkent		23
Eine Strasse am tartarischen Turmenthor		24
Sartische Arbeiter, Frühlingszeit		25
Karawanserai, Niedrigzeit		26
Russland, Karawanserai-Weg		27
Bazar im Ferghan		28
Gaukler mit Zauber		29
Silbernes Gürtelschloß (samt Aufschrift)		30
Gürtelschloß		31
Samarkand		32
Einzug in die Schahs Stadt, Moser		33

	Seite		Seite
Übersicht über den Schah-Sindleh-		Widderkampf	253
M	111	Pitschans	254
Fortsetzung der Schah-Sindleh-		Citadelle von Chiwa	255
M	113	Chiwanischer Marktleecken	258
Gesandter K	115	Tschaihana	259
Der Königst. Fort in Samarkand	117	Fort an der Grenze des bebauten	
Abbas-S	119	Landes	263
Gesandter	121	Lager am Rande der Wüste	265
Wolfsberg, Wulgenstein und seine		Sackis-Atluk	269
Fortsetzung	123	Mat-Murat, Diwan-Begi	271
Fortsetzung	125	Jomudenpferd, Geschenk für den	
Gruppier. Gesandtschaft	129	Kaiser von Oesterreich	273
Fortzug der Gesandtschaft in Bochara	133	Jemralipferd, Geschenk für den Kaiser	
Hof der Kosaken	138	von Oesterreich	275
Einrichtung in dem Gesandtschafts-		Jagd mit Falken	277
hotel	139	Widderhörner	279
Der Mehmandar der Gesandtschaft	143	Karavane in der Wüste	281
Kard und Albalta, Auszeichnungen		Nachtlager in der Wüste	289
der Hofbeamten	147	Turkmenischer Reiter	297
Mozadar-od-Din, Emir von Bochara	149	Hirschgeweih	299
Kusch-Begi	153	Tekke-Turkmene	303
Minister des Emirs	155	Tekkepferd, Geschenk für den Kaiser	
Tanzender Batscha	169	von Oesterreich	307
Thor von Scher-Bodin	173	Rückkehr von einem Akman	311
Zustellung der Geschenke in Scher-		Turkmenische Frauen	315
Bodin	175	Turkmenische Festung	319
Der Stern von Bochara	177	Russischer Gepäckwagen in der	
Mehmandar und Escorte	183	Achal-Oase	323
Balg- (Wettkampf zu Pferd um eine		Heimkehr von Sklaven aus Merw	325
Zugel)	187	Russische Soldaten in Transkasprien	331
Kanakyi-Pferd und Dschigite	189	Halsseisen und Kette Baschi-Serdar's	336
Serbardenwache in Tschardschui	192	Seheban	339
Citadelle von Tschardschui	193	Wildschweinjagd	343
Tera-Ischann und sein Hof	196	Sklavenraub	349
Dwan-Begi und Beamte von Tschar-		Zigeunerin	353
schui	197	Argalijagd	355
Erricht. an Bord	201	Hammam	357
Aber-Krug	202	Perser	359
Der Amu-Darja	205	Der Hehani von Budsehnurd und sein	
Turkeme über den Amu-Darja		Hof	361
schwimmend	209	Argalihörner	364
Erklärung von der Jagd an den Ufern		Kurdische Festung	369
des Amu-Darja	215	Persischer Barbier	371
Grenzwache	217	Kalian- und Hasehischpfeifen	377
Turkmenische Messer	222	Persische Waffen	381
Turkmenische Landschaft	225	Karavanserai	385
Grupp. von Chiwanern	227	Derwisch	389
Aussicht von Chiwa	229	Bronzeschale	390
Mat-Murats Haus	231	Stadtthor	393
Mat-Murats Thron-Mohammed-Emin	239	Zil-i-Sultan	396
Einstr. des Chan von Chiwa	240	Thron des Schah-Abbas	397
Garten des Chan	241	Dr. Tholozan	399
Strass. in Chiwa	247	Hof des Palastes	404
Wirbel am Bazar	249	Grüner Saal	405

	Seite.	Fig.
Nair-uss-Sultaneh	407	146
Perseim	415	Kavale (1. u. 2. Klasse) 147
Frauenbilder	416	Gen. 51 148
Bazarbude	417	Kawale (1. u. 2. Klasse) 149
Verkäufer	419	Turke (1. u. 2. Klasse) 150
Kungun (Thegetuss) aus Bochara	422	Lied. 146 (1. u. 2. Klasse) 151
Mendschl	427	W. 146 (1. u. 2. Klasse) 152

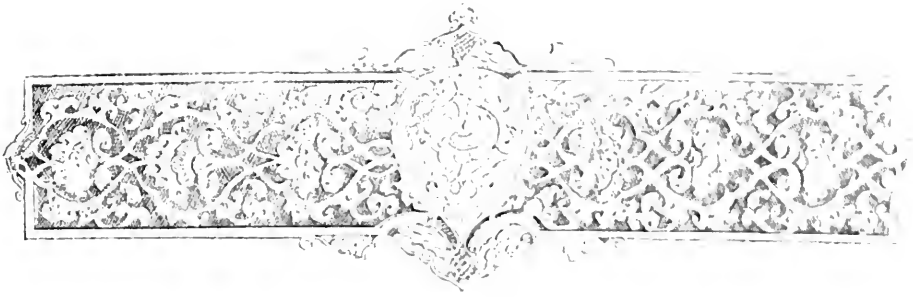
SEPARATBILDER.

Heinrich Moser (Foto-Bild)	153
Generalleutnant M. Tschernogow	154
Sartische Frau	157
Ansicht von Tschukent	158
Typen von Eingeborenen des russischen Turkestan	158
Sartischer Kaufmann	159
Waffen aus Bochara. — Sammlung von Kungunen.	162
Medressch (Universität)	162
Audienzsaal des Emir von Bochara in Scher-Bahn.	164
Firman von Bochara	167
Mohammed-Rahim, Chan von Chiwa	214
Turkmenische Typen	261
Turkmenische Festung im Atokgebiet	284
Tekke-Turkmenen aus dem Achalgebiet	310
Turkmenische Mühle bei Askabad	311
Brücke über den Tedschent bei Pal-i-Chatum	320
Nasr-Eddin, Schah-in-Schah	392
Ansicht aus dem Kaukasus	420
Moschee von Orta-Küi bei Konstantinopel	434

Übersichtskarte zu H. Moser's Reisen in Centralasien







ERSTES KAPITEL.

EINLEITUNG.

Orenburg. — Ein Gasthof an der Grenze der Steppe. — Der Salon (Le Salon) — Die Zimmer des Gouverneurs. — Reisevorbereitungen. — Der Fürst — Der General Tschernajew. — Meine ersten Expeditionen.

Es war im Monat September 1883; drückend liegt der Himmel über Orenburg; nur mit Mühe dringt die sonst unbarmherzige Sonne des Orients durch die dunstgeschwängerte Luft und durch den Staub, mit welchem der Steppenwind die Stadt bedeckt und sie in das der Wüste Asiens eigenthümliche melancholische Grau einhüllt.

Der weite, sandige Hauptplatz Orenburgs erscheint um so grösser, als ihn nur winzige einstöckige Häuschen umgeben. Die mit grünem Blech gedeckten Wohnungen der Aristokratie sind unfehlbar an den beiden links und rechts von der Eingangstreppe lagernden Löwen zu erkennen; diese Löwen haben übrigens viel mehr Aehnlichkeit mit dem unedelsten Vierfüßler der Schöpfung, als mit dem Könige der Thiere, welchen der arme Bildhauer aus der Provinz darstellen wollte. Die Zugänge zum Hôtel d'Europe bedeckt eine buntscheckige, lebhaft sprechende und gestikulirende Volksmenge, aus Kirgisen, geschwätzigem Tataren, bestaubten Sarten, Kosaken und russischen Muschiks zusammengesetzt. Unter der Masse der Neugierigen zeichnen sich die letztern besonders aus, zwar nicht durch den Reichtum ihrer Costüme, wol aber durch die Verachtung, welche sie ihren muselmanischen Nachbarn gegenüber an den Tag legen. Von Zeit zu Zeit öffnet sich plötzlich die dichte Volksmenge, um die elegant bespannten Droschken durchzulassen, welche vor dem Hotelthor halt machen. Auf den Fussspitzen, mit gestrecktem Halse und weitgeöffneten Augen betrachten die guten Leute mit einem Gemisch von Staunen und Bewunderung die Offiziere in ihren glänzenden Paradeuniformen sowie die städtischen Honoratioren, welche mit liebhafter Eile die Treppen des grossen Gebäudes hinaufstürzen, wo sich gewiss ein ungewöhnliches Ereigniss vollzogen hat.

Was soll die ganze Bewegung? Warum haben sich alle diese hübschen Equipagen an dieser Stelle zusammengefunden? Ein halbes Dutzend Tarantassen und Reisepackwagen, die, wenige Schritte vom Hotel entfernt, in einer Linie aufgestellt sind, haben dem Volke bereits angekündigt, dass eine grosse Karawane sich zur Abreise nach Centralasien anschickt.

General Tschernajew, Generalgouverneur von Turkestan, war, von Moskau kommend, im Hotel d'Europe abgestiegen. Kaum im Besitz seiner Gemächer, war er von Besuchern und Bittstellern bestürmt worden, die sich nach den guten Stellen jagen, über welche der General verfügt. Das ist ein ununterbrochenes Gehen und Kommen, ein unbeschreibliches Lärmen; eilige Ordomanzen folgen und kreuzen sich auf den Treppen und die Dienerschaft rennt hin und her. Nur mit Mühe kann man sich, ohne umgestossen zu werden, einen Weg durch alle diese Leute bahnen.

Der grosse Speisesaal und seine Zugänge sind mit Uniformen überfüllt. Auf den ersten Blick erkennt man die alten „Stepniaken“¹ an ihrer gebräunten Gesichtsfarbe und an der Kupfernase; ihre Kleider kommen gewiss nicht aus den Magazinen der grossen Fabrikanten der Hauptstadt; die abgeschabten Leibrücke bezeugen den langen Gebrauch, aber St.-Georgs- und St.-Wladimir-Kreuze glänzen auf mancher Brust; im ganzen nimmt sich der Typus des echt russischen altgedienten Berufssoldaten in seiner Feiertagsrüstung ganz gut aus. Im Vorsaal steht das Büffet mit dem „Sakuska“, eine Art kaltes Frühstück, bestehend aus Kaviar, Hering, geräuchertem Lachs und Käse, die mit verschiedenen Schnäpsen begossen werden. Wer je in Russland wohnte, hat diese den Appetit reizenden Zwischenessen, welche nach der Landessitte kurz vor der Tafel servirt werden, gewiss in gutem Andenken behalten. Wenn bisweilen ein einziges Schnäpsgläschen der ganzen Gesellschaft dienen muss, so ist das eben auch ländlich sittlich. Die sehr verfeinerten oder auch nur heiklern Leute, welche den Lippen ihrer Nachbarn nicht recht trauen, können das Gläschen vorher in ein Gefäss tauchen, welches Wasser von zweifelhafter Klarheit enthält.

Für den Beobachter ist das von der stehend discutirenden und essenden Menge umgebene Büffet ein dankbarer Boden, verschiedene Studien zu machen. Die hervorstehenden Backenknochen, die kupferige Gesichtsfarbe, die blühende Nase des dicken „Tschinownik“² mit der blauen Brille verrathen den eifrigen Verehrer der göttlichen „Atschischinatlaschen“, des dem Russen so theuren Schnäpses, an den sich auch der Franzose gewöhnen kann, dessen Name ihn aber derart im Halse kratzt, dass ihm das Aussprechen desselben nur beim Niesen gelingt. Als Sachverständiger hat sich unser Tschinownik ein Glas von ganz fürchterlichen Dimensionen ausgesucht, und die Art, wie er es handhabt, würde für sich allein schon beweisen, dass er die Vorstudien längst hinter sich hat. Die Grumasse, welche er nach dem Verschlingen des Schnäpses schmeidet, ist auch eine den russischen Trinker kennzeichnende besondere Gewohnheit, deren Wiederholung er nach keiner neuen Libation unterlässt.

¹ Die Tschinownik haben lange in der Steppe sich aufgehalten haben.

² Tschinownik = Kornbranntwein.

Ein anderer Typus mit der Unterbeugung macht sich geltend, die Hagerkeit seine Leibe und die geringe Anzahl der Zähne weisen, dass er nicht täglich so viel zu essen braucht. Aus Thee und Sakuska besteht eine Alltagskost, welche aus dem Buffetwirthes, denn wenn auch der Schmecker nicht immer so steht der Inbiss nach Fellebeben.

Das Glas in der einen, die Gabel in der andern Hand, er jeden Teller, verfolgt von den fortwährenden papillosen „Büffetschik“ der Sakuska, der eigentlich nur die gut gefüllte und dickgefüllter Börse Appetit zu machen, mit Tages- und Hauptmahl im Tage, weil ihm ein gewisse Heiterkeit, welche alle Tage den Luxus eines Diners gestattet.

In den Gängen wird geclunken und geplaudert, wie man sich in dem Maasse, als man sich der Gänge nähert, so wie hier wird das Gespräch nur mit hoher Stimme geführt, als der als eigentlicher Vorsaal dient, und die Gäste sich durch das Flüstern herab, bisweilen erhebt sich das ganze Geräusch, auch plötzlich, wie von einem elektrischen Schlag, stehen. Ursache der Störung ist eine der Aequale, welche, welche die ihm dargebrachten schreibetigen Beine, welche die Handbewegung oder mit einem, dem russischen Ohrschmerz, unmerklichen Kopfkicken erwidert.

In den äussern Vorzimmern ist die Luft zumachen gemacht, so wie schaft wie vergraben in einer den „Papiros“ Orgarettens, Rauchwolke, die den Hals zuschnürt und durch welche horrende Gassenrisse der Gesichter wie aus einem Nebel auftauchen. Auf dem dem Empfangssalon gelegenen Saale ist die Atmosphäre, die Luft aber in ganz anderer Weise. Hier liegt ein alibeständiges, welches in der Luft, das uns am freies Athmen hindert, welche überall in Russland in der Nähe eines hohen Wandertages. Es ist dies jenes Gefühl, welches einer meiner Freunde, der reichen Ausdrucksweise folgendermassen darstellt: „Wie Veronesi, der Grossen sieht man immer aus, als wenn man seine eigenen Gedanken verschlungen und schlecht verdaut hätten.“

Die Langeweile ist zwar der unvortheilhafte Gast, der ein Vorzimmer, aber nur in Russland kommt, mit dem Eindruck, welcher, der noch ein an Angst und Bangen streitendes Unbehagen, das in verschiedenen Grade und je nach ihrer Nervosität alle diejenigen empfängt, welche dort warten bis die Reihe an sie kommt, das auf der andern Seite der Scheidewand verborgene Orakel zu vernahmen.

Wie beneidet man die Stellung des dienstthunlichen Apparates, der so leicht die Schwelle überschreitet! Er hat heute schwere Arbeit, jeder Zug seines schönen, regelmässigen Gesichts strahlt im Bewusstsein der Wichtigkeit des ihm übertragenen Amtes, jedermann liebt ihn, lieben Hauptmann entgegen, drückt ihm die Hand und sucht ihn für seine Angelegenheit zu interessiren. Liehende weicht er den Klippen, die seinen Weg bedecken: hier entzieht er sich der Umarmung eines der

Manns, umpt entwischt er den ihm sich entgegenstreckenden Händen des Tschamowirk: „Dringende Dienstgeschäfte, meine Herren, Befehle zu erfüllen“ — und er verschwindet, um ein Gläschen Atschischina hinabstürzen und eine Pajeros zu verkohlen.

Während so die ganze Gesellschaft kommt, geht, seufzt, gähnt, hofft, wittert, warf noch einen Blick in den grossen Hof des Hotels: das Bild, welches er uns zeigt, lohnt wohl die Mühe, sich ein Weichen dabei aufzulassen. Der Hof ist voll von Reisewagen, die den General und sein Gefolge durch die Steppe führen sollen. Auf den ersten Blick bemerkt man die elegante zweisitzige Kalesche des Generals: die Sitze und das Dach aus Lackleder sind mit grauer Leinwand überzogen, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. Vier grosse Tarantasse werden das Gefolge aufzunehmen, dessen Gepäck auf mehrere solid gebaute Packwagen verladen wird.

Man unternimmt nicht leicht eine Fahrt von 2000 Werst¹ durch die Steppe, ohne einige Vorbereitungen getroffen und besonders nicht, ohne reiflich erwogen zu haben, was man unumgänglich braucht, ohne sich mit Ueberflüssigem zu beschweren: man muss eben für diese Gattung von Expeditionen auch seine Erfahrungen gemacht haben. Das erste und wichtigste Reiseumöbel, die Arche Noah's, die den Reisenden trägt und alles in sich birgt, dessen er bedarf, ist der Tarantass. Die unserigen — denn ich sollte zur Reisegesellschaft des Generals gehören — waren bei dem als gut bekannten Wagenbauer Romanow in Kasan im voraus bestellt worden.

Die starken Räder, deren Büchsen durch Kapseln gegen den Sand geschützt werden, sind durch birkenne Rippen verbunden, auf welchen der Kasten ruht, eine Art flachbodige Barke, deren Vordertheil geköpft wurde, Rückwärts schützt ein nach Bedarf und Belieben herabzulassendes Dach, und vorn ist ein breiter Sitz für den Kutscher und den Diener angebracht. Das Innere ist mit Leder ausgefütert und lang genug, dass der Reisende in der Nacht sich niederlegen kann.

Ein solches für zwei Personen eingerichtetes Gefährt erträgt jede Festigkeitsprobe und ist zugleich von grosser Leichtigkeit. Die Leder-
matratzen gehören zur Ausrüstung des Reisenden; sind sie aufgerollt, so bilden sie einen Sitz, an dem sich alle Stösse des Wagens abschwächen; gute bocharische Seidenkissen stützen den Rücken. Bei Tage sitzt man; in der Nacht werden die Matratzen ausgebreitet und bieten dann ein Lager, auf dem es sich vollkommen gut schläft.

GENERAL TSCHERNAJEW.

Bevor der ganze Zug mit seinen Vorbereitungen zum Antritt der Reise nach seinem Bestimmungsorte fertig ist, wird man gewiss mit Interesse einige Mittheilungen aus dem Leben des bedeutenden Mannes hören, welchen der Czar zum Gouverneur von Turkestan berufen hatte.

Generalleutnant Michael Tschernajew, im Jahre 1828 geboren, ist eine ausgesprochen militärische Erscheinung, mit scharf ausgeprägten Zügen und

¹ 1 Werst = 1067 Meter.



GENERAL-LIEUTENANT M. TSCHERNAJEW.

lebhaftem Herrscherblick. Er spricht wie ein Mann, der alles wohl abgewogen. Grosse Grösse in Verbanntem, und die Furcht bilden die Grundlage seines Charakters. Ein für Zucht und ein offenes Ohr für jedes Aergerniss. Die Grösse der Zucht und grosse natürliche Feindseligkeit haben viel dazu beigetragen, und wenn sein vortheilhaftes Herrschertalent sich geltend gemacht hat, so spricht seine Carriere für sich. Man hat ihm seine Kaltblütigkeit und seine militärische Furchtlosigkeit, und sein rasches Avancement verdankt, er hat sich durch die Prüfung erklimmt, die Stufen seiner glänzenden Laufbahn zu erklimmen *wird man im besten Sinne der Worte.*

Im Jahre 1816 zum Officier einer Grenadiercompagnie ernannt, im Krimkriege aus, worin er mit der Grenadiercompagnie ausgezeichnet belohnt und später, im Jahre 1820, zum Generalmajor in die Armee in der Provinz Tersch ernannt wurde. Die Russen waren Generalstabschef in Orenburg. An der Spitze der Bestrebungen, welche 2000 Mann stark war, und 40 alte Kanonen besaß, die er selbst führte, zog er als neuer Cortez im Jahre 1843 gegen 200000 Russen umgekehrter grosse Provinz zu erobern. Er begann mit dem Marsch von Tschinkent mit der Besetzung der 40000 Mann starken Armee von Kokan, welche von Alm-Kul, einem sehr geschickten Krieger, angeführt worden war. Der Marsch von Tschinkent nach Tersch ist eine Epopöe geworden. Die schlecht genährten und schlecht bewaffneten Soldaten dringen in dem vollständig unbekanntem Lande vor, die Erringung einer neuen Welt vor. Im Begriffe, sich in der Besetzung der Provinz zu Turkestan zu setzen, erhielt er vom Kriegsministerium die Befehle zurückzukehren! „Ich steckte die Depesche in die Tasche und sagte: Die Befehle zu bringen, eine Episode aus dem denkwürdigen Feldzuge. Ich fühlte mich sehr stolz und sehr glücklich, mich in der Nähe eines Mannes zu befinden, welcher so grosse Thaten, die er in der eben beschriebenen Weise erzählte, vollbracht hatte.“

Am Tage nach der Entscheidungsschlacht bei Tersch, in welcher Alm-Kul getödtet worden war, ging Tschernajew ohne Aufbruch zur Bedeckung in die von erbitterten Feinden besetzte Stadt, um sie zu erobern.

Dieser Zug tollkühnen Muthes war gleichzeitig ein Act grosser Pflicht, denn er erwarb ihm die Bewunderung der Orientalen, die die Aussenwelt ordentliche wollen und auf deren Einbildungskraft vor allem eingewirkt werden muss.

Von dieser Zeit her datirt der weitverbreitete, mit dem Namen Tschernajew, der damals Militär-gouverneur und Chan von Tersch, verbundenen grosse Ruhm; obwol seitdem 20 Jahre vergangen sind, hat die Armee niemals aufgehört, diesen Namen mit dem Gloriosa, die Welt der Barbaren zu umgeben. Die Legende von den Grossthaten Tschernajew und seiner Tapfern wird noch heute von den Soldaten in der Steppe gesungen; selbst die Eingeborenen feiern ihn in ihren Balladen, und beten

Namen „Schir-najep“ oder „Schir-naip“, was soviel wie „Löwenabbild“ sagen will. Die Kirgisen nennen ihn in ihren „Utlinen“ oder Versammlungen, wo die Barden die Helden besingen, ihren „Batter“ d. i. Ritter.

Auf den glänzenden Feldzug mit seinen reissend schnellen Siegen, folgte ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel: Tschernajew fiel in tiefste Ungnade, was übrigens in den russischen Geschichtsbüchern gar nicht selten vorkommt. Die Eroberungen blieben; aber die Lorbeern des Helden waren nur von kurzer Dauer. Der mit dem Commandeurkreuz des St.-Georgsordens geschmückte General dachte einen Augenblick daran, Notar zu werden, um für die Bedürfnisse seiner Familie zu sorgen.

Achtzehn Jahre lang arbeitete Tschernajew in stiller Zurückgezogenheit als bedeutender Publicist an grossen patriotischen Werke; erst im Jahre 1876 trat er aus dieser vergessenen Stellung hervor, um als Obercommandant die Leitung des serbischen Feldzugs zu übernehmen. Je abweichender man in Europa über diese Leitung urtheilte, um so mehr wird sie von denjenigen gewürdigt, welche Gelegenheit hatten, am Ort und Stelle die unter unheilvollen Auspicien begommene heroische Unternehmung zu beobachten. Die Thronbesteigung Alexander's III. und der Tod des Generals Kaufmann riefen Tschernajew in seine frühere Stellung zurück.

Durch ein Zusammentreffen vielfach verschlungener Umstände hatte ich das Glück, zu dieser Zeit die Bekanntschaft des Generals zu machen, der schon lange meine Phantasie beschäftigte, und den ich nicht nur seiner Thaten, sondern auch der würdevollen Haltung wegen bewunderte, mit welcher er ein grosses Misgeschick zu ertragen verstanden hatte.

MEINE ERSTEN EXPEDITIONEN.

Noch sehr jung und vor Begierde brennend, meine Kräfte im Kampfe um eine neue Existenz zu messen, verliess ich Moskau im Jahre 1868 mit einigen hundert Rubeln in der Tasche, mit nur leichtem Gepäck ausgerüstet, aber von grossem Muthe beseelt. Unwiderstehlich zogen mich die neuen Eroberungen in Centralasien an. In jugendlicher Anmaassung zweifelte ich nicht an der Möglichkeit, mir in jenen Gegenden eine unabhängige Stellung zu gründen, die mir zugleich es ermöglichen würde, meiner Leidenschaft für das Unbekannte, welche zahlreiche Reisebeschreibungen, die Lektüre meiner Kindheit, in mir entzündet hatten, im vollen Maasse nachgehen zu können.

Damals fesselte mich das Studium der Sprache und der Sitten der Kirgisen einige Monate lang an Orenburg. Als ich genügend vorbereitet war, wollte ich, mit vortrefflichen Empfehlungen in der Tasche, meine Reise fortsetzen. Der damalige Gouverneur von Orenburg, General Kriechanowski, bedeutete mir jedoch, dass, da Turkestan sich im Belagerungszustande befinde, es nicht jedem nach Belieben erlaubt sei, das Land zu betreten; er würde mir nur dann Orenburg zu verlassen gestatten,

wenn ich die Bewilligung des Ministers aus dem Jahre 1860 wie Tschernagew nach der Schlacht von Eschwert in die Tasche und verliess in stockfinsterner Nacht Omsk mit ein paar einiger Freunde, welche entzückt darüber waren, sich an dem dort gespielten Streiche zu betheiligen.

Aus Furcht, von den Starren des östlichen Autokratismus zurückgebracht zu werden, vermied ich die russische Kaaserei und hielt mich nur an den Auls (Bauern) der Nordsteppen, welche überall sehr gastfreundlich zeigten, dank der guten Empfehlung, welche mir einige befreundete Sultane zu diesem Ende mitgebracht hatten. Ein Jahr und Monate später zog ich in Taschkent ein.

Zu jener Zeit war der Generalgouverneur von Turan ein alter Kaufmann, von einer Menge junger Gardeoffiziere, welche aus Europa verlassen hatten, entweder um Farbe zu empfangen oder um Missethaten, wie Schulden, Entführungen, und andere Keckheiten zu sühnen; daher kam es, dass Taschkent den Spitznamen des *petits-ereves* der Gardes erhielt, das heisst, der Ort, wo die kleinen Offiziere führten. Trotz des exorbitanten Preises von 1000 Rubel für ein Fass Champagner in Strömen. Das Duell war an der Tagesordnung, oft schlug man sich nur, um die Hand in der Leber zu erproben, und augenblicklich gab es keine Expedition, welche den Trupps nicht vollkommen gestümmte Jugend befriedigt hätte.

Die ersten Wochen meines Aufenthalts in Taschkent verbrachte ich im angenehmen Nichtsthum. Aber eines schönen Tages machte ich eine melancholische Wahrnehmung, dass meine Baarschaft zu Ende war. Nachdem der erste Schrecken vorüber war, machte ich mich auf die Suche nach einem Lebensunterhalt, ohne zu den Börsen meines Landes Zuflucht nehmen zu müssen. Es wäre mir leicht gewesen, mit einem Grade in die Armee einzutreten. Aus Abscheu vor dem Gardeleben verzichtete ich auf diesen Gedanken und zog es vor, festlich zu essen und den Leibriemen fester anzuziehen, wenn man, wie ein riger Magen zu heftig schrie.

Endlich fand ich Beschäftigung bei meinen Freunden, den Steppetkirkisgen. Ich wählte gute Pferde aus und kaufte sie um 100 Rubel das Stück. Nach 11 Tagen hatte ich sie nach dem System kirkisgebändigt und gute Reitthiere daraus gemacht, welche ich an die Offiziere in Taschkent verkaufte. Nichts bringt besser auf gute Gedanken als die Noth.

Ich hatte zwar den richtigen Weg zu erwerben und zu verdienen eingeschlagen, allein ich merkte bald, dass die bei der brennenden Sonne übererschöpfende Dressur wilder Pferde mir nicht länger entsprechen konnte. Ich verband mich daher mit einem Freunde und war bald in verschiedenen Speculationen verwickelt, als die Ankunft eines Italiensers mit eines seiner Tages neue Aussichten eröffnete.

Der Mann war Züchter von Seidenwürmernern, welche er nach Italien einführen wollte, wo eine Krankheit unter diesen werthvollen Insekten grosse Verwüstungen anrichtete. Er setzte mir die unermessliche Zahl der

dieses Ausführartikels auseinander. Die Unze Eier kommt in Turkestan auf 1 Franc zu stehen und wird in den versuchten Ländern zu 25 Francs verkauft. Von diesem Augenblick an verlegte ich mich ausschliesslich auf die Zucht des *Bombus mori* und legte eine Seidenbaustatistik von Turkestan an. Diese Arbeit bot mir Gelegenheit, das ganze Land zu durchstreifen und bis Kokan vorzudringen, in der Hoffnung, Kaschgar zu erreichen, von wo ich auf dem von Schlagintweit verfolgten Wege nach Europa zurückkehren gedachte. Unglücklicherweise musste ich umkehren, weil Jakub-Beg, der kühne tatarische Abenteurer, der sich aus der Westprovinzen Chinas ein kleines Königreich herausgeschnitten hatte, keinem Europäer erlaubte, seine Staaten zu betreten. So kam ich nach Tschikent zurück mit dem Plane, von hier aus Europa wieder zu erreichen, wo ich meine grossartigen Entwürfe ins Werk setzen wollte.

General Kaufmann, der sich für meine Arbeiten interessirt hatte, schickte mich nach Russland, um in dieser Angelegenheit direct mit dem italienischen Botschafter zu verhandeln. In der That hat dieser den General, den wiederholten Ansuchen der italienischen Regierung, welche mit Centralasien in Beziehungen zu treten wünschte, entgegenkommen zu wollen. Von den Expeditionen von Meazza, Gavazzi und Litta her wusste man nämlich, dass eine Seidenwürmerrasse existire, welche bis auf die Gegenwart stets von jeder Krankheit verschont geblieben war. Mit einem Kurierpass versehen machte ich diesmal die Fahrt durch die Wüste in einem guten Wagen.

Auf der italienischen Botschaft in St.-Petersburg wurde ich sehr gut empfangen. Kaum hatte ich meine Eröffnung gemacht, so erhielt ich den Besuch des Delegirten der italienischen Regierung, welcher beauftragt war, mit mir über die Organisation der Ausfuhr im grossen Maasstabe zu verhandeln; in diesem Augenblick jedoch setzte mich eine Vorladung des Asiatischen Departements zum erstenmale in Verbindung mit seinem Director, welcher mir eröffnete, dass eine internationale Verhandlung zwischen dem Generalgouverneur des Turkestan und Europa nur mit der Genehmigung des Departements durchgeführt werden dürfe, sodass ich für den Moment meine Mission als null und nichtig betrachten könne.

Diese Audienz zertrümmerte sonach mit einem einzigen Schlage alle meine Luftschlösser; wenn man aber noch jung ist, verzweifelt man nicht so leicht.

Der damalige Reichskanzler, Fürst Gortschakow, interessirte sich für die von mir verfolgten Ziele. In den von mir ausgearbeiteten Berichten gelang es mir nachzuweisen, dass die Ausfuhr der Seidenwürmereier mit der Zeit von Wichtigkeit werden könnte, und dass Centralasien im Stande wäre, jährlich eine Quantität von Eiern nach den versuchten Ländern anzuführen, welche zu jener Zeit einen Werth von 25 Millionen Francs repräsentirten. Ganz von selbst vollzog sich ein vollständiger Umschwung in den Ansichten des Asiatischen Departements: es setzte sich an die Stelle meines frühern Beschützers, des Generals Kaufmann, und schickte mich nach Böhmen, um dort direct in dieser wichtigen Angelegenheit zu verhandeln.

Sobald ich in Florenz angekommen war, wurden mir aus den Anspicuen des Baron Ricassoli und des Herzogs von Genua zwei Membranen (eine Bacologische Gesellschaft), welche sich zu kaufen wünschten, und eine Würmererei zu kaufen, welche ich zu liefern zu Stande brachte. Ich wurde auch mit Kapitalen verschiedene Züchter worden, mag bei sich behalten, und ich wieder den Weg nach dem Orient er.

Acht! ich hatte keine Ahnung von der in Florenz bestehenden Würmererei-Aufnahme. General Kautmann empfing mich zuerst, und ich erzählte ihm alles, was ich sagen, und doch kam ich als Delegirter der Asiat. Dep. nach Petersburg.

Sobald Sr. Excellenz, der General, von dem ich die Würmererei genommenen Schritten erfahren hatte, beauftragte er mich, die Würmererei aus der Seidenwürmererei aus Turkestan zu verfertigen, und die Seidenwürmererei auf der Rückreise nach St.-Petersburg einzubringen. Ich habe die Seidenwürmererei melden, dass, wenn sie in der Hauptstadt, oder in einer Provinz der Herr sei.

In welcher Stimmung ich den Vierer, der die Seidenwürmererei in die bittere Betrachtungen an über die Nichtigkeit der Seidenwürmererei, und über das gute Einvernehmen unter den hohen russischen Würtern, und über die bewundernswürdige Fähigkeit, mit welcher die russischen Würter für das öffentlichen Wohle arbeiten.

Und dennoch blieb mir noch eine Sache am Herzen, die ich dem Director des Asiatischen Departement, Sr. Excellenz, General Kautmann beigegebenen diplomatischen Agenten, oder von dem General beauftragt worden war, mich in meinem Unternehmen zu unterstützen. Ich wurde mir befreundete Herr von Struve setzte Hummel und Frey, die sich um einen Anknüpfungspunkt zwischen den beiden Reichern bemühten. Seine Stellung war daher eine sehr demervoller gleichzeitiger. Ich sollte ein Diplomats niemals um einen Ausweg verlegen. Eine fremde Sache sollte nach Bochara geschickt werden, man beschleunigte die Arbeit, und mir wurde offiziell eröffnet, dass es mir zur Befriedigung der eingegangenen Verträge hienieden, die Seidenwürmererei in der Stadt Bochara zu sammeln.

Einige Tage vor seiner Abreise hielt ich doch der russischen Gesandten nach Bochara bestimmte Oberst N. J. G. geliebte Worte an mich: „Lieber Freund, ich will Ihnen, welche Arbeit ich Ihnen einen guten Rath zu geben. Schreiben Sie Pa. Barchanow, und lassen Sie dieses verwünschte Land. *Eh, nous en avons assez, saie chez nous.*“ Ich bin von Sr. Excellenz beauftragt, Ihnen die Pa. des Ihnen in Taschkent übergebenen Schreibens anzulegen. Wenn die französische Sprache Wortspiele leicht macht, so kann die russische namentlich unter der Feder des Generals, zu Zweideutigkeiten solcher Art, welche Ihnen vielleicht entgangen sind. Ohne Zweifel haben Sie die Sendschreiben dahin verstanden, dass Sie Mitglied der Botchaft sein. Wohlan! der General befiehlt mir, Ihnen den Sinn dieser Verfassung dar-

¹ „Mehr als kühl.“

² Unübersetzbares Wortspiel: „Verzichten Sie sich auf die Seidenwürmererei, und darauf, in unserm Lande Seide zu spinnen.“

zu deuten, dass es Ihnen freisteht, mit der Botschaft, ohne ihr officiell anzugehören, nach Bochara zu gehen und während der Zeit des Aufenthalts derselben in den Staaten des Emirs nach Seidenwürmereiern zu sachen. Ich brauche Ihnen wol nicht zu sagen, dass, wenn Sie sich in jenes Land wagen, Sie Gefahr laufen, das Los der drei italienischen Abgeordneten zu theilen, welche 11 Monate lang Gefangene des Emirs waren und von welchen einer an den Folgen der ausgestandenen Leiden starb.“

Ich drückte dem braven Obersten die Hand, und am folgenden Morgen sah mich die aufgehende Sonne allein auf der Strasse nach Bochara, begleitet von einigen wackern Ural-Kosaken, welche mir mein Freund, Oberst Strantmann, anvertraut hatte und die zu jenen abenteuernden Kosaken gehörten, welche nach Beendigung ihrer Dienstzeit in ihr Vaterland zurückkehren wollten. Eine zu Händen ihres Chefs erlegte hohe Summe, welche sie bei der Rückkunft von der Expedition, falls sie überhaupt wieder zurückkommen würden, in Empfang nehmen sollten, verpflichtete sie, die Expedition unter meinem Befehle zu unternehmen.

Da ich die Reise einige Tage früher als der Botschafter, der mir auf demselben Wege folgen sollte, angetreten hatte, so täuschte sich die Bevölkerung und erwies mir Ehrenbezeugungen, welche für den Botschafter bestimmt waren. Alles ging gut bis Bahueddin, wo ein fanatischer Volkshaufen die Karavanseraï belagerte, in welche ich mich zurückgezogen hatte; dass ich mit heiler Haut davonkam, hatte ich nur einer Abtheilung Kulbaschis von der Garde des Emirs zu verdanken, welche mich befreiten und mir die Weiterreise nach Bochara ermöglichten, wobei sie freilich nicht verhindern konnten, dass mir ein Hagel von Wurfgeschossen aller Art nachgeschickt wurde.

In Bochara angekommen, wurde ich selbstverständlich Gefangener des Emirs, aber man liess mir Zeit und Musse, meine contractlichen Verbindlichkeiten zu erfüllen. Ich errichtete Werkstätten, in welchen bis 100 Soldaten des Emirs unter meinen Befehlen arbeiteten. Alles ging vortreflich, und als die Stunde der Befreiung schlug, zog ich leichten, frohen Herzens an der Spitze einer grossen Karavane ab. Aber noch immer sollten die Plackereien kein Ende haben; die unangenehmste Ueberraschung bereiteten mir die Russen an ihrer Grenze.

Alle meine Waaren wurden mit Beschlagnahme belegt; ich glaubte sogar meiner persönlichen Sicherheit so wenig sicher zu sein, dass ich, angeekelt von dem mir gegenüber beliebten Verfahren und überdies krank vor Anstrengungen und Entbehrungen, in die Wüste eilte, um Europa wieder zu erreichen. So wurde eine der kühnsten und gewinnbringendsten Handelsunternehmungen zum Scheitern gebracht.

Die Erinnerung an das unabhängige Leben, welches ich geführt hatte, wollte mir trotz alledem nicht aus dem Kopfe; denn diese Reisen voll Gefahren und Aufregung haben zwar einen sehr herben Beigeschmack; wer sie aber einmal gekostet hat, fühlt sich immer wieder von ihnen angezogen. Darin liegt es, dass mir 13 Jahre später, als ich den Tod des Generals Kaufmann erfuhr, der Wunsch, nochmals eine Reise quer durch den asiatischen Continent zu wagen, weder Rast noch Ruhe liess.

Seit Marco Polo hat meines Wissens noch kein anderer Europäer die Reise gemacht; es ist dies der Ungar Berzenczy, welcher von Kaschgar, Wernoje abtraste, bis Kaschgar und darüber hinaus nach Indien erreichte. Ueber diese Reise hat man nicht viel erfahren; denn der Unglückliche, dem die Füsse gebrochen hatten, starb kurz nach seiner Rückkehr im Irrenhause.

Die Bruder Schlagintweit kamen von Ustet nach Kaschgar vor, und heute haben die Russen durch die Berzenczy bleibt noch immer der einzige Europäer, welcher Nord nach Süd durchquerte. Die sibirische Kaiserin Katharina II. Schrief nach Indien über Kabul und Peshawar, und viele europäischen Reisenden ganz unglücklich versuchten dieses Abenteuer zu versuchen, wodurch viele von ihnen in das Asiatische Departement des Ministeriums der Aussenwärtigen Angelegenheiten berufen wurden, um die Angelegenheiten dieses Unternehmens zu unterstützen.

Nicht jeder, dem es beliebt, reist im Geraden, und viele haben dies bereits erfahren, nur mit Erleichterung der Reise überschreitet man die Grenze Turkestans.

Von vorhinem stellte man mir die Unmöglichkeit vor, nach Turkestan zu kommen, wo angeblich der so sehr edelmüthige Fürst verhandelt wurde. Nur ein Mittel blieb mir übrig, die Aufmerksamkeit des Generalgouverneurs von Turkestan, General Fochrapow, zu erlangen, zur Krönung nach Moskau kommen sollte. Ich hatte mich an ihn wenden und meine erste Audienz bei ihm war sehr glücklich. „Kommen Sie“, sagte er, „überzeugen Sie sich persönlich, ob Ihre Absicht ausführbar ist; ich werde Ihnen in allem, was von mir abhängt, behülflich sein.“

In dieser ersten Unterhaltung schon konnte ich die Ueberzeugung begreifen, welche dieser merkwürdige Mann mit seiner ganzen Energie ausübt. Unwiderstehlich gewinnt er das Herz derer, welche sich ihm nähern, und vom ersten Augenblick an fühlt sich derjenige, der ihm tritt, zu jeder Aufopferung bereit. Seine Soldaten haben gegen ihn und weit mehr noch die Eingeborenen, angeachtet er sie schon im Treffen geschlagen hatte, oder vielleicht gerade deswegen.

Immerhin riethen mir meine Freunde, meine Abreise von der Rückkehr des Generals in seine Hauptstadt zu verschieben. Einer meiner frühern Reisegefährten in Turkestan bot mir Gastfreundschaft bei seiner Abreise an.

Ich ting beinahe an, den eigentlichen Zweck meiner Moskafahrt zu vergessen, als die Nachricht von dem nahe bevorstehenden Eintritte des Generals Tschernajew plötzlich die Feste und Jagden unterbroch, welche mir die liebenswürdige russische Gastfreundschaft veranstaltete. Eine ausnahmsweise grosse Begünstigung erwartete mich; der General schlug mir vor, die Reise nach Taschikent in seinem Gefolge zu machen. Dass ich diesen Antrag dankbarst annahm, ist wol selbstverständlich, und zwar um so mehr, als mir Prinz Wittgenstein, der von Sr. Maj.

dem Kaiser in besonderer Mission an den Hof von Buchara geschickt wurde, nur einen Platz in seinem Wagen freihielt. Meine Vorbereitungen waren beendet; durch einen der sonderbarsten Zufälle fand sich auch mein treuer Mohammed-Ali, der mich auf meinen frühern Reisen als Übersetzer und Diener begleitet hatte, wieder ein und entschloss sich, von heute auf morgen wieder in meinen Dienst zu treten. Er sorgte für mein Gepäck, ohne dass ich mich um das Geringste zu bekümmern brauchte; besser als ich wusste er, was man auf einer solchen Expedition braucht. Ich dankte dem Himmel für das glückliche Zusammentreffen; denn Mohammed allein ist so viel werth, als ein halbes Dutzend Diener; er kocht, dressirt Pferde, besorgt den Kammerdienst und im Nothfall versteht er es auch, sich tapfer zu vertheidigen.



Sartisches Gürtelschloss aus ciselirtem Silber.

Leanton, welcher die Passagiere registriert und die „Pragonir“ (Gebühren) zahlt, welche mit 3 Kopeken per Werst und Pferd berechnet werden. Die Regierung zahlt ihrerseits jährlich 100 Rubel für jedes Dreigespann. Die guten und kräftigen Thiere kommen aus Aulieh-Ata; sie sind von gedringenerm Bau, aber merkwürdig leistungsfähig und führen den schwersten Farahtass im Galop durch den Sand.

Die Abfahrten sind oft mit aufregenden Scenen verknüpft; sechs, zehn, bisweilen noch mehr Kirgisen müssen die Troika halten; wie eine aus Menschen gebildete Traube hängen sie sich an die Ohren und Mähnen der Pferde. Das Zeichen zur Abfahrt wird gegeben; wer nicht zur rechten Zeit loslässt, was er hält, wird zu Boden geworfen und „Haïda valay!“ geht es fort im Carrière. Kommt unglücklicherweise am Geschirr etwas in Unordnung, so muss jedermann Hand ans Werk legen. Wehe dem Reisenden, dem es bei der Abfahrt nicht gelungen ist, sich am Wagen festzuhalten; er wird einige Werst zu Fuss laufen müssen, um sein Vehikel wieder einzuholen.

Auf jeder Station findet man jetzt ein ziemlich anständiges Zimmer; hier nehmen wir unsere drei täglichen Mahlzeiten ein, welche aus Conserven und verschiedenen, dem Packwagen des Generals entnommenen Vorräthen bestehen und auf welche unabänderlich der Thee folgt, das unentbehrliche Getränk, welches den Geist belebt und dem Körper neue Kraft verleiht. Zu den Mahlzeiten versammelt sich die ganze Karavane. Mit der ihm auszeichnenden Anmuth hat der General einen ganz ungezwungenen Umgang eingeführt; jede Etikette ist verbannt und man conversirt in angenehmster Weise in französischer Sprache.

Von Orsk ab ändert sich vollständig der landschaftliche Charakter der Gegend. Wir betreten die Steppe; hier gibt es keine Cultur, keine Dörfer mehr; die endlose Ebene ist das Gebiet der nomadisirenden Kirgisen. Nach der Schneeschmelze verwandelt sich dieser Theil der Steppe in schöne Weiden, welche zahllose Heerden ernähren, die der Reichthum dieser Nomaden sind; bald aber verbrennt die glühende Sonne des Orients die Vegetation und die im Frühling so lachende Gegend wird wüst und dürr und ist dann nur noch eine schwarze traurige Ebene.

Schon früher hatte ich zu verschiedenen Jahreszeiten die weiten Ebenen Centralasiens durchzogen; ich sah sie schneebedeckt vom „Buran“ (Schneesturm), welcher bisweilen ganze Karavanen unter seinem eisigen Leuchtliche begräbt; um diese Zeit sind sie ein Bild des Schreckens und der Trauer. Die Temperatur wechselt in der Steppe von -30° R. im Winter bis $+35^{\circ}$ im Sommer. Das ist die Heimat des Kirgisen, eine Heimat, die er anbetet und deren poetische Schönheiten er in seinen phantastischen Improvisationen besingt.

Die Turkmenen, Karakalpakten, Käsaken, Usbeken und Kirgisen, welche die endlose aral-kaspische Niederung bewohnen, unterscheiden sich untereinander mehr durch ihren physiognomischen Ausdruck und durch ihre Sitten und Gebräuche, als durch ihre Mundarten, welche sammtlich mit der türkischen Sprache in Zusammenhang stehen.

Die Kirgisen sind am zahlreichsten. Sie unterteilt sich in 1. Kirgisen (Schwarzkirgisen), welche vom Altai und Haim-Sai (nördlich vom Issyk-Kul-See) sich ausbreiten, und 2. Karakirgisen (Kaschgar). Zahl nach sind sie mehr als eine Million, denn Weib und Kind zählt man als Nomaden. Ihr Wandergebiet ist die schwer abzugrenzende Gegend vom Ural bis an den Balkaschsee und vom Amu-Darja bis an die Grenze von Sibirien.

Wer sind die Kirgisen und von woher stammen sie? Sie wissen es thatsächlich nicht. Sie behaupten von vierzig Türken (*türk*, vierzig, und *kir*, Jungfrau) abstammend und von der Gegend Chinas hergekommen zu sein; aber die Zeit ihrer ersten Einwanderung in die Steppe wissen sie mit Verlässlichkeit nicht anzugeben. Der ordentlich organisirte Stamm war die kleine Horde der Kirgisen, die Stammgemeinschaft der drei Familien oder Kräfte: Aymak, Jang und Tscheteru. Nach und nach kamen andere Familien, welche die grossen Steppe nieder, welche damals von Kaimulak bewohnt wurde, vertrieben die letztern aus der Gegend. Die Kirgisen sind kleinwüchsig und muskulös; auf einem wahren Sternäcken ruht der Kopf, welcher sich durch niedrige Stirn, breites Gesicht, kleine, schwarz glänzende, einanderstehende Augen, flache Nase, absteigende, fast herabhängende Ohren und spärlichen Bart charakterisirt. Da sie aber alle Nomaden sind, so gilt Fettleibigkeit bei ihnen als Merkmal der Vorzüglichkeit.

Der Kirgise trägt Hosen aus Thierhaut oder Sammt, deren Länge unter der Stieckerei verschwindet; ferner ein „Beschmet“ oder eine Jacke und endlich den „Chalat“, eine Art Schlackrock ohne Tauchen, dessen übertrieben lange Ärmel an den Achseln sehr weit und an den Enden eng sind. Der Chalat, bei den Reichen aus Seide oder Sammt gefertigt und mit Stickereien bedeckt, wird für den Armen einfach aus Baumwollstoff hergestellt. Ein grosser Ledergürtel, welchen der Arm ebenfalls durch ein Stück Baumwollstoff ersetzt, hält dieses Koststück an der Taille zusammen; am Gürtel werden die Felle, ein Messer und ein Sack mit Pulver und Blei befestigt.

Ist die Aussenseite seines Chalats schon gar zu schmutzig geworden, so kehrt ihn der Kirgise um und wiederholt dieses Manöver so oft, bis der Chalat vor lauter Wenden und Drehen in Fetzen zerfällt, das Haar sowie das Schnupftuch glänzen am häufigsten durch ihre Abwesenheit.

Die Kirgisen rasiren sich den Kopf und bedecken ihn beständig mit einem kleinen runden, bisweilen reich gestickten Mützechen, um welches im Sommer ein von irgendeinem russischen Kramer erhandeltes Tuch geschlungen wird, welches in sehr unvollkommener Weise an den Furbau erinnert. Oft sieht man sie, im Sommer wie im Winter, eine Fuchsförmige, mit Fuchs- oder Lammfell gefütterte Mütze tragen; seltener bedienen sie sich eines Hutes aus weissem Filz, der eine überraschende Aehnlichkeit mit den Spitzhüten hat, welche unsere Kinder aus einem dreieckig zusammengelegten Bogen Zeitungspapier als beliebtes Spielzeug zu machen pflegen. Die breiten, vorn aufgestülpten Ränder dieses Hutes sehen zwei Hörnern ziemlich ähnlich. Diese Kopfbedeckung wird

bald der Länge, bald der Breite nach aufgesetzt, was dem Träger ein höchst barockes Aussehen verleiht.

In einem so sehr wechselnden Klima, wie das der Steppe ist, wo man Unterschiede von 60 Grad zwischen der Sommer- und Winter-temperatur beobachten kann, sollte man auch einen grossen Unterschied in der Kleidung in beiden Jahreszeiten erwarten. Dem ist aber nicht so. Es gibt vielleicht kein zweites Volk auf der Welt, welches so gut wie die Kirgisen im Stande ist, die Unbilden des Wetters in den verschiedenen Jahreszeiten zu ertragen. Ich sah Reiter, die mich im Winter bei so scharfer Kälte begleiteten, dass ich trotz dreier Pelze zu leiden hatte, lustig und guter Dinge mir zur Seite dahinsprengen, welche nur mit zwei

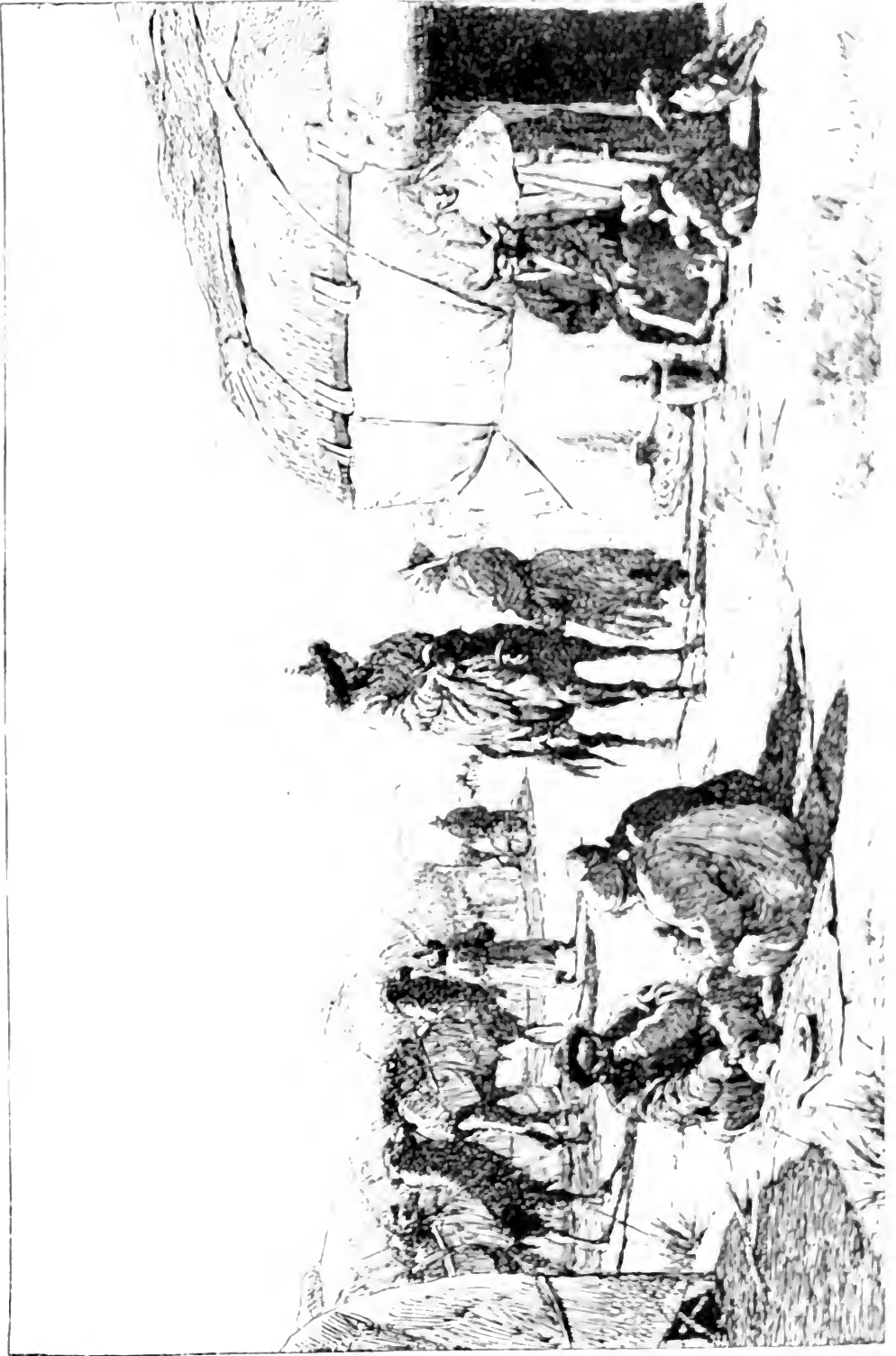


Der Tarantass.

einfachen Chalats bekleidet waren, durch deren Falten zur Zeit der Burene der eisige Schnee ihnen bis auf die Haut durchdrang; als Fussbekleidung hatten sie nichts als schlechte Stiefeln, in welchen oft sogar die Lampen fehlten, um die Socken zu ersetzen.

Als Ersatz hält der arme Steppenbewohner viel darauf, sich im Winter das Haupt würdevoll mit einer grossen phantastischen Kapuze zu bedecken, welche an den „Baschlik“ erinnert. Erlaubt es ihm sein Vermögen oder seine sociale Stellung, einen reichgestickten Chalats zu tragen, so zieht er Winter und Sommer über dieses Kleidungsstück einen Chalats aus Kamelhaar an; er verbindet damit den doppelten Vortheil, dass er sich gegen die Unbilden von Wind und Wetter schützt und dass er darin ebenso düster und eintönig aussieht wie alles, was in der Wüste erscheint.

Die Weiber haben mongolischen Typus, sind aber besser ausgebildet wie die Männer; in der Kleidung unterscheiden sie sich nur sehr wenig



von ihren Gatten. Sie tragen einen Chalat aus hellfarbigem Baumwoll- oder bocharischem Seidenstoff, Hosen und Stiefeln. Die jungen Mädchen lassen das Haar in flatternden Flechten hängen und tragen als Kopfbedeckung eine mit Blumen, Federn und Perlen verzierte Pelzmütze. Die verheirathete Frau, die ihr Haar nie sehen lässt, zeichnet sich in ihrem Costüm durch eine grosse weisse Schärpe aus, welche den Kopf, den Untertheil des Gesichts und oft auch die Büste einhüllt.

Die jungen Mädchen tragen ihre schönste Zierde, die Haare, in langen, mit Bändern und Geldstücken durchflochtenen Zöpfen; sind sie nicht lang genug, so wird der Mangel geschickt durch Rosshaar ersetzt.

Die kirgisischen Schönen sind grosse Verehrerinnen der rothen und weissen Schminke aus Bochara, mit der sie sich greulich bemalen; die Raffinirtesten färben sich sogar die Nägel gelb mit den Blättern des Hemmastrauches. Sobald sie aber einmal verheirathet sind, wird der Toilette und den Tändeleien, ganz besonders aber der Galanterie, mit der sie den Damen unserer civilisirten Länder zum Trotz aufzutreten wissen, Lebewohl gesagt! Ihre anfängliche Freiheit weicht einem Dasein voll Hingebung und Arbeit, und die Sonne übernimmt es, sie mit jener wunderbaren Färbung zu überziehen, welche die Alterthumskenner an den florentinischen Bronzen so ungemein hochschätzen.

Das neugeborene Kind wird von seiner Mutter 40 Tage hintereinander im freien Wasser gebadet; dann ist es rein und für den Rest seiner Lebtag von jeder Abwaschung dispensirt. Bis zum zehnten Lebensjahre ist die Kleidung der Kinder beiderlei Geschlechts auf das denkbar Einfachste beschränkt; die Aeltern beschränken sich darauf, ihnen die Köpfe zu rasiren, im übrigen sind sie von Neujahr bis Sylvester splinternackt wie die Hand und schmutzig wie Schweine. Die Mütter säugen sie oft bis zum fünften Lebensjahre.

Der Kirgise, der sich selbst „Kasak“ (Landstreicher) nennt, ist das Ideal eines Nomaden; alle Versuche, ihn an ein sesshaftes Leben zu gewöhnen, mißlingen, mit Ausnahme an den Grenzen gegen Russland, wo er sich entschliesst, in einem Hause zu wohnen, welches er sich sehr widerwillig selbst erbaut. Wirklich glücklich fühlt sich dieses Naturkind nur draussen, mitten in der unbegrenzten Steppe, wo nichts den freien Ausblick hindert. Wälder flössen ihm einen unennbaren Schrecken ein; er macht sich auch gar kein Gewissen daraus, sie durch Feuer zu zerstören; ein einzeln stehender Baum dagegen wird für ihn zum geheiligten Wallfahrtsort. Seine Lieblingswohnung ist die „Jurta“ oder „Kibitka“, welche die Weiber in sehr kurzer Zeit aufschlagen und abbrechen, und die sich leicht auf den Rücken eines Kamels verladen lässt. Sie ist ein kreisrundes, einem Bienenkorb ähnliches Zelt von 4 m im Durchmesser und 3-4 m Höhe, mit kegelförmigem Dache. Das Gerüst besteht aus einem aus biegsamen Stäben geflochtenen netzartigem Gitter und hat viel Aehnlichkeit mit dem bei uns *cache-pot* genannten Möbel, womit man die Blumentöpfe überdeckt. Zur Befestigung dienen schmale Lederstreifen. Für das Dach wird auf dem cylindrischen Käfig eine Reihe gebogener Stäbe angebracht, die zu einem Kreise von 1 m im Durch-

messer untereinander verbunden den Dachgiebel bilden. Das Zelt mit weissem, 2 cm dicken Filz bedeckt, ein Stück bis zum Boden tritt die Stelle der Thür.

Im Sommer wird der Filz an den Wänden oft durch Schlamm ersetzt, um der Luft freien Durchzug zu lassen. Während der kalten Monate schütten sich solche Schilfwände zu verschatten, bezogenen hellen Zelt und Hitze damit, die Filzwände zu besorgen. Der Feuerort, ein Stein oder ein eiserner Dreifuss, steht in der Mitte des Zeltes, die Luft entweicht durch die im Dachgiebel gelassene Oeffnung, welche als Fenster dient, das nach Belieben geschlossen werden kann.

Der obere Theil des Zeltes ist fortwährend mit Rauch erfüllt, der die Bewohner zwingt, sich zu ducken, um freier athmen zu können, und der die Hauptursache für die so häufigen Augenleiden ist.

Die Jurten, die durch grosse, an die Füsse des Zeltes verankert sind, widerstehen der heftigsten Stürme und sind so bequem, so wirft man eine zweite Decke über die erste, um Regen oder Schnee rings um den Fuss des Zeltes an.

Das Innere der Wohnungen wird mit Teppichen, Kleider, Wert Hausgeräthe und Pferdegeschirr verzirt. Das am häufigsten benutzte und Decken hergestellte Bett hat seinen Platz gegen die Filzwand, hier hält sich auch die Herrin des Hauses auf.

Die Jurten der Armen — und fast alle Kirgisen sind es — sind durch eine greuliche Unordnung, Kochgeräthe, Stühle, Kleider, Wert Sättel, Pferdegeschirr liegen im bunten Durcheinander herum. Häufig es keine Teppiche und das Zelt steht auf ricktem Boden. Einige Filz oder Schaffell dienen in diesem vor Reuch, Ungeheuer und Schmutz erfüllten Loche als Lagerstätte für seine elenden Bewohner, welche im Winter oft gezwungen sind, den Lämmern, Kalbern und ungeheuren einen Platz an der Feuerstätte zu lassen, weil diese sonst nicht warmen.

Die Kirgisen sind offene, gastfreundliche, wackere Leute, sie bringen ihr Dasein mit dem Verlegen ihrer Penaten und Herde auf einem Weideplatze zum ändern; im Sommer ziehen sie hinauf gegen die Grenzen Sibiriens, im Winter kommen sie herab bis an die Ufer des Amu.

Sie schlagen ihre „Auls“ (Lager) in der Nähe von Quellen auf und bleiben an einer Stelle solange als ihre Thiere dort Nahrung finden. Der Zug eines auf der Wanderung begriffenen Auls ist ein sehr interessanter Anblick. Die in der Regel bewaffneten Männer leiten die Vorhut und Seitenbedeckung der langen Kamelreihen, welche die Familie und Wohnungen tragen. Dann kommen die zahllosen Scharen der Schafe, die „Tabunen“ (Pferdeheerden) und schliesslich wieder Kamel. In der Nähe von Quellen wird halt gemacht. Kaum eine Stunde nach der Ankunft ist ein Dorf improvisirt; die Werber haben die Zelte aufgeschlagen und die grossen Kessel hängen am Feuer. Die Mander kauern auf dem Boden und überlassen sich der phlegmatischen Betrachtung der lebendigen Scene und der schweren Arbeiten, welche die Werber an sie

herum zu besorgen haben. In Summa: der Kirgise ist ein Nichtsthuer, er befiehlt nur; das sogenannte schwache und schöne Geschlecht muss alle Mühsale ertragen und ihm liegt die volle Verantwortlichkeit dafür ob.

Obwol das Volk mohammedanischer Religion ist, so trifft man doch schon zwei Frauen in einem und demselben Zelte an. Die Reichen gönnen sich den Luxus mehrerer Gattinnen; sie lassen sie jedoch in verschiedenen



Eine Kirgisenfamilie.

Aus leben; auf diese Weise können sie in der Ferne bei einer andern Gattin Trost suchen, wenn Widerwärtigkeiten im ehelichen Leben entstehen. Darin liegt vielleicht auch der Grund, dass in der Steppe Scheidungsprozesse, emancipirte Weiber und unverstandene Frauen unbekannte Dörge sind.

Die Adai sind der angesehenste Kirgisenstamm; er zieht in den zwischen dem Kaspischen Meere und den Staaten des Chans von Chiwa gelegenen Steppen umher; er ist der einzige, der sich das Ungestüm und die Tapferkeit seiner Vorfahren erhalten hat. Die mit bewaffneter Hand

unternommenen „Baranta“ oder Razzia, die man im Jahre 1871 von den Turkmenen nicht verwechselt werden dürfte, so sind die meisten dieser Handlungen angesehen; sie werden im Gegentheile als die größten glorreichen Thaten betrachtet. Einer dieser Sultane, der sich durch seine kühnen und ihre Razzias bis auf russische Gebiete ausdehnen ließ, hat diesem Zustande ein Ende gemacht. Gewissermaßen hat er die Russen mit dem ihnen eigenen Gechle, im Jahre 1876, die Grenzen der ihrer Herrschaft unterworfenen Asien ausgedehnt, indem er die Russen, den Adas befragend, ob sie ihre plündernden Expeditionen und Diebstahle sind, welche von den Kirgisisten ausgehen, nicht mehr



Fig. 333. Kirgisisten.

Im allgemeinen haben diese Nomaden eine rechtliche Ansicht der Gerechtigkeit; bei ihnen ist noch der gotische Aberglaube, die *Uk* Kun genannt, zulässig; es ist gar nicht selten, daß man wegen eines Streite zwischen zwei Kirgisisen den *Uk* *Uk* oder *Uk* *Uk* *Uk* für die furchte dich nicht, hüte dich, ich bin noch genug, wie für *Uk* *Uk* *Uk* zu bezahlen. Die Ermordung eines Mannes wird im allgemeinen mit 600 Stück Vieh gesühnt. Für ein gestohlenes Pferd muß der Dieb 10 Schweif und Mähnen das erste mal 3 Pferde, im Wiederholungsgefall 24 Pferde und so fort immer die doppelte Zahl der Zahl, unter einer Busse bezahlen. Eine Frau steht gewöhnlich im Werthe von 1000 Stück Vieh.

Die Kirgisisen erzählen eine Menge interessanter Legenden über ihre Einwanderung in die jetzt von ihnen besetzten Ebenen, welche früher von den Kalmüeken bewohnt worden waren. Eine ihrer Traditionen erzählt ganz merkwürdig an die Geschichte von David und Goliath. Herold, der die Kirgisisen von ihren alten Wohngründen vertrieb, wurde

gegen Westen und zwangen die kalmückischen Aul, vor ihnen zu fliehen. Eines Tages stiessen sie auf ihre Feinde, die sich in grosser Zahl gesammelt hatten und bereit waren, eine Schlacht zu liefern. Heerden, Weiber und Kinder waren bei der Nachhut, und die Männer rüsteten sich zum Kampfe. In der Voraussicht eines fürchterlichen Gemetzels beschlosssen die Anführer beider Lager, dass zur Beilegung des Streites durch einen Zweikampf von jeder Seite ein Krieger ausgewählt werden solle; der Besiegte hätte dem Sieger die streitigen Weiden abzutreten.

Hierauf trat aus den Reihen der Kalmüeken ein Mann von ausserordentlicher Kraft und hohem Wuchse hervor; mit einem grossen Schwerte bewehrt, flösste er den Kirgisen Furcht und Schrecken ein; keiner meldete sich, im Kampfe mit dem Riesen sich zu messen. Plötzlich stürzte sich ein kleiner, schwächlicher Bursche, Abul-Chaür, vom Stamme der Adai, nur mit einem Bogen bewaffnet, auf seinen Gegner. Der Kampf war kurz; vom Pfeile des geschickten Bogenschützen durchbohrt, sank der Kalmüek zu Boden.

Der Kirgise, der zum treuesten Verbündeten der Russen geworden ist, ist ehrlich und rechtschaffen. Wol besitzt er nicht den Muth und die Tapferkeit des Turkmenen; dafür hat er aber auch nicht dessen Falschheit, welche der Grundzug im Charakter der unendlich civilisirtern Sarten ist. Der Kirgise ist kein Mann der Wissenschaft; aber er weiss auch nichts von Fanatismus, wenn er Mohammedaner ist. Man muss gesehen haben, mit welcher Verachtung er vom Sarten behandelt wird, der ihn verlöhnt und ihn kaum für höher hält als das Kamel, mit welchem er sich in den Strassen und Bazars der Städte zeigt.

In den bei den Sarten sehr beliebten Pantomimen wird das Publikum stets nur auf Kosten des Kirgisen unterhalten. Von Natur aus neugierig, ist es spassig ihm in einem Bazar zu beobachten, wenn er mit dem Blick die Luxusgegenstände verschlingt oder einen Chalathändler linkisch mit wichtiger Geberde anprobt, um eine Freude an dem Geflunker des neuen Stoffes zu haben, während der verschmitzte Sarte heimlich den armen betrogenen Bötter verlacht. Wie oft wurde mein langes Verweilen auf den Bazars Centralasiens durch solche Scenen erheitert! Noch sehe ich im Geiste die vor den Buden der Chalathändler versammelten Nomadenstämme in ihren zerrissenen Kleidern und phantastischen Kopfbedeckungen, die von ebenso schmutzig gelber Farbe sind wie ihre Kamele, den schreiendsten Gegensatz zu den in reiche bunte Seidenstoffe gekleideten und mit blendendweissen Turbans bedeckten Städtern bilden.

Meine Vorgänger in der Kirgisensteppe — darunter verstehe ich sowohl die wenigen Reisenden, welche über ihre Wanderungen in Turkestan geschrieben haben, wie auch die russischen Offiziere — haben in der Steppe immer nur das Land erblickt, aus welchem man so schnell wie möglich hinauszukommen trachten muss. In ihren Berichten finden sich alle Verdriesslichkeiten aufgezählt, welche Winter und Sommer mit solchen Expeditionen verbunden sind. Darin haben sie recht, dass eine Fahrt durch die Steppe wirklich nichts Reizendes ist.

Als Horizont hat man eine einzige unermessliche lange Linie, zur

Seite Telegraphenstangen, welche sich in der weiten Ebene hinziehen, erscheinen, und zur Abwechslung steht alle zwanzig Meilen eine Poststation mit der prählenden Aufschrift: „Poststation“, bei der man sich eine gute Ueberzeugung ankommt, dass man zanken, blühen und frohe Neuheiten (eine Peitsche aus Ledernemen mit sehr kurzem Stiel) zu bekommen. Diese mehrere mal im Tage sich wiederholenden Zornausbrüche sind gewöhnlich die einzigen Antriebskräfte, welche die Monotonie des Daseins unterbrechen.

Die Kirgisen, welchen der Reisende auf mehreren Stationen begegnet, sprechen ein russisches Kauderwelsch, in dem „Бакшис“ (Bakschisch) nicht nur ein ihnen lieb und theuer gewordenes Wort, sondern ein Sammelwort ausgestreckter Hand rufen sie es dem Reisenden, der durch die rasche Bewegung den türkischen Bakschisch nicht erkennt.

Um dem Leser einen Begriff von der wilden Kirgisentrippe zu geben, bitte ich ihn, sich mit mir in jene Zeit zurück zu versetzen, als ich jung, alt, munter, abenteuerlustig, mit leichter Borse, aber schwerem Koffer, Eindruck mit Enthusiasmus aufzunehmen, zum ersten mal die Steppe durchreiste.

Es war noch zur schönen Zeit der Sultanen, man wusste noch nicht vom „Wolostnoy“, das ist der vom Lande errante Deputirte, der heute noch vom Kirgisen unverstanden. In ständiger, durch die väterlichen Verwaltung aufgenöthigt wurde. Um jene Zeit war die Steppe noch in drei Kreise eingetheilt, deren jeder seinen „Provinz“ oder russischen Gouverneur an der Spitze hatte. Bai-Mohammed beherrschte den Norden, Jan-Turin in der Gegend zwischen der Wolga und dem Ural und Suleiman-Tiaukin Sultan in der Orenburger Steppe.

Ich hatte mir Suleiman's Freundschaft erworben, und ich sah bald, dass der Gast dieses directen Abkömmlings des Chan Abul-Chaïr, der in solcher begründete Ansprüche auf das Chanat der Steppe hatte. Nach dem Aussterben des ältern Zweigs der Familie sollte der jüngere, der Haupt Abul-Chaïr war, die Nachfolge antreten. Der letzte Chan hatte nur einen einzigen Sohn gehabt, den Kupaj-Prinzen Dordina. Dieser Prinz war in Petersburg erzogen worden und durch seine hervorragenden Eigenschaften zu den höchsten Würden berufen, allein er starb im zehnten Jahren, tief betrauert von der ganzen Steppe.

Dannals besass die kirgisische Aristokratie unter ihrem Oberhaupt dem Chan, etwa 1200 Kibitken; alle Mitglieder dieser grossen Familie verheiratheten sich nur untereinander und behaupten von Abul-Chaïr her zu stammen; schon im zartesten Alter lernen die Kinder die Namen der Ahnen auswendig.

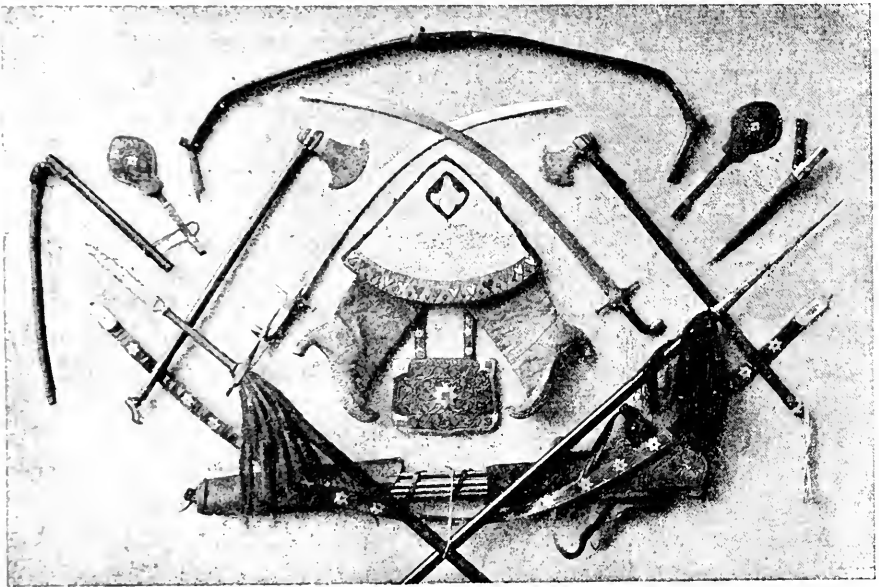
Suleiman's Vater, Mohammed-Ali, war ebenfalls russischer Proff gewesen; infolge niedriger Intriguen wurde er jedoch verbannt, abgeurtheilt und büsste das Verbrechen allzu grosser Popularität im Dunkel eines orenburger Gefängnisses.

Suleiman Sultan, ein junger Mann, hatte sich während meines Aufenthalts in Orenburg offen und aufrichtig an mich angeschlossen. Als ich sah, dass ich eifrig die kirgisische Sprache studirte, schlug er mir vor

mit ihm in seinen Aul zu kommen und seine Heimat, deren grossartige Horizonte er begeistert schilderte, als Jäger zu durchstreifen.

Eines schönen Tages betraten wir, getragen von vortrefflichen kirgisischen Passgängern, die unermessliche Ebene.

Unsere Escorte bestand aus 30 Kirgisen, darunter auch die Diener des Sultans, welche Wechselferde an der Hand führten. In der Einsamkeit der Steppe bot unser Zug ein ausserordentlich belebtes Bild, dessen mächtige Wirkung selbst die Pferde empfanden, denn sie wieherten lustig, wie wenn es zu einem Feste ging. Unsere erste Etappe führte uns bis Minawnoi-dwor, wo jeden Montag Markt gehalten wird. Hier werden im freien Felde etwa 200 Buden aufgeschlagen, in welchen die Russen die Erzeugnisse ihrer Civilisation an die Kirgisen verkaufen.



Kirgisische Waffen.

Die Kirgisen verhandeln vom Pferde aus; Käufer und Verkäufer feilschen, wobei sie abwechselnd die Arme erheben; bei jedem neuen Angebote führt der Käufer mit der flachen Hand einen tüchtigen Schlag auf die Hand des Verkäufers. Das dauert oft sehr lange; wenn sie endlich einig sind, drücken sie sich die Hand, und das Geschäft ist abgeschlossen.

Die für den Verkauf bestimmten Heerden werden rings um den Bazar eingepfercht. Für 100 Rubel kann man hier ein sehr gutes Dreigespann kaufen. Der von den Kirgisen sehr hochgeschätzte Passgänger ist je nach seiner Leistungsfähigkeit im Laufen sechs- bis zwanzigmal höher im Preise als ein gewöhnliches Pferd.

Würde man nur nach der Menschenmenge, welche alle Wege bedeckt, urtheilen, so könnte man glauben, dass die zum Abschluss kommenden Geschäfte sehr bedeutend wären; dem ist aber nicht so. Denn für einen Kirgisen, der ein Schaf verkaufen oder seine Producte für einige

kleine Gegenstände russischen Gewerblusses verfertigt, wie sie die Freunde bei der Hand, welche sich alle in die Gassen der Kirgisstapen mischen, obwohl sie eigentlich nur gekommen sind, um zu spielen. Das Hauptvergnügen der neuen Kinder der Wüste (счастливые) ist sie ist Schreien, Gesticuliren, Feilschen um Feilschen bedauern. Es ist vielleicht 100 Werst zu Pferde zurückgelegt und werden noch 100 Meilen zurückkommen; aber sie sind glücklich, denn sie haben stundenlang erzählen und Neugierigkeiten mitzuthun.



Sultan der Kirgisen.

Das Erscheinen eines „Franzosen“ mitten in dieser Menge wird fast zu einer ganz besondern Tomascha. Man betastet seine Kleider, guckt ihm ins Gesicht, und nur mit grösster Mühe gelingt es meinem Sultan mich aus der uns umdrängenden Menge zu betreten.

Endlich gelangen wir wieder zu unsern Reitthieren. Inzwischen ist die Temperatur auf 15 Grad unter Null gefallen; ein scharfer Nordwind pecht uns feinen Schnee ins Gesicht und hindert uns am Sprechen. Die Kälte wird so scharf, dass ich gezwungen bin, den hervorragendsten Theil meines „Pferdegesichts“, wie die Kirgisen sagen, kratzig zu reiben, um es am Erfrieren zu hindern. Die Asiaten mit ihren flachgedrückten Nasen und vorspringenden Backenknochen finden nämlich, dass das schmale, lange Antlitz des Europäers eine überraschende Aehnlichkeit mit dem ihrer Reitthiere habe.

† Allgemeine Bezeichnung für jede Schaustellung oder Aufführung (L. 172).

Die Sonne war längst unter den Horizont der vereisten Ebene hinabgesunken, und langsam kam der Mond herauf, als wir die Schattenrisse der wie ungeheuerer weisse Maulwurfshügel vom Himmel sich abhebenden Jurten des Auls, dem wir zusteuereten, gewahr wurden. Das Gewieher der Pferde und die Freudenrufe der uns entgegenkommenden Reiter, die uns mit einer kirgisischen „Fantasie“ empfingen, begleiteten uns bis zum Aul, wo der Sultan erwartet wurde. Wir hielten vor dem grössten, in einen Empfangssaal umgewandelten Zelte, in welchem eine äusserst angenehme Temperatur herrschte.

„Salam aleikom“, sprach mein Wirth, meine beiden Hände drückend, als wir die Schwelle seines Heims überschritten, „du bist hier daheim, Fremd aus weiter Ferne; zum ersten mal beehrt du Suleiman mit deinem Besuch; dein Eintritt sei gesegnet!“

Die Diener entledigten uns unserer schweren Pelze, welche durch leichte Schlafröcke und landesübliche, vorher erwärmte Pantoffeln ersetzt wurden.

Der weisse Filz der Jurta war reich mit Teppichen überzogen; an den Wänden hingen englische Gewehre, sowie auch die nationalen Waffen: die Aibalta, die Lanze, der krumme Säbel, und reiche Pferdegeschirre. Der dicke, den Boden bedeckende Filz war unter hellfarbigen Teppichen verschwunden. In der Mitte stand ein grosses Feuerbecken mit glühenden Kohlen. Nach orientalischer Sitte liessen wir uns, dem Eingange gegenüber, auf Kissen nieder.

Nach und nach füllte sich die Jurta mit Leuten: Brüdern, Freunden, Verwandten des Sultans, der mir die Namen der einflussreichsten nannte.

Nachdem der traditionelle Thee genommen war, lud Suleiman mit einer Handbewegung die Anwesenden ein, sich ebenfalls zu setzen. Das sind noch patriarchalische Einrichtungen! Selbst der jüngere Bruder wagt es nicht, sich in Anwesenheit des Familienhauptes niederzusetzen, wenn er nicht dazu eingeladen wird.

Endlich hatte man uns genugsam mit den im Orient üblichen Begrüssungen und Glückwünschen überhäuft. Nun erschien ein Hofbeamter mit einem grossen Waschbecken; ein zweiter brachte eine Kanne, aus welcher er laues Wasser uns über die Hände goss; ihm folgte ein dritter mit dem Handtuche. Kaum sind sie verschwunden, so hält eine Reihe von Dienern ihren Einzug in das Zelt: jeder trägt ein grosses Präsentirbret, welches er zu unsern Füessen niederstellt. Man servirt ein Festmahl, an dem eine Schwadron sich hätte satt essen können, und doch essen nur mein Amphitryon und ich davon.

Ein Truchsess zerschneidet die Fleischspeise mit seinem Messer und vertheilt sie mit den Fingern auf die Schüssel. Man servirt Hammel- und Pferdefleisch. Letzteres kommt aber nicht von den alten Rosinanten, welche von den Armen in Europa verzehrt werden, sondern von einem saftigen gemästeten Fohlen, welches für feierliche Gelegenheiten aufgespart wird. Die geschätzteste Speise, welche nur bei Festen erscheint, ist jedoch ein junges Kamel. Diese Speise wird von Bergen von Reis begleitet, der mit gelben Rüben und getrockneten Trauben bereitet wird;

dies ist das Nationalgericht, welches die Kirgisen, die Kirgisen-Pilaf nennt.

Die Höflichkeit verlangt, dass man sich dem Nahrungsvorbereiter herzlich drängt, man nicht zu essen, und wenn man nicht essen will, so wählt Suleiman eugendändig die Speise, die er vor sich hat, und steckt sie in den Mund. So gefuttert und bei jeder Hoflichkeit, die er zeigt, ist er bereits das Athmen schwer und redet rasch, ohne sich um die gramenerregender Verschwendung zu kümmern, die er durch dieses pantagruchischen Mahlen macht. Ich habe gesehen, dass er mit zerlassenen Hammelfleisch servirt, durch ein Sieb in ein Kuchel gefüllt.

Lieber wollte ich sterben, als diesen Pilaf zu essen. Ich benutze ein Moment, um weiter zu gehen. Während ich mich um den verätherischen Trank vertheile, Fatah, die Tochter des Sultans, zugossen. Während der Mahlen, Fatah, die Tochter des Sultans, die Jurta verlassen; ich konnte daher auch nicht die Aufmerksamkeit der Nalifka hervorholen lassen. Die Kirgisen sind sehr stolz auf die Aufmerksamkeit der Kirgisen, aber der Sultan und die anderen Mitglieder der Familie, die ihn nur bei verschlossenen Thüren.

Suleiman, der unter der Einwirkung dieses Pilafes sich sehr gemütlich geworden war, hess mir die größte Ehre zu erweisen, indem er einem Christen zuthiel werden konnte, er mir die Ehre zu erweisen, mich seiner Lieblingsgemahlin vorzustellen.

Bei ihrem Eintritt in das Zelt blendete mich Fatme durch ihre Schönheit und den Reichthum ihres Costums.

Sie war eine etwa zwanzigjährige, frisch aus dem Alter, schön gebaute Frau; sie trug einen cylindrischen, sammetnen Kopfputz, buchstäblich mit Edelsteinen bedeckt und am unteren Theile mit Zierarbeiten besetzt war. Eine Art Sack, ähnlich wie an der Spitze der Kirgisen, Ky-paks, an dessen Ende ein Furlas von schwarzer Farbe befestigt war, fiel auf das linke Ohr herab. Als Unterscheidungszeichen trug Fatme die Favoritin einen Busch von Reihen und Straucharbeiten, die die Kopfpütze. Bei ihrem Eintritt erhoben wir alle unsere Stimmen, um Fatme willkommen und lud mich ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Sie zeigte mir meine Bewunderung ihrer Person und ihres Costums, und erwiderte mir ein Lächeln der Betriedigung ihre liebste, später Zeit, die sie mir mit offenbarem Vergnügen und nicht weiblicher Keckheit, sondern mit mir auf die einzelnen Theile ihrer Kleidung aufmerksame Aufmerksamkeit. Am oberen Rande der Mütze fielen von Goldfransen umgesäumte Marschinschleier auf die Schultern herab. Eine Art Priester-Messgewand aus weissem Atlas, das mit breiten Goldborten und einer hinter dem Kopfe befestigten Franse aus reinem Golde besetzt war, reichte bis zum Knie herab. Unter dem Messgewand sah man einen Sarafar aus Georgette. Dieses zierliche Costüm wurde durch ein goldgesticktes Beinkleid aus sehr dünner weisser Seide, das an den Knöcheln fest anschloss, vervollständigt. Die sehr kleinen Stiefelchen aus rothem Maroquin bedeckten ebenfalls Goldstickereien und Edelsteine.

Fatme liess sich wohlgefällig bewundern und nahm arglos die Bewunderung

stigen Complimente hin, welche ich ihr mit schweisstriefender Stirn in Gegenwart meines Freundes sagte.

Ich verglich ihre Zähne mit Perlen, ihre Augen mit Sternen, ihr Lächeln mit der aufgehenden Sonne und ihr Gesicht mit einem Schweizerkäsechen. Nach diesem letzten kühnen Vergleich war ich mit meinen Metaphern zu Ende: die liebenswürdige Dame fand jedoch noch etwas, was sich meiner Bewunderung empfahl. Eine verheirathete Frau würde es niemals wagen, ihre Haare sehen zu lassen: Fatime hatte offenbar die Absicht, die gute Meinung, welche ich von ihr hatte, auch in diesem Punkte zu vervollständigen, und so liess sie mich das Endchen eines ihrer kohlschwarzglänzenden Zöpfe erblicken. Ich fasste es zart an, war aber boshaft genug, etwas stark daran zu ziehen, um mich zu überzeugen, ob er echt oder falsch war. — Selbst in Europa hätte eine Frau sehr stolz auf diesen Haarschmuck sein können. — Das jetzt eintretende lange Stillschweigen liess mich fühlen, dass nunmehr die Reihe an mir wäre, ihr, wenn nicht von meiner Person, so doch von meiner Heimat und ihrer Frauenwelt eine gute Meinung beizubringen. Ich trug damals ein Medaillon mit einem weiblichen Porträt am Halse. Ich zeigte es ihr. Beim Zurückgeben fragte sie mich: „Ist das deine Favoritin? Hast du ihr Bild gemacht?“ — „O nein“, erwiderte ich sehr betroffen, „ein Maler meines Vaterlandes hat es gemacht.“ — „Diese Frau liebt dich nicht, weil sie sich so wenig bekleidet einem Dritten zeigt.“ — Das Miniaturbild stellte eine Europäerin im Ballkleide vor, und unbewusst hatte das Kind der Wüste richtig gerathen.

Wie gross war ihre Verwunderung, als ich ihr erzählte, dass in den europäischen geselligen Unterhaltungen sämmtliche Frauen so wenig wie möglich bekleidet erscheinen, besonders aber, als ich ihr unsere Bälle beschrieb, auf welchen die Frauen von einem Arme in den andern übergehen. Fatime's Herr und Gebieter schien aber von der Wendung, die das Gespräch nahm, nicht sehr erbaut zu sein. Auf ein gegebenes Zeichen öffneten sich die Thürvorhänge und es erschienen drei „Kisdars“ (junge Mädchen), Fatime's Verwandte, in grossem Nationalcostüm.

Die grösste nahm mir zur Linken Platz. Ich betrachtete sie näher und sie gefiel mir. Ihre Augen waren zwar nicht gross, aber ausdrucksvoll und kohlschwarz; ihre wenig plastische Nase hatte bewegliche Flügel und ihre Zähne waren von merkwürdiger Weisse; das kleine Köpfchen endlich auf dem prächtig gebauten Körper machte im ganzen eine sehr anziehende weibliche Erscheinung aus ihr. Ihr Costüm war mit Ausnahme des messgewandähnlichen Theiles und des Kalpaks ähulich demjenigen, wie es Fatime trug. Meine hübsche Nachbarin, die den melodischen Namen Chalisa trug, streckte mir, sobald sie Platz genommen hatte, zwei weisse Händchen entgegen, welche ich, offen gestanden, recht herzlich drückte. Diese Gastfreundlichkeit schien mir reizend.

Man servirte Thee, Zuckerwerk, getrocknetes Obst, Pistazien und Mandeln, welche meine Nachbarin mit den Zähnen aufknackte, worauf sie mir die Kerne anbot. Ganz behaglich auf die Kissen hingestreckt, fing ich an, die Rolle eines Sultans im Ernste zu spielen.



Nach und nach erschienen die Eingeladenen im Zelte. Zwei junge Leute in Chadats und weissen Mützen traten in die Mitte unsers Kreises vor. Der erste kniete nieder, er hielt eine „Dumbran“, eine Art Mandoline, in der Hand, auf welcher er seinen Kameraden begleitete, der, nachdem er sich demüthig zu Boden geworfen, einen melancholischen Gesang mir zu Ehren anstimmte.

Diese rhythmisch vorgetragene Improvisation entbehrte weder originellen noch melodischen Reizes.

Ich bezeugte meinem Wirthle meine volle Dankbarkeit für seine Aufmerksamkeit und zollte dem Troubadour meine Anerkennung für sein Talent. Man forderte mich auf, einen andern Stoff für eine Improvisation



Kirgisin.

zu bestimmen. Das Motiv dazu fand sich ganz von selbst; es sass neben mir, und so bat ich denn, man möge Chalisa's Schönheit besingen.

Es scheint, dass der Gegenstand der zweiten Improvisation mehr nach dem Geschmacke des Troubadours war wie der erste, denn sie fiel ungeheuer lang aus. Dabei gewann ich Zeit, die das Zelt dicht füllende Gesellschaft mustern zu können. Hinter uns befanden sich die Frauen, durch einen kleinen Zwischenraum von den Männern getrennt. Dann kamen die jungen Leute in der Reihenfolge ihres Ranges und ihrer gesellschaftlichen Stellung und in ihren Festtagskleidern, auf welchen sich alle Farben des Regenbogens zusammenfanden.

Wenn der mongolische Typus ein Hinderniss ist, dass die Frauen Anspruch auf Schönheit machen können, so macht er die Männer abstoßend hässlich. Ihre kleinen schwarzen Augen, die aussehen, wie wenn sie aus dem Schädel ausgebohrt worden wären, der Mangel an Brauen und Wimpern, die breiten Gesichter mit vorstehenden Backenknochen,

machen den Eindruck, als ob sich ihnen die Mutter mit der Geißel schlug hätte, um ihm den nationalen Typus anzudeuten. Namentlich ist zu bemerken, dass der grösste Theil des Aichtoppes von Blau gefärbt ist, so dass man sich ziemlich genau vorstellen kann, wie er wirklich aussieht.

Im Hintergrunde bemerklich ein mit einem von der Stirne bis zum Nacken mit einer Narbe, die ihm das Gesicht in zwei Hälften theilt, versehenes Gesicht. Kopf bis zu den Füssen in Rindsleder gehüllt. Man sieht noch zwei



Fig. 14.

ein berühmter Pferdedieb, der Schrecken der Kirgisen auf 2000 Werst von der Runde. Dieser erlauchte Räuber heirathete ein Weib, welches er bei den Adäis entführt hatte; seit dieser Zeit ist er sauffind folgsam wie ein Lamm. So lebt selbst in der Wüste die Tradition von Heroin und Omphale fort.

Nach dem Concert begannen die Spiele. Suleman ernannte zu diesem Ende einen Chan oder König, dem zwei Sultane als Adpatanten zur Aufrechthaltung der Ordnung beigegeben wurden. Als Zeichen der Würde wurde dem Könige eine Krone aus Goldpapier aufgesetzt, während die Sultane sich mit weissen Turbans schmückten.

Die Ankunft des Chans wurde mit einem Befehle gefeiert, welcher alle seine Unterthanen verpflichtete, ihre Gefährtinnen zu küssen, zum Zeichen der in seinem Reiche herrschenden Eintracht.

Dieser Befehl wurde schnell und ohne Lachen vollzogen. Der zweite Ukas war kritischer; er befahl den Kisdars, ihre „Dschegiten“ (Auserwählten) zu küssen; dabei gab es unter erneuten Heiterkeitsausbrüchen Einsprüche von seiten der verschiedenen Beteiligten.

Darauf brachte man den Wirbelknochen eines Schafs; der Spielende wirft es in die Höhe; fällt es auf die Seite, so hat er verloren, fällt es so, dass es stehen bleibt, so hat er das Recht, irgendetwas von seiner Nachbarin zu verlangen. Es ist also eine Art Spiel wie „Kopf oder Wappen“, wobei der Verlierende die Wünsche des Gewinnenden erfüllen muss. Ich verlor und die schöne Chalisa bat mich, ein schweizerisches Nationallied zu singen.

So machte der Wirbelknochen die Runde. Ein dicker Militärarzt aus Orenburg wurde verurtheilt, einen Hund nachzunehmen, und die Sultane machten sich das boshafte Vergnügen, ihn jedesmal mit der Peitsche zu strafen, wenn er Miene machte, sein klägliches Bellen einzustellen. Als ihm endlich die Kraft versagte, begann man ein anderes Spiel. Der Witz desselben bestand darin, mit den Zähnen ein Geldstück aus einem mit saurer Milch gefüllten Gefäss herauszuholen. Die Schwierigkeit dieser Operation rief natürlich ungeheuere Lachsalven hervor.

Aber diese Spiele hatten eine überraschende Aehnlichkeit mit den unschuldigen Gesellschaftsspielen unsers civilisirten Europa. Haben wir sie von den Orientalen gelernt oder sind sie vom Westen zu ihnen gekommen? Ich bin sehr geneigt, der erstern Hypothese den Vorzug zu geben.

Die jungen Mädchen setzten sich in einen Kreis zusammen und breiteten einen Pelz über ihre Knie aus; man versteckte ein Taschentuch, welches vorher unter dem Pelze von Hand zu Hand gegangen war. Die Mitspielenden hatten den Ort zu bezeichnen, wo es sich befand. Als die Reihe an den Doctor kam, verschwand sein Arm bis an die Schulter unter dem Pelze; diese unwillkürliche Bewegung einer unschuldvollen Seele wurde sofort mit einer schallenden Ohrfeige beantwortet. Wenn auch die Ursache dieser Ohrfeige unbekannt war, so war doch ihre Wirkung der Ausbruch eines allgemeinen närrischen Gelächters, in welches nur der Doctor nicht einstimmete.

Je später es wurde, um so belebter und lärmender wurden die Spiele, wahrscheinlich unter dem Einfluss des Kumiss, der herumgereicht worden war. Ich begriff, dass es Zeit war mich zurückzuziehen. Beim Abschiede von meiner reizenden Nachbarin bemerkte ich einen Ring an ihrem Finger; auf meine Frage woher sie ihn habe, zog sie ihn ab und bot ihn mir mit folgenden Worten an: „Nimm ihn hin, ein armes Kind der Steppe gibt ihn dir. Möge er an deinem Finger stets nur eine befreundete Hand berühren! Das wünscht dir Chalisa.“

Ich erwiderte das Geschenk mit einer alten Reliquie, die ich an der Uhr trug und ihr mit folgenden Worten überreichte: „Du wirst diese

Relique demem künftigen Geliebten überlassen sein — das wünsche ich dir.“

Was mag aus der stolzen Amazonen-Gruppe so viele schöne Rittknechte durch die Wüste von Naryn vor mir, wie sie am Tage meiner Abreise (1. Februar) stehend, eine Hand an die Stirn, die andere an die Hüfte mir sich verabschiedeten. — Ich habe keine besonderen Erinnerungen an die Steppe, wachgeraten, was die Chalisa vor mir wieder auf, als ich durch Naryn ging.

VON ORSK UND DER ARALSEE.

Der Hauptfehler der Kirgisen ist ihre Neigung zur Faulheit. Eine Tomasscha — ich gleich, — ist unter jeder der öffentlichen Neugierde sich beweihe, die Schaustellung versteht — hat die Kraft, die von 100 bis Hunderten von Werst heranzuziehen.

Die Durchreise des Generals war eine solche, — man von allen Seiten zusammenströmte, um mich zu sehen. Früheren Durchreise hatten sich fast 4000 Kirgisen zum Geleit zu geben. Der Staub, welchen der General und ich einzuathmen schmecken bekam, hatte der General einige nützliche Ansammlungen zu verbieten.

Zwischen Orsk und dem Aralsee steht nur ein einziger Posten, das Fort Irgis, eine kleine Citadelle, mittelgroße Schutzhaut. Es ist der traurigste Ort, den ich in meinem Leben gesehen. Hinter den Erdwällen steht eine Reihe schlechter Hütten aus Dächern, einige elende Kraubinden, und die Kasernen sind als endlose Wüste, keine Spur von Vegetation. Begleitend uns scheinen hielten wir unsern Einzug in Begleitung von Soldaten, die mit fliegenden Fahnen zum Empfang des Generals und mich waren.

Der Ujesny Natschalnik (Districtcommandant) hat eine Speise gemacht. Eine angezündete Kerze in jedem Forter der Fort, eine schwache Erinnerung an die Beleuchtung von Moskau, und die Dunkelung in uns aufklämmern. Vor der Commandant wohnte, war die Division in Schlachordnung aufgestellt; die Musik spielte, Depatation der Einwohner überreichten Brot und Salz; dann brachte sich jeder so gut möglich unterzubringen. Wir wohnen bei dem Commandanten in eine Reihe von Gemüßen erwarteten. Zunächst, und das war die Hauptsache, konnten wir uns waschen und die ganze Woche wechsellagig Staub und Sand hatten uns mit einer Kottschicht bedeckt, und unkenntlich machte. Ferner hessen wir uns ein warmes Essen und schmecken, und endlich machten wir wieder einmal Bekanntschaft mit einem richtigen Bett, ohne die fürchterlichen Stosse des Tarantass.

Leider wird dieser Luxus civilisirter Leute nur von fünfzig Doo-

sein und andererseits hatten wir Gelegenheit wieder die Erfahrung zu machen, dass jedes Ding, besonders in der Steppe, seine Kehrseite hat.

Den Beweis dafür übernahm auf Kosten unserer Haut eine Menagerie mir bekannter und unbekannter Insekten. Diese Invasion erinnert mich daran, dass ich früher einmal bei einer Ankunft in Kasan meine Haare und mein ganzes Gepäck zum Opfer bringen musste, nur um die Reisegefährten wieder los zu werden, welche dafür Sorge trugen, mich nicht vergessen zu lassen, dass ich im Orient reiste. Auf dieser Welt gewöhnt man sich jedoch an alles; denn am nächsten Morgen erkundigte sich die Frau unsers Wirthes mit grosser Naivetät, ob wir gut geschlafen hätten, wobei sie nichts weniger als scherzte.



Kamelgespann in der Sandgegend.

Welch ein Leben führen doch die Offiziersfamilien in den Wüstenforts. Die einfachsten, unentbehrlichsten Gegenstände des täglichen Lebens müssen von Orenburg bezogen werden: sogar das Wasser ist kaum trinkbar, denn es ist brakisch! Der Stolz unserer Wirthe ist ein Rosenstock, der einzige Repräsentant einer Vegetation auf 100 Werst in der Runde; er wird aber auch mit aller nur möglichen Sorgfalt gepflegt! Um ein solches Leben zu führen, muss man entweder sehr philosophisch oder gänzlich abgestumpft sein.

Von Irgis weg kommt man in die Flugsandgegend mit drei Stationen, wo die Postpferde durch Kamele ersetzt werden. Die Langsamkeit, mit welcher diese drei Stationen zurückgelegt werden, kann zur Verzweiflung bringen. Das Kamel geht nur im Schritt; dabei stösst es ein schreckliches Geschrei aus, welches mit der Zeit so nervös macht, dass nur die-

jenigen sich einen Begriff davon machen können, wenn sie das Glück genossen, von diesem Thiere gefolgt zu sein.

Im Flugsande, wo keine Vegetation zu sehen ist, leben auf einige Adler, welche die Felle der Thiere, welche sich unsere weittragenden Gewichte bei dem Zerschneiden der nur glatthäufige Büchsen bei uns zu Lande welche die besten Schüsse auf diese Landstreichler abgeben. Ein guter Jäger zu sein, dass wir sammtlich leidenschaftliche Jäger waren, die wir es nicht schamte es nicht, seinen Schuss zu thun.

In dem Maasse als man sich dem Aralsee nähert, wird die



Winterputz in der Steppe

Fauna: hier gibt es ganze Ketten von Steppenvogelweiden, welche so wie unsern Ringeltauben ähnlich sehen, und Stare aller Art. Die kleinen Salzseen sind buchstäblich bedeckt von Wasservogeln, wie Brachvogel, Rallen, Schnepfen, Enten, Gänse, Reiher und Pelikane. Auf grossen Entfernungen erblicken wir Saigaks (Sauga, Waga), von der Gattung des Damwildes, mit geringelten schwarzen Hörnern, grauem Kopf und weissem Bauch und dunkelbraunem Rücken; zierliche Antilopen, die sich aber leider ausser Schussweite halten; man jagt sie zu Pferde mit den schönen kirgisischen Windhunden.

Endlich ist das Ufer des Aralsees erreicht. Mit Asienische Gänse, Möven, die über der weiten Wasseroberfläche schweben, ist alles hier so trostlos traurig; kein Berg, keine Vegetation bringt hier Aeyden in die Nacktheit der Einöde.

Obwol sich der General alle Empfangsfeierlichkeiten bei seiner Durchreise verboten hatte, boten die letzten Stationen doch ein belebteres Bild. Hier haben sich Bittsteller und alte Kirgisenbegs, die Bundesgenossen des Generals auf seinem Eroberungszuge, eingefunden. Sie sind gut bewaffnet, im besondern aber bewunderungswürdig beritten auf kleinen Wüstenpferden, welche, ohne dass man es ihnen ansieht, die 60 Werst zurücklegen, die uns noch von Kasalinsk trennen. Unter andern fällt uns in der Menge ein Passgänger auf, der neben unsern galopirenden Gespannen 50 Werst im Trabe in einem Zuge zurücklegt, ohne auch nur ein schweissfeuchtes Haar zu haben.

Je mehr wir uns Kasalinsk nähern, um so mehr wächst die Zahl unserer Reiterescorte; sie besteht nicht mehr ausschliesslich aus Nomaden; wir bemerken hier sesshafte, an der feinen Gestalt erkennbare Sarten, Usbeken aus Chiwa, mit ihren ungeheuern runden Schaffellmützen, Turkmenen, auf ihren Rennern mit hirscheleichen Hälsen und stählernen Gliedern.

Diese glänzende Cohorte reitet theils vor, theils rings um den Wagen des Generals; den Nachkommenden bleibt das Vergnügen, die aufgewirbelte Staubwolke zu verschlucken.

Ach! das erste Grün, Bäume! wir sind bei den die Stadt umgebenden Gärten. Die Behörden sind uns entgegengekommen und vor der Stadt sind Zelte aus bocharischer Seide aufgeschlagen. Der Zug hält still; alles steigt ab, um Zeuge der Ceremonie der Ueberreichung von Brot und Salz zu sein, die dem General zum Zeichen des Willkommens angeboten werden. Ein grosser Theil der Bevölkerung empfängt uns mit enthusiastischen Hurrahs. In der möglichst bunt zusammengesetzten Menge sind alle Typen Centralasiens vertreten; in der vordersten Reihe stehen die Russen; hinter ihnen die Sarten, Usbeken und Juden zu Pferde; ganz rückwärts Kirgisen auf ihren Kamelen. Es wäre sehr schwierig, die pittoreske Scene zu beschreiben, besonders aber den Farbenreichthum der verschiedenen Costüme wiedergeben zu wollen.

Was will aber jene Gruppe bleicher, langbärtiger, ärmlich gekleideter Männer, welche sich während der ganzen lärmenden Kundgebung traurig und schweigsam verhält? Als der General bei ihnen ankommt, werfen sie sich ihm alle zu Füssen; 2–300 Männer liegen auf den Knien! „General, erbarme dich unser, wir verlangen unser Recht von dir!“ lautet der einstimmige Ruf aus jedem Munde; auf den Gesichtern der Aermsten drückt sich Verzweiflung aus und ihre Augen sind voll von schwer zurückgehaltenen Thränen.

Was ich in dieser Angelegenheit später erfahren konnte, wird wol genügen um zu begreifen, dass der Eindruck, den der Vorgang auf mich machte, völlig berechtigt war.

Die wilden Sitten und Unthaten der Kosaken vom Dnjepr und Don sind zur Genüge bekannt; ihre Nachkommen liessen sich längs des Uralflusses nieder und bildeten dort einen Menschenwall gegen die Einfälle der Tataren. Die Kaiserin Katharina II. gestand ihnen in der Folge Rechte zu, an welchen sie, wie an allen ihren Traditionen, mit Stolz fest-



halten. Durch administrative Maassregeln versuchte man sie zum persönlichen Militärdienste zu zwingen; sie widersetzten sich und stützten sich auf einen Ukas, der ihnen gestattetete, ihre Regimenter durch Stellvertreter zu ergänzen. Daraus entstanden Conflicte und schwere Unordnungen, infolge deren 2000 der einflussreichsten Uralkosaken deportirt wurden. Ihre Güter wurden verkauft und der Ertrag des Erlöses verblieb der Staatskasse, weil kein einziger Kosak auch nur einen Rubel davon beziehen wollte. Ihre dem Elende preisgegebenen Familien wurden nach Turkestan geschickt, wo die Unglücklichen seit sechs Jahren in der Verbannung leben. Die Regierung bot ihnen an, sie zu begnadigen, man erlaubte ihnen in ihre alte Heimat zurückzukehren. Nicht ein einziger Kosak machte Gebrauch von dieser Vergünstigung. Sie verlangen ihr Recht, die Revision ihres Processes, mit einem Worte ihr Urtheil oder einen neuen Ukas des Kaisers. Sie ziehen die Leiden der Verbannung der Schande vor, als Missethäter nach Hause zurückzukehren. Ein der Bewunderung würdiger Zug des Heroismus eines ganzen Volksstammes.

Im Innersten ihres Herzens haben die wackern Steppenoffiziere tiefes, aufrichtiges Mitleid mit den unglücklichen Opfern einer Verwaltung, welche soviel Unglück gestiftet hat, bis sie an dem festen Willen des Kaisers, Ordnung in die Angelegenheit zu bringen, endlich eine Schranke gegen Ungerechtigkeiten fand. Der Administrator, welcher das Verbrechen auf dem Gewissen hat, wurde seines Amtes enthoben und der Fluch eines Volksstammes folgte ihm in die Verbannung. Alle jene, die wie ich Gelegenheit hatten, den Kosaken, diesen tüchtigen, unentbehrlichen Vertheidiger der Steppe, lieben zu können, wünschen aus vollem Herzen, dass der Conflict, der schon so viel Unglück verursachte, einer Lösung entgegengeführt werde, der den Uralskern erhobenen Hauptes und unter Segenswünschen für den Czar die Rückkehr nach dem Vaterlande gestattet.

Selbst auf die Gefahr eines nochmaligen Vorwurfs hin, den Faden der Erzählung meiner Reiseerlebnisse zu unterbrechen, kann ich es doch nicht unterlassen, meinen Lesern eine, wie ich glaube, bisher noch nicht gedruckte Beschreibung der Sitten der Bewohner der Uralsksteppe zu geben. Ich hoffe eine Entschuldigung in dem Interesse zu finden, welches diese alten Erinnerungen in mancher Beziehung haben dürften.

DAS LAND DER URALKÖSAKEN.

Während meines ersten Aufenthalts in Orenburg hatte ich innige Freundschaft mit einem Major Casarkin geschlossen; gleiche Neigungen und Geschmacksrichtungen hatten uns schnell zu guten Freunden gemacht: er war, wie ich, ein leidenschaftlicher Reiter und Jäger. So schlug er mir denn vor, seine Heimat, das Gebiet der Kosaken vom Ural, zu besuchen und mich dahin zu begleiten. Mit Vergnügen nahm ich die Aufforderung an, welche mir eine Reihe neuer Anregungen versprach, wie z. B. Hertzjagden auf Wölfe, eine Bagrimia und Fischzüge im Kaspischen Meere.

Eines schönen Wintertags begab ich mich nach dem Gebirge. Ein mit Wodka befeuchtetes frisches Fellethickes Gewand, die Kälte von 15 Grad zu trotzen, denn wir waren im März, der Tag war prächtig; die strahlende Sonne zerbrach in tausenden Blüten aus der unermesslichen Schneedecke. Die Arbeit hat ihre Reize; wenn sie im Winter sich mehrt, so ist sie von ergreifender Grossartigkeit. Eine so prächtige schönen Tage ist für die Bewohner der Ebene das höchste Glück.

Unser Prachtgespann, drei gleichfarbene Pferde, die aus von ihnen gewonnenen Wetten, flog mit uns über die Steppe mit der schwindelberregenden Schnelligkeit von 2 Meilen pro Stunde. Wir legen wir Werst um Werst zurück. Der Schritt wurde nicht in der Länge; im Nothfall hätte man sich auf dem Seitenwege auskommen können; mit Ausnahme des Untergestells war das Gespann leicht macht, federleicht fortzubringen für drei kräftige Kirgisen.

Casarkin und ich waren in der äussern Fellethülle im Gegensatz; er war vom Kopf bis zu den Füssen in einem schick gekleidet, mit dem Messer und einem Beil versehen, vollständig eingehüllt in meinen weichen sibirischen Pelz, der auswendig aus den Fellen todtgeborener Reithiere besteht. Der Pelz ist leichter und wärmer als Bar oder Wolf, die gewöhnlich verwendet werden; ein Jagdgewehr, ein Revolver und ein Messer. Mir gehen mir ein ziemlich kriegerisches Aussehen.

Alle 50 Werst trifft man auf einen Kosakenposten, der aus einigen Lehnhütten und einem fünf hohen, mit Stroh bedeckten Strohhäuschen gerüst, welches als Schilderhäuschen für den Wachtposten dient. Die Steppe in einem Kreise von 25 Werst zu beobachten hat.

Unsere Felfahrt ist in gerader Linie auf das Gebirge der Ebene gerichtet. Wie kann man sich aber in diesem Ocean von Steppe rechtfinden?

Manchmal sagte Casarkin zu mir: „Ich habe den Weg vergessen.“ Ich bin sicher der letzte, der ihm den richtigen Weg zeigen könnte, er jedoch an die Ebene gewohnt ist, erkennt den Weg an gewissen Anzeichen, welche dem Fremden entgehen. Seine Hand stellt vorwärts die Stelle der Bussole und das Klappern der Pferdehufe sagt uns, ob sie von dem richtigen Wege abgekommen sind.

Die Nacht war kalt und klar; voll lag die Mondlicht auf der Steppe, welche eine überraschende Ähnlichkeit mit einem ungeheuer grossen, mit einem weissen Tuche bedeckten Fische hatte, in deren Mitte sich unsere Pferde fort und fort abmühten, ohne am Ende des Vorwärts zu kommen. Gegen Mitternacht tauchten zwei übsige Scheitler am Horizonte auf. Dort lag das Ziel unserer Fahrt, zwei Reiter, welche ein Ahne meines Gefährten einst gepflanzt und die seit einem Jahrhundert der Gegenstand der Bewunderung der Kirgisen sind, dort ist ihm zum weithin sichtbaren Wahrzeichen.

Als wir näher kamen, unterschieden wir einzelne Haischen, und endlich erreichten wir einen Weiler, an dessen Längänge uns wäthendes Haischen

gebell empfing, welches die ganze Ortschaft aus dem Schlafe weckte. Vor einem kleinen, weissen, netten Herrenhäuschen machten wir halt. Sobald wir uns ein wenig erwärmt hatten, wurde der Samowar aufgetragen, das unentbehrlichste Möbel jener Gegenden, womit sich untrennbar der Urbegriff des russischen Comforts verbindet.

Das Wohnhaus ist ein recht primitives. Ein Lehmbau mit kalkübertrachten Wänden umschliesst in der Mitte ein grosses Gemach, welches als Salon und Schlafzimmer dient. Ein ungeheurer Ofen füllt eine Ecke aus; Fischerei- und Jagdgeräthe bedecken die Wände; Wolfsfelle, Siegestrophäen meines Wirths, liegen statt der Teppiche auf dem Boden und sind von vier schönen Hunden besetzt.

Als Schlafstätte dienen uns zwei Feldbetten, die einfach aus Segeltuch, über einen eisernen Rahmen gespannt, fabricirt sind; die hierzulande wenig bekannten Bettücher fehlen. Das Sitzpolster, das sich jeder selbst mitbringt, dient als Kopfkissen und der Pelz als Decke; so urwüchsig dieses Bett ist, ebenso gut schläft es sich darin.

Am folgenden Tage hatte ich Gelegenheit, die Lebensweise meines Fremdes zu studiren. Er ist Müller, nichts mehr, nichts weniger. Acht von einem kleinen Flüsschen getriebene Mahlgänge laufen Tag und Nacht. Kosaken und Kirgisen suchen Casarkin auf, um bei ihm ihr Korn mahlen zu lassen und als Lohn nimmt der glückliche Besitzer 10 Procent des Korns, welches er vermahlt. Nicht nur von den benachbarten Weibern, sondern 500 Werst in der Runde weit, kommen die Leute, um bei Casarkin mahlen zu lassen. Zur Zeit meiner Anwesenheit waren wenigstens 200 Pferde und Kamele in der Nähe untergebracht. Selbstverständlich galt mein erster Besuch dem Kirgisenlager.

Nichts Originelleres und Zierlicheres gibt es, als die grossen, Jurten genannten Filzzelte der Kirgisen. Rings um die Wohnstätten weiden Kamele und Pferde, und der Kirgise in seiner spitzen Pelzmütze und Lederkleidung vervollständigt den malerischen Anblick.

Ein ganz anderes Aussehen hat das Gut des Müllers. An zwanzig Lehmhütten für die Arbeiter und die Dienerschaft gruppiren sich um das Herrenhaus; dann folgt ein grosser Raum, welchen ein aus Schilf geflochtener Zaun abschliesst und der die Stelle des Stalles vertritt. Hier leben Kamele, Rinder und Schafe in gutem Einvernehmen miteinander. Ställe und Speicher haben in der Nähe der Mühle ihren Platz. Die Mauern der äussern Gebäude bilden einen befestigten Wall, durch welchen nur ein einziges Thor nach der Steppe hinausführt; es wird nachts sorgfältig verschlossen, um die stets in der Nähe sich herumtreibenden Diebe abzuhalten. Vor noch nicht langer Zeit hatte dieser entlegene Vorposten schweren Ueberfällen der Kirgisen zu widerstehen. Casarkin erinnert sich aus seiner Jugendzeit noch sehr gut, dass die mitten im Dorfe versammelten Weiber und Kinder für ihre Gatten und Väter beteten, welche gegen die die Mühle belagernden Adai kämpften.

Die in Casarkin's Mühle verbrachten acht Tage waren ein schrecklicher Reiteurs für mich. Den ganzen Tag fast im Sattel, auf der Jagd nach Wölfen, Füchsen, Hasen, bewaffnet mit der schweren „Nagaika“,

die vom Steppenjäger zehntausend Kopeken für ein Pferd mit einem einzigen Schläge zerschmettert werden, schöpft in die Mühle hin zurück, um es dort zu zerhacken und zu betten zu werfen. Das mochte die erste Winternacht von Uralnsk angekommene Stadtbewohner nicht über sich erwartet werden.

Die Stadt Uralnsk, einst Iuski, der Hauptort des Hetmans, *boim toter* der Uralkosaken, hat gegenwärtig ungefähr 45000 Einwohner. Die Kosaken sind Ural- und Abenteuerer, die wahrscheinlich bei den daselbst Krieger waren; im 19. Jahrhundert bewohnten sie die Weiden und gründeten die Stadt Iuski, aber jetzt ist sie verlassen gelegen. Diese Kosaken lebten von Raub, bis zum Pacific und Kaspischen Meer, bis ihnen die Czarinn Katharina II. die Ural-Regimenter gab.

Wie ihre Brüder, die Zapeneger, sind die Uralkosaken und wurden die eifrigsten Anhänger Peters des Großen.

Um die Erinnerung an diese blutige Reise zu bewahren, die Kaiserin Katharina II. den Namen *Ural-Regimenter* gab, dieser Zeit heissen die Kosaken am Ural die Uralkosaken, das rechte Ufer des Flusses bis zur schwarzen Meer. Ihre Fischerei- und Jagdrechte benehmen sich gegenwärtig umgingt von 72 Sotnen oder Schwadronen (1 Sotna = 1000) einem Chorundschir (Unterlieutenant) oder 8 Sotnamann, einem Issaul (Hauptmann) commandirt werden. Der Sotnamann gehen aus der kosakischen Aristokratie hervor. Seine Sotna Regiment; die Commandanten dieser Regimenter werden aus der cavalerie ausgewählt und hierher versetzt.

Mit 18 Jahren tritt der Kosak der Ural-Regimenter in 3 Jahre er drei Jahre lang Wachtienste verrichtet, in Ural-Regimenter zerstreuten Regimenten eingereicht wird. Er trägt ein Pferd das Geschirr und die Equipierung. Andererseits trägt er ein S. Wintowka (langer Carabiner), einen schändlichen S. Ural und die Pike, mit der Nagatka zusammen, die er für die Bewachung.

Ausser der Löhnung und der Fournage gewährt das Regiment den dienste stehenden Kosaken auch noch die Bessatung, eine 70 Hektar Land, worüber er frei verfügen kann, einschließlich der Weiden und Fischereirecht im Ural.

Der Kosak ist ein Bursche von ganz anderer Schrot und Korn der Muschik. Seine Kreuzung mit den Tataren, sein Leben in der Steppe, die Kämpfe, in welchen er herangewachsen ist, haben ihn zu einem Mann wandtheit in allen Leibesübungen ausgebildet. Von Kind an auf Pferden, ist er ein bewundernswerther Reiter; pflichtig und vornehm ist er gelegentlich auch tapfer. Mit ausserordentlich scharfem Gesicht begabt, ist er für den Aufklarungs- und Patrouillenwesen der hochzuschätzender Cavalerist. Wenn auch die in der Regimenten geschlossener Colonne auszuführenden Paradeattraken nicht ganz so gut

mässige Leistungen sind, so muss man ihn in seiner Heimat, in der Steppe, sehen, beim Vorgehen im feindlichen Lande, auf Nachtmärschen, wie er sich zu verbergen weiss, um dann plötzlich unerwartet sich auf den Feind zu stürzen.

Im Guerillakriege steht der Kosak einzig da in seiner Art. Ihre Pferde, die darauf dressirt sind, sich nach Belieben niederzulegen, bilden im Nothfall einen Wall für den Reiter, der, wenn er zum Angriff übergeht, nur einen Steigbügel mit dem Fusse fasst, hinter dem in Galop einsprengenden Pferde verschwindet, in der nächsten Secunde sich im Sattel aufrichtet und gleich darauf, immer im Galop, einen Stein vom Boden aufhebt. Diese Übungen, die er „Dschigitowka“ nennt, sind den Kosaken lieber als die schönste Pelotonschule, in welcher sie von den „Moskows“, wie sie die Russen respectwidrig zu nennen pflegen, gedrillt werden.

In frühern Zeiten war es keine Seltenheit, in den Sotnien Reiter mit grauen Bärten, die Uraidnik (Unteroftiziere), zu sehen; sie zählten 30 Dienstjahre und trugen vier Georgskreuze auf der Brust. Man nannte sie „Molodietz“ und sie waren die richtigen Stepniaken, die mit den auf den verschiedenen Expeditionen zusammengerafften Beuteantheilen in den wohlgefüllten Taschen in ihre Heimat zurückkehrten. Da gab es dann Schlemereien! Bis auf den letzten Heller wurde alles durchgebracht; man trank nicht immer nur Schnaps, sondern sehr oft auch Champagner und merkwürdigerweise auch Kölnisches Wasser!

Eine unqualifizierbare Mütze auf dem Kopfe, in einen vielfarbigen Chakat, der einem Muselman als gute Beute abgenommen worden war, gehüllt, die Füsse in ein Stück Goldbrocat gewickelt, welches aus den Stiefeln hervorsteht, um seine Verachtung des Reichthums zu erkennen, sieht man ihn in seiner Stanitza herumstolziren und einem dankbaren Auditorium, dessen Enthusiasmus er durch Freigebigkeit warm erhält, von seinen wundervollen Heldenthaten erzählen, so lange, bis eines Tags seine Börse leer ist und er hingehet, um sich wieder anwerben zu lassen und das Leben von neuem anzufangen, in welchem die Sotnia seine Lieblingsfamilie ist.

Der Uradsker ist das sonderbarste Gemisch von Tapferkeit, Herzensgüte und Frömmigkeit, welches man sich denken kann. Er betet seinen Vorgesetzten an und würde für ihn ins Feuer gehen, wenn er es verstanden hat, sich bei ihm beliebt zu machen; das letzte Stückchen Brod und den letzten Tropfen Wasser wird er mit seinen Kameraden theilen; aber ebenso wird er ohne Gewissensbisse im Felde sengen, brennen, plündern, kaltblütig den Feind niedermetzeln, ohne je zu vergessen, sein charakteristisches Morgen- und Abendgebet abzusingen.

Seine Art und Weise, sich im Zweikampfe zu schlagen, entbehrt nicht der Originalität. Beide Gegner setzen sich einander gegenüber; jeder ist mit einer Nagauka bewaffnet. Der Geforderte führt einen Streich nach seinem Gegner, welchen dieser kurz darauf erwidert. So geht es fort, bis einer der Kämpfenden das Wort „dawolni“ (genug) ausspricht und damit anerkennt, dass er unrecht hat und die Ehre gerettet ist. Der Ausgang solcher Duelle ist weniger blutig als bisweilen bei uns; aber er

ist immer brennend, denn die Nagaike gekauften Pflanzungen in der Hand des Kosaken zur fürchterlichen Waffe.

In der ersten Zeit nach der Eroberung Farleja, wo wir uns nur aus Militärs bestanden, machte der Kosak selbst die Arbeit im Hause: er pflugte die Gärten, kochte, verfertigte Uniformen und führte die Wäsche. Eine der wenigen Offiziersfrauen, welche damals ihren Gatten unterstützte, sagte mir eines Tags: „Ich habe Uralkosaken, die Knechtinnen, Köche und Kinderwartermimen. Es gibt nur eine einzige Function, welche die Ordonanzen meines Gatten im Hause nicht verrichtet: keine Köche können nicht Amme bei meinem Jungtgebornen sein.“



(Uralkosak)

In der hellen, klaren Nacht des 16. December zogen wir wieder in die stillen Strassen der kleinen Stadt Ural'ski; nur einige Kabale (Kneipen) bezeugten, dass noch nicht alles im Schlafe lag. Hier und dort öffnete sich eine Thür und liess einen rothlichen Dampf aus der Höhe entweichen, in welcher der Wodka die verspäteten Trinker zurückhielt, die uns mit stumpf-sinnigen Blicken nachsahen.

Wir wurden erwartet; denn kaum waren wir in einer weiter Hotel gefahren, so wurden wir von einem Chor lustiger Stimmen empfangen; eine kleine ausgewählte Offiziersgesellschaft hatte sich bei dem Ural von Nikolai-Ras-Borodino versammelt. Sie wollte sich nicht trennen, ohne uns vorher noch bewillkommen zu haben. Um sich die Zeit zu verkürzen, hatten sie getrunken, und weil unsere Ankunft sich verspätete, so hatten sie zuviel getrunken.

Ich kannte keine Seele in der ganzen Gesellschaft, was nicht blüdete,

dass ich ohne lange Vorstellung der Reihe nach von Anwesenden umarmt wurde. Ich war Cavalerieoffizier wie sie und war jung; das genügte, die Empfangs-ceremonien kurz abzuthun. In dieser Nacht lernte ich kosakisch trinken: ein einziges Glas machte die Runde und wurde aus einem Wedro (eiserner Kübel) voll Brauntwein gefüllt, dessen künstlicher Inhalt sich immer erneuerte, bevor er noch erschöpft war. Der „Bratte“ (Bruder) Franzuss hatte einen schweren Stand. Man sagt gewöhnlich, er trinkt wie ein Schweizer; aber hier fand ich meinen Meister und ich bat um Gnade.

Mein Nachbar, ein alter Major, sah mich mit fürchterlicher Miene an. „Alles geht zum Teufel; unsere jetzige Jugend ist erbärmlich; man findet keinen Kameraden mehr, der zwei Tage hintereinander beim Trinken aushält. Zu meiner Zeit kam man auf 14 Tage zusammen, ohne aus Heimgehen zu denken.“

Am Morgen erwachte ich auf einer Holzbank ausgestreckt, mit einem Gefühle, wie wenn mir alle Glieder zerschlagen worden wären, aber eingewickelt in eine rothsamtmene, goldgestickte Robe, die einst die Kaiserin Katharina II. getragen. Bald fand sich der Schlüssel zu diesem Mysterium.

Der Hetman Borodino, ein Ahne unsers Amphitryon war in die Residenz gereist, um nach der Pugatschew-Rebellion persönlich seine Unterwerfung und Huldigung an den Stufen des Thrones niederzulegen. Als sichtbares Zeichen ihrer Huld schickte ihm die Kaiserin die Robe, welche sie am Audienztag getragen hatte. Nach der Rückkehr in seine Heimat, liess sich der Kosak einen Chalat daraus machen, welcher seither wie eine Reliquie in der Familie der Borodino aufbewahrt wird. Er war mir im Laufe des Gelages gezeigt worden und unter dem Einflusse des Inhalts des Wedro hatte ich geträumt, dass ich der Rebell sei, und mich in seine Robe gekleidet.

Wenn uns am Vorabend die Stadt Uralsk traurig und schläfrig erschienen war, so zeigte sich am folgenden Morgen ein ganz verändertes Bild. Ungewöhnliches Leben herrschte in den Strassen. Man sah nur leichte Schlitten von aufrechtstehenden Automedons gelenkt, welche mit Mühe das Feuer ihrer Renner bezähmen konnten. Es war als wenn die Kälte Menschen und Pferde angeheitert hätte und die Feststimmung in der Luft gelegen gewesen wäre. Elegante Troikas, in welchen Damen weich und warm in Pelz gehüllt sassen, überholten öfters in rasendem Laufe die bäuerlichen Fuhrwerke. — Es war der 17. December. Die Sonne war über den grössten Tag der Kosaken im Ural aufgegangen: es ist der Tag der Eröffnung des Störfanges; die Uralsker nennen ihn „Bagrinia“.

Der Caviar ist zwar bei uns sehr geschätzt, aber nur wenig Leute denken daran, dass wir dieses delicate Gericht den Kosaken verdanken.

Da der Fischfang ein Vorrecht der Uralsker ist, haben sie den Fluss an der Stelle, wo er ihr Gebiet verlässt, mit einem eisernen Gitter abgesperrt. Der Stör geht, wie der Lachs in Europa, den Fluss hinauf, um zu laichen; sobald er an das Gitter als unübersteigliches Hinderniss kommt, bleibt er in der Nähe desselben stehen, gerade wie der Lachs am Rheinfall. Zur Zeit der Wanderung des Fisches aus dem Kaspischen Meere in den Fluss ist sein Fang bei Todesstrafe verboten.

Heute, also Mitte December, bedeckt eine 4 bis 5 Fuss dicke Eisschicht den Fluss, und desto weniger wissen die alten Fischer, denn um 8 Uhr nach Beendigung ihres Zuges den Fluss durch die dichten Massen zusammengedrängt, folgen sie stehen bleiben und ganze Ränke vorwärts schieben bilden. Wenn der mit Ungeduld erwarteten Moment die Fische ihre Lieblingsplätze besetzt haben, beginnt der Hetman zu lächeln, decretirt der Hetman die Eroffnung des Tages der „Kaisertage“ genannt wird.

Au diesem Tage sind die Eisoberflächen mit Tausenden von dichten Scharen der Koiwa bedeckt. Während sie gehen und sich bis dahin zu schleppe, tritt ein interessantes Schauspiel. Die kräftigen Menschen, welche die Arbeit für den Fischfang; sie gehen sich eine Art von Schlitten blind gehorchen. Sie stehen aufrecht auf diesen bespannten Schlitten, denn es kommt ein Vogel, die Leichtigkeit des Pferdes eine grosse Uebertragung ist. Die schräg zugespitzten Eisenstangen bewaffnet, um die dicke Eis zu stossen. Andere tragen lange hölzerne Stangen mit Eisenhaken, der einer Harpene ähnlich, mit einem Eisenstangen, gelohnten Locher genannt, zu den Fischen fassen und ihn unbeweglich zu machen, indem sie die obere die untere Eisläche andrückt.

Auf einem den Fluss beherrschenden Berg, bei Zerkow, setzen die Herrschaftsequipagen den geordneten Anblick der Equipagen, welchen der Hetman fremdlichst empfängt. Während der Herrschaften die Aufmerksamkeit erweist, sie mit einem präparierten zu bewirthen, schmettert ein Muschler die fische über die Lüfte hinaus und elektrisirt das Volk, welches vor der Scene gestrünt ist, um sich an dem vor seinen Augen sich stattfindenden eigenthümlichen Schauspiele zu weiden.

Je näher die Stunde rückt, um so stiller wird es unter den Mitwirkenden, die sich anschicken, die ihren zugewiesenen Rollen spielen. Der Anblick des Ganzen ist von unglaublicher Weite, so weit das Auge reicht ist der gefrorene, eben blendendweiße, silberähnliche Fluss an seinen beiden Ufern von einer unzählbaren und dichtgedrängten Menschenmenge besetzt. Niemand wagt es das Eis zu treten, bevor der Hetman das Zeichen gegeben hat. In dieser Augenblick gespanntester Erwartung sind aller Augen auf die Arade gerichtet, der Hetman von einem glänzenden Offizierstabe umgeben sich wandelt.

Endlich hat die Stunde geschlagen; der Hetman tritt an sein Zelte; er gibt ein Zeichen, ein Kanorenschuss erschüttert die Luft und jetzt stürzt sich die ganze, durch keine Schranke mehr zurückgehalten Menschenmasse auf die Eisläche, welche in einem Augenblicke einer wimmelnden Ameisenhaufen gleicht. Wer selbst, hingerissen von dem fieberhaften Treiben, sprengen zu Pferde mitten unter die Fische der Nähe Zeuge der aufregenden Scene zu sein.

Die mit Eisenstangen bewaffneten Kosaken springen von ihren Schlitten ab, durchbrechen das Eis und machen, sobald sie das Wasser erreichen, den Harpunirern Platz. An guten Stellen genügen einige Stiche mit der Harpune einen Fisch heranzuziehen. An einem eigenthümlich ausgestossenen Schrei erkennt man, dass der Kosak seine Beute festhält und sie scharf an das Eis andrückt, während seine Kameraden eine genügend grosse Oefnung ausbrechen, um den Fisch aus dem Wasser zu bringen.

Kaum zehn Minuten dauert der heisse Moment der Bagrinia; ist dieser Moment vorüber, so setzt sich das Volk der Fische in Bewegung und von da ab ist es rein ein glücklicher Zufall, einen Fang zu machen. So kurz die Zeit war, reichte sie doch hin, dass die ganze Versammlung in Schweiss gebadet war. Aber auch welch ein Ergebniss! Das Eis ist bedeckt mit „Belugas“, der grössten Gattung Störe, welche oft ein Gewicht von 40–50 Pud = 70–8000 kg und eine Länge von 3 m erreichen. Man fängt auch Asiotr, Sewrugas und Sterlets. Der Asiotr liefert den besten Kaviar, dagegen hat die Sewrugas das delikateste Fleisch.

Wenn alle Fische die Flucht ergriffen haben, wird der zuerst gefangene Stör feierlich geöffnet. Eine Kosakendeputation überbringt dem Hetman eine grosse Schüssel voll Kaviar, der mit Pfeffer und Salz gewürzt jenes Erstlingsgericht ist, von dem alle russischen Feinschmecker träumen. Es ist das nicht jenes abstossende Gebräu, welches bei uns frischer Kaviar geschimpft wird und mit welchem man sich begnügt, weil man nichts Besseres hat; es ist ein wirklicher Leckerbissen, der wie Haselnuss schmeckt und grünliche, harte Körner hat. Wer ihn einmal an den Ufern des Ural gekostet hat, wird ihn nie wieder vergessen.

Wenn der erste kurze Moment der athembewegenden Aufregung vorüber ist, so entwickelt sich auf dem Flusse noch immer ein der Beobachtung würdiges Treiben.

Die Arbeiter, welche soeben einen guten Fang gethan haben, feiern ihr Glück auf ihre Weise, und wie man gern glauben wird, spielt die Flasche dabei die Hauptrolle. Man erzählt sich seine Grossthaten, schätzt den Werth der Beute ab — und macht sich lustig über die weniger Glücklichen. Nach und nach kommen auch die Weiber und Kinder zu Fuss angerückt, um die Fische in Stücke zu zerlegen. Zwischen dem herrlich und in Freuden lebenden Volke schleicht der Jude herum, zieht aus den Säcken seines langen Rockes frische Flaschen hervor und manövriert dabei so geschickt, dass sowol der Gewinn des Fischfanges, wie die klingenden Thaler in den Taschen der den Kaiser feindenden Kosaken ihm in die Hände fallen werden.

Während die Bummel trinken, plaudern und lachen, beschäftigen sich die Fischer mit ihren Fischen, bereiten den Kaviar und füllen ihn in Fässchen. Nicht lange, so führen ihn die an beiden Flussufern bereitstehenden und schon gespannten Troikas an die Wolga, von wo der Telegraph die wichtigsten Städte in Kenntniss setzt, dass die erste Sendung einer Delikatesse abgegangen ist, welche von den Liebhabern mit Gold aufgezogen wird.

In einer andern Troika sitzt ein Kosakenoffizier, dem der vielbenedelte

ehrenvolle Auftrag zu Theil geworden, die von dem Kaiser zu durchleiten, um dem Kaiser den ersten Karawanenzug ihm seine Unterthanen aus dem Ural zu führen.

Die Ankunft dieses Boten in Petersburg, oder Abo, ist eine alljährlich sich wiederholende Cerimonie. Die Kaiserin schenkt die Gabe seiner Landsleute in einer prächtigen, mit Silber und Gold gefüllten Kiste, die der Kaiser mit Gold gefüllt zurückstelt.

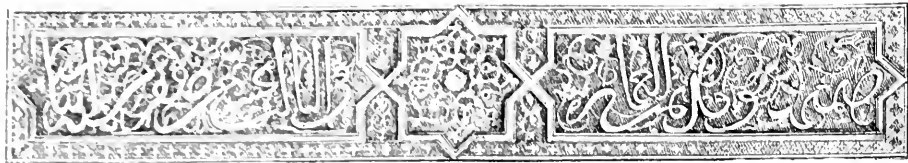
Die Rückkehr vom Fischerzuge ist ein höchst interessantes, wobei man sich nur fragt, wie es möglich ist, daß die Karren und die Fuhrleute sausen, die Fuhrleute auf den Füßen der Pferde, und die Fußgänger zermalmet. Man hat schon davon erzählt, geht alles ohne Unglück ab.

Zum würdigen Schlusse des Tages, wird ein Fest gegeben, mit darauffolgendem Ball, die ganze Gesellschaft ist bis zum nächsten Morgen hinem.

Am folgenden Tage setzen die Fischer den Fischfang fort, jagen ihn bis Gurjew am Kaspischen Meere. Die Zahl der Fische natürlich in dem Maasse, als die Menge der Fische, der Fang weniger ergiebig wird.

Ich folgte den Fischern, wohnte in ihrer Zelt, und sah die Freuden der lustigen Abende. Ich lernte viele Leute kennen, die entbehren und kosakisch tanzen. In Gersow, wo man die Casarkin ankam, besuchten wir die unbefangene, ungeheueren Fischfang auf dem Fische des Kaspischen Meeres, und so ergreifend wie die Erzählungen, von den Gefährten, die erschrockenen Abenteuerer, zu bester haben, und die ungeheueren Listliche zertrümmern, das Rettung zermalmern, der Schnelligkeit ihrer Pferde, welche sie an die Ufer führen. Aber wie oft geschieht es dennoch, das Handwerker, die Fluten verschwinden!

Was ich in den vorstehenden Zeilen niederschriftlich charakterisirt genau die Kosaken, von welchen man erzählt, die Zeiten der russischen Invasion so phantastisch, Schicksal erzählen wussten und welche sie uns als eine Art von Utopia zumalen liebten. Wenn die Kosaken bis weiter abwärts, Kerzen, Wägen trinken, so verzehrten sie doch keine Kerzen, wenn sie in die Barantas oder Razzias in die Nachbarn gehen, unter ihnen sie ihnen redlich heimgesahlt, wie die russischen Sklaven bezogen, so lange Zeit unter dem Joche des Chan von Chiva oder der Bochara sauzten. Thatsächlich waren die meisten dieser Uraler, Uralsker, welche im ganzen genommen, Gott und den Kaiser Weise verehren und den Tschernowik verabscheuen, ein Gott, die sie übrigens mit vielen anderen Unterthanen ihres Sowereins theilen.



DRITTES KAPITEL.

VOX KASALINSK NACH TASCHEKENT.

Die Piraten auf dem Syr. — Summarische Justiz. — Weisser Sand. — Kirgisische Gastfreundschaft. — Empfang in Perowsk. — Wir schlafen in Betten. — Wirthschaftliche Verbesserungen. — Kanalisation des Syr. — Die neue Strasse von Ust-Urt. — Jagden an den Ufern des Syr. — Irbis und Tiger. — Falknerei. — In der Steppe verloren. — Gefangen in einem Grabmale. — Der Tarantass macht mürrisch. — Die Sarten. — Wohnstätten und Trachten. — Die Toilette der Frauen. — Schminke. — Einspernung. — Heirath. — Das Weib ist verkörperte Lüge. — Ackerbau. — Landesjustiz. — Die Wakufs. — Die Reiß und die Mollahs. — Hazreti Turkestan. — Heldemüthige Vertheidigung von Ikane. — Banket mit turkestanischem Weine. — Triumphzug in Taschkent.

Die Nothwendigkeit, ein Kriegsgericht abzuhalten, verzögerte die Abreise des Generals Eschermajew um drei Tage, die wir zum Ausruhen benutzten. Dieser erste Halt ist durchaus nicht überflüssig, denn wir waren todmüde. Die ersten Tage solcher Reisen sind immer schwer zu überstehen; erst nach und nach gewöhnt sich der Körper an die Stöße des Tarantass; wir erfuhren dies an unserm eigenen Leibe, nachdem die ersten tausend Werst zurückgelegt waren.

Das Kriegsgericht hatte über einen schweren Fall abzuurtheilen, der sich wenige Tage vor unserer Ankunft in Kasalinsk ereignet hatte. Der Platzadjutant, seine Frau und ein kleines Mädchen waren ermordet worden; die Absicht der Verbrecher war offenbar Raub. Der Verdacht richtete sich sofort gegen ehemalige Matrosen der Aralflotille, welche in die Kasalinsker Bataillone eingetheilt worden waren.¹

¹ Die Staatsdampfer, die zur Aralflotille gehörten, hatten im allgemeinen 4 Fuss Tiefgang; der Syr-Darja dagegen hat infolge der Sandverwehungen an manchen Stellen nur 2-3 Fuss Tiefe. Daher kam es, dass die Dampfer oft tief im Sande stecken blieben; die Benennung war dann gezwungen, sie wieder flott zu machen. Solche Unfälle verursachten häufig lange Aufenthalte; während dieser Zeit demoralisirten die Soldaten zu wahren Sceräubern, welche längs des Flusses plünderten. — Eine einzelne Thatsache dürfte genügen, um sich eine Vorstellung davon zu machen, was für Leute diese Schiffsmannschaft waren. Zur Zeit unsers Aufenthalts in Kasalinsk waren von 12 Offizieren nicht weniger als 9 in Sibirien oder in Gewärtigung ihrer Aburtheilung.

Die dem Kriegsgemichte vorgelegte 30. A. unter gräßlichen Umständen bezeugte. A. wurde mit Beihilfen niedergemacht, die Frau, die drei Töchterchen mit einer Eisenstange erschlugen, wurde verurtheilt, sie zum Tode durch Erhängen am nächsten Tage in Gegenwart eines M. in der Stadt und von Nomaden aus der Umgebung Richtstätte in dem Momente an, wo die Hauptes, ein Brot mit der Aufschrift M. ablegten. Die Garrison bediente sich Seiten, vierte war offen. Hier betete ich, ob der und hinter jedem derselben.

Ich konnte die drei Verurtheilten nicht ich gleichgültigere, apathischere gesehen. Mit dem festen Schritte geben sollte, näherten sie sich ihren brechen ausgedacht hatte, ma's mit der Physiognomien der Zuschauer, zogen ge.

Das Executionspeloton rückte vor, und dann wurde zur letzten Man zog ihnen eine Kapuze oder Kutte über, in eine Art spitze Matze umstul und Nachdem sie mit diesem schauerlichen wollte man sie bis an den Fu'ss der jedoch, dass diese Kutten zu eng waren, um die zu können; man musste sie ihnen, als die Zunächststehende bereitwilligst rathlo's Sandhaufen hinaufsteigen lassen, ihnen die vor die Pfähle stellen, um sie an der Leibes festzubinden. Alles dies schief, mir trüchlich traten die Soldaten zurück; wir hatten uns, die sich wie schwarze schreckliche der unermesslichen Wüste abhoben.

Der Tambour schlug einen Wirbel, lang das Feuer des Peloton nur in der lichen Gerechtigkeit war Gönne. Der der mir zunächst befindliche Leichnam, den Beinen gehalten, in der Luft, die durchrissen; der zweite hing am Pfahle, der dritte war in die Grube hinabgeschleift.

Ich entfernte mich und bildete, dass nur die Kräfte der sagen wollten. Die Gesichter der Eingetöreten, die waren, zeigten nur den Ausdruck der Gleichgültigkeit.

Kasalinsk sollte uns überhaupt keinen guten Eindruck schlecht untergebracht, schlecht genährt, im dicken, Himmel verfinsterte, fast erstickend, waren wir alle, General das Zeichen zur Abreise gab.

Zwischen Orsk und Kasalinsk waren wir durch den Kara-kum (schwarze Wüste, schwarzer Sand) gekommen; die zweite Hälfte des bis nach Taschkent zurückzulegenden Weges führte durch einen Theil des Kysyl-kum (rother Sand, rothe Wüste), welcher sich bis an die Thore von Bochara erstreckt, und durch den Ak-kum (weissen Sand, weisse Wüste), welcher der dürrste und traurigste von allen dreien ist. Dieser letzte Theil der Steppe, infolge der Ueberschwemmungen des Syr-Darja entstanden, ist von einer Einförmigkeit, welche fast Sehnsucht nach dem Fluglande des Kara-kum erregt.

Kasalinsk, das zwischen dem Kysyl- und dem Kara-kum liegt, bietet an sich keinen abstossenden Aublick; es hat dieselben Lehmhütten mit flachen Dächern, über welche im Sommer der Staub weggefegt und die im Frühling von einer durch das Austreten des Flusses entstandenen Wasseroberfläche umgeben sind, welche die Annäherung an die Stadt fast unmöglich macht.

Da dieser Ort die grosse Etappe der von Taschkent, Bochara und China kommenden Karavannen auf dem Wege nach Orenburg ist, so werden hier für den Waarentransport die Karavannen-Baschis von den Agenten der grossen Häuser gedungen. Der Transportpreis wechselt je nach der Verschiedenheit der Jahreszeit; im gegenwärtigen Augenblicke bezahlt man 12 Rubel für ein Kamel von Kasalinsk bis Orenburg, 17 Rubel von Kasalinsk bis Taschkent. Die Last, welche ein Kamel tragen kann, hat ein Gewicht von 15 Pud.¹ Die Reisedauer wechselt zwischen sechs Wochen und drei Monaten.

Ausserdem ist Kasalinsk ein Stapelplatz für die Producte der Steppe, welche hier von den Kirgisen gegen russische oder bocharische Manufacturwaaren ausgetauscht werden; sie bestehen hauptsächlich aus rohen Häuten, Schaf- und Kamelwolle.

Unsere Abreise war natürlich wieder eine Tomascha, zu der sich selbstverständlich eine beträchtliche Volksmenge einfand. Gross war aber die Enttäuschung, als der General bestimmt erklärte, er wersetze sich nicht der Begleitung durch diese guten Leute, unter der einzigen Bedingung jedoch, dass sie keinen Staub aufwirbelten. Sie verstanden die Andeutung, denn im Sande, in welchem die Pferde bis an die Fesseln eintraten, keinen Staub aufzuwühlen, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

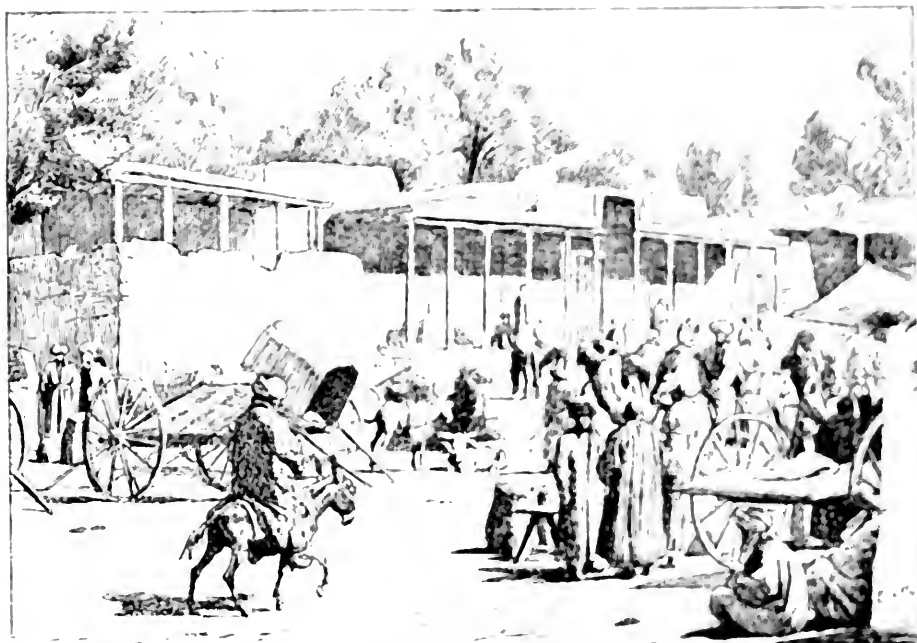
Von Kasalinsk bis in die Nähe von Tschimkent zieht sich der Weg am rechten Ufer des Flusses hin; im Winter ist diese Gegend von vielen Kirgisen-Auls belebt. Auf den Stationen waren Jurten zu Ehren des Generals errichtet worden. Hier erwarteten uns die besten kirgisischen Leckerbissen: der ausgezeichnet gute „Plover“, der „Tschischlick“ (am Spiess gebratener Hammel) und, zur Erquickung unserer ausgetrockneten Kehlen, der „Kumis“, ein aus gegorener Stutenmilch bereitetes köstliches Getränk.

Unsere Nachtlager haben eine eigenthümliche Localfärbung. Die Nomaden, die dem ergangenen Verbote keine Folge leisteten, sind von

¹ 1 Pud = 10 russ. Pfund = 16,38 kg.

allen Seiten herbeigeht, die Furen sind die Gassen des Lagers um ihn eine Beschwerde oder ein Geschrei zu hören. Die Furen sind rings um die Station errichtet; die Wägel sind mit den Männern kauern um das Zelt des General; jeder hat ein Wort des Generals im Fluge zu erhaschen.

Mit dem seinem Charakter eigene Güte und Gehorsam allen Begehren ein wohlwollendes Gehor, die Besten kommen; diejenigen, welche sich auszeichnen, werden ausserhalb bringen die Nomaden ihre Huldigung zu dem General aus zierlichen lebenden Gazellen aus getragener Steppenluft.



Wagenlager in Ta Oderki.

mit den Provisionen beladenen Tarantass untergebracht werden und dort recht gut sich vertragen; ferner ein halbes Dutzend Polikane, welche aber viel grösser sind als ihre Stammverwandten in unsern zoologischen Gärten. Alle diese Vertreter der Steppenfauna werden die Sammlung des Generals vermehren, der grosse Stücke auf seine Menagerie halt.

Am 14. September betraten wir das kleine Fort Karmaktsche. Wo in allen diesen Festungen bildeten auch hier Gottesdienst, Garmanninspection und ein offizielles Banket die Tagesordnung. Die Gastfreundschaft ist eine schöne Sache, aber unsere Mägen fangen nachgerade an die Wirkungen dieser fortgesetzten, gewöhnlich mehr ausgeübten delicaten Festessen zu spüren.

Am Abend des nächsten Tages hielten wir unsern Einzug in das Fort Perowsk. Bis auf 3 Werst Entfernung von der Stadt geht die

Strasse durch cultivirtes Land. Vegetation, ja sogar Bäume wiederzusehen erfüllte uns mit wahrer Wonne und erquickte unsere von der blendenden Weisse der Steppe entzündeten Augen. Unterwegs führen die Kirgisen ein Nationalspiel auf, welches darin besteht, im Galop eine junge Ziege oder ein Schaf vom Boden aufzuheben. Dieser Sport erfordert grosse Muskelkraft und nicht weniger Geschicklichkeit, besonders aber festen Sitz im Sattel. Mit vorgebeugtem Körper hebt der Reiter in voller Carrière die schwere Last vom Boden auf; bald wird er eingeholt und jedermann bemüht sich, ihm das Schaf zu entreissen. Nicht selten sieht man einen Reiter in den Sand hinabkollern, aber die Geschicklichkeit dieser Lanzenreiter ist so gross, dass Pferd und Reiter im Momente wieder auf den Beinen sind und im vollen Laufe in einer Staubwolke verschwinden.

An den Stadthoren wiederholt sich die Ceremonie mit dem Brot und Salz. Die Ueberreicher sind hier Sarten; ihre regelmässigen Züge, wohlgepflegten, schönen schwarzen Bärte und besser gehaltenen Kleidungen contrastiren sehr angenehm mit den heteroklitischen Gestalten der Nomaden.

Unser Einzug in Perowsk ist eine malerische, aber wegen ihres Farbenreichtums schwer zu beschreibende Scene. Die uns umgebende Reiterschar verhindert uns durch die aufgewirbelte Staubwolke, die Vorgänge in den Strassen zu sehen. Wir erblicken nur die mit Frauen in langen weissmusselinen oder farbigen seidnen Hemden, mit Goldketten und Medaillen in den Haartlechten, dicht besetzten Hausdächer. Unter den Frauen sind einige sehr hübsch und besonders auffallend durch die Aehnlichkeit ihrer Augen mit Gazellenaugen. Diese Scenerie, übergossen vom Golde der letzten Strahlen der untergehenden Sonne wird niemals meinem Gedächtnisse entschwenden; der schöne Abend und das in der festlich geschmückten Stadt sich entwickelnde Schauspiel ersetzten reichlich die Anstrengungen eines vierzehntägigen Aufenthalts in der Wüste. Vor dem Thore der Citadelle machte die Menge halt; jenseits der Zugbrücke empfangen uns Baumalleen, besprengte Wege und in unserm Absteigequartier beim Districtsvorsteher erwarten uns eingerichtete Zimmer, gute Betten für die Nachtruhe und Wasser nach Bedarf für alle nothwendigen Abwaschungen.

Der General wollte die Kanalisationsarbeiten inspiciren; somit erwartete uns für den folgenden Tag ein Ausflug mit dem Dampfschiffe auf dem Syr-Darja.

WIRTSCHAFTLICHE VERBESSERUNGEN IN TURKESTAN.

Das ganze Streben des Besiegers von Turkestan ging, nachdem einmal die Politik gegen den Landbau vertauscht worden war, dahin, dem von ihm verwalteten Lande neue Quellen des Wohlstandes zu eröffnen. Gegenwärtig beschäftigen ihn zwei Fragen von höchster Wichtigkeit.

Die erste betrifft die Erweiterung des für den Feldbau geeigneten Landes durch ein neues Bewässerungssystem. Die Umstände sind günstig,



dem zahlreiche Kirgisen-Auls ziehen regelmässig zur Ueberwinterung an die Ufer des Syr zwischen Kasalinsk und Tschimkent, wo sie einige Aecker bestellen; jedes Jahr constatirt man eine grössere Zahl bisheriger Nomaden, welche sich dem Ackerbau ergeben. Solange das Leben als Hirte dem Kirgisen es möglich macht, für die Bedürfnisse der Seinigen zu sorgen, zieht er das freie Faulenzerleben des Hirten vor. Infolge der Verminderung seiner Heerden durch die letzte Viehseuche haben Steuern und vielleicht auch der Wechsel in der Verwaltung ein ganz bedeutendes Proletariat geschaffen. Eine grosse Anzahl dieser einst so stolzen Nomaden, welche den Ackerbau als ein schmähhches Handwerk verachteten, sieht sich heute gezwungen, den Boden entweder auf eigene Rechnung oder als Arbeiter auf Rechnung von Unternehmern zu bebauen, welche aus den durch die neue Steppenverwaltung entstandenen Wolostnoys hervorgehen.

Der General macht alle möglichen Anstrengungen, die Bewegung zu unterstützen und zu ermuthigen; durch sie wird die Ertragsfähigkeit Turkestan's bedeutend gesteigert werden, weil sie die Entstehung einer Reihe neuer Colonien an den Ufern des Syr veranlassen wird. Die verfallenen Kanäle, deren Spuren man jetzt wieder auffindet, bezeugen die ehemalige Fruchtbarkeit des Bodens längs der Ufer des Flusses, welcher heute sozusagen eine Wüste durchströmt. Man lege Kanäle an, bewässere den anscheinend so unfruchtbaren Schlamm, und wie durch einen Zauberschlag werden Aehren aus ihm hervorspriessen.

Eine zweite nicht weniger wichtige Frage, welcher der General gegenwärtig seine Zeit widmet, betrifft die Herstellung neuer Verbindungswege für den Absatz der Producte Turkestan's nach Russland.

Nach der Eroberung von Taschkent, des Mittelpunktes des centralasiatischen Handels, entwickelte sich rasch ein lebhafter Verkehr mit Russland. Gegenwärtig sind russische Manufacturwaaren in Ueberfluss auf den turkestanischen Märkten vorhanden, von welchen sie die aus Indien eingeführten englischen Producte fast vollständig verdrängt haben. Immerhin sind die lange Dauer der Transporte auf den bisjetzt von den Karavannen verfolgten Wegen, auf welchen nur 25 Werst täglich zurückgelegt werden, sowie die daraus entstehenden hohen Frachtspesen noch bedeutende Hindernisse für das Aufblühen des Handels. Die Hauptverkehrsader sowol für Staats- wie für Waarentransporte ist die Strasse von Orenburg nach Kasalinsk, wo sie sich in zwei Arme theilt, deren einer nach Bochara, der andere nach Taschkent geht. Dieser Karavannenweg durchzieht eine brunnenreiche Steppe, von zahlreichen Auls bevölkert, welche die den Transporten nöthigen Kamele in Ueberfluss liefern.

In den Jahren 1850 bis 1869 liess Russland unter unerhörten Schwierigkeiten mehrere in Schweden, England und Belgien erbaute Schiffe über Land von Orenburg nach dem Aralsee führen, in der Hoffnung, damit eine für den Transport des Kriegsmaterials bestimmte Flotille zu gründen, und in der Hoffnung, diese dann im Interesse des centralasiatischen Handels zu vermehren. Der Tiefgang dieser Schiffe war jedoch zu gross, als dass sie reelle Dienste hätten leisten können; der angestellte Versuch, den Aral

und den Syr-Darja als Verbindungsweg zwischen den beiden Oasen. Die Schwierigkeiten zu erkennen, welche die Karawane von Ust-Urt entgegenstellen,

Zum Ersatz dafür, dass die Annehmlichkeiten der Karawane erleichtern, den Unternehmern mit Ust-Urt die Erlaubnis zu geben, die Erzhändler Namens Wangschinow, Wangschinow, Zschinow, und andere, er seine Waaren mit Erfolg vom Atlas bis zum Ust-Urt, und von Ust-Urt zum Meere gebracht. Diese Neuerungen macht die Verwaltung der Provinz, liess durch den Oberst Alexandrow die Kosten für die Anlegung einer für Fuhrwerke brauchbaren Strasse zwischen Ust-Urt von Kungrad am untern Oxys zum Jangal, Amdudja, Kungur, Kungur, Kungur, Kultuk, der heute der Casarwitsch, Gerbitow, und

Ein kurzer Blick auf die Karte zeigt, dass die neue Verbindungsweg erkennen. Die Karawane von Ust-Urt nach Chiwa haben bis Taschkent einen Weg von 1400 Werst, von Taschkent nach Chiwa von 1490 Werst zurückzulegen, hingegen die neue Strasse über Ust-Urt nur 140 Werst bis Kungrad, von Kungrad wo die Waaren auf dem Wasserwege weiterbestimmen, und auf einem grossen Theile seines Laufes schliefen, und Ust-Urt auf diesem Wege, ohne sich der Wasserstrasse der Amudja, bis Chiwa nur 750 Werst, bis Buchara nur 1100 Werst.

Der sehr günstige Bericht des Oberst Alexandrow über den Verbindungsweeg veranlasste den General Fjodorow, welcher persönlich das Plateau von Ust-Urt in Asgentsch zu besuchen, und dem Studium des Strassenproject's beauftragte Oberst Belski, der voll und ganz die Angaben seines Vorgängers. Die Entfernung von Ust-Urt nach Mertwyi Kultuk ist gross genug, um den Dampfschiffen die nöthige Sicherheit zu gestatten. Der Umstand, dass das Meer von December bis März zugefroren ist, ist kein grosses Uebel, da der übrige Theil des Jahres für den Transport der Waaren vollständig genügt.

Die alte, von Mauern umgebene Stadt Kungur, welche ein Hauptpunkt der Strasse von Ust-Urt bestimmt, enthält ein grosses Handels- und Industrie-Centrum, von 6000 Sarten und Ust-Urt, welche zwei Bazars von grosser Wichtigkeit, welche die Bevölkerung der Industrieproducte zum Austausch gegen verschiedene Waaren bringen. Eine grosse Anzahl nomadischer Familien und Uzesen, Kirgisen überwintern alljährlich in den nördlichen Thälern in der Umgebung der Stadt.

Von Kungrad wendet sich die neue Strasse nach Norden, durch die steilen Wände des Plateau von Ust-Urt hinan. Hier wendet sie sich westlich und geht nördlich an dem mit einer dicken Salzsäure bedeckten See Barsa-Kilmas vorüber. Weiterhin durchzieht sie ein weites, kühles Land, dessen Monotonie nur hier und da von Saksaulen unterbrochen wird. Die zahlreichen Brunnen enthalten fast alle ein gutes Wasser; mit Ausnahme der kleinen Wüste Kara-Burag, welche kein Futter in Ueberfluss,

Trotz aller dieser für das Hirtenleben günstigen Bedingungen ist das weite Plateau nur wenig bewohnt. Oberst Beliawski zählte nur 24000 Jurten der Nomaden, und doch ist das Klima gesund, die mittlere Wintertemperatur sinkt nicht unter -8° herab.

Der westliche Rand des Ust-Urt fällt steil ab; die Strasse erreicht jedoch ohne Schwierigkeit Jaman-Airakti am Golf von Mertwyi Kultuk. Jaman-Airakti ist jetzt noch ein armseliger kirgisischer Weiler. Ein Häuschen, zu dem das Material aus Astrachan herbeigeschafft wurde, dient als Wirthshaus. Wegen seiner günstigen Lage am Meere wurde dieser Ort zum Endpunkte der neuen Strasse gewählt. Süßes Wasser ist in Ueberfluss vorhanden; der Boden der Umgebung ist fruchtbar und man sagt sogar, dass er Petroleumquellen enthält.

Zur Erleichterung der Transporte und der Anlegung kirgisischer Colonien längs der neuen Strasse, welche bereits von mehreren Militärabtheilungen benutzt wurde, liess die Regierung eine grosse Anzahl von Brunnen theils neu ausgraben, theils reinigen. Als die Kirgisen in der Provinz Turgai von der Herstellung des neuen Weges hörten, zogen sie in die Nähe der Brunnen, wo sie sich niederliessen, sodass Transportmittel wie Kamele, Pferde und Karren nicht mehr fehlen. Sogar die Chiwamer bieten ihre Kamele zum Preise von 10 Rubel für Transporte von Kungrad an das Kaspische Meer oder *vice versa* an, wenn sie vernehmen, dass eine Abtheilung Militär oder eine Karavane sich zum Marsche durch Ust-Urt anschiebt.

Der Bau eines Hafens mit Molen und Leuchthürmen in Jaman-Airakti, die Anlage einer fahrbaren Strasse mit Telegraphenleitung oder einer Eisenbahn durch Ust-Urt bis Kungrad, das ist die zukünftige Verbindungsstrasse. Sie hat den grossen Vortheil, central gelegen zu sein und an einem schiffbaren Flusse zu münden. Schon jetzt werden grosse Barken von Urgentsch zum Waarentransport zwischen H-Dschik und Kungrad verwendet. Sie werden leicht durch Dampfer ersetzt werden können, weil der Amu für die Dampfschiffahrt geeigneter ist als der Syr. Die in grossen Massen an den Ufern wachsenden Saksaulsträucher sichern den Schiffen ein vortreffliches Brennmaterial. Nach den neuesten Nachrichten haben sich bereits zwei Privatgesellschaften gebildet, von denen die eine die Schiffahrt auf dem Syr, die andere auf dem Amu betreibt und die vom Staate eine jährliche Unterstützung von 50000 Rubel erhalten. Die erstgenannte Gesellschaft steht in Unterhandlungen über den Ankauf der alten Aradflotille, und wahrscheinlich wird im Laufe des Jahres die regelmässige Dampfschiffahrt auf dem Amu-Darja beginnen. Selbstverständlich ist der gegenwärtige Karavamentransport durch Ust-Urt nur ein Provisorium, denn eine Eisenbahn wird binnen kurzem ausgeführt werden.

Die in Nishnij-Nowgorod oder Twer verladenen Waaren, welche die Wolga bis Astrachan hinabfahren und das Kaspische Meer bis in die Bucht von Jaman-Airakti kreuzen, werden nur noch 440 Werst auf Wagen zurückzulegen haben, um Kungrad in 14 Tagen zu erreichen, von wo sie auf dem Amu noch 300 Werst bis Chiwa zurückzulegen haben.

Selbst wenn die Wasserstrasse der Amur nur ein Drittel des Weges um fast ein Drittel kürzer als die alte Karakum-Strasse kommt, dass man durch Ust-Urt von Peking nach Kaja-Kort vom strategischen Standpunkte aus von grosser Wichtigkeit ist.

Die alte Strasse von Orenburg nach Kaja-Kort ist 7000 Meilen wegen ihrer Länge und wegen der Dürre der Steppe nur wenig benutzt worden; der Hauptverkehr hat sich der neuen Eisenbahn zuwenden, welche jetzt ein Capital von 80–110 Millionen Rubel Waaren rechnet. Die neue Wasserstrasse wird den doppelten Vortheil haben, wenn es gelingt, die Distanz zwischen Russland und dem Heiligen Asien bedeutend billiger und kostspieliger zu sein. Die Transportkosten werden von 1 Rubel 10 Kopeken auf 1 Rubel 70 Kopeken reducirt, statt 2 Rubel 20 Kopeken auf dem Wege über Orenburg bezahlet zu werden.

Alle diese Thatsachen sprechen klar und deutlich für die neuen Strasse. Sollten Andere beirren, ein solches Unternehmen zu begonnene Werk zu vollenden, so gebührt ihnen die Anerkennung der Initiative, und mit vollem Rechte wird ein Name mit dem Namen der Unternehmen verbunden bleiben, dessen eigentlicher Gründer er ist.

KANALEN AN DEN UFFEN 1887–1891.

Nachdem wir gut ausgeschlafen hatten, ein Boot zu der See von Orenburg nicht mehr gehabt hatten, begaben wir uns am 30. Februar zum Syr, wo uns ein hübscher Staatsdampfer, der „Gubatschow“ mit einer Flaggen-schmucke erwartete. Der General, sein Gefolge und die Soldaten vom Platze schifften sich ein. Es war ein prächtiger Tag, der Zerstäubung schützt uns gegen die Sonne. Während der Fahrt der Fl. grüssen wir mit Flintenschüssen die aufgeschichteten Vögel. Der General will die Arbeiten an dem im Bau begriffenen Verbindungskanal zwischen dem kleinen See Dschala-Kul und dem Syr inspiziren. Dieser Kanal ist ganz von den Eingeborenen ausgeführt worden. 400 Karakumpanen und Chiwa wurden zur Arbeit herangezogen, und erbowische Irghesen sorgten die Tracirung.

Es ist erstaunlich, dass solche Arbeiten gelingen, wenn man bedenkt, dass sich die Eingeborenen als einzigen Nivellirinstrumente nur ein einfaches Hölzle mit Wasser gefüllten Blase bedienen. Das vom General entworfene Einleichtungssystem ist ebenso originell, wie den Landesverhältnissen angepasst. Man verwendet dazu alte Fischernetze, die am Boden mit Steinen beschwert und von Pfählen festgehalten werden. Der Schlauch, der mit dem Fluss mit sich führt, bildet nach einigen Monaten einen hinreichend hohen Damm, um die Richtung der Strömung auf einen gewünschten Punkt abzulenken; ist diese Strömung erreicht, so vergrössert sich das ursprünglich angelegte Bett des Kanals von selbst.

An der Stelle, wo wir den Syr befahren, mag er eine Breite von 10000 der Rhein bei Köln und seine Strömung ist ziemlich stark, aber die

nicht die klaren Wellen des Rheins. Das Wasser des Syr hat jene gelbe Färbung, die sich unangenehmerweise allem aufprägt, was in der Steppe existirt. Thiere, Pflanzen und sogar die Menschen nehmen schliesslich diese traurige eintönige Färbung an. Nur der Fasan macht eine überraschende Ausnahme von dieser Regel. Der centralasiatische Fasan unterscheidet sich vom böhmischen durch sein weisses Halsgefieder und seine silberglänzenden Flügel. In der Umgebung von Perowsk bis nach Sauran ist er so häufig wie in einem Taubenschlage; kaum hatten wir bei der Ausschiffung den Dampfer verlassen, als sich eine ganze Kette vor unsern Füssen erhob. Der General erlaubte uns einen Trieb zu machen, und bald entspann sich ein lebhaftes Gewehrfeuer. Unsere kirgisischen Ponies, die an das Schiessen gewöhnt sind, stehen fest im Feuer; nichtsdestoweniger gibt es viele Fehlschüsse, weil wir im Schiessen auf fliegendes Wild vom Pferde aus wenig geübt sind. Zwischen den Saksaul und im Gebüsch ist es schwer in der Linie zu bleiben; jeder jagt daher auf eigene Rechnung. Als altem Praktiker macht es mir Spass, das Dorngesträuch zu durchstöbern und lichtere Stellen aufzusuchen; hier fasse ich Stand, während meine zurückgebliebenen Gefährten mir, ohne es zu wissen, Treiberdienste leisten. Der Fasan läuft sehr schnell im Dickicht und fliegt auf, wenn er an einen offenen Ort kommt; ich sah ihn in grosser Menge an diesem Tage und richtete ein hübsches Blutbad darunter an. Ich wäre noch lange geblieben, wenn nicht eine Stafette des Generals uns an unsere Pflichten erinnert hätte. Der Tag war schon ziemlich vorgerückt; der General und seine Escorte hatten bereits einen starken Vorsprung; es handelte sich darum sie einzuholen; zehn Werst im Galop durch Ranken und grosses Röhrriecht zurückzulegen war keine leichte Sache, besonders für jene, die, wie Baron von Sermet und ich, an den englischen Sattel gewöhnt waren.

Endlich hatten unsere Leiden ein Ende; vor uns erblickten wir am Horizont die Escorte des Gouverneurs und bald holten wir sie ein, in dem Augenblicke, wo der General eben sich anschickte in einem Aul vom Pferde zu steigen. Bei solcher Gelegenheit lernt man die kirgisische Gastfreundschaft hochschätzen; nie schmeckte mir der Kumiss besser, noch schienen mir die Melonen von Perowsk je saftiger zu sein. Was den Genuss erhöhte, war der durchaus nicht nebensächliche Umstand, dass uns diese Erfrischungen von den Frauen und Töchtern des Beg gereicht wurden, von welchen die Eine eine reizend schöne Erscheinung war.

Perowsk ist entschieden das Paradies der Jäger; ich halte es für unmöglich, ein wildreicheres Land zu finden. Ausser dem Fasan, der für 5 Kopeken das Paar verkauft wird, gibt es Trappen, Kraniche und alle Arten Wassergeflügel. Die Antilope ist durch den Saigak und den „Karakuiruk“ (Schwarzschwanz) vertreten; er wird 80 russische Pfund schwer. Das Wildschwein nimmt hier Körperproportionen an, wie man sie in Europa nicht mehr kennt. Reh und Hirsch fehlen nicht, und auch Panther und Irbis kommen vor. Letzterer ist eigentlich der centralasiatische Leopard; er wird 1,50 m lang und hat einen fast meterlangen weissen oder gelblichen, schwarzgetleckten Schweif. Der Irbis hält sich gern

auf Bäumen auf, von welchen er sich gut wegschrecken kann. — In der Nacht greift er den Menschen an und er ist ein gefesselter Hängel, der sich nicht lockt, hinter einem Schirme aus Zweigen durchzuschauen, sondern sich von selbst.

Das gefürchtetste Raubthier jedoch, welches ich gesehen habe, sind die Dickhäute bei Perowsk zum Wohnsitz wohnen. Sie unterscheiden sich durch kolossale Grösse und viel dichtere Behaarung von den übrigen Vetter unterscheiden. Er ist eine wahre Leopardenart, welche die Hirsche der Kirgisen nicht, er solche Verheerungen anrichtet, dass die Kirgisen nicht sind ihre Lagerplätze zu ändern, um den Schaden zu vermeiden, von welchen ihre Heerden selbst vor dem Hungertode zu retten werden. Während unsers Aufenthalts in Perowsk waren wir nicht weit von den Augen der Hirten ganz nahe bei der Stadt an Strassen und in den Wäldern.

Auf meiner ersten Reise war ein Kamel (ein einziges) von einem Raubthier stecken geblieben; in der Absicht, es am nächsten Tage zu befreien, beschloss der Karavänen-Faschi, weil es schon spät war, zu schlafen zu lassen. Als er wiederkam war das Kamel verschwunden. Der Faschi führte ihn zu dem in einer Entfernung von einer halben Meile von Perowsk Kadaver; ein Tiger hatte das Kamel in das Rothlicht geschleppt. Die Kraft dieses Räubers ist geradezu fabelhaft. Angenommen, ein Tiger würde einen Tiger mit einem Kamel im Rücken über den Sporn eines Berges zu sehen zu haben. Man jagt den Tiger auf verschiedene Art, indem man ihn schliesst man ihn von einer Grube aus, die ganz in der Nähe des Thieres geschlachtet Thieres gegraben wird. Ich habe manche Nacht auf diese Art verbracht und den Tiger in meiner nächsten Nähe immer gesehen. Ich gestehe aber in aller Demuth, dass ich mir dabei die Haare zu Berge stehen fühlte. Eine andere, nur in Centralasien, wie ich glaube, gebräuchliche Methode besteht darin, dass man sich hinter dem Geirte eines Kirgischen Hirten verbirgt und mit dieser vorückt; auf diese Weise kann man sich ohne grosse Gefahr dem Thiere nähern und es fangen oder tödten.

Die Kirgisen bedienen sich eines originellen Verfahrens, um einen Mann, der in den Ruf der Tapferkeit kommen, oder einen Mann, der einen Titel sich erwerben will, den ihm der Fürst verliehen will, zu unternehmen es, einen Tiger Ang in Ang in Gegenwart des Fürsten und des eingeladenen Publikums zu bekämpfen. Ausgerüstet mit einem Jagdmesser und einer kleinen, halbmundförmigen, kegelförmigen Hantel (*tai-balta*, d. i. *ai*, der Mond, und *balta*, die Hantel), einer sehr bedeutenden Waffe in der Hand des Kirgisen, nähert er sich dem Dickicht, an welchem das Raubthier lauert. Die Kunst besteht darin, den Tiger zu dem Augenblicke zu treffen, in welchem er sich auf den Jäger stürzt; er bemüht sich darum, dem Griffe der Tatze des Tigers auszuweichen und gleichzeitig ihm das Messer in das Herz zu stossen. Ich für meine Person war übrigens niemals Zeuge einer solchen Jagd, die man leichter zu beschreiben als auszuführen scheint.

Die Kirgisen jagen nur selten mit dem Feuergewehre; der kirgisische Sport besteht hauptsächlich in der Hertzjagd mit ihren Pfeilen.

wundererwerthen Windhunden und in der Fangjagd mit abgerichteten Falken. Bei den Kirgisen ist die Falknerei eine Wissenschaft, und ihre Vögel werden in der That ganz merkwürdig gut abgerichtet. Manch armer Nomade lebt von einem Sperber oder Falken, der sein ganzes Vermögen bildet. Man begegnet ihm in der Steppe, einen ausgemergelten Gaul reitend, mit dem Falken auf der Faust. Man versuche es, ihm für den Vogel eine schwere Summe Geldes anzubieten. Mit Verachtung wird er dem Versucher den Rücken kehren; das Thier ist unverkäuflich. Eher würde er sein Weib, wenn er eines hat, verkaufen, aber seinen Falken niemals! Die Kirgisen verwenden diese kleinen Raubvögel zur Jagd auf

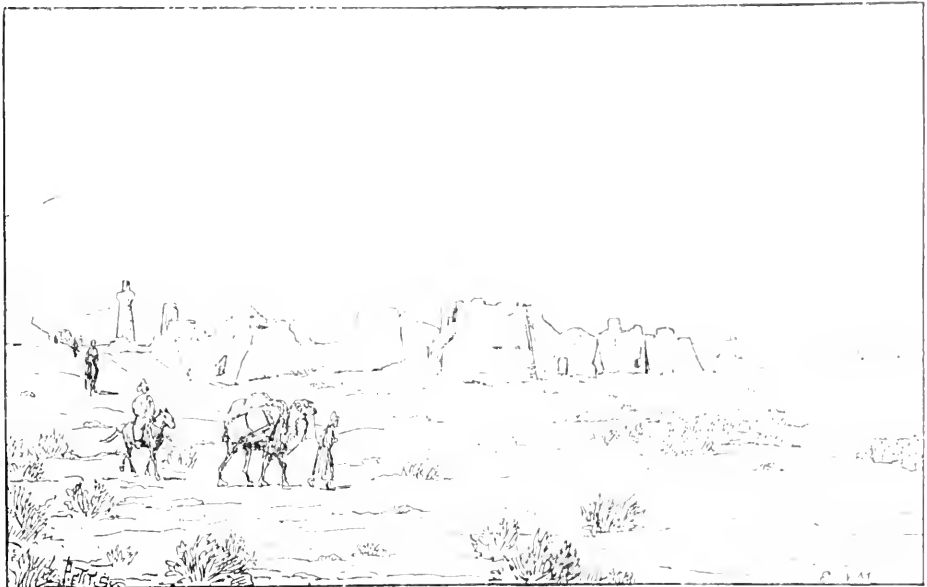


Centralasiatischer Tiger.

Hasen, Fasanen und Wildgänse; zur Jagd auf Füchse und Antilopen bedienen sie sich des Adlers.

Bei einem Haare wäre einmal in jener Gegend meine Jagdpassion unheilvoll für mich geworden. Es war zur Zeit meiner dritten Wanderung durch die Steppe; ich konnte nur langsam vorwärts kommen, weil im Frühjahr alle Strassen zwischen Karmaktschi und Perowsk nahezu unbrauchbar werden. Die ganze Gegend verwandelt sich in einen weiten Sumpf, in welchem der Tarantass bei jedem Schritte versinkt. Die von den Kirgisen zu jener Zeit beigestellten Postpferde waren abscheulich schlecht. Auf halbem Wege sah sich der Reisende öfters genöthigt, die Bespannung nach der Station zurückzuschicken und frische Pferde holen zu lassen. Oft bedurfte es eines ganzen Geschwaders von Arbeitern, um den im Koth steckenden Tarantass frei zu machen.

Zwischen Kasalinsk und Karmaktschi hatte ich ganze Nächte allein in meinem Wagen mitten im Sumpfe damit zugebracht, dass ich in stoischer Ruhe beobachtete, um wieviel tiefer der Tarantass nach und nach einsank. Wenn das Wasser in meine Arche einzudringen anfing, flüchtete ich mich auf das Dach, und mehr als einmal überraschte mich der Sonnenaufgang in dieser Stellung, in der ich halb erfroren, einsam und verlassen die Hilfe erwartete, die mir aus dem nächsten Auf gebracht werden sollte. Um dieser Beschwerlichkeit endlich ein für allemal abzuhelfen, hatte ich in Karmaktschi ein Pferd gekauft und wollte jagend durch die Sümpfe reiten: Lavinia, meine gute Setterhündin, äusserte durch fröhliche Sprünge um den Gaul ihre Befriedigung.



Die Ruinen von Sauran.

Den Tag vorher hatte ein Reiter, der über den zu dieser Jahreszeit noch zugefrorenen Syr setzen wollte, das Misgeschick, sein Pferd unter dem Eise verschwinden zu sehen, während er selbst sich nur mit genauer Noth retten konnte. Trotzdem beschloss ich, das Abenteuer zu wagen. Der Wagen wurde ausgeladen, an ein langes Seil befestigt und kam zuerst ohne Unfall hinüber; immerhin krachte das Eis recht schauerlich und gab bisweilen nach. Bis auf ein Pferd, welches einen Koffer mit meiner Garderobe schleppte, gelangte aber alles glücklich hinüber; es hatte wenig gefehlt, so wären meine Heidenkragen sammt meiner übrigen europäischen Ausrüstung, meines unersetzlichsten Reiseschatzes, eine Beute der türkischen Gewässer geworden. Der Gaul war eingebrochen; mit Zuhülfenahme von Stangen konnte er jedoch wieder auf das Eis gehoben werden, und so war ich glücklich dem Aerger entgangen, in den Salons von Taschkent im Beschmet und Chadat figuriren zu müssen.

Nach der Ankunft am jenseitigen Ufer befahl ich meinem Diener, das Gepäck bis zur nächsten Station zu begleiten; dort wollte ich nach Durchstreifung des dem Syr entlang sich hinziehenden Gebüsches wieder mit ihm zusammenreffen. In Karmaktschi hatte man mir gesagt, dass der dem Strome folgende Weg nicht schwer zu finden sei. Frisch entschlossen drang ich in das Dickicht ein, wo es von Fasanen wimmelte. Es war ein schöner Tag und die Jagd war ergiebig. Als ich ein Bündel Fasanen an jeder Seite des Sattels hängen hatte, hielt ich es für angezeigt, meine kleine Karavane wieder einzuholen; ich richtete mich nach der Sonne und kehrte dem Syr den Rücken, um die gebahnte Strasse nicht zu verfehlen.

Ich war wenigstens eine Stunde lang in stets gerader Linie darauf losgeritten, ohne auf eine Spur von Menschen gestossen zu sein, als ich einen breiten weissen Streifen erblickte; das konnte nur die gesuchte Strasse sein. Wie gross war mein Staunen, als ich meinen Irrthum erkannte! Was ich für die Strasse gehalten hatte, war der Syr, an dessen Ufer ich mich wieder befand, und doch hatte ich geglaubt, mich von ihm zu entfernen.

Zunächst wurde mir klar, dass ich in der Runde herumgeritten war, wie das den Neulingen in der Steppe zu widerfahren pflegt. Ich entschloss mich also einen zweiten Versuch zu wagen, indem ich diesmal der einzuhaltenden Richtung mehr Aufmerksamkeit schenkte. Ich kehrte also neuerdings dem Strome den Rücken, orientirte mich nach dem Stande der Sonne und machte mich auf den Weg. Aber bald begann das peinliche Gefühl der Einsamkeit und die Furcht, mich zu verirren, sich meiner zu bemächtigen, und überdies beschäftigten die längs des Syr vernommenen Tigerhistörchen, die mir noch frisch im Gedächtnisse waren, meine Phantasie. Das Reiten hatte seinen ganzen Reiz verloren; ich fing an unruhig zu werden, als ich meinen Weg zu erkennen glaubte. Ein kurzer Galop hatte mich bald wieder in die Nähe eines das Stromufer kennzeichnenden Röhrichts gebracht! Da erfasste mich grosse Entmuthigung; ich hatte nur noch zwei Tagesstunden vor mir, und die Aussicht, die Nacht in dieser Einöde zubringen zu müssen, war nichts weniger als angenehm; es hiess also einen Entschluss fassen.

Eine Revision meiner Mundvorräthe liess mich ein Stück Chocolate in der Weidtasche und einen Rest Cognac in der Feldflasche finden. Damit stärkte ich den moralischen Menschen, dann entschloss ich mich, einen Baum zu erklettern, um eine weitere Aussicht zu gewinnen. Von diesem Observatorium aus glaubte ich mitten im Grünen einen nahe gelegenen Aul zu erkennen. Frohen Herzens schlug ich den Weg dahin ein, dort winkt mir die Befreiung, dachte ich — abermalige Enttäuschung. Was ich für menschliche Wohnungen angesehen hatte, war nur eine jener Todtenstädte, welchen man überall dem Flusse entlang begegnet.

Die Kirgisen, die ihr Leben lang einen Abscheu vor festen Wohnstätten haben, erbauen ihren Todten wahre Burgen; von fern könnte man sie für Städte halten, in der Nähe beschen sind sie nur Gräber. Die Reichen lassen sich Mausoleen erbauen, welche wie kuppelgekrönte,

von Minarets flankierte Moschee, gewölbt, wie gewöhnlich, mit einem gewölbten Hofe, oft nur durch ein Loch im Dache.

Gerausches durchtritten, und ich, als ich das Ende des grössten Gebäudes entschloß, mich zu wenden, um die Umgebung zu durchforschen. Nachdem ich die Hütte, begann ich mit Händen und Füßen die Erde der Spitze nahe, als ich plötzlich feststand, denn die Füßen zur Stütze diene, zu weichen unter dem Gewicht. Schmerz verursachte, dass ich die Bekleidung, die mich wieder zu mir gekommen war, darunter, und ich sah an das, was und wie es geschah, war, es war, die Überzeugung, dass ich in einem Augenblicke, wenn ich sei, war nicht geeignet, nur heftige Geheul, und meine Zündholchen konnte ich nicht finden. Ich begann ich mit fieberhafter Hast ein Loch in der Lehmbestehende Wand der Grabstätte, und nach ein wenig ich fühlte weder Hunger noch Durst, ich hatte mich hinanzukommen aus dem Loche.

Als es mir endlich gelungen war, meine Keil-Öffnung, welche ich zu Stande gebracht, durch die ich mich bereits gerettet. Seit Sonnenaufgang hatte ich eine Chocolade gegessen, daher fühlte ich mich gewissermaßen wieder in den Sattel schwingen wollte; ich erprobte in der Schulter, und ringsherum war hustete Nadeln, meine Kräfte zusammennehmen, um mich im Sattel überlegte nicht mehr; wie aus Nebelwolken, tauchte Erinnerung in mir auf; dann versank ich in trübe Nostalgie und vollständige Denkfähigkeit. Wie lange das Zustand haben mag, ist mir nicht erinnerlich. Plötzlich wurde ein Geschrei eines Kamels zu vernehmen; nicht Plötzlich, sondern in Galop; ich erblickte eine Hecke, dann dastand ein Aul.

„Kaida barassen chutachasse?“ (Woher kommst du?) fragte man mich zu. Diesmal war ich wirklich an Zunge, denn ich Stunde schmarte ich neben einem guten Stück Fleisch, und vorher selbstverständlich einen meiner Füße, der sich erhob.

Am nächsten Morgen geleitet, nach der Nacht, die sie sich aufgenommen hatten, nach der Stadt, wo ich, wie ich mich der mich von den Tigern zerrissen, während der letzten Vorbereitungen zur Abreise traf. Abermal, dann, als ich Hoffnung getäuscht; er träumte, Herr zu werden, und wollte die Reise als Diener fortsetzen.

Auf der Karte, die ich nun zu Rathe zog, fand ich die Lage meines Abenteurer. In der Gegend, wo ich mich verirrt hatte, lag Syr einen scharfen Bogen, der in gerader Linie von der Straße geschnitten wird. In diese Landzunge war ich während der letzten irrt zehn Stunden hintereinander darin umher, und hatte die

wieder herausgefunden, wenn nicht mein kirgisches Ross, sobald es wieder frei in seinen Bewegungen war, mit dem diesen Thieren eigenthümlichen Instinkt den Weg zum Aul von selbst gefunden hätte, nachdem ich selbst zum Glücke nicht mehr im Stande war es zu lenken.

Diese Abschweifung hat bereits zu lange gedauert und ich kehre nach Perowsk zurück. Dieser Halteplatz mit seinem köstlichen Ausfluge zu Schiff ist uns im guten Gedächtniss geblieben. Gern hätten wir unsern dortigen Aufenthalt verlängert; dennoch musste man sich entschliessen, dieses Eldorado des Jägers zu verlassen. Der General wurde in Taschkent erwartet. Sehr widerwillig nahm jedermann seinen Platz im Tarantass wieder ein, um die Stösse zu erdulden, welche die Strasse zwischen Perowsk und Dschulek unauslöschlich dem Gedächtniss aller einprägt, welche Gelegenheit hatten ihre Bekanntschaft zu machen. Die von der Sonne ausgetrockneten und steinhart gewordenen Gleise bringen die beiden Unglücksgenossen und Insassen im Tarantass unaufhörlich in unwillkürliche Berührungen; ist auch nur einer von ihnen ein wenig mürrisch, so ist die Reise nichts weniger als eine Lustpartie.

Es bedarf einer guten Dosis Geduld, um diese Art von Zusammenwohnen, zu welcher der Tarantass in der Steppe zwingt, wochenlang zu ertragen. Besonders ist es die Nacht, welche die Keime wilder Feindschaft entwickelt. Der Nachbar, der wie ein Kreisel schmarcht, bemächtigt sich nach und nach unsers Kopfkissens, welches wir mit der Energie der Verzweiflung vertheidigen. In eine Ecke gedrängt, bei jedem Stoss mit dem Kopf an das Holz des Wagens anprallend, fühlt man teuflische Lust, dem Schläfer den Hals umzudrehen. Ist er ein Vorgesetzter oder Höhergestellter, so zerbricht man sich den Kopf, um ein mildes Mittel, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen, ausfindig zu machen. Man kommt zum Beispiel auf den Gedanken, ihn in seinen eigenen Kissen zu ersticken. Kurz die Versuchung zu den schwersten Verbrechen beschäftigt unsere aus dem Gleichgewicht gekommene Phantasie. Um ihr zu entgehen kitzelt man endlich den bedauernswerthen Schläfer schüchtern an der Nase. Niest er, so ist man gerettet; man weckt ihn vollends mit einem: „Excellenz, ich glaube, wir kommen auf die Station!“ Diese erfreuliche Aussicht gewährt Zeit, wieder eine Lage einzunehmen, die man solange behauptet, bis der Nachbar seinerseits unsere süssen Träume mehr oder weniger rücksichtsvoll unterbricht. Ich habe gesehen, dass die besten Freunde nach einigen im Tarantass zugebrachten Wochen sich jetzt für ihr ganzes übrige Leben lang hassen.

Von Perowsk bis zum Fort Dschulek und von Dschulek bis zu den Ruinen der alten Stadt Sauran galopirt man durch eine wahre Vogelzuchtanstalt. Die Fasanen laufen auf der Strasse vor den Pferden her; man schiesst sie vom Wagen aus; kaum dass man sich die Mühe nimmt sie aufzuheben.

Viel verschluckter Staub und eine Menge Stationen, wo man sich glücklich schätzt, die schmerzenden Glieder ausstrecken zu können, sind die Kurzweil der langen Reise, bis in weiter Ferne die Kuppeln des

Hazreti-Timur auftauchen. In diesem weitersgedehnten, von Russen errichteten Bane, in der ersten grossen sartschen Strasse, werden. Weil aber die Stadt sich noch nicht aus der Heide erhebt, wollen wir die Zeit benutzen und einige Worte über die Sarten sagen. Sie sind eine ethnographische Abhandlung zu sein, die wir, soweit es geht, welchen wir von jetzt an auf jedem Schritt bezogen zu finden.

Die Sarten.

Von den Russen werden diejenigen sechs oder sieben verschiedene Sarten genannt, welche weder Kirgisen, noch Usbeken, sondern wahrscheinlich die von den usbezischen Eindringlingen aus dem nördlichen Ural bewohnter des Landes sind. Infolge ihrer Vermählung mit den Persern, Hindus und Usbeken haben sie die charakteristischen Merkmale dieser Rasse sowie ihrer dem Persischen entstammender Sprache angenommen.

Das Ideal eines jeden Sarten ist, Kaufmann zu werden, oder sich mit Landbau, Handwerker, Ingegnieur, Lehrer, oder Knechtisch, das Joch aller Eroberer Centralasiens geduldig ertragen zu lassen. Die Sarten ein vorzugsweise feiges Volk, von dem das volkreiche Sprichwort sagt: „Wenn der Sarte die Wahrheit spricht, bekommt er die Kolik“. Diese Leute sind auf einer Stufe der Niedrigheit angekommen, dass sie sich ihres Ursprungs schämen. Sie sind faratische Muslime, und tragen ihre Religionsübung ostentativ zur Schau, was sie aber nicht hindert sich den empörendsten Ausschweifungen hinzugeben; sie verachten ihre nomadischen Nachbarn wegen ihrer wenig raffinierten Sitten, und sie besitzen keine von deren guten Eigenschaften.

Die Wohnstätte des reichen wie des armen Sarten ist eine einfache Baracke, die er sich selbst aus luftgetrockneten Lehmklumpen errichtet. Diese aus einem einzigen, ziemlich niedrigen Geschosse bestehende Wohnung, welche meist gar keine Fenster haben, vermehrt sich in mehrere Stuben; Licht und Luft dringen durch die Thüre ein. Wenn der ausserordentlichen Theuerung des Holzes verwendet man es nicht als Stütze für das Gerüst des flachen Daches; man deckt das Dach mit Strohrohr zu und breitet eine Lage Lehm darüber aus. Die Sarten, noch mehr als die Usbeken, werden aber der Regen zerstören diese Häuser mit unglücklicher Schnelligkeit. Eine sartsche Strasse zeigt nur zwei Reihen fensterloser Wände, die durch eine niedrige Eingangsthüre und eine Hintertüre unterbrochen werden. Tritt man durch eine dieser Öffnungen ein, so befindet man sich in einem mehr oder weniger geräumigen Hofe, welcher „Bair“ oder Männerhof heisst. Hier sind die Empfangsgemächer, vor welchen bisweilen eine Veranda angebracht ist. Eine zweite niedrige Thüre führt in einen zweiten, den Weibern vorbehaltenen Hof, der wie der erste von niedrigen Kammern umgeben ist, welche als Zimmer dienen.

Die Wohnungen der Reichen unterscheiden sich wenig von jenen der Armen; die Höfe sind grösser und die Zimmer höher. Möbel existiren nirgends; einige Teppiche, Koffer zum Aufbewahren werthvoller Gegen-

stände und der Kleider. Mauern, die häufig nicht einmal mit Kalk über-
tüncht werden: das ist das mehr als bescheidene Daheim des Sarten,
wogegen man den Nomaden um seine Jurte beneiden möchte.

Die Sarten scheren sich den ganzen Schädel kahl und bedecken ihn
mit einem „Tüpe“, das ist ein kleines, je nach der socialen Stellung des
Trägers mehr oder weniger reichgesticktes Mützchen. Der Tüpe ver-
schwindet bei grossen Veranlassungen unter einem Turban (Tschalma),
der bei den Mollahs oder Priestern von weissem Musselin, bei den Kauf-
leuten von blauem und bei den Kriegerern von rothem Woll- oder Baum-
wollstoff ist. Der Tschalma ist je nach der Börse des Einzelnen von ver-
schiedener Grösse: der Arme begnügt sich mit zwei Metern, der Reiche
kommt kaum mit zwanzig Metern aus. Auf der Reise trägt der Sarte
eine konisch geförmte, mit Tuch überzogene, mit Biberfell eingefasste
und innen mit Pelz gefütterte Mütze. Daheim trägt er lederne Strümpfe
an den Füssen: wenn er aber auf die Strasse geht, trägt er eine Art
Gadroschen (Kausch), welche er, wie es der Islam vorschreibt, an der
Thüre der Moschee zurücklassen muss. Das stark ausgeschnittene Hemd
lässt den Hals nackt; das baumwollene Beinkleid (tschalwar) wird theil-
weis von einer Jacke mit engen Aermeln (Beschmet) überdeckt. Als
Oberkleid zieht er den Chalats an, dessen Aermel so lang sind, dass sie
ihm das Tragen von Handschuhen ersparen. Je reicher der Sarte ist,
desto zahlreichere und greller farbige Chalats trägt er. Der gewöhnlich
offen gelassene Uoberchalats ersetzt unsern Paletot; die andern werden
durch einen Sammtgürtel am Körper festgehalten. Der Gürtel wird durch
eine silberne, mit Goldplatten überzogene Agraffe geschlossen; er wird
auch durch einen breiten seidenen oder wollenen Streifen ersetzt, der um
den Körper gewickelt wird und in seinen Falten die Schätze des Trägers
birgt. Ein Messer mit Damascenerklinge in mehr oder weniger luxuriös
verzierter Scheide ist ein ebenso unerlässliches Anhängsel, wie ein Kästchen
mit Kamm, Zahnstochern und Wetzstein. Wenn der Sarte zu Pferde
steigt — denn er reist so wenig wie nur irgend möglich zu Fuss — zieht
er über seine Chalats noch riesige Lederhosen an, in welche die Schösse
der bis an den Knöchel reichenden Chalats hineingesteckt werden. Ich
brauche wol nicht zu sagen, dass die Gestalt eines solchen Reiters manches
zu wünschen übrig lässt. Trotz des lächerlich aussehenden Costüms tritt
der Sarte mit Würde auf; er spricht langsam und mit klangvoller Stimme.
Seine Gesichtszüge sind oft von grosser Regelmässigkeit; er macht keine
Gesten, und wenn man nicht schon von vornherein wüsste, dass er ein
geriebener Spitzbube ist, könnte man ihn für das Urbild eines Ehren-
manns halten.

Die sartische Frau verfügt im Grunde genommen über sehr wenige
Toilettengegenstände: ihre Garderobe ist unendlich schneller gemustert
als die einer Europäerin. Insoweit es die Jahreszeit gestattet, besteht
ihr Hausanzug nur aus einem Hemd aus Seide oder Musselin und aus
einer Hose. Obwol also die Sartin auf eine ganz primitive Toilette reducirt
ist, macht sie doch den Gegenstand ihrer beständigen Beschäftigung daraus.
Ihr Spiegel ist oft allerdings nicht grösser als die hohle Hand, dem-



SARTI-HE FRAY

ungeachtet ist er, wie bei uns, ihr bevorzugter Vertrauter. Die reiche Sartin, welche nicht durch häusliche Sorgen zur Arbeit gezwungen wird, bringt den grössten Theil des Tages bei der Toilette zu.

Die Wäsche, dieses Glück unserer Hausfrauen, beschränkt sich auf den einfachsten Begriff. Weil es kein Bett gibt, gibt es auch keine Betttücher; einige übereinander gelegte Decken, die gewöhnlich auf dem Boden ausgebreitet werden, bisweilen ein Netz von Schnüren, die über einen von vier Füssen getragenen Holzrahmen gespannt werden, dienen als Lagerstätte; ein farbiges Polster bildet das Kopfkissen und eine weitere Decke schützt gegen die Winterkälte. Die Hemden werden so lange wie möglich und sogar noch länger getragen. Das sartische Seidenhemd, welches in Samarkand von der Feinheit eines Spinnwebes ist, hat selbst bei uns immer Freundinnen oder Anhänger gefunden; es hat augenscheinlich seine Annehmlichkeiten, denn bei meiner Abreise von Moskau konnten mir hochstehende Damen nicht genug empfehlen, ja nicht zu vergessen, ihnen solche Hemden mitzubringen, die so fein wären, dass sie sich in die hohle Hand zusammenballen lassen.

Das junge Mädchen trägt das Hemd am Halse weit ausgeschnitten, mit einem breiten Stückerestreifen eingefasst, der weggenommen wird, wenn das Kleidungsstück zum Waschen in die Lauge kommt. Bei der verheiratheten Frau ist das Hemd bis zum Gürtel offen und wird mit einer Agraffe am Halse zusammengehalten. Die Ärmel sind ausserordentlich weit und flatternd; bei der mindesten Bewegung lassen sie den Arm bis an die Schulter sehen.

Die ebenfalls seidene Hose schliesst über der Fusswurzel fest an und wird unten mit einem gestickten Streifen eingefasst, welcher kaum Platz genug für den durchschlüpfenden Fuss lässt. Aus Sparsamkeit wird der obere Theil dieser Hose, welchen das Hemd bedeckt, bisweilen aus bescheidenem Baumwollstoff angefertigt. Im Winter tragen die Frauen mehrere Chalats übereinander, von denen der erste nicht viel über die Knie reicht.

Die Sartin ist durchschnittlich von mittlerer Grösse, doch habe ich auch sehr schlanke und sehr hochgewachsene Frauen gesehen, die aus Kokan kommen. Ihre Hauptschönheit besteht ohne Zweifel in grossen, mandelförmig geschnittenen Augen, deren Glanz sie durch Schminken zu erhöhen verstehen. Je mehr die Augenbrauen sich einander nähern, um so leidenschaftlicher ist, ihrer Ansicht nach, das Temperament des Weibes; daher kommt ihre Gewohnheit, sich die Augenbrauen so zu malen, dass sie sich auf der Stirn kreuzen. Vorherrschend ist der braune Teint, man trifft aber auch Weiber von blendend weisser Hautfarbe. Die Sartenfrauen haben zwar kleine Hände und Füsse, dagegen fehlt ihrem Gange jeglicher Schwung und Zierlichkeit. Das Haar ist von dunkler Farbe, grob und hart; es wird symmetrisch gescheytelt getragen, und mit Erfolg pflegt die Sartin die Schmachtlöcken auf der Stirn oder an den Schläfen und gebraucht oder misbraucht Salben, um das Haar glänzend zu machen. Das junge Mädchen trägt fünf Zöpfe, die verheirathete Frau nur zwei. In diese Zöpfe, die oft von fragwürdiger Länge sind, werden

Münzen, Amulette und Bänder eingeflochten. Eine raffinierte Eleganz besteht im Schwarzfärben der Zähne, doch scheint dieser Gebrauch in Turkestan in der Abnahme begriffen zu sein.

In der Toilette der sartistischen Frau spielt der Schmuck eine bedeutende Rolle; er ist von Gold und Silber, mit Türkisen, Smaragden, Rubinen, Achaten u. dgl. besetzt. Die zwei charakteristischen Federn des Entereich dienen zur Zierde der Haarnadeln der verheiratheten Frauen. Das junge Mädchen befestigt an den Zöpfen Rollen aus vergoldetem Silber, die mit Korallengehängen, worin sich Amulette befinden, verziert werden. Ein dem Bogen der Augenbrauen folgendes Diadem, mit einer bis auf die Nasenwurzel herabreichenden Perle oder Glöckchen, wird sehr tief an der Stirn angebracht. Ein Nasenflügel wird durchbohrt und trägt einen grossen Reif aus Goldschmiedearbeit. Das Tragen der Ohrgehänge ist sehr verbreitet; ich habe solche aus Bochara mitgebracht, die von ausserordentlich origineller Filigranarbeit sind. Es sind Glöckchen, die an der Aussenseite ganz mit fein eiselirten Berloquen behangen sind. Diese Ohrgehänge reichen oft bis auf die Schulter hinab. Den Hals schmückt ein Halsband, welches einige Aehnlichkeit mit dem „collier de chien“ hat, welches eine Zeit lang bei uns in der Mode war; an demselben werden auch Schmüre aus Korallen oder Lasursteinen, welche bis tief über die Kehle hinabhängen, getragen. Handgelenke und Fussknöchel endlich werden mit Bracelettes geschmückt. An der Hand dieser Andeutungen kann sich jedermann einen Begriff von der äussern Erscheinung einer sartistischen Schönheit in ihrem Heiligthume machen.

Als Strassentoilette trägt die Sartin über den Kleidern den „Parandschir“ oder „Feredschir“, welcher sie vom Kopf bis zu den Füüssen bedeckt. Es ist ein abscheulicher Kittel aus Seide oder Baumwolle, mit kleinen blauen Streifen, und hat eine Oeffnung für das Gesicht. Die an den Schultern sehr weiten, an den Enden nur drei Finger breiten Aermel sind nicht dazu da, um sie über die Arme zu schieben, sondern sie werden am Rückentheile angenäht und reichen bis auf den Boden hinab. Zwei Oeffnungen im Vordertheile des Kittels lassen die Hände durchschlüpfen. Eine so costümirte Frau sieht aus, wie wenn sie in einen Sack eingnäht wäre; zudem ist es unmöglich, sich eine Vorstellung von ihrem Gesicht zu machen, weil ein Schleier aus schwarzem Rosshaar für jeden Blick undurchdringlich ist. Strümpfe aus Leder oder gesticktem Stoffe und der „Kausch“, ein Uberschuh aus grünem Chagrin mit aufwärts gebogenen Spitzen und mit glänzenden Nägeln besetzten Sohlen, entstellen den Fuss; der Absatz endet in einer eisernen Spitze in Form eines winzigen Hufeisens.

Die schönste Lebenszeit der Sartin ist ihre Kindheit, wenn sie, nur mit einem Hemd bekleidet und mit dem kleinen Tüpe auf dem Kopfe, sich im Staube der Strasse oder des väterlichen Hofes wälzt. Im Alter von 8 bis 9 Jahren schon macht diese Freiheit den Arbeiten Platz, in welchen sie von ihrer Mutter unterwiesen wird; dieselben bestehen in häuslichen Beschäftigungen, ein wenig Nähen und in der Kunst Seide und Baumwolle zu spinnen. Sobald ein junges Mädchen das zehnte Lebensjahr erreicht hat und nicht schon seit ihrer frühesten Jugend durch ein

Versprechen ihrer Aeltern gebunden zu sein, die Bedingungen zu verhandeln, die Mutter zu allen ihren Bekannten, ganz wie bei uns, zu schicken, ein fähiges junges Mädchen nur gute Eigenschaften, und die besten guten Freundinnen, besonders aber die ältere Weiber, die das Handwerk der Heirathstüfterei nicht nur ein Nebenstück, sondern ein gutes Geschäft ist, gehen auf die Suche nach einem Mann. Das Alter hat nichts zu sagen; die Grossen der Klasse sind



BRÄUTIGAM UND BRAUT.

den der Bräutigam zu bezahlen hat, das ist die Hauptsache. Selbstverständlich wird nach der Vergang und dem Geschmacke der zu Verheirathenden nicht gefragt. Ist der Handel geschlossen, so wird der Mollah berufen. Er recitirt ein Gebet. Die von geladenen Gästen umgebene Braut hält sich in einem, der Bräutigam in einem andern Zimmer auf. Der Mollah fragt beide Parteien, ob sie einverstanden sind. Ist die Antwort bejahend, so wird eine Schale mit Wasser gebracht; jedes der beider Gatten trinkt einen Schluck daraus. Auf diese einfache Cerimonie folgt ein Mahl, und nun beginnt für das junge Mädchen ein cheliches Leben, welches selten von einer Leidenschaft durchkreuzt wird.

In dem Alter, in welchem bei uns die Frau auf dem Höhepunkte der Schönheit steht, ist die arme Sartin alt und von ihrem Manne verlass-

Der Islam hat aus dem Weibe ein erniedrigtes, unreines und verachtetes Geschöpf gemacht; sogar der Eintritt in die Moschee ist ihm untersagt. Begegnet der Sarte einer Frau auf der Strasse, so wendet er die Augen ab. Frage man einen Sarten nach seinem Hunde oder Pferde, oder Esel — gut; aber man frage ihn um Himmelswillen nur ja nicht nach dem Befinden der Madame N.; das hiesse die Gesetze der Höflichkeit verletzen und eine Unbescheidenheit begehen. Wenn allenfalls die Rede davon ist, so gebraucht man den Ausdruck „Aim“ (mein Mond). Der Sarte wird also sagen: „Wie viele «Aime» glänzen am Firmament deiner Häuslichkeit?“

Ein Sarte, dem ein Europäer zu beweisen sich bemühte, dass unsere Institutionen besser seien, weil bei uns die Schönheit der Frau für eine Blume gilt, welche das Auge erfreut, erwiderte: „Eure Frauen müssen ganz anders erschaffen sein als die unserigen, weil die Verpflichtung, sich das Gesicht zu bedecken und die Aussicht wegen Ehebruchs mit dem Tode bestraft zu werden, nicht mächtig genug sind, uns ihre Treue zu sichern; was würde erst geschehen, wenn sie mit unbedecktem Gesicht spazieren gingen? Vergesset nicht, dass wenn der Hund das Ideal der Treue ist, das Weib das Ideal der eingefleischten Lüge ist.“ Wenn die Sorgen für das Hauswesen nicht der Frau aufgebürdet sind, führt sie ein unnützes und abstumpfendes Dasein. Sie ist vielmehr eine Sache als ein denkendes und empfindendes Wesen, welches sich der Erniedrigung bewusst ist, in der es von der orientalischen Civilisation gefangen gehalten wird.

Wenn das gegenwärtige Regime den Ehebruch begünstigt, so ist dies Folge davon, dass die fürchterliche Strafe, welche das pflichtvergessene Weib erwartete, verschwunden ist. In frühern Zeiten wurde es gesteinigt, und in Bochara setzt es sich noch heute wegen einer Untreue der Gefahr der Todesstrafe aus.

Die Trennung der Ehe ist keine Seltenheit; die in einem solchen Falle zu bezahlende Entschädigung wird häufig schon vor der Verheirathung festgesetzt. Der „Kazi“ (Richter) wird öfters aufgefordert, Frauen, die mit ihren Männern unzufrieden sind, die Freiheit wiederzugeben. Selbst der russische Richter sieht solche Erscheinungen im „Faraudschit“ vor sich; er weiss, um was es sich handelt, denn die stumme Bitte der Klägerinnen besteht darin, dass sie ihren Pantoffel umgekehrt am Fusse des Richterstuhls hinstellt, was dann keiner weitem Auseinandersetzung bedarf.

Wenn man lange Zeit in Turkestan gelebt hat, ist es unmöglich, sich Illusionen über die sartisthe Frau zu bewahren. Vergebens habe ich in meinem Gedächtnisse nachgegrübelt, um darin einen romantischen Vorfall oder auch nur ein pikantes Abenteuer aufzuspüren, wovon ich meinen Leserinnen erzählen könnte. Ich habe in Centralasien hübsche Frauen gesehen, aber ich habe keine einzige gekannt, welche reizend gewesen wäre. Nur zwei Weiber haben bei denjenigen, welche sie in Taschkent kannten, eine gewisse Erinnerung zurückgelassen: die eine hiess Nursrat-Bibi, die andere Chan-bibi-Chan. Kurz entschlossen hatten sie alle Rück-

sichten beiseitegesetzt und lebten unbedeckter Art, nur in den vornehmen russischen jungen Leuten. Sie haben eine Art durchgemacht; die eine tanzte entzückend, die andere schrie jedem Commissoldaten gleich; die eine starb an Wunden, die andere an der Schwindsucht.

Als sesshaftes Volk sind die Sarten vornehmlich Landwirthe; man kann sagen geschickte Landwirthe. Ich werde Gelegenheit nehmen, von der bewundernswerthen Organisation, dem Bewässerungssystem zu geben verstanden. Nördlich des Landes Feldarbeiten nimmt der Weizen die erste Stelle ein; man zücht mehrere Sorten anbauen, meistens den „Kata-budak“ oder Weizen und den „Ak-budak“ (weissen Weizen). Zwei Sorten Weizen, der „Jaschlik“ und der „Karas-sah“ kommen vor. Von einem Sack Aussaat erntet man 20–30 Sacke und noch mehr. Ferner baut man drei Arten Reis und weisse Hirse. Für 100 Sacke und mehr für einen Sack Aussaat trägt. Außerdem zieht man Sorghum oder Dschughara (holens sorghum) mit rundem Korn, dessen Rispen bisweilen ein Gewicht von 3 Pfund erlangen. Es ist ein vortreffliches Nahrungsmittel für die Pferde, man macht auch Grütze daraus.

Die Gärtnerei ist ein anderer in Turkestan weiterverbreiteter Zweig der Bodencultur; auch dem Aernsten ist es dort zu Lande, zu ziehen Melonen, Weintrauben und Obstbäume zu ziehen. Im Samarkand ist ein Hauptnahrungsmittel; man hat schöne Pflaumen, Nüsse, Apfelsinen und prächtige Äpfel.

Schon seit langer Zeit wird Baumwolle (Kotson) aus Turkestan geführt. In den letzten Jahren wurden mit amerikanischen Baumwollensamen sehr bemerkenswerthe Resultate erzielt, welche nicht vorhergesehen worden, zur Hebung des Landesproductes beizutragen. Der Ertrag ist milderer Qualität und kann in der „Kahane“ (Wasserspinnen) und in der geschätzteste wächst in Karsch.

In Samarkand, Ferghana und Buchara betragen die Erzeugnisse der Seidencultur annähernd 46 Millionen Kilogramm. Der Ertrag ist mit dem besten der Brianza gleich und übertrifft den japanischen an Qualität. Er ist klein, in der Mitte fest geschlossen, rose Roth, 200 oder weniger der Wurm lebt 35 Tage und die Puppe 21 Tage.

Vor der russischen Eroberung spielten drei Beamte eine große Rolle in Centralasien; der Kazi, der Mufti und der Reis.

Die sehr zahlreichen Mufti und Kazi waren mit dem Richteramt betraut; sie wurden vom Beg eingesetzt, nachdem sie von ihm aus der „Schariat“ oder Religionscodex, nach welchem sie Recht zu sprechen hatten, einer Prüfung unterzogen worden waren. Die Mufti waren die Richter in geistlichen Angelegenheiten; sie urtheilten in erster Instanz und vereinigten häufig die Functionen des Advokaten, des Richters, des Notars und sogar auch des Gerichtsvollziehers in einer und derselben Person.

Die Kazi zertieften in vier Kategorien, deren jede ihren sehr begrenzten Wirkungskreis hatte; sie entsprachen etwa unsern Friedensrichtern. Die

strengsten Strafen, welche sie verhängen konnten, bestanden in der Bastonnade und in mehrtägigem Gefängniss. Das Privilegium, die schwersten Verbrecher abzurtheilen, hatten die Begs sich selbst vorbehalten. Um mehr Eindruck im Volke zu machen, waren die Urtheile sehr summarisch und von unerhörter Grausamkeit. Man steinigte das ehebrecherische Weib und den Apostaten; dem Diebe, der einige „Tenghe“¹ gestohlen hatte, hieb man die rechte Hand ab, und eine Person, die im Verdacht stand, einen Mord begangen zu haben, musste eine Busse bezahlen, welche „Kurr“ genannt wurde. Da es für den Strafvollzug keinen besondern Ort gab, so beförderte man den unglücklichen Verurtheilten eiligst irgendwohin auf die Strasse, gewöhnlich aber dorthin wo die Volksmenge am dichtesten und wildesten war.

Dem Einschreiten der Russen ist es zu verdanken, dass jetzt in Turkestan die Todesstrafe abgeschafft, ein humaneres Verfahren eingeführt ist und solche Grausamkeiten nicht mehr vorkommen. Die Kazi und Mufti und ihre Functionen sind beibehalten worden; sie fahren fort, die zwischen den Einheimischen entstehenden täglichen Streitigkeiten zu schlichten. Sobald aber ein Fall von grösserer Wichtigkeit vorkommt, muss er vor den russischen Richter gebracht werden; dasselbe hat zu geschehen, wenn Streit zwischen einem Christen und einem Muselman entsteht.

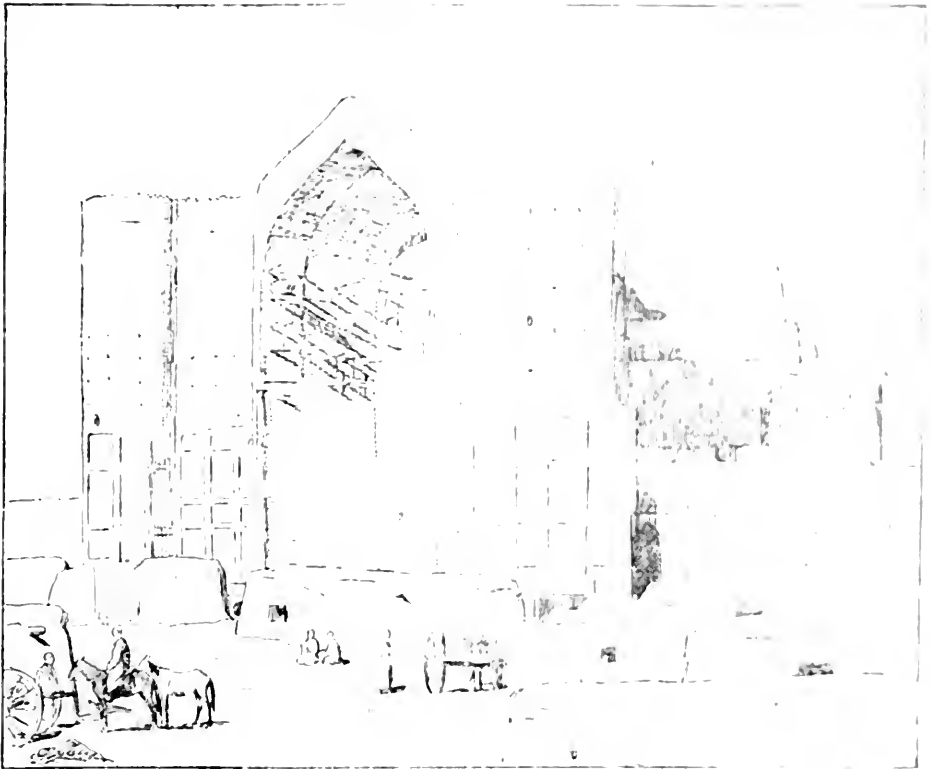
Trotz aller Mühe, welche sich die Regierung gibt, eine wohl-erwogene Gesetzgebung im Lande einzuführen, bleiben noch immer viele schwierige Lücken auszufüllen. So existiren z. B. keine ganz bestimmten Rechtsvorschriften in Bezug auf das Grundeigenthum; die alten Gebräuche haben noch immer Gesetzeskraft und sind noch immer die Quelle zahlreicher Misverständnisse. Daraus entstehen die endlosen und zahllosen Processse, die schliesslich vor den Gouverneur gebracht werden; oft ist aber auch dieser, in Ermangelung einer klaren Gesetzgebung, nicht im Stande den Knoten des Streites zu lösen. Aus der gleichen Ursache ist es noch immer nicht gelungen, die dem Staate und den Einheimischen gehörigen Grundstücke mit Bestimmtheit zu bezeichnen und auszuscheiden.

Die in Centralasien zum Unterhalte einer Legion faulenzender Mollahs dienenden Wakufs (Kirchenvermögen) wurden von der Regierung sequestrirt und werden von dieser verwaltet. Nur in Kokan blieben sie ihrer ursprünglichen Bestimmung erhalten und werden unter der Controle der russischen Verwaltung zur Erhaltung der religiösen Gebäude verwendet.

Nirgends im Orient nimmt der muselmanische Fanatismus Verhältnisse an wie in diesen Gegenden; er artet in wahre Tyrannei aus. Eine Legion von Reïs bildet in Bochara eine religiöse Polizei, welche die Gläubigen überwacht und sie mit Karbatschhieben fünfmal täglich in die „Mesdschet“ (Moschee) treibt. Diese religiöse Polizei ist eine wahre Landplage; sie wird von den Reichen bezahlt und die Armen fallen ihr zum Opfer. Der russische Gouverneur hat die Reïs in ganz Turkestan

¹ Ein Tenghe ist ungefähr 60 Pfennig.

abgeschafft; dieser Schritt verschaffte ihm die Sympathie der Masse unter dem Joche dieser religiösen Fattel. Seitdem ist es das Privatleben, schlichen sich in die Familie, von allen Arten von Züchtigungen, oft sogar die Fellestrafe über die die von ihnen verlangten Summen nicht bezahlen können. Das Zeichen des Reiss ist die Karbatsche, ein breiter, harter, schwarzer Ledersreifen, an dem ein holzerner Griff befestigt ist. Mit dieser Waffe er auf der Strasse die Glaubigen wie eine Herde von Schafen auf diese Art zu den im Koran festgesetzten Stunden zum Gebet.



Herat.

zum Gebet. Nach dem Schariat hatte der Reiss das Recht, die Weispentigen zu prügeln, aber sein Ellenbogen musste dabei in der Höhe des Gürtels bleiben.

Kaum in der Stadt Turkestan angekommen gingen wir nach der berühmten Hazreti-Timur, einem der grössten und schönsten Gebete in Centralasiens.

Diese Moschee wurde im 11. Jahrhundert von dem berühmten Eroberer erbaut und sollte die Grabstätte seiner Enkelin sein. Sie ist unter gigantischen Verhältnissen ausgeführt, dass man sie in der Steppe schon aus einer Entfernung von 25 Werst erblickt. Ihre eleganten Kuppeln

welche in den alten Zeiten mit türkisblauen Emailziegeln eingedeckt waren, haben vom Zahne der Zeit stark gelitten. Die Fahrlässigkeit der Mollah, deren Pflicht die Sorge für die Erhaltung war, hat nur wenig vom ehemaligen Reichtume an Email und Mosaiken übriggelassen. Seit mehreren Jahrhunderten wurden keine Ausbesserungen mehr vorgenommen, und es ist ein wahres Wunder, dass die häufigen Erdbeben diese Mesdschet noch nicht zerstört haben, nachdem sie auf einer Seite bereits dem Einsturz nahe ist.

Dank der Munificenz des Kaisers von Russland wird das merkwürdige Gebäude der Nachwelt erhalten bleiben. Aus Anlass der Krönung des Czaren schickte ihm der Emir von Bochara ausser andern reichen Geschenken 100000 Rubel in Gold; diese Summe wurde ausschliesslich für musulmanische Wohlthätigkeitswerke verwendet. So wird die aus den Gaben der Kaiserin Katharina II. in Bochara erbaute Medressch 40000 Rubel erhalten; 15000 Rubel wurden für die Reparatur der Hazreti-Timur angewiesen; der Rest wird den Bauten in Samarkand gewidmet werden. Von der Höhe der Moschee aus gesehen bietet die Stadt Turkestan ein reizendes Bild; aber es ist gut sich daran zu erinnern, dass das was man vor Augen hat, menschliche Wohnungen sind. Die 3000 elenden Hütten, mit ihren flachen Dächern, erinnern an unsere Gipsbrennöfen, und da sie die gleiche Farbe wie die umgebende Steppe haben, so gewähren sie einen durch seine Monotonie traurig stimmenden Anblick. In Turkestan fehlt es vollständig an Wasser; daher sieht es so verbraunt aus und daher kommt der Mangel an Gärten und Grün.

Zwischen Turkestan und Tschimkent hatten wir viel vom Staube zu leiden; ohne die herrlichen Melonen und Trauben aus Kokan, womit wir uns reichlich versehen hatten, wäre, wie ich glaube, unsere Ungeduld anzukommen, schliesslich in mörderische Laune ausgeartet; die ganze Gesellschaft war nervös und ermattet.

Ein schwarzes Holzkreuz bei Ikan, nicht weit von Tschimkent, erinnert an eine der schönsten Waffenthaten aus dem Eroberungskriege. Hier war es, wo 400 Kosaken unter dem Essaul Serow zwei Tage lang im offenen Felde gegen 10000 Sarten standgehalten haben! Aus den Leichen ihrer Kameraden und Pferde hatten sie sich Wälle gemacht. Der Commandant von Tschimkent, der von ihrer höchst gefährdeten Lage vernommen hatte, schickte ihnen eine Schützencompagnie zu Hülfe; mehr konnte er nicht thun ohne das Fort zu entblössen. Als der Commandant der Schützen die Legionen der die Kosaken umschwärmenden Feinde sah, zog er sich zurück. Am zweiten Tage beschlossen die Kosaken, die keine Lebensmittel mehr hatten und in dem greulichen Leichendunste, der von den Todten, hinter welchen sie sich verschanzt hatten, ausströmte, beinahe erstickten, ihr Leben theuer zu verkaufen. Sie machten einen Ausfall und es gelang ihnen, das Fort fechtend zu erreichen; von 104 kamen nur 9 an; sie waren alle verwundet.

Wir nähern uns den Bergen des Kara-Tau (Schwarze Berge), die uns zur Linken auftauchen; die Strasse zieht über die letzten Ausläufer der Gebirgskette hin, kahle, dürre Hügel ohne irgendwelche Vegetation.



Hinter den hohen Gipfeln liegen Hochthäler, welche sich nicht erschliessen sollen. Seit kurzer Zeit ist hier das Stöblichen im vollen Gange; die Bewohner der Hauptstadt während der letzten Jahre, die europäische Gesellschaft wohnt da in kirgisischen Jurten, unterhält sich mit der Jagd und, was die Hauptsache ist, gemisst den Schatzen der Wälder von Karagatsch, welche weit und breit die einzigen sind.

Bei einer Biegung der Strasse um einen Hügel lernte ich die beiden Arys vor uns, einen Nebenfluss des Syr. Am Ufer der letzteren lag ein Lager aufgeschlagen; eine grosses Zelt aus farbigen Seidenstoff war von den Jurten. Es gehört dem Grosshändler Iwanow, ein Fachhändler, wein, Industrieller und Unternehmer aller Potenzen Turkestan's. Die ganze Eigenschaft ist er dem General bei Acherit entgegen geschickt.

Ein üppiges Mahl erwartet uns mittendrin der Steppe, bewacht von Dienern in weisser Kravatte und Frack, antworten. Der Tisch ist in europäische Art gedeckt und das Fest verlautet unter selbiger Herrlichkeit. Vortreffliche Weine aus den Kellern unsers Amphitryon sind an Hülle und Fülle vorhanden. Mit Hilfe einiger deutschen und französischen Spezialisten hat Iwanow das Geheimniss wegbekommen, sehr gute Tropfen zu erzeugen, die mit den besten Gewächsen Europas Aehnlichkeit haben; er macht Xeres aus Samarkander-, Burgunder aus Ferghana's, weisse Weine aus Chodschent-Trauben.

Am 20. September verliessen wir Taschkent mit dem Sonnenaufgange, nur 12 Werst trennen uns noch von der Hauptstadt. Alles brennt vor Ungeduld dieses Ziel zu erreichen. Die Gegend wird heiliger; überall ist Wasser und Vegetation; ein sirtisches Dorf schliesst sich an das andere. Endlich, endlich haben wir die letzte Station vor uns; die Wagen bleiben stehen.

Eine Reihe von Equipagen sind aus Taschkent heraustratend und haben die dem General beigegebenen Adjutanten und Beamten mitgebracht. Zwei Botschafter des Emir von Buchara sind dem Gouverneur bei Acherit entgegengeschickt worden.

Der eine erwartete ihn schon seit dem Monat April, der andere, Rahmet-Ullah, ein Grosswürdenträger mit einem Chalat von Goldstoff und einem weissen Turban bekleidet, war erst kürzlich angekommen.

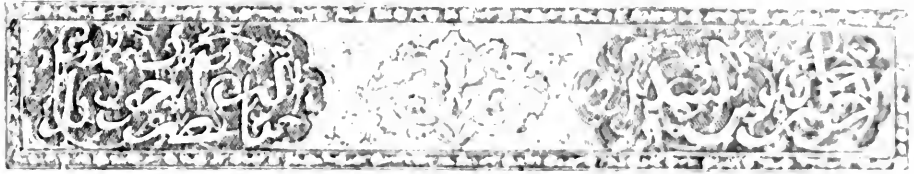
Der Einzug in Taschkent vollzog sich mit sehr orientalischem Pomp. Der General nahm mit Rahmet-Ullah zur Linken in seinem grossen Landauer Platz. Alle Equipagen sind von berittenen Orduranzothzieren und „Dschigiten“ umgeben. Man kommt nur Schritt für Schritt vorwärts in einer so dichten Staubwolke, dass man sie mit dem Messer schneiden könnte. Am Strassenrande stehen die Wagen mit den Dienern, die hierher gekommen waren, um dem Schauspiel des Einzugs beizuwohnen; es ist zum Ersticken. Wie überall wird auch hier der erste Halt vor der Kirche gemacht; hier empfängt der Klerus den Generalgouverneur. Vor der Residenz des Generals präsentirt ein Regiment das Gewehr; die Musik spielt, die Tamboure schlagen den Präsenturmarsch und wir verlassen die Wagen, um den General zu begleiten, welcher die hier zu seiner Bewillkommung versammelten Militär- und Civilbehörden begrüsst.

Hier ist eine Reihe höherer decorirter Offiziere aufgestellt; sie tragen das grosse Band verschiedener Orden über der weissen Uniform, die in Turkestan Vorschrift ist. Grosser Gott, wie sauber sie aussehen im Vergleich zu den Ankommenden, die mit gelbem Staube, dem Lacke der Wüste, bedeckt, fast unkenntlich geworden sind!

Endlich ist auch für uns der Moment gekommen, uns in die für uns bereitgehaltenen Zimmer zurückziehen zu dürfen. Meine Zimmer gehen auf den Wintergarten hinaus. Hier finde ich meinen braven Mohammed, der alles für meine Ankunft vorbereitet hat. Mit wahrer Wonne stürze ich mich in ein kaltes Bad.



Hazreti-Timur, von der Steppe aus gesehen.



VIERTES KAPITEL.

TASCHKENT.

Taschkent im Jahr 1869 und im Jahr 1887. — O. G. 7. — *Journal des Voyages et de la Géographie*. — Bankete. — *Empire de Russie*. — *Journal des Voyages et de la Géographie*. Die Eroberung von Turkestan. — *Annuaire de la Géographie*. — *Journal des Voyages et de la Géographie*. Die Eroberung gedünkt wurde. — *Des Syr-Darja*. — *Journal des Voyages et de la Géographie*. Die Eroberung von Sibirien aus. — *Tschirnak*. — *Revue de la Géographie*. — *Journal des Voyages et de la Géographie*. Die Eroberung von Samarkand. — *Statistik von Turkestan*. — *Monatliche Berichte*. — *Journal des Voyages et de la Géographie*. Die Eroberung.

Kaum hatte ich am nächsten Morgen mein Lager verlassen, so sah ich mich, Taschkent, d. h. die „steinerne Stadt“ (von *Taschi*, der Stein und *Kent*, die Stadt), wiederzusehen. Sie glich kaum mehr dem alten Taschkent, welches mir in lustiger und guter Erinnerung geblieben war. Zu jener Zeit war es nach Massgabe der Bedürfnisse der allertätiglich sich vergrössernden Colonie aus dem Boden gewachsen. Bei der Einnahme der Stadt hatte man sich der Garten bemächtigt. Die ersten Ansiedler wählten sich die besten Plätze aus und bauten sich Häuser darauf, die sich nicht sehr von den Baracken der Angehörigen unterschieden. Man stellte sie an den Strassenrand hin und richtete die Fenster derart ein, dass den Bewohnern der Vollgenuss des durch keine Dispersion verminderten Staubes blieb. Nach und nach eröfneten einige Marketender kleine Kramläden, in welchen sie Branntwein, Esswaren, Tabak, Stiefeln und Parfümerien verkauften. Die Bäume waren niedergeschlagen und zu Brennholz gemacht worden.

Jenes Taschkent mit seinen breiten Strassen, an deren Rändern die glückliche, wegen Mangel an Wasser verkümmerte, wie Binsen aussiehende Weiden standen, bot im allgemeinen einen sehr traurigen Anblick. In der Nacht lief man Gefahr den Hals zu brechen, und wenn eine angenehme Erinnerung sich an jene Zeiten knüpft, so verdankt man sie sicher nur der elenden Garküche, die ihr Besitzer, der Jude Rosenfeld, mit dem hochtrabenden Namen „Restaurant“ ausgestattet hatte. Hat uns der Herr

vergiftet und obendrein zu wech unverschämten Preisen! Auf Tischen, die mit rothen Kattuntüchern bedeckt waren, liess er uns die Producte seiner unglaublichen Kochkunst verzehren. Von den Weinen will ich gar nicht sprechen; ich bin überzeugt, dass er den sogenannten Champagner in irgendeiner Hinterkammer seiner Hundehöhle selbst fabricirte.

Wer die Absicht hatte, längere Zeit in Taschkent zu bleiben, wählte ein ihm passendes Grundstück aus und liess sich darauf eine Wohnung bauen. Den Neuangekommenen und den Durchreisenden gewährte die russische Gastfreundschaft Obdach und Aufnahme. Ein Einkehrwirthshaus gab es nicht.

Das heutige Taschkent ist eines jener Kraftstücke, welche nur Russen und Amerikaner auszuführen verstehen. Mitten in der Steppe, ist es heute eine hübsche, lachende kleine Stadt, mit geräumigen, geradlinigen Strassen, die des Abends beleuchtet werden, an beiden Seiten Kanäle haben, längs deren eine Reihe schattenspendender Bäume den Trottoirs Schutz gegen die Sonne gewährt. Die von Gärten umgebenen Häuser haben häufig zwei Stockwerke. Es gibt sogar einige öffentliche Gebäude, die jeder Stadt Europas zur Zierde gereichen würden, und Magazine, deren Schaufenster an die Pariser Boulevards erinnern. Die Staatsgebäude zeichnen sich durch ihre Solidität und schöne Architektur aus. Der Militärcub, unter andern, hat Aehnlichkeit mit den Casinos der deutschen Badeorte; er enthält prächtige Säle, in welchen Bälle für 4—500 Gäste gegeben werden. Um endlich Taschkent auf den Gipfel der Civilisation zu heben, besitzt es ein Theater, in welchem, ganz wie im Pariser Opernhause, auch Maskenbälle gegeben werden!

Die durch mehrere Banken unterstützten Industrie- und Handelsunternehmungen gewinnen alljährlich an weiterer Ausdehnung. Man zählt bereits eine grosse Anzahl Branntweinbrennereien, Brauereien und Cigarrettenfabriken, welche eine bedeutende Menge von Arbeitern beschäftigen; auch sind einige Zuckerraffinerien im Bau begriffen.

Obwol die Stadt mit Einschluss der 6000 Mann starken Garnison nur 12000 Einwohner zählt, macht das russische Taschkent dennoch vollständig den Eindruck einer kleinen europäischen Hauptstadt. Ihre Strassen werden von zweispännigen Fiakern befahren, deren Pferde unendlich besser sind als in mancher unserer grossen Städte; man hat Hotels, Zuckerbäckereien und sogar Friseurläden.

Das geistige Leben der jungen Steppenstadt ist bereits stark entwickelt; sie besitzt eine Bibliothek, zwei Zeitungen; die „Turkestan“ und die „Asiatische Zeitung“, ein pädagogisches Seminar und zwei Gymnasien.

Um sich einen Begriff von dem Aufschwung des öffentlichen Unterrichts in dieser Provinz zu machen, sei hier erwähnt, dass im Jahre 1868 nur 17 Elementarschulen mit 737 Schülern bestanden, während man gegenwärtig an 60 Schulen mit nahezu 4000 Schülern zählt. Taschkent besitzt endlich eine für Eingeborene bestimmte russische Schule, für welche immer mehr Aufnahmegesuche vorliegen als verfügbare Plätze vorhanden sind.

Zur Erleichterung der Studien ist ein vornehmlicher Lehrer Herr Oschann, beauftragt worden, ein natürlich-isthmisch-Meteorolog zu rufen; in Ermangelung von Geldmitteln betrautet sich die Verwaltung in einem traurigen Zustande der Vernachlässigung der Astronomie der Lieblingsgegenstand der Regierung.

Die Sternwarte von Taschkent hat deswegen eine besondere Wichtigkeit, weil sie von allen auf dem Erdennunde bestehenden Observatorien die continentalste Lage hat. In der That ist es höchst selten, dass eine Sternwarte an einem gegen die aus der Nähe der Ozeane herüberkommenden Störungen vollständig geschützten Orte zu besitzen. Was man weiß ist, dass die Sternwarte von Madras die einzige ist, welche Beobachtungen für den Orient obliegen; dass ferner die Sternwarten von Shanghai, Hongkong und Singapore sammtlich in der Nähe der Meere liegen, so wird man begreifen, dass die nicht allzu fern von den Ozeanen entfernte Sternwarte von Taschkent sich in einer ungewöhnlichen Lage befindet. Zunächst ergibt sich daraus, dass die Zeit der zu Beobachtungen günstigen Lage im Vergleich zur Zeit der zu Beobachtungen ungünstigen Lage im Vergleich zur Zeit der umgekehrten Verhältnisse steht; wenn man, also in Pulkowa von 100 günstige und 200 ungünstige Beobachtungstage zählt, so hat man in Taschkent 200 nutzbare und kaum 100 für die Arbeit gezwungenermaßen verlorene Tage.

In diesen Gegenden Centralasiens ist der Himmel von ungewöhnlicher Klarheit; es kann daher nicht überraschen, dass die ersten Astronomielehrer die Hirten waren, welche ihre Heerden in der steppe Chaldäa's weideten. Daraus könnte man schon auf die Stelle eines Beobachters in Taschkent mit grausamen Uebernehmlichkeiten verbunden wäre, denn bei gewissenhafter Wahrnehmung seine Arbeit könnte er ja niemals vom Fernrohre weg. Zum Glück für die Sternwarte von Taschkent, bei welchem sonst aus allen Himmelsgöttern angefragt werden würde, vorläufig nur mit der Sternwarte von Merkur und Petersburg telegraphisch verbunden; von diesem Stationen werden dann die taschkenter Beobachtungen dem übrigen Berntzgenossen mitgetheilt. Die taschkenter Sternwarte ist übrigens ganz vorzüglich eingerichtet; in einem aus Steinen aufgebauten Thurne mit Dacheckel steht ein Refractor; ein Meridiankreis steht auf zwei Backsteinpfeilern zur Messung der Rectascension und der Abweichungen der Gestirne. Ein Sismograph endlich ist für die Beobachtung der in Taschkent zwar weit heftigen, aber sehr häufigen Bodenerschütterungen.

Zudem ist sie im Besitze einer sehr vollständigen Sammlung von Apparaten für meteorologische und magnetische Beobachtungen.

Wir hatten das Vergnügen, der Anstalt einen Besuch machen zu dürfen. Der schöne, 4 Werst von der Stadt entfernte Garten, in welchem sie gelegen ist, war wie bei feierlichen Gelegenheiten taghell erleuchtet. Der Director der Anstalt, Oberst Pomeranzow, empfing uns. Nachdem er uns seiner reizenden Gemahlin vorgestellt hatte, weichte er uns in die Geheimnisse der Astronomie ein; er liess uns nämlich einen Komplex von

dessen Erscheinen in New-York vermuthet und von ihm mit Hülfe seines unermüdllichen Fernrohres und dank dem wunderbaren Himmel Turkestans festgestellt worden war. Der Generalstabschef General Nowitzki versicherte uns, es sei dieser Komet der vom J. 1812.

Man muss wohl bedenken, wie viele Schwierigkeiten bei der Einrichtung dieser Sternwarte überwunden werden mussten. Alle Apparate mussten zerlegt, von Kamelen durch die Wüste getragen, dann von geschickten Mechanikern wieder zusammengesetzt und reparirt werden, bevor sie an Ort und Stelle gebracht wurden. Wie für alles, was für die Wissenschaft und die Entwicklung des Menschengenies von Wichtigkeit ist, liess General Tschernajew auch diesem Werke seinen energischen und befruchtenden Beistand angedeihen. Die sartische Bevölkerung führt aber noch immer fort, den Thurm und alles was darin vorgeht für eine Erfindung des Teufels anzusehen. Der alte Sarte, dessen Geschäft es ist, die Kuppel, in welcher das Teleskop steht, zu drehen, war niemals dazu zu bringen in dasselbe hineinzuschauen. Als im vorigen Jahre eine Mondfinsterniss eintrat, brach die ganze Bevölkerung von Taschkent in dem Moment, als der Schatten die Scheibe unsers Satelliten mehr und mehr bedeckte, in tiefe Seufzer aus und kam erst dann wieder zur Ruhe, als sie neuerdings im vollen Glanze am Himmel leuchtete. Allen Erklärungen zum Trotze schien der alte Sarte im Observatorium von heftigem Schrecken ergriffen zu sein und glaubte, der Tag des Jüngsten Gerichts sei angebrochen.

Der Palast des Generalgouverneurs, in welchem wir wohnen, ist ein weitläufiger, prächtiger Fürstensitz, wo sich occidentalischer und orientalischer Luxus harmonisch miteinander verbinden. Das Juwel dieser Residenz ist aber der Park, der sie umgibt. Hier findet man die gesammte reiche Flora des Landes beisammen. Beschattete Wasseroberflächen laden zur Ruhe ein; selbst in der heissesten Sommerszeit erquickt hier Schatten und Frische. Mitten in all diesem Glanze und Luxus finden wir den General ebenso einfach und liebenswürdig wieder, wie er während der Reise war.

Die Mittagstafel um 6 Uhr abends vereinigt der Reihe nach das ganze Haus; alle Offiziere und hohen Beamten werden dazu geladen. Das Frühstück um 12 Uhr hat rein vertraulichen Charakter; dabei plaudert der General. Das sind die Momente, welche mir als die schönste Erinnerung an Taschkent im Gedächtniss bleiben werden. Nach dem Frühstück raucht man im Kabinet des Hausherrn; es ist ein weites Gemach, welches reiche Ornamente in Gold und Türkis auf blauem Grunde schmücken und das mit Möbeln aus dem im Lande erzeugten farbenreichen Sammt ausgestattet ist. Unser Wirth zeigt uns die Säbel, die ihm von den Souveränen von Chiwa und Bochara geschenkt wurden; sie gehören zu den berühmten Waffen von Chorasán, welche ein in die Luft geworfenes Battisttuch durchschneiden. Ihr ganzer Werth besteht in der Klinge; sie sind aber unschätzbar, weil man sie sich um kein Geld verschaffen kann. Die Scheiden erglänzen von schönen Reliefarbeiten in Gold und Silber und werden mit Edelsteinen verziert. Von der ganzen Sammlung hält der General den

äusserlich einfachsten und unscheinbarsten Soldat (der aber ein gewisser W. M. Alim-Kul's, des Obercommandanten der Turkestaner) war, die höchsten Ehren. Alim-Kul wurde vor Taschkent besiegt und gefangen.

Die Ankunft des Generalgouverneurs in seiner Residenz war die Veranlassung zu einer Reihe feierlicher Feste, sowie zu einem Festmahl von 65 Gedecken, zu welchem alle Corpscommandanten und die Spitze der Verwaltungsbehörden Taschkents geladen worden. In der Zwischenzeit eine grosse Heerschau voranging. In glanzend decorirter Pracht auf der Regierungspalastes war die Tafel. Nach dem Festmahl der Kaiserin und der kaiserliche Familie brachte der General einen Toast auf die Hauptarmee



General Sermet.

glorreiche französische Armee, welcher mit grosser Wärme entgegengegrüsst wurde. Baron von Sermet erwiderte ihm mit recht militärischer, sympathischer Beredsamkeit und entschuldigte sich, dass er sich nicht der russischen Sprache bedienen könne. Er schätzte sich glücklich, sagte er, der erste nach Taschkent gekommene französische Soldat zu sein, der die Ehre habe, einen der französischen Armee gebrachten Toast zu erwidern; er sei überzeugt, der Dolmetsch des Gedankens der französischen Nation und ihrer Armee zu sein, wenn er der russischen Armee Ehrgeiz im Norden und Süden, im Osten und Westen wünsche. Als Fremder, der zum Besuch nach Turkestan kam, hat er hierauf um die Erlaubnis, der Muth und die Ausdauer betonen zu dürfen, die nothwendig waren, um die russische Fahne so weit entfernt vom Mutterlande aufzupflanzen, und leerte sein Glas auf die Zukunft Turkestans unter der geschickten Leitung des Siegers von Taschkent, des Generals Tschernajew. Der Beifall, der dieser

Ansprache folgte, bewies am besten, dass der Redner das Richtige getroffen hatte. Wie gross die Sympathien waren, welche Baron von Sermet unter den russischen Offizieren sich zu erwerben verstanden hatte, darüber liess die Aufnahme des Toastes auf Sermet's Wohl, womit der Generalgouverneur sofort antwortete, nicht den leisesten Zweifel aufkommen.

Am folgenden Tage lud der General den Baron Sermet und mich ein, beim officiellen Empfange der Botschafter aus Bochara anwesend zu sein. Die Audienz war auf 3 Uhr nachmittags anberaumt worden. Wie es das orientalische Ceremoniell will, ist der Botschafter vor der bestimmten Stunde zur Stelle und trifft bereits um 2 Uhr mit seinem zahlreichen Gefolge im Palaste ein. Es wird ihm gemeldet, dass der General sehr beschäftigt sei und ihm um 3 Uhr empfangen werde; bis dahin möge er sich gedulden und inzwischen eine Spazierfahrt in dem Wagen des Generals machen.

Zwischen 2 und 3 Uhr ist die zahlreiche Dienerschaft damit beschäftigt, Waarenballen im Audienzsaale aufzuschichten. Im Adjutantensaale werden Baron Sermet und ich den bocharischen Excellenzen vorgestellt, die uns auf orientalische Weise die Hand drücken. Oberst Bulazell, der den Dienst eines Ceremonienmeisters versieht, geleitet uns durch den Wintergarten in den orientalischen Saal, dessen Ausstattung mit niedrigen Divans und Kissen an die Paläste Samarkands erinnert. Der schöne Stil, in welchem das Ganze gehalten ist, bildet einen der sich abspielenden Scene würdigen Rahmen.

Um Schlag 3 Uhr öffnen sich die beiden Flügelthüren und es erscheint der General in grosser Uniform, gefolgt von seinen Adjutanten. Die ganze Gesellschaft empfängt ihn stehend. Der General nimmt seinen Platz ein; die Botschafter auf der einen, wir auf der andern Seite, umgeben den General im Halbkreise. Nach den gegenseitigen Begrüssungen erkundigt sich der General nach dem Befinden des Emirs und ladet die Botschafter zum Sitzen ein.

Rahmet-Ullah ist ein Mann von mittlerer Grösse; sein Gesicht ist voll Intelligenz, sein Auge voll Leben; sein schwarzer Bart ist weich wie Seide. Er ist Perser von Geburt und spielt eine grosse Rolle am Hofe von Bochara. Er war der Begleiter des Tiura-dschann¹ (Sohn des Emirs) auf der Reise nach Moskau zur Kaiserkrönung. Wie dem Kusch-begi, der ebenfalls Perser ist, wird ihm nachgesagt, dass er intrignant und sehr rührig ist und einen gewissen Einfluss am Hofe hat.

Ein Sohn des Emirs wird im Pagen-corps in St.-Petersburg erzogen; es scheint, dass Rahmet-Ullah nach der Gunst strebte, den Hofmeister des Prinzen in St.-Petersburg zu ersetzen; der arme Hofmeister wusste jedoch ganz gut, dass, wenn er nach Bochara zurückkäme, der Emir ihn um einen Kopf kürzer machen lassen würde. Er bat daher den General, seinen Einfluss geltend zu machen und zu erwirken, dass er nicht abberufen werde. Auf die Verwendung des Generals erklärte der

¹ Wörtlich: „Theurer Prinz“.

Kaiser den Gesandten in der ersten Audienz eine Audienz zu erfüllen, den jungen Prinzen unter der Leitung des Fürsten zu sehen, welche ihm vom Fürn zu die Seite gehen. In solchen Gunstbezeugung konnte von der Absicht von Hama keine Rede mehr sein. Der Fürst trat mit kalter Hand und bleibt dem General Ischernapew zu grüßen. (1870)

Rahmet-Ullah spricht, wie alle Orientalen, nicht ohne die Gegenstände mit der Dolmetscher große Mühe zu haben, die Phrasen zu übersetzen. Der General hat sich angewöhnt, zu sprechen langsam, sehr leise und tief jede Wort betonen zu lassen.

Die Audienz dauerte eine Viertelstunde, dann blieben alle geblieben stehend; nur der General, der Kaiserhof, der Fürst, Prinz, Baron Sermet und ich saßen.

Rahmet-Ullah erhebt sich, hinter einer Günstigen, ein Schreiben des Fürns hervor, ein aus erdenertheilung, ein aus Goldbrocat eingenahtes Convent, welche von beiden Händen überreicht. Der General nimmt es an. Der dienstthuende Adjutant übergibt ihm die Botschafter an dem des Generals. Für Rahmet-Ullah bestehen die reiche Goldbrocat und in einer prachtvollen Silberschale von Silberarbeit Arbeit. Der zweite Botschafter erhält ein Kleider aus Silber und eine weniger reiche Schale. Die Botschafter geben die Kleider ihre eigene Kleidung an, jeder Botschafter überreicht dem General im Namen des Fürns einen Sattel mit einem goldenen steckt in einer rothsammetenen Schale, die mit den schönsten Goldarbeiten und Edelsteinen geschmückt ist. Lebendige Pferde durch die auf den Schlosshof hineingehenden Thore. Die prächtige gesattelte und gezaunte Turkmeres, Argamak und Kerdav Pferde, die Zügel sind von Gold und mit Turkisen besetzt, die Sättel sind reich mit Gold gestickt. Die edeln Thiere werden von sechs Dienern der Botschafter dem General vorgeführt. Es ist ein unbeschreiblich farbenreiches Schauspiel, in welchem die Thiere des Orients zeigt.

In der Zwischenzeit werden die Waarenbullen geachtet, darin befinden sich 260 Chalats aus indischem Goldschmied, aus Kachreehassan und aus Seide aller erdenklichen Farben, ferner reich gestickte Fußgestoffe aus Kamellnar, welche das Entzücken einer Europaerin waren, endlich persische und bocharische Teppiche in den seltensten Farben, ganz ungewöhnlicher Grösse. Alle diese Geschenke haben, mit Ausnahme der Säbel, welche der General für sich behält, die Bestimmung, von Hand zu Hand zu wandern. Von den 260 Chalats, welche der General am Audienztage erhielt, hat der den Dienst des Cerimonienmeisters versiehende Oberst-Adjutant noch am gleichen Tage schon 60 Stücke vertheilt. So gross der Vorrath zu sein scheint, wird er doch nicht lange andauern.

Auf die erste Audienz werden noch zwei ähnliche folgen, wobei die talische Höflichkeit einen dreimaligen Empfang der Botschafter erleben. Dann erst kehren sie zu ihrem Souverän zurück, um ihm Bericht über

die Erfüllung ihrer Mission zu erstatten. Der Bericht des ersten Gesandten, der schon im Monat April eingetroffen war, wird ein wenig verspätet erstattet werden; denn das nämliche sehr verwickelte orientalische Ceremoniell erlaubt es keinem Botschafter, früher vor seinem Souverän zu erscheinen, bevor er nicht im Besitze der zu gebenden Antwort ist.

Der arme Mann machte ein rechtes Armesündergesicht. Sollte auch ihm bei seiner Rückkehr der Kopf vor die Füße gelegt werden? Das hängt völlig von der Laune seines Gebieters ab.

Unsere Abreise nach Bochara verzögerte sich, weil Prinz Wittgenstein erst nach dem Wiedereintreffen des Botschafters des Emirs in Bochara Turkestan verlassen konnte. Es blieben uns also etwa 14 Tage frei, welche ich dazu verwendete, den Bazar zu besuchen und das Erforderliche für die Reise anzuschaffen, welche von Samarkand aus zu Pferde gemacht werden muss.

DIE EROBERUNG VON TURKESTAN.¹

Möge uns der Leser gestatten, die unfreiwillige Musse auch zu einem kurzen Abriss der interessanten Geschichte der Eroberung Turkestans durch die Russen zu benutzen. Zunächst wollen wir versuchen die Ursachen zu entwickeln, welche Russland dazu brachten, seine ohnehin schon ungeheuern Besitzungen noch weiter auszudehnen.

Der erste und mächtigste Grund liegt in der Geschichte des Kaiserreichs selbst. Sobald Russland die Grenze des Don und des Ural, den alten, durch die Kosakenlinien gebildeten Wall, einmal überschritten hatte, konnte nichts mehr sein weiteres Vordringen aufhalten. In der Absicht, die Sicherheit seiner Unterthanen zu schützen, sah sich Russland in die unvermeidliche Nothwendigkeit versetzt, den angrenzenden Völkern, die nur von Krieg und Plünderung lebten, sein Joch gewaltsam auferlegen zu müssen. Waren die einen Völkerstämme einmal unterjocht, so kamen immer wieder neue an die Reihe, welche Beunruhigung verursachten. Und so kam es, dass wir heute Russland an der Grenze von Afghanistan stehen sehen.

Die Lage Russlands in Centralasien war dieselbe, wie die aller civilisirten Völker, welche mit halbwildem Nomadenstämmen in Berührung kommen. Nur dadurch, dass man sie unterjochte und an ein friedlicheres Leben gewöhnte, konnten ihre Einfälle und Raubzüge hintangehalten werden; aber eben dadurch wurden sie ihrerseits wieder mehr den Einfällen ihrer unruhigen Nachbarn ausgesetzt. Daraus entstanden periodische und weitausgreifende Expeditionen gegen einen Feind, der vermöge seiner socialen Organisation unfassbar war. Beschränkt man sich darauf, ihn zu züchtigen, so wird er von neuem anfangen, denn in seinen Augen ist

¹ Bei der Abfassung des folgenden Abriss der Geschichte der Eroberung von Turkestan sind alle zugänglichen Quellen russischen, deutschen und englischen Ursprungs gewissenhaft benutzt worden.



jeder Rückzug ein Zeichen von Schwäche. Um die von 1800 an sich ergebenden Unruhen endlich ein Ende zu machen, besetzte Ku-Lord (der Mongole) als es in den feindlichen Ländern vorrückte, einzelne Punkte mit 3000 Mann. Auf diesem Vormarsche hat der kriegesische Geist der in 1800 Generalen, zum Verdross der Diplomatie und gegen die Pläne der Regierung, den Gang der Ereignisse bisweilen beschleunigt. Aber das Schicksal aller Völker war unter solchen Verhältnissen, wie das gleiche China musste in der Mongolei ungeliebtere Steppen erobern, um seine natürlichen Grenzen zu erreichen. Ebenso wurden die Vereinigten Staaten in Amerika, Frankreich in Algerien, England in Indien, weit weniger von Egoismus und Ruhmsucht, als von der Nothwendigkeit sich fortzusetzen, unwiderstehlich auf den Weg der Vergrösserung und Ausdehnung gedrängt.

Auch Russland hat sich nicht bloß um des Vergnügens willen, sich Centralasiens zu bemächtigen, sehr schwere Lasten auferlegt, wie aus folgenden, der Statistik Turkestan's entnommenen Zahlenangaben, auf die klarste bewiesen.

In der zwölfjährigen Verwaltungsperiode von 1868 bis 1879 sind die Einnahmen und Ausgaben wie folgt einander gegenüber.

Verwaltungskosten	34723149 Rubel
Kosten der Armee und Feldzüge	7408099 „
Gesamtkosten:	40983149 Rubel
Einnahmen	43913219 „
Deficit:	6681390 Rubel

In der Absicht, einen Weg nach Indien zu finden, schickte Peter der Grosse im J. 1717 den Fürsten Bekowitsch Tscherkasky mit einer kleinen Armee in das Chanat von Chiwa, um mit den centralasiatischen Souveränen Verbindungen anzuknüpfen und, wenn möglich, bis nach Indien vorzudringen. Bekowitsch, der zu viel Vertrauen in seine Truppenmacht setzte, liess sich von den betrügerischen Versprechungen des Chans von Chiwa täuschen; seine Armee wurde in Stücke gehauen und er selbst bezahlte seine Unklugheit mit seinem Leben.

Erst im J. 1839 beauftragte Kaiser Nikolaus den General Perowsky, sich zum Schutze der den unaufhörlichen Angriffen der rauberscher Horden der Steppen ausgesetzten Ostgrenzen des Kaiserreichs einige Punkte im Gebiete der nomadischen Nachbarn zu bemächtigen, sich dort zu befestigen und so die Achtung vor Russland zu erzwingen.

Die erste Expedition richtete sich gegen den Chan von Chiwa, welcher zahlreiche russische Unterthanen gefangen hielt, die Karavane ausplünderte, liess und die dem Czar tributpflichtigen Kirgisen zum Aufstande reizte. Diese Expedition nahm jedoch ein trauriges Ende. 10000 Mann und 90000 Kamele gingen in den Steppen zwischen dem Aralsee und dem Emba vor Hunger und Kälte zu Grunde. Der Chan hielt sich für stark, denn je

Die russische Regierung, welche keinen neuen Kriegszug durch die Steppen am Aral versuchen wollte, entschloss sich einen entscheidenden Schlag zu führen, wozu der Syr-Darja als Operationsbasis genommen wurde. Es handelte sich darum, sich des Chanats von Kokan zu

bemächtigen, welches der Emir von Bochara, Nasr-Ullah, im J. 1840 seinen Staaten einverleibt hatte, nachdem er den Landesfürsten den Hungertod sterben gelassen und dessen Sohn nach Bochara in die Gefangenschaft geschleppt hatte.

Im J. 1847 wurden einige Forts in der Steppe erbaut, welche die ersten Ringe der Kette bildeten, die eines Tages Russland mit dem Syr-Darja verbinden sollte. Im nämlichen Jahre wurden grosse Vorräthe aller Art in Orenburg aufgestapelt; unter der Mitwirkung der auf dem Aralsee errichteten Flotille konnte General Perowsky langsam aber sicher vorrücken und in gewissen Entfernungen eine Reihe von Forts errichten, welche die Kirgisenstämme gegen die Plünderer vom rechten Syr-Ufer beschützten.

Die Recognoscirung des Landes wurde bis zu dem auf kokanischem Gebiete gelegenen Fort Ak-Mesdschet ausgedehnt; im folgenden Jahre gelang es dem General Perowsky mit einer zur Belagerung des Fort genügend zahlreichen Armee den Marsch durch die Wüste Kara-Kum zu machen. Nach heldenmüthiger Vertheidigung fiel Ak-Mesdschet im Juni 1853 in die Hände der Russen, welche es „Fort Perowsk“ benannten. Dieser wichtige Platz, der das, was die Russen die „Syr-Darja-Linie“ zu nennen pflegen, in tüchtiger Weise vervollständigt, wurde einige Monate später vom Chan von Kokan vergeblich wieder angegriffen.

Der Krimkrieg und die polnische Revolution nahmen eine Zeit lang die Thätigkeit der Russen in andern Gegenden in Anspruch; nichtsdestoweniger wurden wichtige Punkte von Sibirien aus besetzt und Wernoje im J. 1854 gegründet. In dieser Zeit brach der Bürgerkrieg in Kokan aus. Mozaffar-ed-Din, Sohn des Nasr-Ullah, kam an der Spitze der bocharischen Armee dem Chan von Kokan, Chudayar, zu Hülfe, befreite ihn von seinen Nebenbuhlern, und theilte sein Reich in zwei Hälften, wovon er die eine dem Chan Chudayar zurückgab und die andere für sich behielt, indem er hier einen im Kindesalter stehenden Souverän einsetzte, zu dessen Vormund er sich erklärte. Dieses Ereigniss sollte verhängnißvolle Folgen für den Emir Mozaffar haben; denn damit, dass er der Lehnsherr von Kokan wurde, übernahm er auch die Pflicht, seinen Vasallen gegen die Angriffe seiner Feinde zu schützen und wurde so in directe Berührung mit Russland gebracht. Im J. 1861 wurde Dschulek besetzt, während eine von Semirjetchensk kommende Expedition langsam vorrückte, um im Süden ihre Verbindung mit der Colonne am Syr-Darja im J. 1864 zu bewirken. Im Monat Juni desselben Jahres wurde die Stadt Turkestan eingenommen; kurz darauf bemächtigte sich der General Tschernajew durch einen kühnen Handstreich der Stadt Tschimkent, und im J. 1865 folgte die Einnahme von Taschkent.

Diese Ereignisse beantwortete der Emir von Bochara mit dem Befehle an den General Tschernajew, die eroberten Provinzen wieder herauszugeben, und mit der Drohung, den heiligen Krieg zu beginnen, wenn die Herausgabe verweigert werden würde. General Romanowsky, der Nachfolger des abberufenen Generals Tschernajew, erhielt den Auftrag, den Schimpf zu rächen, der Russland durch die Einkerkierung seines Bot-

schafters, des Herrn von Struve, angehan worden war. Am 10. Später, am 3000 Mann griff Romanowsky die Arme Mozafar's an, die 1700 Mann streiter, fanatisirt von der Hoffnung, die Ungläubigen zu vernichten. Im Mai 1866 kam es bei Irdshar, zwischen Samarkand und Tschirchik, zu einem Zusammenstoss. Der Anprall war schrecklich, die blutige, heftige Schlacht nahm einen unglücklichen Ausgang für Mozafar, der sich in der Flucht suchen musste.

Von da an gehörte das Syr-Thal den Russen, deren Sieg auch die Bocharen tief entnuthigte. Nur die Ulmas bewahrten ihre Kraft und Energie und riethen den Krieg gegen die ungläubigen Ulanen, mit welchen alle diplomatischen Beziehungen abgebrochen worden waren, aufs äusserste fortzusetzen.

Während Mozafar mitieberhatter Eile die Befestigung seiner Hauptstadt betrieb, vereinfachte die kaiserliche Regierung die Verwaltung in Tschirchik durch Uebertragung der Civil- und Militargewalt an eine und dieselbe Person. General Kaufmann, dem der wichtige Posten anvertraut worden war, erhielt den Titel Generalgouverneur von Turkestan und erhielt eine ständige Residenz in Taschkent.

Eine kurze Zeit dauerte der Schlummer der Feindseligkeiten mit Bochara, dann brachen sie um so heftiger wieder aus. Im März 1867 musste General Kaufmann seine Stellung bei Taschkent, auf der Strasse nach Samarkand, mit einer Armee von 3000 Mann verlassen, um den am linken Ufer des Sarafshan lagernden Bocharen entgegen zu gehen. Die Bocharen schickten einen Parlamentar mit Friedensvorschlägen ab; auf die Weigerung der Russen, das Land zu räumen, begann die Schlacht. Angesichts des Feindes durchwachten die Truppen des General Kaufmann den Fluss, ohne sich von der zahlreichen Artillerie, die von den benachbarten Höhen herabdonnerte, aus der Fassung bringen zu lassen. Kaum aus dem Wasser heraus, stürzten sich die Russen mit solchem Ungestüm auf die bocharischen Streiter, dass diese bald eiligst die Flucht ergriffen.

Der Tag war gewonnen; die Russen bivouakirten am Abend auf dem Schlachtfelde. Am folgenden Morgen hielt eine Deputation aus Samarkand mit den Schlüsseln der Festung ihren Einzug in das Hauptquartier und bot die Unterwerfung der Stadt unter den „Weissen Czaren“ an. Der General gab den Samarkandern zu wissen, dass sie ihm die Thore ihrer Stadt zu öffnen und seine Truppen bei sich aufzunehmen hätten. Der Einzug der Sieger vollzog sich inmitten einer anscheinend ruhigen Bevölkerung; bald öffneten sich auch die Läden und Magazine, und die Stadt nahm ihr gewöhnliches Aussehen wieder an. Die Citadelle wurde von den russischen Truppen besetzt und vortheidigungsfähig gemacht.

General Kaufmann, der sein Material und die Feldspitäler dem Schutze einer Besatzung von 700 Mann unter dem Commando des tapfern Major von Tempel anvertraut hatte, nahm die Verfolgung des Feindes wieder auf. Die Samarkander, die offenbar glaubten, mit der in der Festung zurückgebliebenen Handvoll Leute leichtes Spiel zu haben, benutzten die Gelegenheit; sie öffneten den aus Schachrisch's herabgestiegenen kriegs-

rischen und fanatischen Bergbewohnern die Stadthore und machten sich im Verein mit ihnen an die Belagerung der Citadelle, deren schwache Besatzung sich plötzlich von 9—10000 Mann angegriffen sah. Major Tempel verrichtete mit seinen Leuten in den Tagen vom 14.—20. Juni wahre Wunder der Tapferkeit. Alle Russen, die nur ein Gewehr zu tragen vermochten, sogar die Kranken und Amputirten im Spital schleppten sich zu den Schiessscharten und halfen die eine Werst langen Wälle vertheidigen.

Nach einem erbitterten Kampfe von 6 Tagen und 6 Nächten war die Besatzung, von der mehr als ein Drittheil bereits getödtet war, in der höchsten Noth, als das Eintreffen des Generals Kaufmann die Belagerer auseinanderjagte. Die russische Armee hätte, wenn der Platz in die Hände der Sarten gefallen wäre, die ernstesten Gefahren zu bestehen gehabt, weil sie ihres Materials beraubt und von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten worden wäre.

Um die Samarkander für ihren Verrath zu strafen und um ein Exempel zu statuiren, überliess der General Kaufmann die Stadt drei Tage lang der Willkür seiner Soldaten. Diese Tage des Blutvergiessens und der Plünderung blieben den Sarten ein für allemal im Gedächtniss und belehrten sie über die Folgen, welche Verrath und Rebellion gegen Russlands Macht nach sich ziehen.

Andererseits kam der Emir von Bochara zur Einsicht, dass die Dauer seines Reiches nicht mehr von der Tapferkeit seiner Armee, sondern vom guten Willen des „Weissen Czaren“ abhängig sei; er beeilte sich, den Frieden für 125000 Tilla, d. i. $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark zu erkaufen. Die Russen dagegen verpflichteten sich das Gebiet von Bochara zu respectiren; sie annectirten jedoch den mittlern Lauf des Sarafschan mit Samarkand und Katta-Kurgan.

Der im Juni 1868 mit dem Emir abgeschlossene Friedensvertrag enthielt u. a. die folgenden Artikel:

1) Alle russischen Unterthanen, ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, erhalten das Recht, im ganzen Umfange von Bochara frei Handel zu treiben. Der Emir ist innerhalb der Grenzen seines Gebietes für die Sicherheit der russischen Kaufleute, ihrer Karavaneen und Güter verantwortlich.

2) Die russischen Kaufleute haben das Recht, in allen Städten des Landes Agenten zu halten.

3) Die nach Bochara eingeführten russischen Waaren dürfen mit keinem Eingangszoll belegt werden, der mehr als $2\frac{1}{2}\%$ ihres Werthes beträgt.

4) Die russischen Kaufleute haben freien Durchzug, wenn sie sich in die benachbarten Länder begeben.

Trotz der fürchterlichen Lehren, welche die Russen den Bocharen soeben zu fühlen gegeben hatten, wollte sich der Chan von Chiwa doch nicht in das Unvermeidliche fügen. Statt mit dem mächtigen nordischen Nachbar in gutem Einvernehmen zu leben, setzte er alles in Bewegung, den Krieg wieder zum Ausbruch zu bringen. Wie wir später sehen werden,

wurde er im J. 1873 geschlagen und die Stadt verlor sich auf die rechten Ufer des Oxus gelegenen Theil des Chirchik mit Tschirchik.

Die durch die maasslose Grausamkeit und Habgier der Sibirier zur Verzweilung gebrachten kokaner wendeten sich zu dem russischen Kaufmann, der nach Skobelow's glanzvollem Tode im Russischen Chulayar Chan absetzte und kokan dem Czarenreiche unter dem Namen Provinz Ferghana einverleibte.

Diese fortwährenden Eroberungen haben die russische Provinz Turkestan ganz verändert; es umfasst jetzt das Land der Kokaner,



Doc. 1011. 3. Tschirchik.

chinesische und das russische Turkestan; es wird im Norden von Westsibirien (dem neuen Steppengouvernement), im Osten vom chinesischen, im Süden vom unabhängigen Turkestan und im Westen vom Atlas begrenzt.

Im J. 1866 bestand das russische Turkestan aus den beiden Provinzen Semirjetschensk und Syr-Darja; im J. 1868 kam der von Buchard abgetrennte District Sarafschan, im J. 1873 die Provinz Amt-Darja und im J. 1876 die Provinz Ferghana dazu.

Diese willkürliche Eintheilung, die weder den ethnographischen noch den territorialen Verhältnissen entspricht, hat ihren Grund lediglich in der Reihenfolge, in der diese Provinzen erobert wurden.

I. Provinz Syr-Darja.
(429930 qkm.)

Stadt	Einwohner.		
	Nomaden.	Ansässige.	Zusammen.
Taschkent	—	87485	87485
.. Kasalinsk	97110	3703	100813
.. Perowsk	114865	2281	114149
.. Turkestan	67155	15070	82225
.. Tschimkent	133770	26315	160085
.. Aulie-Ata	161725	4965	166690
.. Chodschem	23770	132945	156715
.. Karamiusk	58250	176195	234445
Zusammen:	653645	448962	1102607

II. Provinz Ferghana.
(73113 qkm.)

District	Einwohner.		
	Nomaden.	Ansässige.	Zusammen.
Kokan mit dem alten Isfarinsk	25640	154080	179720
.. Margljan	8050	118065	126115
.. Audidschan	52350	108150	160500
.. Osch	23735	24400	48135
.. Namangan	15315	70376	85691
.. Tschustk	12030	63580	75610
Zusammen:	137120	538651	675771

III. Provinz Sarafschan.
(50931 qkm.)

District	Einwohner.		
	Nomaden.	Ansässige.	Zusammen.
Samarkand	—	182250	182250
.. Katta-Kurgan	—	121375	121375
.. Padschakent	—	56955	56955
Zusammen:	—	360580	360580

IV. Provinz Amu-Darja.
(103535 qkm.)

District	Einwohner.		
	Nomaden.	Ansässige.	Zusammen.
Schurachan	17410	27455	44865
.. Tschimbai	86750	2010	88760
Zusammen:	104160	29465	133625

Die russische Bevölkerung in Turkestan, welche im J. 1867 erst 24689 Seelen zählte, betrug im J. 1877 bereits 59273 Seelen; im gleichen Zeitraume hat sich auch die Zahl der Eingeborenen nach den Angaben des Taschkenter Jahrbuchs von 1885 erheblich vermehrt.

Den neuesten Nachrichten zufolge soll diese Eintheilung keine definitive sein. Die mit der Ausarbeitung eines neuen Organisationsplans beauftragte Commission hat sich dafür ausgesprochen, dass die Provinz Amu-Darja von diesem Gebiete abzutrennen wäre. Das Land würde dann in zwei Provinzen eingetheilt werden. Der District Taschkent käme zur

Provinz Ferghana, welche den Namen Provinz Taschkent annahm, in der gleichnamigen Stadt als Hauptort, und wurde in die Bezirke Taschkent, Chodschent, Dschisak, Samarkand, Katic-Kasak, Kati-Margljan, Namangan und Osch zerfallen.

Die andere Provinz hiesse Syr-Darja und bestünde aus drei Districten: Kasabusk, Petowsk, Tschunkent und Achiwa.

Der Grundgedanke dieses Project beabsichtigt die Frontiere der Districte mit sesshafter Bevölkerung von den Districten zu trennen, die Bevölkerung.

Einige Tage nach unserer Ankunft in Taschkent hatten wir die Vergnügen, einem grossen Manöver beizuwohnen, in welchem zwei Parteien fechtend sich gegenüberstanden. Das Manöver bewerkstelligte die Truppen in Turkestan, die eine Armee von 20000 Streichern bildete, welchen Ruf verdienen, zu den besten des Kaiserreichs zu gehören. Das Uebungsfeld war ein 6 Werst nördlich von Taschkent gelegenes coupirtes Terrain. Die Uebungen, an welchem sich die ganze ungefähr 6000 Mann zählende Garnison beteiligte, wurden mit bemerkenswerthiger Lebendigkeit durchgeführt; so liess man vor Einstellung der Gefechte beide Parteien sich mit dem Bajonnette angreifen. Uebrigens verlief alles in grösster Ordnung.

Nach dem Manöver wurde das Lager bezogen, hier war mitten unter den Soldaten ein Zelt für das Offiziersbanket aufgeschlagen worden. Die Mannschaft überreichte dem General einen mit Silber beschlagener Löffel, wie ihm die Soldaten zu benutzen pflegen.

Am Schlusse des Bankets ergriff der General in französischer Sprache das Wort zu folgendem Toaste: „Meine Herren! Vor etwa 100 Jahren stiessen in Italien die russische und die französische Armee zum ersten mal auf einem Schlachtfelde zusammen. Seit jener Zeit trafen sie sich oft als Gegner gegenüber. Wie mir, ist es auch Ihnen bekannt, dass in beiden Armeen ein Gefühl der Sympathie lebt, welche durch nichts zerstört werden konnte. Dieses Gefühl hat seinen Grund in der Tapferkeit, in dem Edelmuthe und in der Ritterlichkeit, welche wir in der französischen Armee bewunderten, Eigenschaften, welche sich durch die ganze Geschichte der französischen Armee hindurchziehen. Meine Herren, ich trinke auf die französische Armee und ihren Vertreter, Oberst von Sermet, den wir hier bei uns zu sehen das Glück haben!“

Oberst von Sermet antwortete: „Unter allen Waffenträgern, welcher Nation immer sie angehören mögen, besteht ein gewisses Band, welches aus der Gemeinsamkeit der Pflichten und Opfer entspringt. Dieses Band konnte vielleicht durch die Ereignisse, deren Schauplatz Europa war, gelockert werden. Der hereditäre Toast des Generalgouverneurs und die Herzlichkeit, mit welcher Sie mich aufnahmen, machen mich so glücklich, constatiren zu dürfen, dass jene Solidarität zwischen Russland und Frankreich noch immer besteht und durch nichts erschüttert werden konnte. Ich werde nicht verfehlen, meinen Kameraden in Frankreich von der militärischen Brüderlichkeit Kenntniss zu geben, welche ich hier, in so weiter Ferne von ihnen, gefunden habe. Ich bin überzeugt, meine Herren,

dass ich damit nur Gefühle der Sympathie in ihnen wachrufen werde. Sie können stolz sein, meine Herren, dieser Armee anzugehören! Ich trinke auf das Wohl der Armee in Turkestan!"

Der Toast des Generals und die Beantwortung desselben wurden von 1000 Gewehr- und 6 Kanonenschüssen begrüsst. Nach diesen Reden sprach der General zu den Soldaten, die ihm in mehr als 50 Gliedern anstanden, mit jener elektrisirenden Beredsamkeit, welche er in hohem Grade besitzt; er erinnerte sie an die glänzende Vergangenheit der russischen Armee in diesen entfernten Gegenden und drückte ihnen das Vertrauen aus, welches er in sie setze, wenn es sich abermals darum handeln sollte, weiter vorwärts zu marschiren.

Nach altem Gebrauche hoben nun die Soldaten ihren Führer, zur Bezeugung ihrer kriegerischen Begeisterung für ihn, auf ihre Schultern und trugen ihn im Triumph bis zu seinem Wagen. Die Troika des Generals wurde schliesslich von allen berittenen Offizieren bis zum Palast escortirt und von enthusiastischen Hurrahs begleitet, welche die ganze Bevölkerung von Taschkent auf die Strasse lockten, um den imposanten Zug mit neugierigen Blicken zu verfolgen.

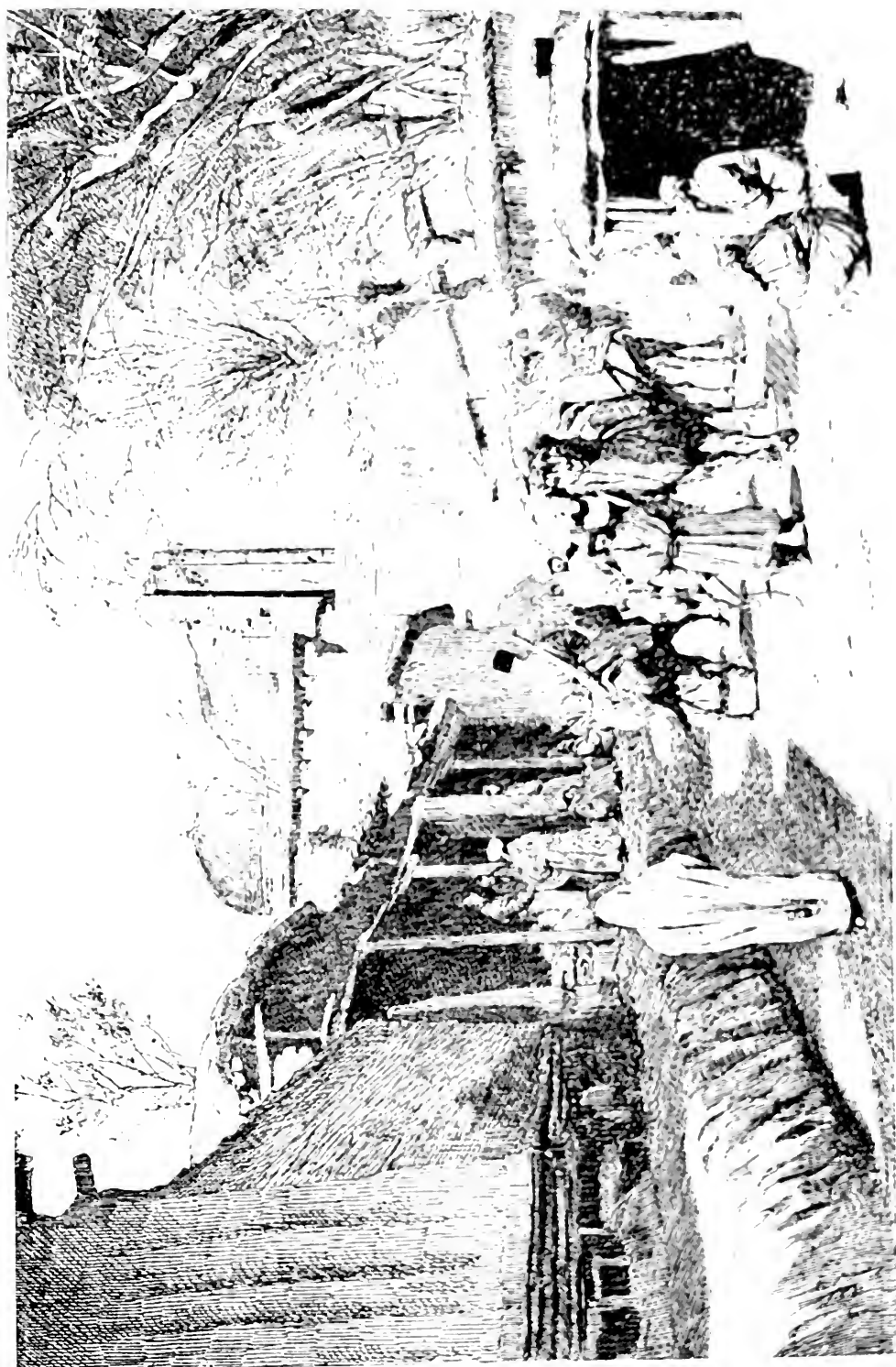
DAS SARTISCHE TASHKENT.

Nachdem wir uns im russischen Taschkent lange genug aufgehalten haben, erübrigt uns noch ein Besuch im sartisten Taschkent, welches eine Werst von der neuen russischen Colonie entfernt ist. Es zählt etwa 15000 Häuser, in welchen 80—100000 Eingeborene wohnen. Beide Städte sind durch eine mit einer Mauer eingefasste Strasse verbunden. Die geschäftige Menge, welche sich ununterbrochen in dieser Verkehrsader hin- und herbewegt, gibt einen ziemlich genauen Begriff von der Wichtigkeit der Stadt, in welche sie mündet.

Die Stadt hat zwar eine gewisse Aehnlichkeit mit jener, durch welche wir bis jetzt bereits kamen; ihr Bazar jedoch unterscheidet sich von den andern, durch seine besondere Wichtigkeit; er ist vielleicht der bedeutendste in ganz Centralasien.

Der „Boulevard“ des Sarten ist der Bazar; hier lebt er eigentlich, wie man im Orient überhaupt mehr auf der Strasse als im Hause lebt. Der Sarte bewohnt das, was man im vollen Sinne des Wortes Wohnhaus nennt, nur, wenn ihn die kalten Winternächte dazu zwingen, und sie sind nicht zehrschick, hier im Lande des ewig blauen Himmels. Den Rest des Jahres verbringt er, in seine Decken eingewickelt, auf dem Dache seiner Spielbude, wenn er arm ist, — unter einem seidnen Zelte oder in einer Filzjurte, oder in seinem Garten, wenn seine Mittel es ihm erlauben.

Um 9 Uhr morgens macht er sich auf den Weg nach dem Bazar. Was will er dort? Was hat er dort zu thun? Das weiss er selbst nicht. Der Bazar ist aber ein Lebensbedürfniss für ihn; unter Geschwätz und Umherschleudern vergeht ihm der Tag.



Der Bazar von Taschkent nimmt einen ungeheuern Raum ein; er ist eine Stadt in der Stadt. Die mehr oder weniger breiten Gassen sind mit Rohrmatten überdeckt, welche das Licht durchsickern lassen, aber das Eindringen der Hitze und der Sonnenstrahlen verhindern. Der Boden wird fortwährend besprengt und die dadurch erzeugte kühlere Atmosphäre ist ein Hochgenuss, wenn man aus dem Strassenstaube und aus der Hitze des alten Taschkent kommend den Bazar betritt. Der Besucher muss sich eine Weile umsehen, damit sich sein Blick vorerst an das gewöhnt, was ihn hier umgibt; der Einzelmensch verschwindet sozusagen in der ungeheuern Ader der Hauptgasse des Bazars. Dieses Gleichniss bezeichnet genugsam die Art und Weise, in welcher sich der Besucher fortbewegt: vor und hinter ihm umringen ihn die lärmende Volksmenge und die langen Reihen waarenbeladener Kamele, geführt von Kirgisen in Fellkleidern und Pelzmützen, welche ihnen ein Aussehen geben, wie wenn sie ein Bestandtheil des Thieres wären, welches sie trägt. Dann kommen „Arbas“, d. h. zweiräderige Wagen von 9—10 Fuss im Durchmesser; sie werden von einem Pferde gezogen und der „Arbakesch“ (Führer) hockt auf dem Thiere, wobei er die Füsse auf die Stangen der Gabel stützt. Diese Wagen, die durch ein das Vorder- und Hintertheil freilassendes Mattendach geschützt sind, dienen als Omnibus. In diesem Lande des *far niente* bedient man sich ihrer, um sich von einem Punkte des Bazars an einen andern zu begeben; denn der Sarte vermeidet das Fussgehen soviel nur möglich. Ein grosser Theil der Besucher ist beritten. Die Kirgisen reiten kleine Steppenponies mit struppigem Haar und unordentlich starrender Mähne; die Sarten schaukeln sich, je nachdem ihr Vermögen es ihnen gestattet, entweder auf einem „Argamak“, ein edler Renner, der dem Vollblute nahe kommt, mit feinem Halse und schlanken muskulösen Gliedern, oder auf einem „Karabayr“, welcher der Kreuzung des turkmenischen mit dem kirgisischen Pferde entspringt, von mittlerer Grösse und häufig von grosser Eleganz.

Die ganze Masse drückt und drängt und staut sich in den grossen Arterien des Bazars; es gibt lange Aufenthalte, welche grösstentheils durch die nach dem barbarischen Gebrauch der Steppe aneinander gefesselten Kamele verursacht werden; man zieht ihnen nämlich statt der Halfter einen Pflock durch den Nasenknorpel. Das Geschrei, welches diese armen Thiere ausstossen, wenn sie von den vorausgehenden Thieren gezerzt werden, ohne selbst vorwärts gehen zu können, ist schrecklich anzuhören.

Um uns einen Weg zu bahnen, hatten wir wohlweislich die Polizei von unserm Besuche in Kenntniss gesetzt. Der „Kurbaschi“ (Polizeichef) erwartete uns daher am Eingange zum Bazar. Er ist ein tüchtiger Kerl, mit einem richtigen Schnapphahngesicht, und soll, der Sage nach, früher Bandit und Räuber gewesen sein.

Seitdem er selbst Leiter der Heiligen Hermandad ist, hat er die geschicktesten seiner ehemaligen Kameraden unter seinem Befehle vereinigt. Man muss diese Burschen, die mit den Gestalten aus irgendeiner komischen Oper die grösste Aehnlichkeit haben, selbst gesehen haben, um sich einen richtigen Begriff von ihrer Erscheinung machen zu können.

Zu ihrem phantastischen Costum gehören sehr hellfarbig, Oberhalb der Knie bauschige Lederhosen oder „Tschidwars“, 2 Fuss hohe Polznetze, an die Lenden umgürteter Säbel, dessen Scheide ihnen zwischen den Beinen baumelt; als Kennzeichen ihrer Macht tragen sie einen Strohkolben.

Noch nie war so viel Ordnung im Bazar, wie unter einer Herrschaft, unter seinem Schutze erfreuen sich die Kaufleute eines ruhigen Soldaten.

Von der Polizei umgeben, betreten wir den lebendigen Schlund, bevor man nur weiss, wie es geschieht, ist der Raum vor uns frei. Wenn man in den Weg kommt, wird mit Nagarka-Hieben in die anliegenden Gassen



Sartische Arbeit in Taschkent

gedrängt; vor unsern Blicken öffnet sich die freigewordene Gasse, die beiderseits von kleinen quadratischen Buden gebildet wird, in welche alle Reichthümer des Orients und Occidents aufgestapelt sind.

Bei unserer Annäherung erhebt sich alles, und alles Feilschen wird unterbrochen. Die Menge verneigt sich mit gekreuzten Armen und thut sich zu: „Das ist ein Gross-Tiura, der da vorbeigeht.“ Die Buden sehen sich alle gleich; von drei Seiten sind sie durch Bretter abgeschlossen; die der Gasse zugewendete vierte Seite steht während der Bazarstunden offen. Dem Rauminhalte nach sind sie verschieden, aber sie sind alle gleich hoch über dem Fussboden (ungefähr 10 Fuss). Die offenstehende Seite misst 6—15, höchstens 20 Fuss. Vor der Bude erhebt sich eine etwa 2 Fuss breite Bühne, die auch circa 2 Fuss

höher ist als der Boden. Sie wird mit Filz oder Teppichen belegt, und hier setzt man sich nieder, wenn man einen Handel zu machen versuchen will. Der Verkäufer bleibt im Innern der Bude hocken.

Meiner Schätzung nach enthält der Bazar von Taschkent gewiss 5–6000 solcher Buden. Die reichste enthält kaum für mehr als 100 Rubel Waaren. Hier sind die Magazine für den Kleinverkauf, von welchem die Mehrzahl der Bewohner Taschkents lebt. Mit einem Kapital von 25 Rubel eröffnet der Sarte eine Bude, und wenn er 10 Kopeken täglich verdient, so genügt das für seinen und seiner Familie Lebensunterhalt.

Seine Bedürfnisse sind nicht gross. Am Morgen einen Napf Thee mit einer „Lepioschka“, ein kleines rundes flaches Brot zum Preise von einem „Pul“, ungefähr 1 Pfennig. Den Tag hindurch eine Melone und Trauben (eine Eselladung Melonen kostet 25 Kopeken). Am Abend einen „Plov“, wenn er reich ist, oder abermals Brot und Obst, wenn er arm ist. Damit wäre die Nahrung abgethan; sie ist weder reichlich, noch kostspielig.

Die Bedürfnisse des civilisirten Menschen sind ihm völlig unbekannt. Seine Wohnung hat nur die vier Wände, und seine Kleider sind sein einziger Luxus: je mehr Kleider er übereinander anzieht, um so reicher ist er. Aus dem Umfange eines Individuums kann man auf sein Vermögen schliessen; auch sein Reitpferd ist ein Kennzeichen seiner socialen Stellung. Merkantile Geschicklichkeit ist ihm von Natur aus eigen; jeder Sarte ist ein geborener orientalischer Geschäftemacher, was so ziemlich gleichbedeutend ist mit Schwindler und Preller, um es geradeheraus zu sagen. Aber kehren wir zum Bazar zurück.

Die grosse Arterie, die ihn durchzieht, führt zu den grossen Karavanserais. Dort haben die Grosshändler ihre Niederlagen; in sehr geräumigen, die ungeheuer weiten Höfe von allen Seiten umschliessenden Magazinen werden die von den Karavananen, dem einzigen landesüblichen Verkehrsmittel, aus allen Weltgegenden zusammengetragenen Waarenballen aufgestapelt. Die eben erwähnte Arterie dient zugleich als Lebensmittelmarkt; jede Kategorie dieser Industrie hat ihre eigene Abtheilung, selbst die Verkaufsstände der Fleischer fehlen nicht; die Hammel werden auf der Strasse geschlachtet und die einzelnen Stücke der zerlegten Thiere an den die Vorderseite des Verkaufstandes verzierenden Haken aufgehängt. Jeder Handelszweig hat seinen „Aksakal“ (Graubart), was so viel als Reihen- oder Gassenvorstand bedeutet. In einer solchen Reihe oder Gasse finden wir die Bäcker, welche ihre Oefen in den Buden haben. Dann kommen die Obststände, deren Anblick uns den Mund wässerig macht; hier duften die herrlichsten Melonen aller Art, die man in Turkestan essen muss, um sich einen Begriff von dem köstlichen Fleische dieser Frucht zu machen; dort locken die süssesten, schmackhaftesten Weintrauben, die mit ihren pflaumengrossen Beeren oft ein Gewicht von 5 Pfund erreichen; daneben Pfirsich und Granatäpfel.

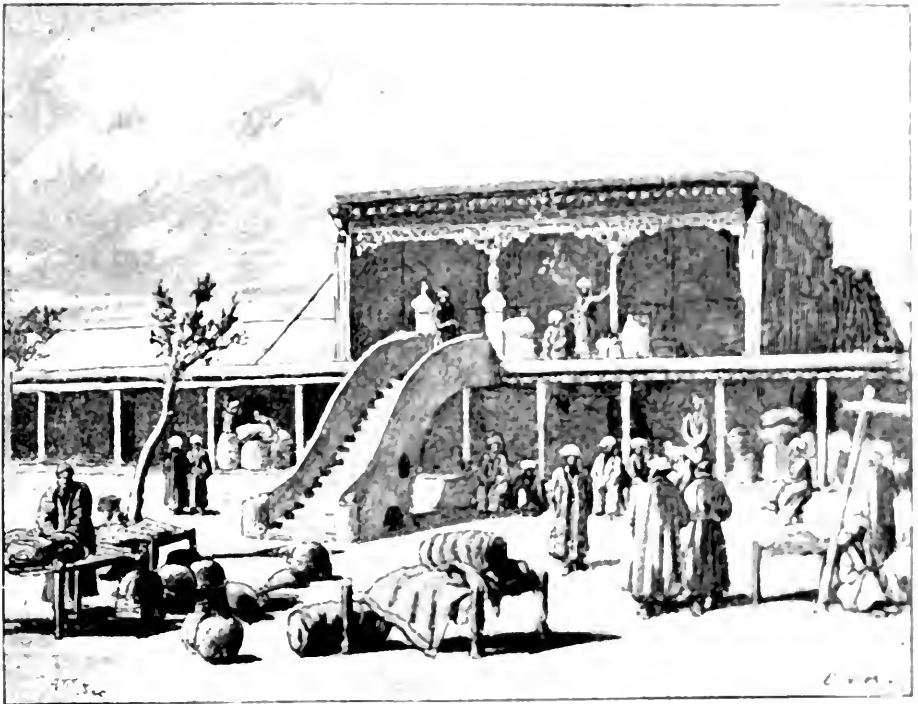
Eine Menge kleinerer Gassen laufen in der Mitte der grossen Arterie zusammen und bilden das Rondeau des Bazars mit Kaffeehäusern an den Ecken. Die Kaffeebuden sind auf zwei Seiten offen; der Eigenthümer



WILLIAM LAMONT

hockt neben einem Ofen, auf welchem beständig Wasser kocht. Die Kanne, den centralasiatischen Theekannen, gewandt wird. Die elegantesten, sehr eleganten Kannen sind mit vertriehenen Arabesken verziert. Das Geschäft des Budenhälters besteht im Verkaufe der heißen Wasserkanne. Die Kunden bringen sich ihren Thee selbst mit, jeder Satz hat einen Vorrath entweder in einem kleinen, am Gürtel hängenden Beutel oder in den Falten seines weiten Gürtels, der ihm auch als Tasche dient.

In Neapel war ich einmal erstaunt darüber, daß die Kaffeehäuser die Kundschaft dulden, die oft stundenlang denselben Platz einnimmt und



Karavansaray, Nislerhase. (Er aus Putsch, I. K. 1896, 101. Waser)

mehr als eine einzige Tasse Kaffee zu verzehren. Hier züht man eine Theekanne voll Wasser, und dann rührt sich der Kunde einen halben Tag lang nicht mehr. Bald hätte ich aber einen viel wichtigeren Consum den „Kalian“, vergessen. Er ist das turkestanische Nargileh, an welchem das Glasgefäß durch einen Kürlüs ersetzt wird, und das an der Stelle des elastischen Rohres des türkischen Nargileh ein 50 cm langes Stück Schiffsrohr hat. Den sehr starken Taback nimmt ein thömerner Pfeifenkopf auf und derselbe wird durch ein auf die gestopfte Pfeife gelegtes Stück Kohle in Brand gesetzt.

Der Rauch wird durch das kurze Rohr angesogen, geht durch das Wasser und dringt bis in den Magen; dann entwickelt sich eine dicke Wolke aus dem Munde des Räucherers; jeder Zug erzeugt für einen Moment

eine Art Berauschung, die den Kopf schwindeln macht. Das ist zwar schrecklich ungesund, aber sehr beliebt bei den Eingeborenen. Die Pfeife geht von Hand zu Hand; ein Bazarbesucher kommt zu Pferde in der Nähe eines Kaffeehauses vorüber; er reckt die Hand von seiner Höhe herunter, thut einen Zug und zieht seines Weges weiter. Ich habe nie erfahren können, wer dafür bezahlt.

Neben jedem Kaffeehause steht eine Barbierstube. Figaro gibt hier die neuesten Localnachrichten zum besten und sechert dabei die Köpfe seiner Kunden; denn der Bart des Muselman wird nicht berührt, der ist heilig. Der Meister vom Schermesser hat immer Zuhörererschaft, seine Bude ist ein Lieblingsversammlungsort.

Nicht weit von hier haben sich die Garküche mit ihren Oefen im Freien niedergelassen und bereiten die beliebtesten Nationalspeisen, wie den Plov, den Tschischlik und die Pilmen, kleine Pastetchen aus gehacktem Hammelfleisch und Zwiebeln. Für die bescheidene Summe von 5 Kopeken wird hier eine Portion Pastetchen verabreicht, die gross genug ist, dass sich eine englische Familie daran satt essen könnte. Wie fangen es aber die Leute an, dass sie alles brennend heiss verzehren können? Auch das ist ein Räthsel für diejenigen, welche wissen, dass hierzulande der Gebrauch der Gabel ein ganz unbekanntes Ding ist. Die Manier, den Plov zu essen, ist sehr possierlich. Ein halbes Dutzend edler Asiaten kauert rings um die mit der genannten Reisspeise hochbeladene grosse Schüssel; mit seinen fünf Fingern macht sich dann jeder über den Berg her; kein Körnlein geht unterwegs verloren und die Schnelligkeit, mit welcher der Haufen verschwindet, ist geradezu fabelhaft.

Der sartische Bazar ist aber nicht nur ein Markt, sondern zugleich auch die Werkstätte für alle eingeborenen Handwerker. Machen wir einen Gang durch die Abtheilung der Kupferschmiede und der Messerschmiede. Eine grosse Menge von Metallwaaren wird zwar jetzt aus Russland eingeführt, gewisse Erzeugnisse jedoch sind ausschliesslich der einheimischen Industrie geblieben. Dahin gehören beispielsweise die Kungane, in welchen, wie ich bereits sagte, der Thee bereitet wird. In Taschkent sind sie aus verzinnem Kupfer und die Zeichnungen treten roth auf weissem Grunde hervor; in Kokan sind sie aus gelbem Kupfer, in Bochara aus rothem Kupfer. Der Meister arbeitet für sich allein; selten sieht man einen Arbeiter in seinem Dienste. Sein Vorrath in der Bude besteht aus einigen wenigen Stücken, und selbst diese zeigt er nur mit gewissem Zögern vor. Im Gegensatz zu den Gepflogenheiten in unsern Magazinen stellt er nur die geringsten Gegenstände den Blicken der Vorübergehenden aus; das Beste was er hat, hält er immer auf dem Grunde einer Kiste verborgen. Jeder ist Producent und Händler für sich; seine tägliche Arbeit ist sehr unbedeutend, weil der Bazar erst um 8 Uhr morgens geöffnet und bei Anbruch der Nacht um 5 Uhr geschlossen wird. Berechnet man die im Geschwätz mit der Kundschaft verlorene Zeit, zieht man ferner die zur Verdauung und zum Rauchen des Kalkan nothwendige Zeit ab, so ist es klar, dass ihm für die Arbeit nicht viel übrigbleibt.

In der Nähe der Kesselschmiede sind die Goldarbeiter; sie nehmen

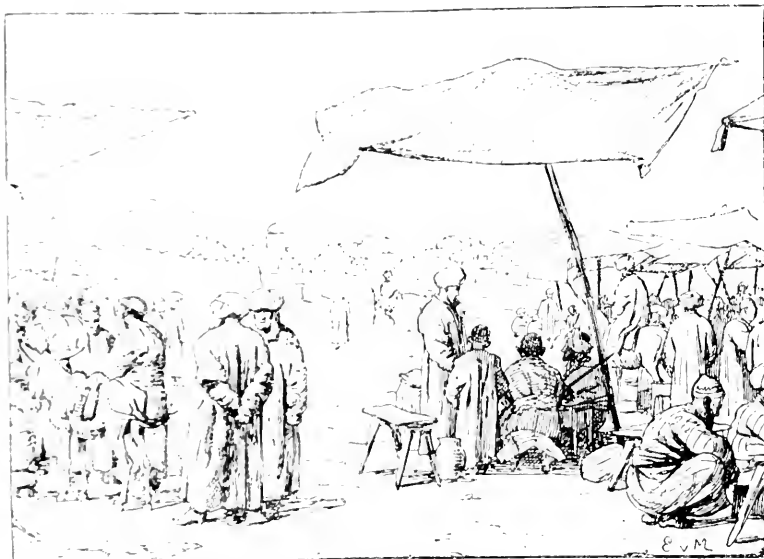
eine ganze Gasse ein und bringen die wirklich grossen Stücke mit den primitivsten Werkzeugen zu Stande. Die Goldarbeiter arbeiten sehr originell: für die Männer befehlen sie sich mit grossen Ringen oder Silberknöpfen, mit schwarz chromirten Gürteln und mit einer doppelhändigen viereckigen Schließe (siehe Fig. 10); die Frauen werden silberne Halsbänder mit Schmucksteinen und schmackyollen Verzierungen aus Türkisen, fetter Strasssteine und grossen Perle oder einer Klingel, die zwischen den Vorderzähnen hängt, angefertigt. Der Goldarbeiter gehört zum *Artschikowsky* Volk: ist er gerade beschäftigt, so ist er im Stande, sich *Artschikowsky* machen, bevor er seine Schätze zeigt, blühe er gerade aus dem Preise sitzen, so wird er gar nichts sehen können. Der Lederarbeiter hingegen erfordert es, dass man absteigt und sich auf den vor dem Winkel liegenden Teppich niedersetzt, erst dann wird der Meister seine Arbeit lassen, nach einem in der Nähe befindlichen Kaffeehaus, wo er den Kunden seine Produkte Stück für Stück vorzulegen.

Sofort werden Bummler oder Bekannte sich *Artschikowsky* einmal ein paar Leute beisammen, so wird bald eine ganze Anzahl Zeuge des Geschäfts sein wollen. War man nicht vornehmlich mit dem Aksakal oder sonst einflussreichen Mann mitzunehmen, der für sich mit dem Preis verhandelt, so ist rasch ein einheimischer Mitarbeiter der Hand, der sich in die Geschichte mischt; er wird den Käufer zu einem Angebot zu erheben, den Verkäufer bitten, einen Nachlass zu bewilligen, er wird sich Teufelsmühe geben, und zuletzt, sobald wieder der Käufer kehren, vom Verkäufer eine Commissionsgebühr verlangen, die desto höher ist, wie wir selbst sie ihm haben bezahlen müssen. Der Sattler ist ein geschickter Verkäufer; er merkt sehr bald, was dem Kunden gefallt und begehrt dann einen unverschämten Preis. Geht man zu einem Nachbar, so thut er keinen Schritt. Um von einem Sattler zu kaufen, bedarf es einer Engelsgehduld und grosser Gleichgültigkeit. Immer bleibt doch immer er der Schläuere und Geriebener. Wer auf dem Felle ein Vortheil kaufen will, thut gut daran, sich zuerst das, was man kaufen zu wollen wünscht, anzusehen und dann einem einheimischen Vertrauensmann zum Abschluss des Geschäfts hinzuschicken.

Die Buden der Lederarbeiter sind sehr sehenswerth; sie reihen sich in lange Reihen ein; zu den verschiedensten Preisen werden hier die zu eigenartig verzierten centralasiatischen Sattel und mit Türkisen oder auch nur einfach mit Silber besetzten Zäume verkauft. Eine Specialität der Moskalkens sind die schönen Stickereien auf Tuch, Sammt und Baumwolle. Diese Arbeiten werden im Stickrahmen von Männern angefertigt. Es ist zu bedauern, dass in diesem Artikel die europäische Geschmacksrichtung die schönen Zeichnungen der localen antiken Ornamentik zu verdrängen sich bestrebt. Zu meinem grossen Erstaunen entdeckte ich Fleckteppiche mit etruskischer Zeichnung; der Verkäufer ist abseits sich, die ich sie keines Blickes würdige und dafür aus einem Haufen alter Fetzen Stücke aussuche, deren Farben zwar verblichen sind, die dafür aber einen vollen Reichtum orientalischer Zeichnung glänzen.

In dem dichten, den Bazar füllenden Gewühle, wo alles feilscht, Maulaffen feilhänd oder schwatzt, erblickt man nur selten Frauen; wie Gespenster huschen sie vorüber und weichen aus, wenn man sie ansieht. Durch den dichten Rosshaarschleier, der das Gesicht bedeckt, hindurch ist es unmöglich die Züge zu erkennen; nicht einmal ihr Alter kann man unter dem wie eine Maske sie umhüllenden schrecklichen Kittel beurtheilen.

Verbirgt dieser Domino ein hübsches, junges Frauchen oder eine antike Megäre? Nur ein erfahrener Stammgast des Bazars kann ein muthmassliches Urtheil sich bilden. Er sieht auf das Schuhwerk; ist der Fuss klein, sind der Lederstrumpf und der Uberschuh, die ihn bedecken,



Bazar im Freien.

von guter Maché, so hat man eine junge und vielleicht auch hübsche Frau vor sich.

Nur die Kinder erfreuen unser Auge. Leider lehrt man ihnen nur Hass und Verachtung gegen die Europäer. In diesem Lande wird der Blick niemals durch ein gutmüthiges, liebes Lächeln eines Kindes ergötzt; jeder Fremde hat hier das Gefühl, dass der Hass gegen seine Rasse und seine Religion ihn von dem Einheimischen trennt. Solange der Islam leben wird, bleiben wir für seine Anhänger die ungläubigen Hunde, wie sie uns zu nennen belieben. Wir sind die Stärkern; sie sind die Besiegten, aber Ununterjochten; sie halten im Gegentheil uns für Barbaren, weil wir uns sowol gegen ihre Religion, die ihr Gesetz ist, wie auch gegen ihre, von den unserigen völlig abweichenden Gebräuche verurtheilen. Ein tiefes Gefühl der Vereinsamung ergreift unvermeidlich jeden Occidentalen, der in diesen ihm so antipathisch gegenüberstehenden Kreis versetzt wird.

Ich theilte diese Bemerkungen einem Kanakke mit, der so lange in Turkestan wohnte.

„Glauben Sie“, fragte ich ihn, „daß die Russen die feindseligen Stimmungen zu überwinden?“

„Ich bin fest davon überzeugt“, erwiderte er, „Sicher Sie werden einmal alle diese Müssiggänger auf die Arbeit bringen, wenn Sie die Mühsal des Feldbaus erlernen. Sobald sie das Wortkämpfer werden, werden die Russen der Proletarier erstanden sein, er wird sein Hab und Gut verkaufen, um seiner Neigung nachzugehen, und wohl oder übel wird er ein Kanakke werden.“



Gelehrter Zige

die Arbeit machen müssen. Dabei wird die Produktion ohnehin gewissermaßen wie unser Uebergewicht.“

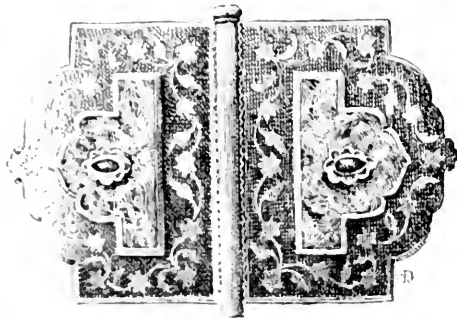
Todmüde verlassen wir den Bazar, nachdenkend über das Gesehene und Gehörte, und werfen nur noch im Vorüberkommen einen flüchtigen Blick auf den Bazar im Freien, wo der Gelehrte eine Menge Gelehrter in seine gelehrte Ziege versammelt hat.

Endlich mußte von Taschkent geschieden werden; nicht ohne das Gefühl tiefen Bedauerns verabschiedete ich mich vom General, den ich aus nächster Nähe hochschätzen gelernt hatte. Ihm verdanke ich es, dass ich nach Taschkent kam; seine mächtigen Empfehlungen ermöglichten es mir, ganz Centralasien zu durchqueren; und dieses Gefühl

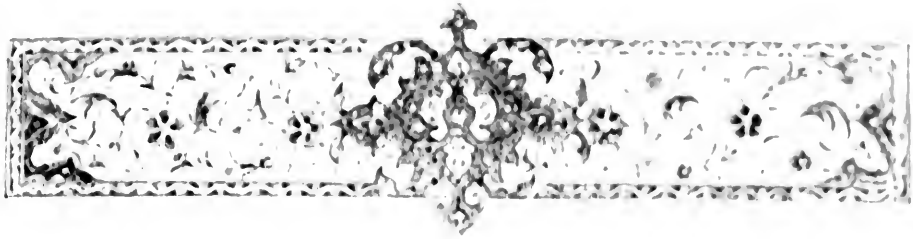
der Dankbarkeit bewahre ich ihm im tiefsten Grunde meines Herzens. Ich konnte die riesigen Schwierigkeiten bestätigen, welche für ihn mit der Annahme der Nachfolge des Generals Kaufmann verbunden waren; allein ich wusste, dass Tschernajew der schwierigen Aufgabe, vor der mancher Andere zurückgewichen wäre, gewachsen war. Der tapfere Soldat hatte sich in einen energischen und humanen Verwalter verwandelt, der sich einzig und allein nur mit den Bedürfnissen der ihm anvertrauten verschiedenen Völkerschaften beschäftigte.

Als ich bei der Abreise dem General zum letzten mal die Hand drückte, konnte ich die niederschmetternde Nachricht, die mich in Franskaspien ereilte und so schmerzlich berührte, nicht ahnen. General Tschernajew war von seinem Posten als Generalgouverneur von Turkestan abberufen worden. Möglich, dass es in der Absicht seines Souveräns lag, ihn zu andern, vielleicht noch wichtigeren Functionen zu berufen; wer ihn aber in der von ihm eroberten Provinz, für deren Zukunft er die umfassendsten und nützlichsten Pläne entworfen hatte, an der Arbeit gesehen, wird sich der Empfindung tiefen Bedauerns über seine plötzliche Entfernung nicht erwehren können; denn es fragt sich, ob seine grossartigen Absichten für das künftige Wohl des Landes nicht verloren gehen werden.

Ich bin ein aufrichtiger Verehrer des Generals geblieben, und seine Abberufung konnte an meiner Ueberzeugung nichts ändern.



silbernes, mit Turkisen besetztes Gürtelschloss.



TUNETIS KAPITEL

VON TASCHEKENT NACH BOCHARA

Abreise von Taschkent	1
Übergang vom Winter zum Sommer	1
Medressen und Medscheten	1
Sammlers	1
der Heiligen	1
Die Oase Mynkale	1
der Botschaft	1
Ceremonie	1
Stattwagen der	1

Unsere Abreise von Taschkent wurde sehr eilig an Werke . . .
Es blieb uns kaum Zeit genug, um unsere Abschiedsbesuche zu machen.
Am 1. October um 10 Uhr abend
Hofe des Palastes des Generalgouverneurs. Die Nacht war
nur ein russischer Jenschik ist im Stande, bei jeder Stadtdurchfahrt
ein Gespann im Galop auf einer Straße zu lenken, wie diejenigen, von
die uns erwartete.

Zwischen Taschkent und Samarkand stehen mit jeder Station drei
Gespanne, und uns folgte die ganze Truppe sowie die bocharische
Botschaft auf dem Fusse nach. In einem solchen Falle zuerst anzu-
kommen, ist das Beste was man thun kann. Der General hatte die Ge-
lehrte, durch eine Stafette von Station zu Station unsere Ankunft vorher
anzeigen zu lassen, sodass die Pferde überall bereit standen, was ein
grosser Vortheil ist. Zu einer Reise in Centralasien bedarf es ganz
andere Dinge, vor allem der Protection und des guten Willens der Behörden.
Die „Padarojnas“, eine Art von Pässen, haben entweder nur ein oder
zwei Siegel. Die zweite Art gibt dem Inhaber das Recht, die Pferde mit
einem Tarantass, der schon zur Abfahrt bereit steht, ausspannen zu lassen
und für seinen Dienst zu verwenden; solche Pässe werden aber nur

Reisenden, welche specielle Missionen haben, ausgefolgt. Wenn auch wir einen solchen erhielten, so verdankten wir ihm ausschliesslich dem Wohlwollen des Generals.

Unter seinem Schutze wurden denn auch Baron Sermet und ich mit einer Schnelligkeit von 15 Werst in der Stunde weiterbefördert. Wohl gab es bisweilen Verhandlungen, aber der Pass mit den zwei Siegeln beseitigte alle Hindernisse und wir liessen Reisende auf den Stationen zurück, die schon tagelang warteten und uns verfluchten.

Der heftig wehende Nordwind trieb uns dichte Staubwolken in den Wagen, sodass man kaum athmen konnte; gegen Morgen fing es an zu schneien. Die Kälte war um so empfindlicher, als um Mittag in Taschkent noch wahre Brathitze herrschte. Wie glücklich waren wir, unsere sibirischen Pelze aus Renthierfell, mit weissem Fuchs gefüttert, bei der Hand zu haben; es gibt kein leichteres, weiches und zugleich wärmeres Pelzwerk.

Bei Tschinas setzen wir über den Syr-Darja und betreten bei Tagesanbruch die Golodny-Step (Hungersteppe), eine dürre, in der jetzigen Jahreszeit vegetationslose Wüste, welche aber zu unserm grossen Staunen von einer uns ganz neuen Fauna bevölkert ist. Obgleich eingehüllt in unsere Pelze, lassen wir doch unsere Gewehre nicht ruhen. Im vollen Laufe des Wagens schossen wir eine Art graubraunen, weissgefleckten Kibitz, eine grosse gelbe Lerche, einen Vogel mit grossem gebogenen Schnabel, der etwas von der Waldschneepfe und der Mittelschneepfe hatte, zwei Adler, wovon der eine wunderschön roth und weiss gezeichnet war.

Die jetzt so trostlos dürre Wüste hat im Frühling ein ganz anderes Aussehen; sie verwandelt sich dann in eine weite, mit unzähligen Tulpen besäete Prairie. Nirgends sieht man so viele Landschildkröten und giftige Spinnen wie in diesen Gegenden. Der Karakur (schwarze Phalangide), mit giftigem Bisse, wird von den Kameltreibern besonders gefürchtet. Es gibt Stellen in der Golodny-Step, wo die Karavamen niemals halt machen, weil die Kamele an den von diesem Insekte verursachten Wunden zu Grunde gehen. Die Eingeborenen behaupten, dass die Schafe die Karakurs fressen und das beste Schutzmittel gegen sie der Wollfilz ist.

Erst bei der Ankunft in Dschisak lernen wir begreifen, warum sich alles dieses Wild in der Ebene angesiedelt hat; die Berge des Nur-Ata, die wir vor uns erblicken, sind fusshoch mit Schnee bedeckt. Einen Jäger und Sammler kann es zur Verzweiflung bringen, wenn er eine solche Gegend im Fluge durchheilen muss. Ich habe auch ganz darauf verzichtet, die von mir geschossenen Vögel zu präpariren. Meine zum Ausstopfen der Thiere nöthigen Instrumente liegen in der Tiefe eines Koffers sammt meinen photographischen Apparaten, und bei unserm System zu reisen bleiben mir kaum einige Augenblicke zum Niederschreiben von Notizen.

Nicht weit von Dschisak passiren wir die „Thore des Timur“, einen von dem Bergströme Sansar durchbrochenen Engpass (Schlangenpass). An der engsten Stelle der Schlucht meldet eine mit kufischen Buchstaben

in die Felswand eingehauene grosse Inschrift, die die Ueberwindung des Saratschan im 15. Jahrhundert diesen Pass durch den Fels (1496) erinnert, erinnert daran, dass im 16. Jahrhundert Abdulkadir, der Sieger in der Nähe erfocht, in dessen Folge die Weiden 1681 82 Monat lang vom Blute der Feinde rothgefärbt blieben.

In der Nähe von Samarkand sehen wir bei jedem Schritte die Cultur mehr und mehr sich auf eine höhere Stufe erheben. Wir gehen an reichen, von unzähligen Wasserläufen durchzogenen Klüften vorüber. Die gesammte, bewundernswürdige gedachte und durchsetzte Bewässerung kommt aus dem Saratschan, von dem jeder Tag, wie wir sagen, sein Theil zum Reichthum dieser so fruchtbaren Gegend erhält. Die Strassen im Thale werden von Aikien beschattet, und Weiden liegen mitten zwischen kleinen Wäldchen. In manchen Monaten während sie einen höchst sonderbaren Anblick. Die Felsen, die Temur sagt, dass wir noch im Sommer sind; der Schnee, der im Winter fällt, der That gibt es hier weder Frühling noch Herbst. Was ist es, wie die Einheimischen diesen plötzlichen Temperaturwechsel erklären. Ihre Existenz ist keine sehr verlockende; ihre Wohnungen sind die Thüren offen; ihre Bewohner sehen wir rings um Feuer hergekauert, weil sie vor den Häusern angezündet haben, oder sie beschäffeln sich damit die Baumäste abzuschneiden, welche unter der Schneedecke liegen. Sie kleidet sie nur einfach mit einem Chalat, die reicheren Bekleideten in dünnen Galaschen, — und wir frösteln in einem Paize!

„Die Russen“, sagen sie, „haben uns Schnee und Kälte gebracht, ein Aberglaube, der aber einen Schein von Berechtigung hat; denn tatsächlich sind die Winter seit der Eroberung viel strenger geworden.“

Wir kommen über fünf oder sechs Arme des Saratschan, unter Führung von Reitern, deren Aufgabe es ist, die Furten im Eisse zu zeigen. Hier sind die Höhen erreicht, von wo aus man die prächtigen Spitzentempel, die alte Stadt des Timur erblickt, welche sich zu unserer Linken auf einer majestätische Gebäude, deren behälter Glanz durch vollständige Frescomalerei erhöht wird, zahllose wunderbar getürmte Kuppeln, schlanke, hoch aufstrebende Minarete bilden den seit Jahrhunderten feststehenden Rahmen der Stadt.

Dieser grossartige Anblick ruft in mir die Erinnerung an die Zeit wach, wo ich kurz nach der Eroberung meinen ersten Einzug in Samarkand hielt. Wir waren damals eine Gesellschaft von vier jungen Leuten, gefesselt von dem wunderbar schönen Bilde blieben wir an der gleichen Stelle stehen. Vierzehn Jahre später befand ich mich wieder am gleichen Orte. Die Ruinen redeten noch in derselben Sprache zu mir; aber von den Vieren war ich der einzige Ueberlebende. Skobeljew der Aeltere — damals Rittmeister bei den Grodno-Husaren — war kürzlich erst durch den Tod einer ruhmvollen Laufbahn entrissen worden.

Unter solchen Erinnerungen an die Vergangenheit hielten wir unsern Einzug in das alte Samarkand; eine dunkle Nacht brach an und führte alles in den Schleier der Finsterniss. Unsere Wagen blieben vor dem

Club stehen, einem weitläufigen Gebäude, welches eine Reihe prachtvoller Wohnungen umschliesst. Durch die liebenswürdige Zuverlässigkeit des General Iwanow waren drei Zimmer für uns hergerichtet worden, in welchen wir es uns so bequem wie möglich machen. Wir finden hier vortreffliche Oefen und eine Speisekarte des tatarischen Kochs, welche in einem allerdings nur geringen Grade an diejenige im Café Anglais in Paris erinnert. Die von uns mitgebrachten Betten werden aufgeschlagen und wir können uns, nachdem wir 280 Werst im Wagen zurückgelegt haben, ausruhen.

Unsere Ankunft ist entschieden ein Stadtereigniss. Beim Erwachen bemerken wir, dass die Vorübergehenden mit neugierigen Blicken unsere Fenster mustern. Als Leute, die bereits Zeit genug hatten, sich nach orientalischen Gebräuchen zu richten, lassen wir den ersten Morgen verstreichen ohne auszugehen, trotzdem wir vor Begierde brannten, die hochinteressante Stadt zu durchwandern. In der Mittagsstunde machen wir in grosser Gala unsern vorschriftsmässigen Besuch beim Gouverneur von Samarkand, General Iwanow. Er hat die Freundlichkeit, sich daran zu erinnern, dass wir alte Bekannte sind, und seine Leutseligkeit gibt dem Gespräche sogleich eine ungezwungene Wendung. Der General ist ein alter Stepniake: er zählt zwar erst 45 Jahre, wohnt aber schon seit 20 Jahren im Lande. Der grosse blonde Bart, das intelligente Auge, das Georgskreuz auf der Brust, als Zeichen, dass er einer der Tapfersten ist, stempeln ihn zum schönen Urbilde eines russischen Soldaten. Er stellt uns seinen Dolmetsch zur Verfügung, der uns auf unsern Wanderungen als Führer dienen soll. Wir beenden uns, dieselben mit einem Gange nach dem Bazar, wo wir Einkäufe machen wollen, zu eröffnen.

Auch hier erwartet mich eine Ueberraschung. Der erste grosse Seidenhändler, bei dem wir halt machen, ist ein Sarte mit feingeschnittenem Kopfe; er sieht mich scharf an, grüsst und sagt dann: „Tachsir, ich erkenne dich; du hast vor vielen Jahren bei mir eingekauft.“

Es bleibt immer ein glückliches Zusammentreffen, wenn man in so weiter Entfernung vom Vaterlande einem alten Bekannten begegnet und wäre er auch nur ein Moslim mit einem grossen weissen Turban auf dem Haupte. Nachdem wir gewählt hatten, schickte ich mich an, um den Preis zu feilschen. Beim ersten Worte fiel er mir aber in die Rede.

„Ihr seid Fremde, unsere Gäste; ich wäre ein schlechter Moslim, wenn ich mehr als den rechten Preis von euch verlangen würde.“ Er sagte dies mit solcher Würde, Ruhe und echt orientalischer Höflichkeit, dass mir keine Erwiderung gestattet blieb. So bezahlten wir denn ohne ein Wort weiter zu verlieren und selbstverständlich hatte uns der Sarte schmählich gerupft! Etwas weiter sind die Buden der Trödler, wo wir zwei schöne alte, herrlich gearbeitete Vasen ansfindig machten. Kleiner als der Taschkenter ist zwar der Samarkander Bazar, aber um so eleganter; hier ist alles weitaus malerischer und zierlicher. Der Weg dahin führt über den Rügistan-Platz, welcher auf drei Seiten von den besterhaltenen Gebäuden Samarkands umgeben ist. Bevor wir aber von den Ueberresten des einstigen Glanzes der Hauptstadt des grossen

Eroberers Timur sprechen, machen wir noch an einem Ort 633000 Dinar. Nachmittag einen Gang durch die Gärten nach den Ju-schabiy-Gräbern und Denkmälern.

Zunächst ist hier die ungeheuer ausgedehnte Medschid (Moschee) Chodscha-Ahrar-Wali. Sie besteht aus einer Medschet (Moschee) mit einer schönen Gebelkuppel, welche mit turkis- und dunkelblauer Email geschmückt ist und kufische und arabische Inschriften von wunderbarer Reinheit und Schönheit der Linien trägt. Vor dem Einzug der Karawanen wurde hier der berühmte Koran des Chodscha-Ahrar gezeigt. Derselbe



Samarkand

Heilige erhielt von einem Kalifen als Zeichen der Verehrung einen vor der geheiligten Hand des dritten Kalifen Othman geschriebenen und mit seinem Blute befleckten Koran. Einige sagen, dass dieser Koran derjenige Ali's, Mohammed's Schwiegersohn, gewesen sei und dass die Flecken von seinem Blute herrühren. Dieses mehr als einen Quadratmeter messende Buch, mit kufischen Buchstaben ohne Vocale und Punkte auf Pergament geschrieben, ist eine der berühmtesten Reliquien des Orients und befindet sich gegenwärtig in der Petersburger öffentlichen Bibliothek.

Der weite gepflasterte Hof vor der Medschet ist von einer Reihe von 40 finstern, feuchten Kammern oder Logen umgeben. Hier wohnen die Studenten, die unter der Leitung zweier Mollahs einen Theil ihres Lebens der Ergründung der Geheimnisse des Korans weihen; einer dieser Herren,

der uns als Führer dient, muss sich schon den Vierzigern nähern und studirt bereits seit 23 Jahren. Der älteste Professor, Mollah-Nazar, ein durch Opiumgenuss entkräfteter alter Sarte, erklärt uns die Inschriften, denn er spricht vier Sprachen. Bitter beklagt er sich über das geringe Einkommen der Wakufs (Kirchengüter), was den Mollahs nicht gestattet, die Kirchen zu erhalten.

Am Abend setzt uns dann General Iwanow auseinander, dass die Wakufs gerade dieser Medressen im Gegentheil sehr bedeutend sind; sie besitzt in Bochara Güter, deren Erträgnisse sehr regelmässig an sie abgeführt werden, über welche aber eine Controle unmöglich ist; die Gelder werden für den Unterhalt der Mollahs, der Schüler, ihrer Familien, mit einem Worte einer Schaar von Faulenzern verbraucht, während die ihrer Obhut anvertrauten Monumente gänzlich verfallen würden, wenn nicht die russische Verwaltung für die nothwendigen Reparaturen durch Gewährung von Unterstützungen Fürsorge treffen würde.

Die Moschee ist von einem herrlichen Garten umgeben; riesige Platanen beschatten das Turbeh (Mausoleum) des hochverehrten Scheich Chodscha-Ahrar, welches ein berühmter Wallfahrtsort ist. Das Pulver der diese Gruft umgebenden Steine heilt alle Krankheiten, wie auch das Wasser aus der Quelle des heiligen Abdi die Pferde vom Rotze heilt.

Von der Spitze der Kuppel hat man eine der schönsten Aussichten auf der Welt. Zu unsern Füßen liegt Samarkand mit seinen phantastischen Monumenten, beschatteten Wohnhäusern, prächtigen Gärten. Im Norden erheben sich die jetzt mit Schnee bedeckten Gipfel des Gebirges und erinnern mich an die Oberländer Alpen, wie man sie in Bern vom Schänzli aus sieht. Während wir über eine enge, finstere Stiege zur höchsten Spitze der Kuppel hinaufklettern, vernehmen wir plötzlich ein fürchterliches Schreien unsers Führers: es war eine Mahnung, ein Befehl an die Frauen, die Hausterrassen, wo sie um diese Stunde Siesta zu halten pflegen, zu verlassen. Wir ersuchen ihn, sein Schreien nicht zu wiederholen: leider war es aber nur zu gut gehört worden, denn beim Hinaustreten auf die Altane erblicken wir nur noch die letzten von den benachbarten Dächern sich flüchtenden Gestalten. Bei einer Wendung um eine Ecke hatten wir das Vergnügen, auf einem Dache dicht zu unsern Füßen eine hübsche Faulenzerin zu erblicken, welche in der reizendsten Stellung auf seidnen Kissen schlief. Zum Glück sah sie unser Führer nicht, sodass wir das liebliche Bild einige Augenblicke betrachten konnten.

Wir besuchen noch die Amadsa-Moschee, zu der im Sommer gewallfahrtet wird; dann die von Timur erbaute Ichrad-Chana und die Grabstätte des Eroberers Gur-Emir, welche zwar einfach aussieht, aber ein architektonisches Meisterstück ist. Eine Marmortreppe führt zu dem achteckigen Gebäude, über welchem sich eine bewundernswerthe Kuppel wölbt, die aussieht, als wenn sie aus Melonenschnitten zusammengesetzt wäre. Wir zählen 52 solcher mit türkisblauem Email überzogener Schnitte. Rings um die Kuppel auf dem Minaret gewahrt man die in kufischen Schriftzeichen geschriebenen Inschriften. In der Moschee befindet sich ein bescheidener schwarzer Stein aus Nephrit zum Andenken an den Todten.

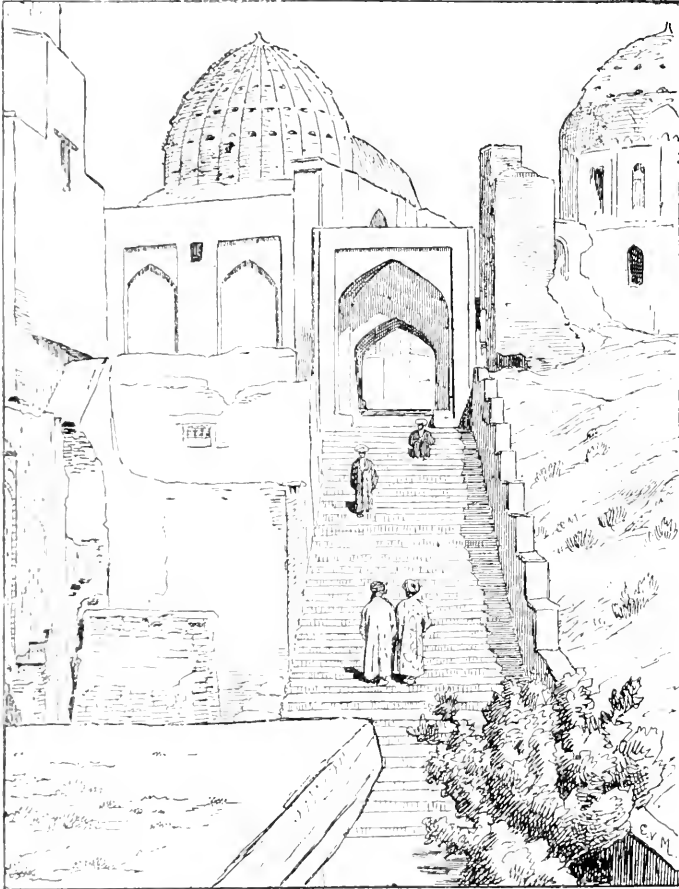
der sich bei seinen Lebzeiten dieses Grabmal erbauen liesse, weckte die Füfssen seines Lehrers Mir Said Barakat begraben seyn zu sehen. Zwei Stufen führen in die Gruft des barbarischen Erobers. In dem Grabmal ist sein Feldherrntalent einem Alexander und Napoleon an die Seite gestellt.

Während meines ersten Aufenthalts in Samarkand war die von Vambéry beschriebene Mausoleum selbstverständlich das Ziel einer kurzen Wanderung. Der mich führende Mollah zeigte mir einen kühnen Grabstein, mit kufischer Inschrift, mit den Worten: „Das ist der eigentliche Grabstein des grossen Timur.“

Der Gedanke, diesen Block nach Europa mitzubringen, beehrte mich von da an meine Phantasie; nur war die Ausführung nicht leicht, denn es handelte sich um einen Pflasterstein von mehr als einem Centner im Gewicht. Ich theilte meine Absicht einem Freunde mit, der kein Gelehrter ist; er versprach mir seinen Beistand, und so wurde der Kirchhof der Compagnie ausgeführt. Gott weiss, mit wie vieler Mühe ich den Stein nach Europa herüberbrachte. Viele Jahre lang lag Timur's Grabstein mit alten Stiefeln vergessen in der Tiefe eines Schrankes. Als nach dem Tod des Generals Kaufmann erfuhr, eröffneten sich meiner Seele neue Ausichten auf Reisen und Abenteuer. Alles was Bezug auf meine frühern Reisen hatte, tauchte aus der Vergessenheit wieder auf; dazu gehörte natürlich auch der alte Pflasterstein. Ich verpackte ihn mit einem Stück vom „Kok-tasch“, welches ich auf englische Art dem berühmten Steine entnommen hatte, und schickte das Ganze an den als Fachgelehrten hervorragenden Professor Vambéry, in der Voraussetzung, dass er ihn werde brauchen können. Ach! nicht Timur's Grabstein hatte ich gestohlen. Das Pflasterstück, das ich in der Schweisse meines Angesichts durch die Wüsten geschleppt hatte, erzählte nur von den Grossthaten eines Heiligen aus Balch in der ersten Zeit der moslimischen Aera. Von Professor Vambéry erfuhr ich jedoch, dass der Stein im Pester Museum aufbewahrt wird, und dass die darauf eingegrabenen Buchstaben das älteste in Europa existirende Inschriftenbruchstück dieser Art bilden.

Ermüdet von unsern Streifzügen kehren wir in den Club zurück, zum Diner beim General, der täglich eine kleine Gruppe gebildeter Männer um seine Tafel versammelt; die stets lebhafte Conversation bietet eine Fülle interessanter Mittheilungen über das Land. Die russische Gastfreundschaft in Turkestan kennt uns gegenüber keine Grenzen. Nach den Banketen in Taschkent kommen die Feste von Samarkand. Ich will den Leser nicht mit ihrer Aufzählung ermüden. Ich beschränke mich auf die Erwähnung des gastlichen Hauses des Oberst Bogajewski, wo uns der sympathischste Empfang von seiten der Hausfrau, einer echten, reizenden und gebildeten Russin, zutheil wurde. Hier wie bei unsern andern Wirthen gab es immer Champagner in Ueberfluss und viel Unterhaltung an der grossen langen Tafel, an der ich der einzige Mann in Civilkleidern bin, was nicht wundernehmen wird, wenn ich beifüge, dass sich unter den 6000 russischen Bewohnern Samarkands nur 400 Nichtmilitärs befinden.

Am folgenden Tage fuhr ich zeitig früh morgens nach dem antiken Eufrosiab. Mit diesem Namen bezeichnen die Eingeborenen den ältesten Theil der Stadt, der gegenwärtig von einem Kirchhofe bedeckt ist. Sie erzählen, der König Eufrosiab hätte ungefähr 11 Jahrhunderte v. Chr. gelebt, und der Palast dieses vorhistorischen Souverains habe an der Stelle gestanden, wo man heute noch ein Stück Mauer sieht. Man zeigt auch die Mündung eines unterirdischen Ganges, der zu den mit den Schätzen des legendenhaften Königs gefüllten Gewölben führte.

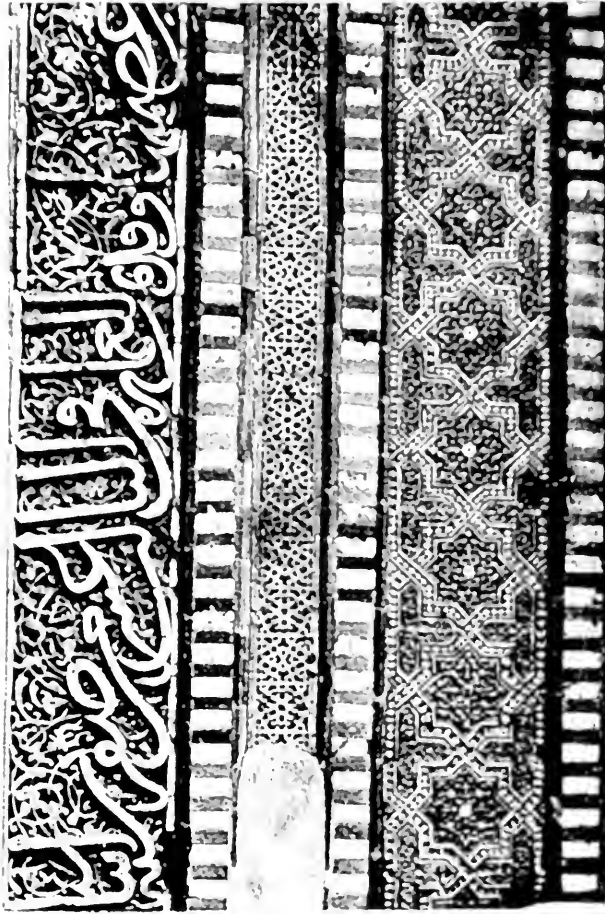


Eingang in die Shah-Sindh-Moschee.

Nicht weit davon befindet sich das Grab des heiligen Daniar oder des Propheten Daniel, und einige Schritte weiter sind wir Zeugen der ersten unter der Leitung des Oberst Krestowski begonnenen Ausgrabungsarbeiten. Ein tiefer Einschnitt ist eröffnet und vor unsern Augen bringt jeder Schaufelstich neue Schätze an das Tageslicht: mit den schönsten Zeichnungen verzierte Backsteine, Münzen und unter andern merkwürdigen Gegenständen auch eine Lampe, welche den pompejanischen ganz ähnlich sieht, aber mit brillantem Email bedeckt ist; endlich eine

herrlich decorirte Urne. Die Ausgrabungen wurden erst vor 24 Stunden begonnen, und schon reichen die Funde hin, einem Gelehrten zu beschäftigen.

Die Ergebnisse dieser Arbeit müssen sehr bedeutend sein, denn ich erfuhr, dass der ausgezeichnete Professor Wesselowski von St. Petersburg abgeordnet wurde, um die vor meinen Augen begonnenen Nachforschungen fortzusetzen.



Ornament aus der Schah-Sünden-Moschee.

Es kostet mich grosse Ueberwindung, die Stätte der Ausgrabungen zu verlassen und den Besuch der Monumente der neuen Stadt fortzusetzen. Eine der herrlichsten Bauten Samarkands ist die Moschee Bibi-Channu, welche Timur auf dem Grabe seiner Gemahlin, einer Chinesin von grosser Schönheit, erbauen liess. Dante, Petrarca und Abälard haben ihre Ausgebeten in ihren Schriften verewigt; Timur jedoch, der die Geschichte der Dame seines Herzens nicht mit dem Schwerte schreiben konnte, schuf auf ihrem Grabe durch die Erbauung der prächtigen Moschee Bibi-Channu

das schönste Denkmal, welches je dem Andenken an ein angebetetes Weib errichtet wurde. Leider droht dieses Meisterwerk orientalischer Baukunst zu zerfallen: die Mauern sind gespalten und in kurzer Zeit wird nichts mehr übrig sein. Im vergangenen Winter ist die grösste Kuppel eingestürzt.

Das merkwürdigste vom Eroberer errichtete Gebäude ist ohne Zweifel die Moschee Schah-Sindeh, eine stimmungsvolle Vereinigung von Baulichkeiten, die über und über mit Emails, Mosaiken, Ornamenten und Inschriften bedeckt sind. Die Moschee steht über dem Grabe Kussan's, eines leiblichen Veters Mohammed's, der Arabien verliess, um den Anhängern Zoroaster's in Centralasien den Islam zu predigen. Wie der uns durch die Gänge und Kapellen lootsende Mollah sagt, wäre dieser heilige Mann von den Heiden niedergemetzelt worden, während er ihnen den wahren Glauben predigte. Die Henker hieben ihm den Kopf ab; er hob aber, wie der heilige Dionys in Paris, sein Haupt auf und zog sich in einen Brunnen zurück, um dort den Moment der Säuberung der Erde von den Ungläubigen abzuwarten; daher kommt der Beiname Schah-Sindeh (lebender König), welcher dem Märtyrer gegeben wurde.

Die Schah-Sindeh-Moschee erscheint gegenwärtig als ein ungeheurerer Bau persischer Architektur: sie umschliesst die Gräber der Familie Timur's und auch dasjenige seiner Amme. Vor der russischen Eroberung war die Schah-Sindeh-Moschee einer der besuchtesten Wallfahrtsorte Asiens und ihre Medressch (Universität) erfreute sich grosser Berühmtheit. Heute ist sie verlassen; die studierende Jugend hat sich nach Bochara gezogen und der Credit des Heiligen ist in bedenklichster Weise zurückgegangen; nur die Weiber beten noch bisweilen zu ihm. Die Eintrittspforte zum Grabmale Kussan's ist ein Meisterwerk der Elfenbeinschnitzerei und -Incrustation. Am Grabe selbst sieht man nur den Sarkophag, welcher von den reichsten Stoffen, Geschenken ehemaliger Pilger, bedeckt ist; ferner die grüne Fahne und den „Tug“ (Rossschweif) des Propheten. Die Wände dieser Kapelle sind wie alle andern in der Schah-Sindeh-Moschee mit Ornamenten und Inschriften von höchster Schönheit und Einfachheit bedeckt. Azurblau, dunkelblau, grün und gelb sind die bei den Emails allein verwendeten Farben, die ein so harmonisches Ganzes erzeugen, dass man nicht müde wird, es zu bewundern.

Merkwürdigerweise sind alle diese Arabesken, alle diese rechtwinkligen Figuren, die man auf den ersten Blick für geometrische Zeichnungen halten könnte, durchweg Inschriften, die sich entweder auf irgendeine grosse Persönlichkeit beziehen oder einen Koranspruch enthalten. Mein Führer sagt, dass diese zur Decorirung sich so wunderbar eignenden Schriften, welche man auf allen Monumenten Samarkands sieht, mit den Namen „Kufisch“, „Machal“ und „Sulso“ bezeichnet werden, und dass sie in frühern Zeiten in gleicher Weise auf allen Gebäuden Centralasiens Verwendung fanden.

Der ausgezeichnete russische Archäologe Simakow, der neuerdings ein Werk über „Die Kunst Centralasiens“ veröffentlichte, ist zu dem Schlusse gelangt, dass die persische Ornamentirung, welche man immer für eine selbständige hielt, nur eine Nachahmung der mongolischen Orna-

mentierung Centralasiens ist, an welcher sich auch die russische Kavallerie herabübete.

In der Nähe der Schah-Sindch-Moschee befindet sich die Grotte Hasret-Chir, des Schutzpatrons der Reisenden gegen alle Art von Unfällen und insbesondere gegen die Rauber. „Gott lasse dich Hasret-Chir begegnen“ bedeutet soviel wie die „Gluckliche Reise“, welche wir von unscheidenden Freunde wünschen. Es war ein Danz der Unbeglückten.



Blick in die Schah-Sindch-Moschee

wollte ich alle die Frommen schildern, welche Samarkand, den „Spiegel der Erde“, bewohnen; es sind ihrer so viele, dass die Moslems diese Stadt den „Garten der Heiligen“ nennen.

Noch bleibt uns übrig, die drei grossen Universitäten von Schah-Dar, Tilla-Kari und Ulug-Beg zu besuchen; sie bilden drei Seiten des in der Mitte der Stadt gelegenen grossen Rigistan-Platzes. Diese Gebäude jüngerer Construction sind besser erhalten als diejenigen, von welchen wir bisher sprachen und die aus Timur's Zeiten stammen.

Der Architekt, der die Ulug-Beg erbaute, wollte offenbar Eindruck auf die Phantasie machen, indem er den beiden Manar (Seitenminareten)

eine merkliche Neigung nach der gleichen Richtung hin gab; es ist dies ein architektonisches Kraftstückchen, nicht die Wirkung der Erdbeben, wie man behaupten wollte.

Das Bewundern so vieler Schönheiten hatte uns zum Umsinken ermüdet. Eine äusserste Anstrengung führt uns aber doch noch zur Höhe des Minarets der Schir-Dar hinauf; sie ist das „Bouquet“, die letzte Erinnerung, die man an das unvergleichliche Samarkand mitzunehmen hat. Die Rundschau, die man von dort aus hat, spottet jeder Beschreibung: zu unsern Füßen das rege Treiben im Bazar in der Mitte der Sartenstadt, welche selbst wieder von einem Ringe grünender Gärten umrahmt ist, und im Hintergrunde die mächtigen Bergriesen des Padschakent. Mit Ausnahme der Ansicht Neapels von Camaldoli aus, des Scheideck-Panoramas und des Bosphorus finde ich in meinen zahlreichen Reiseerinnerungen kein Landschaftsbild, welches einen ähnlichen Eindruck auf mich gemacht hätte. Alle von persischen Künstlern ausgeführten Bauten Samarkands machen durch ihre grossartigen Dimensionen und ihre wunderbare Farbe den lebhaftesten Eindruck auf den Beschauer.

Meine Vorgänger haben wahrscheinlich mehr in Einzelheiten eingehend und mit mehr Wissenschaftlichkeit von ihnen gesprochen, als ich, der ich mich darauf beschränkte, sie zu bewundern; ich werde mich nicht darauf einlassen, hier alles zu wiederholen, was mir die gegen ein vollklingendes Sillau zu Führerdiensten stets bereiten gelehrten Mollahs aus der Baugeschichte Samarkands erzählt haben. Mit einem gewissen Vergnügen constatire ich, dass der nämliche Führer seine Erzählungen ins Unendliche variierte; daher kommen sehr wahrscheinlich die bedeutenden Abweichungen in den Erzählungen der Schriftsteller, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigten.

Der Abschiedsabend in Samarkand verlängerte sich bis zum Sonnenaufgang; ich hatte einen guten Freund aus alter Zeit wiedergefunden, den General Korolkow, einen erprobten Militär, der unausgesetzt am Fortschritt und an der Civilisation dieser entfernten Länder arbeitet; er hat eingehende Studien über den Boden und den Ackerbau in Turkestan gemacht und seiner interessanten Unterhaltung verdanke ich viele merkwürdige Angaben über das Land.

DIE ARIKS DES SARAFSCHAN.

In Centralasien ist der Bodenreichthum vom Wasser abhängig. Nur in China findet man vielleicht eine Kanalisation, welche einen Vergleich mit jener anstellt, wie sie die von dürren Steppen ringsumgebenen Oasen Turkestans haben, wo der gelbliche, lehmige, von der Sonne ausgebrannte Boden, dank dem vortrefflichen Bewässerungssystem, eine üppige Vegetation hervorbringt. Nirgends begegnet man überraschenderen Gegensätzen, als in diesem sonderbaren Lande, wo wahre grüne Paradiese ohne Uebergang mit der schrecklichen Dürre der Steppe abwechseln.

Die zum Theil bereits wieder versandeten und aufgegebenen Kanalanlagen reichen in eine sehr alte Vergangenheit zurück. Die Entdecker beschreiben sie dem Timur und dem Abulldi-Chan zu, das ist aber eine irrthümliche Tradition, denn ihr Ursprung ist viel älter. In der That erwähnen schon arabische Schriftsteller des 9. Jahrhunderts die Kanäle des Sarafschan in einer Weise, welche beweist, dass sie schon zu jener Zeit so wie jetzt waren. Herr von Middendorf hat sogar die Ansicht ausgesprochen, dass man den Ursprung dieser Arbeiten auf hundert



General Kor Ik-wi.

von Jahren vor der christlichen Zeitrechnung zurückführen müsse, so wären in Centralasien ungefähr das, was die Pyramiden in Aegypten sind.

Bewundernd betrachtete ich diese uralten Denkmäler der Arbeitsfähigkeit verschwundener Völker, welche von der modernen hydraulischen Wissenschaft ebenso wenig einen Begriff hatten, wie von den heute uns zur Verfügung stehenden Werkzeugen. Mit den primitivsten Mitteln gelang es ihnen, die Wässer weit entfernter Höhen zu sammeln und mit ihnen die Ebenen zu befeuchten und zu befruchten. Sie bohrten Tunnel, um ihnen einen Weg zu bahnen; sie führten sie längs der Bergwände hin; sie leiteten sie durch die Thäler, um sie durch ein Netz kleiner, von den grossen Arterien ausgehender Stränge, die sich fächerförmig in der Gasse ausbreiteten, über das ganze Land zu vertheilen.

Hier kann der staunende Reisende einen dünnen Wasserraden sehen, der mit Hülfe eines ausgehöhlten Baumstammes als Leitungsrohr einen grossen Kanal übersetzt, um in einiger Entfernung höher gelegene Felder zu berieseln. Diese Kanäle, hier zu Lande Ariks genannt, haben in der Ebene ein sehr schwaches Gefälle. Der Thonboden lässt aber auch die Ausführung von 10 m breiten Kanälen zu; als Dämme dienen Lehmwände, die an der Sohle 1 m, in der Höhe 1.50 m messen.

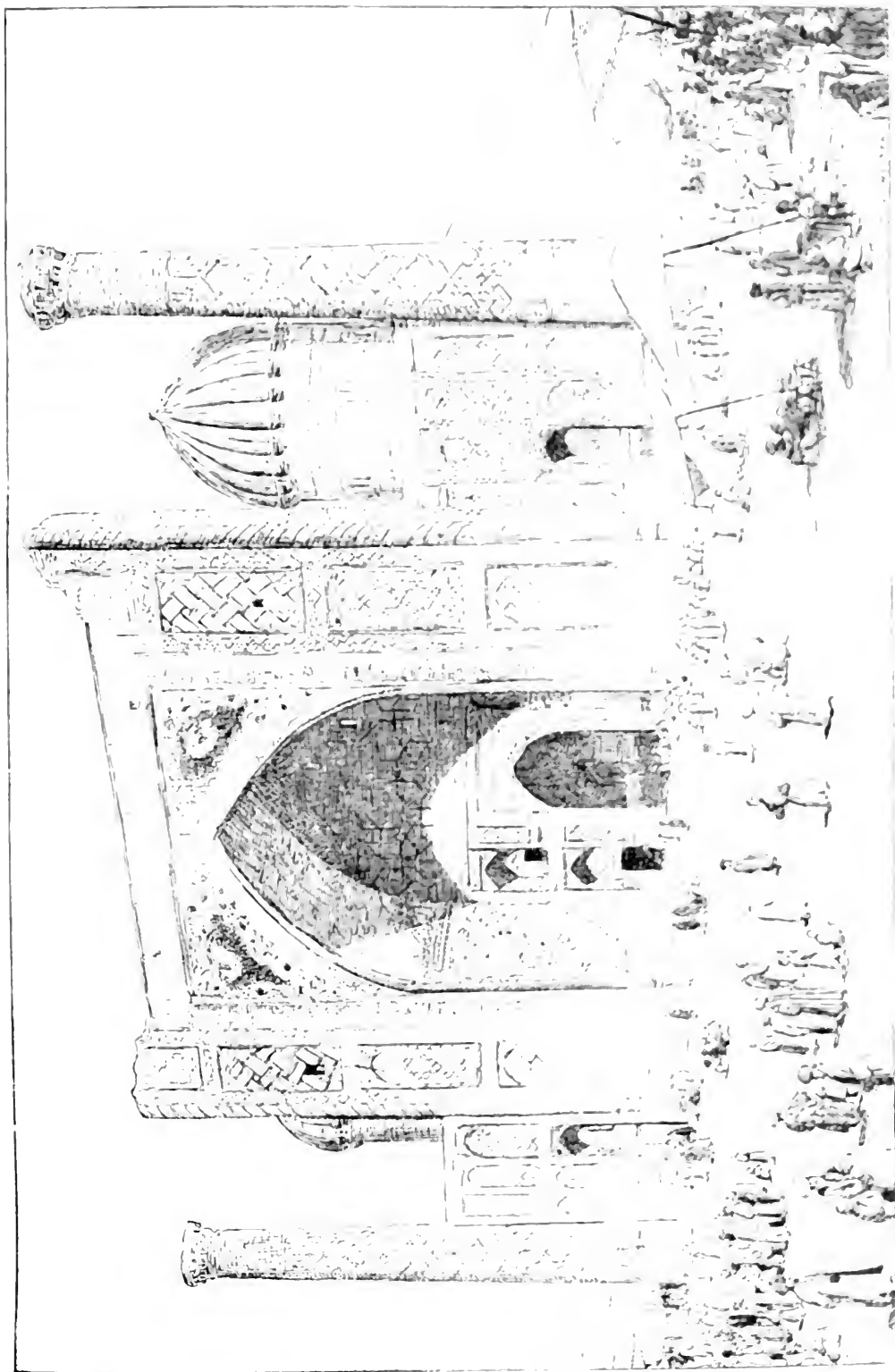
Diese hydraulischen Netze, welche Centralasien durchfurchen, haben eine Verwaltung, die ebenso alt ist wie ihre Entstehung; sie hat weder Kataster, noch Karten, noch Vorschriften; sie gründet sich ausschliesslich auf den von Generation zu Generation überlieferten Gebrauch. Die Administratoren werden von den Landbauern der verschiedenen Districte gewählt; sie heissen Arik-Aksakal, und ihnen unterstehen die Mirab; sie werden von den Wählern direct in natura im Verhältniss zur Ernte entlohnt. Ihnen liegt die Vertheilung der Wässer und die Vornahme der nothwendigen Ausbesserungen ob. Im Falle von Differenzen zwischen Verwaltern und Verwalteten entscheidet die Generalversammlung der Interessenten in letzter Instanz.

Ist Wasser genug vorhanden, so haben die Aksakale leichte Arbeit; dagegen wird ihr Amt ein schwieriges, wenn in trockenen Zeiten, zum Beispiel im Frühjahr vor der Schneeschmelze, jeder Tropfen für den Landbauer Goldwerth hat und gemessen und gewogen werden muss. Ihre Sache ist es, das Wasser so zu vertheilen, dass die zum nämlichen Arik gehörigen Dörfer regelmässig und der Reihe nach bespült werden. Die Tage der Wasservertheilung werden im voraus festgesetzt; in 5 Tagen müssen 10—15 Dörfer berieselt sein, um nicht andere zu benachtheiligen, die mit Ungeduld warten an die Reihe zu kommen. Es gibt Gegenden, wo das Wasser eines Kanals das Land längs einer Strecke von 30 km befruchten muss und jedes Dorf, jeder Acker, je nach der Menge des circulirenden Wassers, seine Stunden oder Tage für die Berieselung in Anspruch nimmt.

Eine Thatsache, welche schlagend beweist, dass das Wasser den eigentlichen Reichthum des Landes bildet, liegt darin, dass gewisse Gemeinden die Steuern nicht nach der Beschaffenheit und Grösse der Bodenfläche, sondern im Verhältniss zur Wassermenge umlegen, welche die Steuerpflichtigen zu fordern das Recht haben.

Bedenkt man noch, dass Privilegien zulässig sind, dass gewisse Dörfer oder gewisse Güter besondere Concessionen haben, welche einst von den Chanen, oft zum Nachtheile der benachbarten Ortschaften, willkürlich ertheilt wurden, so wird man sich einen Begriff machen von den Schwierigkeiten eines Amtes, welches von keinen Plänen, keinen Schleusen, ja nicht einmal von Wasserstandsmessern zur genauen Constatirung der aus dem Kanale abgegebenen Wassermenge unterstützt wird.

Die russische Regierung hat denn auch klugerweise das alte System der Aksakale beibehalten, nachdem die zur Beseitigung der sehr complicirten Praxis durch Einführung einer Art Regulirung im europäischen Sinne angestellten Versuche vollständig mislungen sind. Man wollte die



Arik-Aksakale durch die Regierung besolden lassen, um sie zu Staatsbeamten zu machen. Dieser Gedanke musste aufgegeben werden, nachdem die Landwirthe gebeten hatten, man möge ihnen doch erlauben, ihre Verwalter wie in frühern Zeiten auch künftig selbst zu entlohnen.

Bei der Kanalanlage gehen die Einheimischen in folgender Weise vor. Der mit der Ausführung der Arbeit Beauftragte legt sich auf den Rücken, mit dem Kopfe nach jener Seite hin gerichtet, wohin er das Wasser zu leiten wünscht; den neuen Kanal wird er dann nach jenem Punkte hinaufführen, den er über seine Stirn weg in der Richtung seines Körpers erblickt. Dieses äusserst primitive Hülfsmittel kann wol in vielen Fällen den Mangel an Instrumenten ersetzen, aber es verursacht häufig auch unnütze Arbeiten, wie es die vielen unvollendeten Kanäle beweisen.

Die Kanäle werden in jedem Dorfe von den Landbauern selbst ausgehoben und erhalten. Ihr einziges Werkzeug ist die Hacke. Zur Wegschaffung der Erde bedienen sie sich entweder der Schösse ihres Chalats oder einer aus Zweigen geflochtenen Hürde. Ebenso einfach sind auch die Dämme: sie sind Haufen von Thonerde, welche in ausnahmsweisen Fällen durch Flechtwerk aus Weidenzweigen zusammengehalten werden; wo das Wasser sehr schnellen Lauf hat, stellt man zwei solche Flechtwerke auf und füllt die Zwischenräume mit Erde aus. Mit Recht sagt hier das Sprichwort: „Pflanze einen Stecken in den gelben Boden der Steppe, beriesele ihn mit einem dünnen Wasserfädchen und im nächsten Jahre hast du einen Baum.“ Darin liegt der überwiegende Vortheil, welchen die centralasiatische Bodencultur vor der unserigen hat. In Europa ist die Ernte des Landwirths das ganze Jahr hindurch vom Wetter abhängig: hier wird sie ihm durch Dürre verbrannt, dort durch Hagel verwüstet, der Rest verfault infolge von Feuchtigkeit. In Centralasien gibt es nichts dergleichen. Der Regen ist selten, der Hagel fast unbekannt, gegen die Dürre kämpft die Berieselung, welche in Gemeinschaft mit der Sonne der einzige Factor der Fruchtbarkeit des Bodens ist.

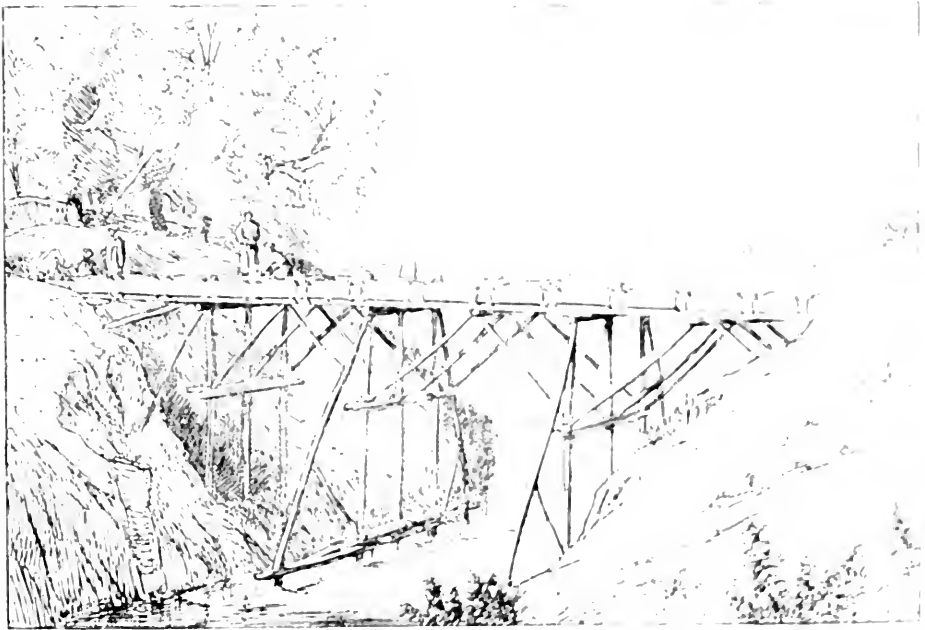
Werden die Kanäle gut erhalten, kommt Wasser in genügender Menge, dann geben auch die Ernten alljährlich gleich reichen Ertrag, und so war es und bleibt es schon seit den Zeiten des grauesten Alterthums.

Ausser den in der eben beschriebenen Weise berieselten Feldern gibt es andere, welche auf den Berglehnen liegen und nur vom Regen befeuchtet werden: wenn diese letztern nur das Vierfache der Aussaat tragen, so bringen gut bewässerte Felder in der Ebene einen vierzig- bis fünfzigfachen Ertrag.

Im Gegensatz zu allen unsern Flüssen, welche in dem Maasse ihrer Entfernung von den Quellen an Wassermenge zunehmen, wird der Sarafschan während seines Laufs immer ärmer; die Ariks erschöpfen ihn endlich vollständig. In Karakul ist er nur noch ein magerer Wasserfaden, der bei grosser Hitze gänzlich austrocknet. Der Sarafschan, der sich in zahllosen Armen über die Oase ergiesst und sie belebt, gleicht den Adern, die sich in dem Maasse verästeln, als sie sich vom Herzen entfernen und in den Extremitäten verschwinden, ohne dass ein Tropfen Bluts verloren geht.

Zwischen Samarkand und Bochara sieht man zwei Stufen gelben Boden der Wüste sich abheben; das ist der mit Baumweiden bestandene, cultivirte und bewohnte Theil der Steppe, das Grün der Weiden, Felder, Gärten, Kischlak (Dörfer). Ihr Schicksal und die ihrer Bevölkerung hängen von dem vorhandenen Wasser ab.

Die Russen, welche den Mittellauf des Sarafschan benutzten, zu welchem eine grosse Abzweigung, der Schächir-ruk, die Stadt Poobooa mit Wasser versieht, sind die Herren über das Leben der Bewohner dieser Stadt. Sollte ein Krieg zwischen dem Amir und den Russen ausbrechen, so würden diese nur den Sarafschan durch ein Wehr abzusperren brauchen.



Arch des Sarafschan.

um dem Feinde die einzige Wahl offen zu lassen, entweder sich zu ergeben oder vor Hunger und Durst zu sterben.

Das Sarafschan-Thal ist eine Reihe von Kischlaks, ein langes Gartenland, wo das Gebiet eines Kischlak aufhört, beginnen die Gärten und Felder des andern. Von der Höhe aus gesehen präsentiert sich das Thal wie ein belebtes Band in der Wüste. Die von Mauern umschlossenen Gärten enthalten gewöhnlich in der Mitte ein Wasserbecken im Schatten einer „Karagatsch“, die Ulme Centralasiens, welche hier die Form eines ungeheuern Blumenstrausses annimmt, dessen dichtes Laubdach die Sonnenstrahlen abhält. Die Bewässerungsgräben werden mit Mandel-, Pflirsich- und andern Obstbäumen eingefasst, an welchen sich, wie in Italien, die Weinrebe emporrankt. Und was für Trauben sie trägt! Die ältesten islamitischen Dichter besangen sie schon in ihren Versen.

Dann die Wassermelonenfelder: eine ganze Eselladung dieser Früchte kostet in diesem gesegneten Lande nur einen Tengeh (60 Pfennig). Kleecarten, welche in neuerer Zeit eine so grosse Rolle in der modernen Landwirthschaft spielen, wurden hier vor der christlichen Zeitrechnung angebaut, ebenso die Baumwolle, welche schon in prähistorischen Zeiten bekannt war. Letztere ist jedoch minderer Qualität; man sucht sie daher durch die „Sea-Island“ zu ersetzen, welche vortreffliche Resultate liefert und mit der Zeit eine Baumwolle verspricht, die mit den besten amerikanischen Producten wetteifern kann.

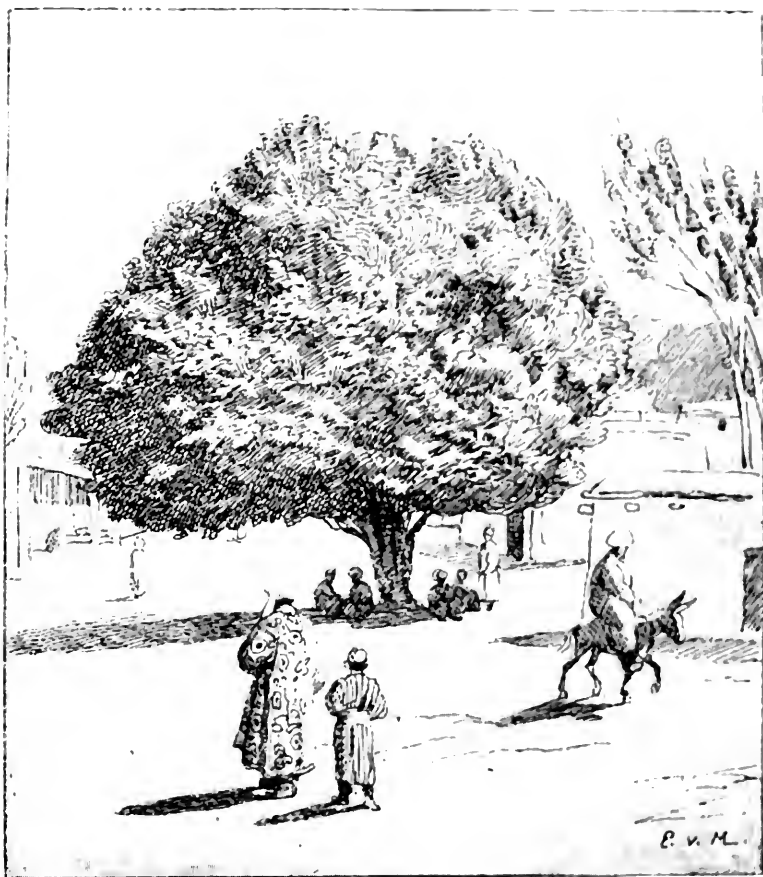
Die von General Korolkow angestellten Versuche zur Wiederbeforstung der Gebirge in der Umgebung von Samarkand hatten ebenfalls befriedigende Ergebnisse. Pinien, Lebensbäume und Buchen wurden acclimatisirt und werden bei dem gänzlichen Mangel an Bauholz im Lande in der Zukunft ein ungeheurerer Schatz sein. In den letzten Jahren wurden in Samarkand überdies Obstbaumschulen angelegt, aus welchen bereits 10000 Setzlinge der besten europäischen Arten an die Einheimischen vertheilt werden konnten.

AUF DER REISE.

Am 12. October standen unsere Reisewagen zur Abfahrt bereit. Von Samarkand bis Katta-Kurgan, einem kleinen russischen Grenzfort, haben wir drei Poststationen zu passiren und 60 Werst zurückzulegen. Das Wetter ist zwar frisch, aber wieder schön geworden. Wir öffnen daher unsere Kalesche und erfreuen uns an dem Anblick des uns umgebenden herrlichen Landes. Der Himmel ist tiefblau; rechts vom Sarafschan-Thale erheben sich die Berge des Kara-Tau und des Ak-Tau, links die von Padschakent und Schaar, rings um uns der berühmte Miankal. Dieser Garten, ein zweites Paradies, wurde einst von den glücklichsten Menschen auf der Welt bewohnt. Er war, wie die alten Dichter sagen, von einer so üppigen Vegetation bedeckt, dass die Nachtigallen, von Zweig zu Zweig hüpfend, von Samarkand bis an das Meer wandern konnten. Die Strasse ist belebt und heiter; mit neugierigen Blicken sehen uns die Dorfbewohner nach. Man ist mit der Ausbesserung der Ariks beschäftigt; überall ist Wasser in Ueberfluss. Karavane von Kamelen in vielfarbigen Geschirren folgen eine auf die andere. Wir begegnen Gruppen von Reitern, die bewundernswerth beritten und von zahlreichen Escorten umgeben sind. Es sind die Begs, welche aus den Grenzprovinzen zur Begrüssung des in Samarkand erwarteten General Tschernajew kommen. Die dort sich vorbereitende Ovation wird eine der grossartigsten seit der Occupation sein, weil sie dem ersten Einzuge gilt, welchen der Eroberer von Turkestan in der Hauptstadt Timur's hält.

In Bochara sind die Esel das wichtigste Reitthier für die armen Volksklassen: sie kommen in einer geradezu unglaublichen Anzahl in diesem Lande vor, wo allerdings zu Fusse gehen eine wenig beliebte körperliche Übung ist. Diese Esel gehören zur kleinsten mir bekannten Art:

einige sind nicht grösser als ein Neufundländerhund; dabei sind die armen Thiere kräftig und muthiger als ihre europäischen Verwandten. Oft gehen sieht man zwei grosse Kerle auf einem elenden Langohr reiten; um die Maass der Grausamkeit voll zu machen, schlitzt man ihnen die Nüstern auf, um ihnen das Athmen zu erleichtern, wie man uns sagte. Die Frauen bedienen sich ihrer gern auf ihren Reisen; sie sitzen rittlings auf dem traditionellen Packsattel und haben öfters noch ein Kind oder auch ihren



Karagatch

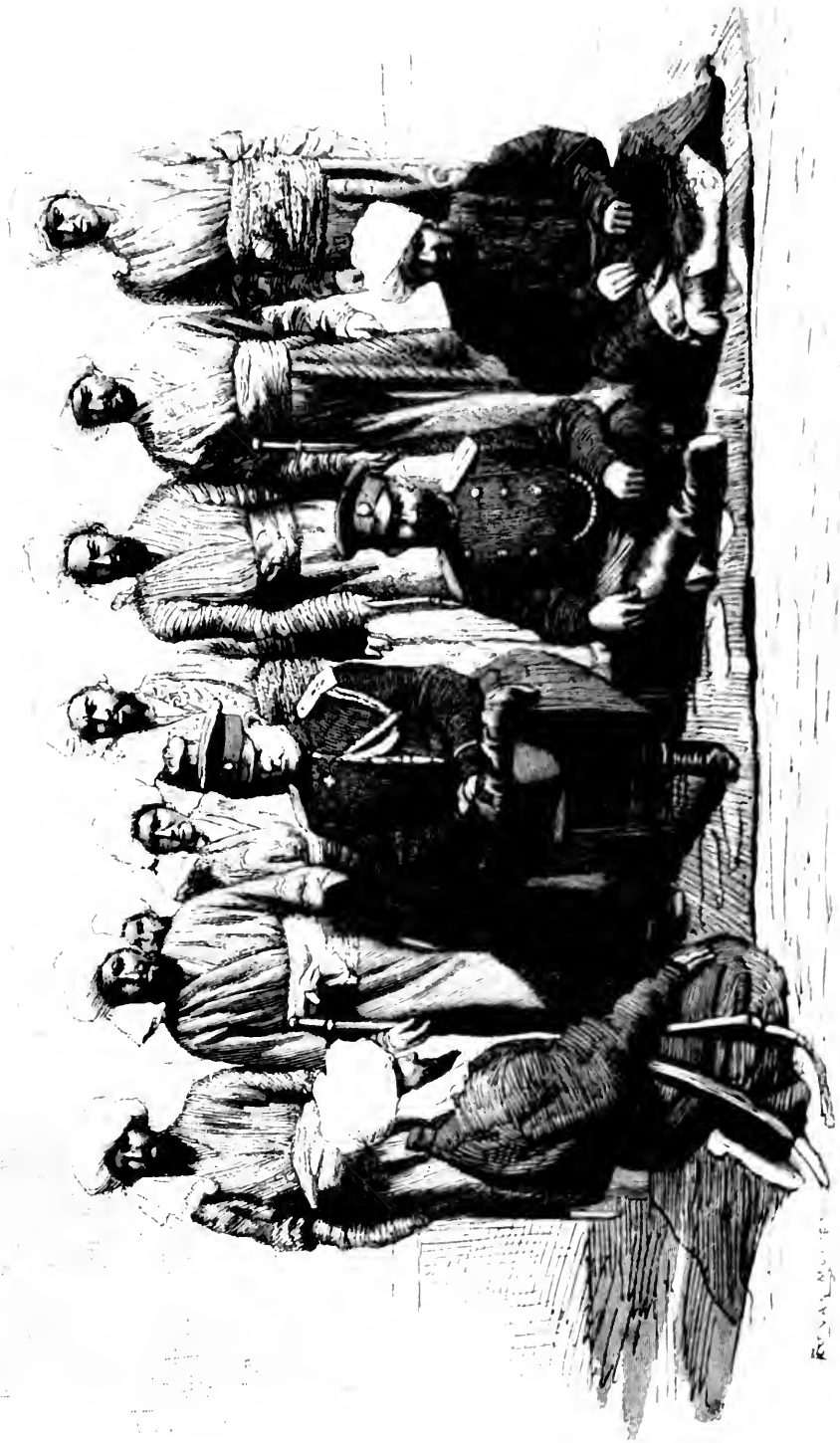
Herrn hinter sich. Die ganze Bevölkerung trägt äusserlich einen Ernst zur Schau, der mit der Lebhaftigkeit des umgebenden Bildes im Widerspruch steht. Die Männer sind im allgemeinen schön und gehören zu den Tadschiken; sie haben angenehme Manieren, intelligentes Aussehen, grosse dunkle Augen und dichten schwarzen Bart. Ueber die Weiber können wir nicht urtheilen, denn sobald wir in ihre Nähe kommen, wird das Gesicht unfehlbar mit einem schwarzen Schleier bedeckt.

Das Steppenrobbuhn, ein merkwürdiger Vogel, der einer Ringeltaube und einer Schwalbe zugleich ähnlich sieht, fliegt vor uns auf und erweckt

unsere Jagdlust. Wir sprangen über die Ariks, welche hier alle Felder einfassen, und geben einige Schüsse ab. Dieses Huhn steht schon in grosser Entfernung und in so starken Ketten auf, dass wir sie 2—10000 Stück stark schätzen. Schliesslich gelingt es uns, eine Anzahl herunterzuschliessen. Im vollen Sinne des Wortes ausgehungert von der frischen Luft und der eben gemachten Leibesbewegung kommen wir gegen Mittag in der Poststation an. Hier erwartet uns eine angenehme Ueberraschung. Prinz Wittgenstein, der um einen Tag früher abgereist war, hatte Befehl gegeben, ein ausgezeichnetes Frühstück mit feinen französischen Weinen für uns bereitzuhalten. Wenn man darauf gefasst ist, verdorbene Conserven zu essen und sie mit einer Tasse Thee zu begiessen, und man findet an ihrer Stelle ein gutes Mahl, so ist dies ein guter unverhoffter Fund, dessen vollen Werth ein Reisender unter solchen Umständen hochzuschätzen weiss. Und dieses Vergnügen wiederholte sich auf allen Stationen. Das reichlich genossene Mahl und die Strapazen von Samarkand hatten uns müde gemacht; bald schiefen wir den Schlaf des Gerechten, der erst durch unsere Ankunft in Katta-Kurgan unterbrochen wurde, wo wir von den Mitgliedern der Botschaft empfangen wurden.

Zuvor muss ich noch ein Wort über den Botschafter selbst sagen, dessen Gast ich während der Dauer der Expedition sein werde. Der einem deutschen Fürstenhause entsprossene Generalmajor Ferdinand von Sayn-Wittgenstein-Berleburg hatte seine militärische Laufbahn zur Zeit des Kaukasuskrieges in der russischen Armee begonnen; tapfer und thatendurstig, folgte er, als jüngerer Sohn der Familie, dem von mehr als einem seiner Vorfahren gegebenen Beispiele und trat in fremde Kriegsdienste. Unter Bariatinsky machte er mit Auszeichnung den langen Feldzug gegen Schamyl mit; gegenwärtig ist er Generaladjutant Seiner Majestät. Seine sehr kräftige Constitution macht ihn noch heute zum leidenschaftlichen Sportsman und gestattet ihm eingehende Studien über orientalische Sitten und Gebräuche zu machen. Er gehört zu jenen wenigen hochgestellten Offizieren, welche es verstanden, sich die Sympathien der Orientalen zu erwerben: aus diesem Grunde war er jetzt zum dritten mal berufen, mit dem Hofe von Bochara über Angelegenheiten von höchster Wichtigkeit zu verhandeln.

Beim Emir war er persönlich sehr beliebt; seine sehr correcte und gleichzeitig sehr bestimmte Haltung machte ihn zu einem Muster jener Soldatendiplomaten, wie nur Russland sie besitzt. Die Cirkassier sind noch heute seiner militärischen Grossthaten eingedenk. Während des letzten Krieges gegen die Türkei, zum Beispiel, erhielt er in Taschkent den telegraphischen Befehl, sich nach dem Kaukasus zu begeben und dort das Commando zu übernehmen. Mit Windeseile durchflog er die Stationen und traf während eines Gefechtes ein. Seine ehemaligen Freunde, die Tscherkessen, fochten in den Reihen der Türken; der Landessitte entsprechend schickten sie ihm eine vollständige Kriegsrüstung. So oft seine Fahne im Gefechte erschien, wurde sie mit enthusiastischen Zurufen begrüsst; dann grüßten sich die beiden Colonnen an. Sobald der Kampf zu Ende war, erschien ein Parlamentär und erkundigte sich, ob dem Prinzen



Figur v. n. Witschardow, nach v. n. De la

KUNALNUTTE

kein Unheil widerfahren sei. Diese Aufmerksamkeit erwiderte er eines Tages, als er erfuhr, dass der Commandant der türkischen Cavalerie, ein Neffe von Mussah-Pascha, schwer verwundet worden sei. In Begleitung seiner Ordonnanz überschritt der General die feindlichen Linien, um zum letzten mal seinem Freunde, der in einem circassischen Aul starb, die Hand zu drücken.

Als erfahrener Mann und genauer Kenner des Landes, welches wir zu betreten im Begriffe waren, überwachte er selbst die erforderlichen Vorbereitungen. Dazu ist viel nothwendig, denn sobald die russische Grenze überschritten ist, findet man thatsächlich absolut nichts, was europäischer Comfort heisst; dazu nahm unsere Karavane sehr respectable Verhältnisse an.

Nachdem ich von unserm Führer gesprochen, geziemt es sich auch seines Adjutanten zu gedenken. Hauptmann Akabin, ein russischer Edelmann, hatte in der Garde gedient und suchte jetzt in Turkestan Gelegenheit sich auszuzeichnen. Zum Stabe gehörten ferner Doctor Ern, der gediegene Typus eines Deutschen aus den baltischen Provinzen; der Botschaftsdolmetsch Aslam-Beg, ein Circassier und ehemalige Ordonnanz des Prinzen; endlich als Gäste Baron de Sermet und ich.

Beim Morgengrauen des nächsten Tages herrschte ungewöhnliches Leben im russischen Quartier des kleinen Fort Katta-Kurgan. Da die Reise zu Pferde gemacht werden muss, hatten wir uns in Taschkent mit Reitthieren versehen. Das Reispferd ist eine Specialität, welche wir Europäer erst nach langer Übung unterscheiden lernen. Es muss ein tüchtiger Gänger sein, weil die gebräuchlichste Gangart der Schritt ist. Man unterscheidet drei verschiedene Langschritte: den „Chod“, die „Chada“ und die „Trapatka“, oder mit andern Worten, den einfachen Schritt, den Passgang und den Terzschritt; bei allen drei Gangarten kommen aber wieder Verschiedenheiten vor.

Ein guter Gänger macht im Schritt neun Kilometer in der Stunde. Ist er noch dazu kräftig und ausdauernd, so ist er unbezahlbar; etwaige Mängel oder Hässlichkeit kommen nicht in Betracht. Der Prinz hatte es persönlich übernommen, uns Reitthiere zu verschaffen. Es sind kurzbeinige, kirgisische Ponies, welche Dachshunden ähnlich sehen; im allgemeinen stehen Körper und Kopf im Misverhältniss zur Länge der Glieder. Als Dienstpferd habe ich einen Fuchs, der Passgänger, widerspenstig und kraushaarig wie ein Pudel ist; als Paradeperd dient mir ein wunderschöner turkmenischer Karabayr-Rappe; Gestalt und Charakter lassen in ihm ein Vollblutthier erkennen. Seine seltene Schönheit bestach mich; ich kaufte ihm, ohne die Unannehmlichkeiten zu ahnen, welche mir sein feuriges Temperament noch bereiten sollte.

Nach dem Pferde ist der Dschigite (junger Mann, Held) der wichtigste Ausrüstungsgegenstand. Ich werde später noch oft von dieser eigenartigen Dienerschaftsklasse zu sprechen haben; von ihr hängen zum guten Theil die schwarzen und die weissen Schicksalslose des Reisenden in Centralasien ab. Der Dschigite ist der mittelalterliche Lanzknecht. Oft ist er ein dem Zuchthause entlaufener Bursche, ein Raufbold, dessen

Heimat ebenso unbekannt ist, wie seine Aeltern. Gewöhnlich wird er geritten, tritt er in den Dienst, je grosser der Rang der Person ist, um der hohen Stellung eines Reisenden ist, um so mehr Freiliebe will er sich ihm anbieten. Die besten und nützlichsten sind die Awarcken, von den Turkmeneu; die Kirgisen sind gute und treue Jäger. Die Bedienten des Prinzen stehen seit Beginn der Reise in seinem Dienste. Es bilden eine ganze Rotte. Zunächst ist ihnen die Beibringung der Pferde obzutragen; sie übernehmen die Verantwortlichkeit für sie und reiten voraus, wenn der Herr keine Zeit dazu hat. Ist der Kammerdiener über Lamm oder hat er Migtane, was oftters vorkommt, so ist der Bedienter zu



Fig. 26.

Stellvertreter. Es wäre schwer zu sagen, was der Dschigit nicht verrichtet; er ist ein Wesen, das sich seinem Gebieter an die Person heftet, ihm Dienste leistet und sich dabei seine volle Freiheit bewahrt. Dada erhält er keinen festen Lohn; er und sein Pferd werden verpflegt, wohl zeichnet er sich aus, so macht man ihm Geschenke. Im Felde wird er Krieger; ich kenne Dschigiten, welche mit der Militärmedaille, ja sogar mit dem St.-Georgs-Kreuz decorirt sind. Auf der Reise dient er als Führer, bewaffnete Begleitung und Kurier; als vortrefflicher, gut bewaffneter Reiter werden ihm oft wichtige Botschaften und schwere Summen Geldes mit aller Beruhigung anvertraut.

Grodekow erwähnt folgenden Zug von Treue. Ein kirgisischer Dschigit war während der berühmten Expedition Markosow's, von welcher später noch die Rede sein wird, nach Chiwa geschickt worden; er verirrete sich in der Wüste und starb; seine Söhne machten sich auf, ihn zu

suchen; sie fanden nur das Pferd des unglücklichen Boten, welches er getödtet hatte, wahrscheinlich um sich den Durst mit dessen Blute zu stillen. Ein in den Sand gerammter Stock bezeichnete jedoch die Stelle, wo er seine Satteltasche mit den Depeschen verborgen hatte. Wenn die Taback- und Weinvorräthe vor den Gelüsten nicht sehr sicher sind, so kann man ihnen andererseits Geld und Pferde ohne Gefahr anvertrauen. Der Dschigite schwärmt für grellfarbige Kleider; er trägt den Turban, gestricke Lederbeinkleider und einen bunten Chalaf, welchen er mit einer Scharpe von schreiender Farbe gürtet. Denkt man sich Säbel, Pistolen und oft auch noch ein Gewehr dazu, so kann man sich einen Begriff von den uns umgebenden Leuten machen. Sie unterstehen alle dem Oberdschigiten des Prinzen, Ibrahim, einem hochgewachsenen, bronzefarbenen, martialischen Burschen, der mit unvergleichlichem Anstande reitet.

Um 8 Uhr verlassen wir Katta-Kurgan in folgender Ordnung: an der Spitze der Polizeimeister des Fort, der uns mit zwei Dschigiten bis an die Grenze begleitet, wo der vom Emir uns entgegengeschickte Beg mit seinem Gefolge ihn ablöst; — dann kommt Ibrahim, gefolgt von den in Decken eingehüllten 8 Reservepferden, die von den Dschigiten an der Hand geführt werden; — der Thierarzt, ein alter, sehr erschlaffter Sarte, aber ein geriebener Spitzbube; — ein Mollah aus Taschkent, der den Dienst eines einheimischen Secretärs versieht; — in der Mitte der Colonne reitet der Prinz auf seinem ausgezeichneten Braunen, rechts von ihm Alabin, links der französische Militärattaché und ich; — dann folgen der Doctor und der Dolmetscher. Die aus 24 Uralkosaken unter dem Commando eines Wachtmeisters bestehende militärische Escorte marschirt in zwei Gliedern, rechts von ihr haben die berittenen Kammerdiener, links die zur persönlichen Dienstleistung bestimmten Dschigiten ihren Platz. Den Schluss machen 11 grosse, zweirädrige Arbas mit dem Gepäck unter Bedeckung eines Schwarms von Dschigiten.

Es ist eine eigenthümliche, bei allen Zügen in Centralasien zu beobachtende Erscheinung, dass die Hauptperson, im Gegensatze zu der in Europa herrschenden Sitte, nicht an der Spitze, sondern in der Mitte oder auch gar am Ende der Colonne sich befindet. Diese Eintheilung hat einerseits den Nachtheil, dass man eine sehr erhebliche Menge Staub mehr verschlucken muss, andererseits den Vortheil, dass man eine freie Aussicht auf die belebte Gruppe der vor uns caracolirenden Reiter und Pferde hat. Von jetzt an ist das unsere einzige Unterhaltung, denn mit dem Betreten des Bodens von Bochara müssen wir die schönen Ritte auf unsern feurigen Rennern aufgeben: das Ceremoniell erheischt es, dass unser Zug sich mit der feierlichen Langsamkeit eines Leichenbegängnisses vorwärts bewegt. Persönlichkeiten in unserer hohen Stellung dürfen nur wenig und mit Salbung sprechen, niemals lachen oder Ungeduld äussern, wie die Dschigiten, die dazu da sind, sich den Hals zu brechen.

Die erste Marschstation war Schirin-Katun, ein bocharischer Flecken, in welchem wir gegen 11 Uhr unsern Einzug hielten. Der Sohn des Beg von Siaedin, ein schöner junger Mann von 24 Jahren, war uns entgegengekommen; er reitet von hier ab an der Spitze des Zuges und macht

den Wirth bei dem uns erwartenden Mittagsmahle. Da wir noch 15 Werst zu Pferde zurückzulegen haben, so dauert der Aufenthalt nicht lange. In den Mauern von Siaedin angelangt, treffen wir vor der Wohnung des Beg, die zugleich die innere Citadelle bildet, die erste Abtheilung einheimischer Soldaten in Reihe und Glied aufgestellt. Die Leute sind gleichförmig mit kurzen Chalaten aus rothem Tuche und weiten gelbledernen Hosen bekleidet und tragen die schwarze Astrachanmütze als Kopfbedeckung; bewaffnet sind sie mit alten elenden Pistongewehren, deren schlecht passende, krumme Bajonnete ihnen ein trauriges Aussehen geben. Bei unserer Annäherung schlägt der Tambour auf seiner aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Trommel einen Marsch, eine kreischende Clarinette quickt eine schreckliche Katzenmusik und die Soldaten präsentiren das Gewehr. Das Ganze ist einer burlesken Operette würdig.

In einem weiten, schattigen Hofe, der den Kosaken als Schuppen dienen wird, steigen wir von den Pferden ab; durch eine niedrige Thüre kommen wir in einen zweiten Hof, welchen eine grosse Aivan (Veranda) umgibt; von hier führen Thüren zu den für uns bestimmten Zimmern.

Im grössten Gemache des Gebäudes, in welches man uns geführt hatte, ist eine lange Tafel gedeckt; am obern Ende steht ein rothsauntener Lehnstuhl, in welchen sich der Prinz niederlässt; rechts sind zwei weniger hohe Lehnstühle für Baron de Sermet und für mich und links drei Sessel für die übrigen Mitglieder der Botschaft. Bedeckten Hauptes setzt man sich zur Tafel, auf welcher der „Dastarchan“ aufgetragen ist. Dastarchan bedeutet eigentlich Tischdecke, in Centralasien bezeichnet man aber mit diesem Worte das als Symbol der dem Besucher gewährten Gastfreundschaft bereitete Empfangs- oder Bewillkommungsmahl. Der Dastarchan wechselt ins Unendliche, je nach dem Reichthume des Wirths; derjenige, welchen wir heute zum ersten mal zu Gesicht bekommen, dem wir aber auf jedem Schritte bis zur Uebersättigung begegnen werden, besteht aus mindestens 50 Schüsseln aus Porzellan und Metall, welche Mandeln, frische Trauben, Kischmisch oder trockene Trauben, Pistazien, Aprikosen, einheimische Sesam- und Mandelteigbonbons in verschwenderischer Menge enthalten. Wir bemerken auch einige Schüsseln mit russischem Candiszucker und moskauer Bonbons mit Sprüchlein, welche trotz ihrer ausserordentlichen Härte bei den Asiaten sehr beliebt sind.

Der Sohn des Beg, der das Amt des Hausherrn versieht, stellt sich vor, um uns willkommen zu heissen. Der Prinz empfängt ihn sehr würdevoll und theilt ihm unter Zuziehung des Dolmetschers mit, dass die Botschaft in Siaedin sich aufhalten wird, und ersucht ihn, Seiner Hoheit dem Emir zur Kenntniss zu bringen, dass sie hier warten wird, bis der Emir ihr seine Anordnungen wegen ihres Empfangs bekannt gegeben haben wird.

Der Prinz zeigt sich sehr kalt, denn als Kenner des bocharischen Ceremoniells hatte er auf eine ganz andere Inszenirung gerechnet und erwartet, nicht vom Sohne eines Beg, sondern von einem ihm entgegen geschickten hohen Beamten des Emirs empfangen zu werden. Unser junger Wirth entfernt sich mit dem gleichen kaltblütigen Gesichtsausdrucke, wie

er gekommen. Innerlich dürfte er jedoch nicht ganz so ruhig sein; denn einen solchen Auftrag auszurichten kann ihm den Kopf kosten.

Einen mehrtägigen Aufenthalt hier zu nehmen, ist gerade kein Vergnügen; zudem sind wir alle unwohl. Die erste Etappe von 50 Werst zu Pferde hat uns ermüdet. Das Mahl, welches nach Entfernung des Dastarchan vom Tische aufgetragen wird, setzt sich aus einer Reihe von Gängen zusammen, bestehend aus „Kuardak“ oder „Kavardak“, das ist im eigenen Saft gebratenes, mit Zwiebeln, Pfeffer und Salz gewürztes Schafffleisch; „Kebab“ oder feine, über Kohlen geröstete und mit „Sarik“ aromatisirte Hammelschnitte; „Palaur“; „Tschaschlik“ oder am Spiess gebratenes Hammelfleisch; gesottenes Schafffleisch und Hühner. Diese Masse von Speisen hat unsern Appetit gründlich gestillt. Die langen Reihen der Dienerschaft, welche die Platten auftrugen, bringen sie wieder fort und überlassen sie unserer Escorte, welche den Dastarchan auf jeder Station an wandernde Händler in Bausch und Bogen verkauft.

Der letzte Gang besteht aus einem ungeheuern chinesischen Napf voll Schurpa, d. i. Reissuppe mit Schafffleisch; die Reihenfolge der Gerichte ist also hier eine der europäischen gerade entgegengesetzte; hier werden Obst und Dessert vor dem Mahle aufgetragen und die Suppe kommt zuletzt.

Wir hatten soeben das Mahl beendet, als im Hofe grosse Bewegung entstand. Eine hochwichtige Persönlichkeit, bekleidet mit einem Chalat von Partscha (Goldbrocat mit rothem Grund), hielt ihren Einzug. Auf den ersten Blick erkennt man an den Manieren, dass man einen hohen Würdenträger des bocharischen Hofes vor sich hat. Es ist ein Karaul-Begi mit dem Range eines Obersten in der Armee, der angemeldet wird. Er und sein Gefolge verneigen sich; die russische Botschaft empfing ihn stehend und beleckten Hauptes.

Langsam, aber mit sehr vernehmlicher Stimme wendet er sich an den Prinzen mit einer Ansprache, in welcher er ihm meldet, er, der Redner, sei vom Emir, seinem Souverän, der Ehre für würdig erachtet worden, die russische Botschaft zu empfangen und sie auf bocharischem Boden zu bewillkommen; ausserdem sei er vom Emir beauftragt, die Botschaft bis in die Hauptstadt zu begleiten und für ihr Wohlergehen zu sorgen.

Der Prinz antwortete, er wisse den ihm bereiteten freundlichen Empfang wohl zu würdigen und er schätze sich glücklich, zu vernehmen, dass seine Ankunft den Wünschen Seiner Hoheit entspreche.

Das Ceremoniell schreibt vor, dass sich der Gesandte nach dieser Ansprache beim Botschafter um das Befinden des Czaren erkundigt, wozu der Prinz nach dem Gesundheitszustand des Emirs fragt. Dann kommt die Reihe an den Generalgouverneur einerseits und an den Tiuradschann (Thronerben) andererseits, und so fort. Zuletzt fragt er im Namen des Emirs den Prinzen nach seinem Befinden. Jetzt erst folgen die Vorstellungen und werden Händedrücke gewechselt. Die Fremden haben noch einen kleinen, wohlabgerundeten *Speech* über sich ergehen zu lassen, in welchem die Freude erwähnt wird, welche der Emir empfand,

als er die Ankunft von Besuchern aus so fernen Ländern erfuhr. In orientalischem Stile erwiderte der Prinz im Namen aller, dass wir seit dem Betreten des bocharischen Bodens ein Wohlgefühl ohnegleichen empfinden; wir haben nur einen Wunsch, fügte er hinzu, uns der erhabenen Person des Emirs zu nähern.

Die Conversation nahm einen weniger ceremoniösen Ton an, nachdem der Prinz sich gesetzt und den Gesandten eingeladen hatte, dem gegebenen Beispiele zu folgen. Der Karaul-Begi erzählt, er habe den Weg von Bochara nach Saedin in Eilmärschen zurückgelegt; er entschuldigt sich, dass der Empfang so wenig im Verhältniss zur hohen Stellung des Prinzen stehe. „Beurtheilt uns nachsichtig“, sagte er, „wir sind Kinder euch gegenüber.“



Gruppe der Gesandtschaft.

Während dieses Gesprächs hatte sich der Sohn des Beg, unser Wirth, in aller Bescheidenheit neben der Thür auf den Boden niedergelassen. Auf ein Zeichen des Karaul-Begi entfernte er sich, kehrte jedoch sofort wieder zurück, gefolgt von einer Schaar Diener, von welchen jeder ein grosses, in weisses Tuch gehülltes Packet auf den Armen trug. Sie enthalten die Geschenke, welche uns die bocharische Gastfreundschaft auf jeder Haltstation zur Bewillkommung anbieten wird. Nachdem neben jedem Stuhl ein Packet niedergelegt worden war, entfernt sich unser Wirth rückwärts gehend und unter tiefen Bücklingen. Der Karaul-Begi verificirt sodann alle Packete, welche sofort von unsern Dienern weggetragen werden, und ersucht uns, die sieben Pferde in Augenschein zu nehmen, welche der Beg uns verehrt. Die mit vergoldeten, türkisch-besetzten Zäumen und Schabraken aus Goldbrocat angeschnittenen Thiere werden von Dienern an der Hand uns vorgeführt; es sind ihrer zwei für den Prinzen und je eins für jeden von uns. Auf mich trifft ein schöner

eisengrauer Karabayr, der ein ausgezeichnetes Reisepferd abgeben wird. Mein Packet enthält einen Chalats von Partscha, einen von Kaschmir, einen aus europäischem Atlas, zwei aus bocharischer Seide und zwei aus „Adrassy“, ein einheimisches Gewebe zur Hälfte aus Seide, zur Hälfte aus Baumwolle. Unsere gesammte Dienerschaft, von den Dschigiten angefangen bis zu den Kosaken, erhält Chalate. Es darf nicht Wunder nehmen, dass Dschigiten wie Kosaken von nichts anderm träumen, als einer solchen Expedition zugetheilt zu werden. Nach dem Verkauf der Geschenke erhalten die Diener und die Kosaken bei ihrer Rückkehr 200 Rubel als Antheil.

Der Beg von Siaedin hat wenigstens 150 Chalate und sieben Pferde vertheilt; auf allen Stationen der Strasse bis Bochara wird sich bei jedem officiellen Besuch das Gleiche wiederholen.

Beim Anbruch der Nacht suchen wir wieder unsere Zimmer auf, wo die an solche Expeditionen gewöhnten Diener bereits unsere Eisenbetten aufgeschlagen haben. Unsere Reisewaschbecken gestatten, uns endlich von dem Staube, der sich unterwegs auf uns angesammelt hat, zu befreien, und aufrichtig gestanden ist es ein grosser Genuss, nachdem man 50 Werst zu Pferd zurückgelegt hat, unter die weissen Tücher eines guten Bettes zu schlüpfen. Köstliche Träume aus Tausend und Eine Nacht umfingen uns im Schlafe.

Am folgenden Morgen übergab der Prinz vor unserer Abreise dem Beg die ihm unsererseits bestimmten Geschenke; sie bestehen in Silbergegenständen russischen Fabrikats, Revolvern und Chalaten aus russischem Brocat. Im zweiten Hofe erwartet uns noch eine Ueberraschung; der Emir hatte die liebenswürdige Aufmerksamkeit, zur Erleichterung unserer Reise uns seine Equipagen zu schicken. Fuhrwerke, die in jedem Museum alterthümlicher Kunst eines Platzes würdig wären; — aus welchem Loche mochte man wol diese Fundstücke ausgegraben haben? Der erste Wagen, eine Art Victoria, ist unverhältnissmässig lang und hängt in acht Federn; das Gestell ist ziegelroth, der Kasten berlinerblau angestrichen; wir haben die grösste Mühe von der Welt, bei diesem Anblicke das Lachen zurückzuhalten. Die Bespannung ist nicht minder merkwürdig; sie besteht aus vier à la Daumont eingespannten Pferden, jedes mit einem Reiter auf dem Rücken. Und was für ein Geschirr! Kein Jahrmarktskuntreiter hätte etwas Unterhaltenderes ersinnen können. Das Innere hat keine Kissen und nur Platz für zwei Personen auf Brocatdecken. Zwei Wagen sind mit vier Pferden, die zwei andern mit zwei Pferden a la tandem, d. h. eins vor dem andern, bespannt. Um die Empfindlichkeit unserer Wirthe nicht zu verletzen, entschliesst sich der Prinz, die erste Etappe zu Pferde, die zweite in einem Wagen des Emirs zurückzulegen. Bis dahin erhalten die Equipagen ihre Eintheilung hinter der Kosakenescorte.

Achtundzwanzig Werst in einem Zuge zurückzulegen ist ein Stück Arbeit. Gegen Mittag erreichen wir Kesch-haus; hier gibt es abermals einen Dastarchan und ein Mahl, welche beide den frühern vollständig ähneln sind, und einen Empfang durch den Beg. Wir sind gar nicht böse

darüber, dass die Nachmittage statt auf ein Weidenfeld, auf dem noch niemand für die langen Reisen zu Pferde trauet, auf ein Feld unsere Freude nur von kurzer Dauer sein könnte. Auch die Fahrt im zweiten Wagen, welcher tosste, da er ganz der Art war, die dazu war der Staub so dick, dass er der Meistens überdeckte.

Wir versinken zwar in den den Wagen, auch der dritte, der wir an die Ohren aller Erdendauern zum Frohe werden wir, auch der vierte, geworfen wie eine Kugel auf einem Siebe. Der Karren des fünften ist besetzt, weil es hierzulande in der gewöhnlichen Regel nicht üblich wird, wenn ein Niederer dem Hohern den Rücken übertrifft, sondern deshalb auf den Gedanken, um selbst hundertmal so viel zu verdienen. Die Enttäuschung hier macht mich nicht wach, auch die Ermüdung machte uns bemerklich, dass wir dadurch, weil die Höhen so hoch sind, wurden. Als Standespersonen trarsten wir uns, wie es sich so findet, vor-sündfluthlichen Verkehrs verhalten, wenn auch wir von Persien, von den europäischen Magazinen kamen.

Endlich tauchen zwischen der Bagdad-Meerenge und dem Meer wir sind in Kermine, im Hauptort einer der besten Provinzen des Landes, welche vom Turanischen Erbprinzen die Ehre erlangt hat wird. Dieser ist in Bochara anwesend, es kommt zu, daher der Provinzminister mit glänzendem Gefolge zum Empfange zu kommen. Die Annäherung stieg alles von den Pferden. Der Meistens ist jedoch die höchstehende Persönlichkeit, welche den Pragen, zum Aussteigen aus dem Wagens hatte nothigen können, und so werden die Begleitpersonen von der Höhe der Lappage herunter ausgetauscht. Fortan zum Vortheil der neuen Gesellschaft halten wir im Schritt unsere Einzelnigen die Stadt. Nicht ohne Staunen bemerken wir, dass unsere Pferde fortwährend mit Geschicklichkeit fahren und durch die gewundenen Gassen durch den Markt wissen, ohne jemals hangen zu bleiben.

Vor der Wohnung des Ministers wird halt gemacht. Der Empfang ist hier noch weit glänzender als auf den vorhergehenden Stationen. Die Gemächer sind sehr gross und luftig. Der vor uns bestimnte Saal enthält einen prächtigen beschatteten Fench unter den durch angeordnete grossen Bäumen errichtete man herrliche hochansche Zelte aus Seidenstoffen, deren helle Farben das Auge erheitern. Von der Zeit der Höhe hinausgehenden Veranda aus haben wir einen kostlichen Überblick auf das maberische Gesamtbild aller dieser Wüden. Die Cerimonie beginnt sich gleich; den Anfang macht der unvermeidliche Dastackung, der theils auf dem Tische, theils auf dem Fusssteppich aufgestellt wird. Auf Neugierde zähle ich die Schlüssel; es sind ihrer dreundzwanzig! Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, dass das für sechs Personen servirte Dessert 4 Centner wog. Dann kam die Reihe an die Vorstellungen, an das Vortheilen der Chalate, an das Vortuhren der Pferde; erst jetzt wird der officielle lästige Tagesdienst zu Ende.

Die in Kermine aufgestellte Ehrenwache ist den Gardien des Thronerben entnommen; durchweg schöne Leute in sehr passender Uniform; sie sehen sehr gut aus und sind theils mit Berdand, theils mit Remizgotes

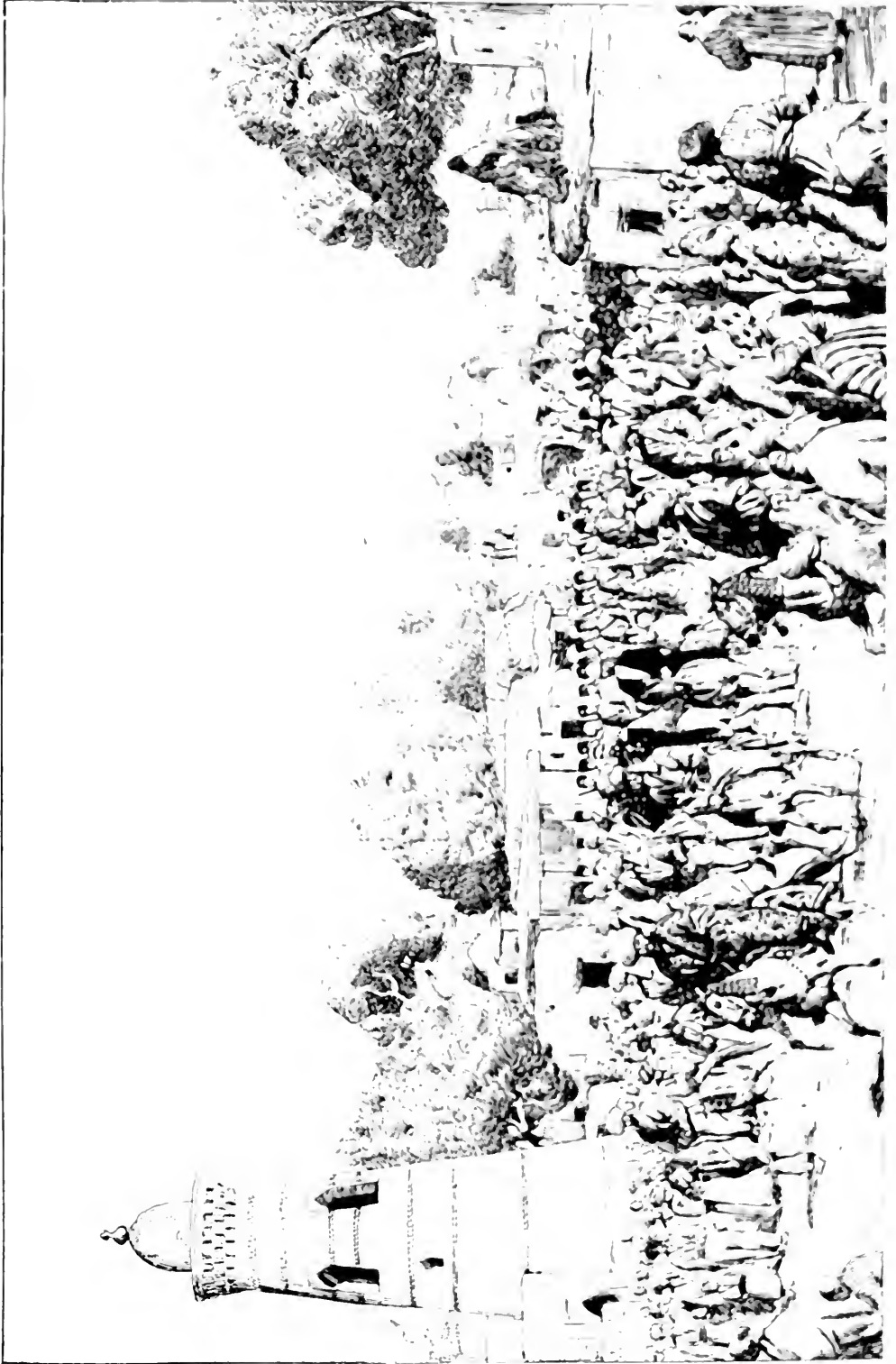
Gewehren bewaffnet. Man sagt mir, dass der Thronfolger, der zur Krönung des Czar Alexander III. nach Moskau geschickt worden war, sehr stolz auf diese Garde ist, welche er seit seiner Rückkehr persönlich organisiert hat. Die Kehrseite der Medaille war für mich der uns auferlegte Zwang, in den vier Mauern eingeschlossen bleiben zu müssen. Keine zwei Schritte konnte ich durch die Stadt und in den Bazar, durch den wir gekommen waren, machen, und doch gab es dort so viele interessante Dinge zu sehen. Die orientalische Etikette zwingt den Prinzen, sich eingeschlossen zu halten, als wenn ihm seine hohe Mission mit Arbeit überhäufen würde. Wir andern müssen hingegen in dem Maasse, als wir uns unserm Ziele nähern, ein gewisses Zittern vor Ungeduld und Ehrfurcht, eingelösst durch die Nähe des Souveräns, zur Schau tragen.

Am 16. October war Bustan unser Nachtquartier, welches wir am 17. morgens bei glänzendem Sonnenschein verliessen. Das Wetter war wundervoll und das uns umgebende Land unbeschreiblich reich und fruchtbar. Je mehr wir in die Nähe von Bochara kommen, um so gedrängter folgen die Dörfer aufeinander. Ueberdies sind sie durch Wohnstätten miteinander verbunden; hier wird kein Zoll Landes verloren; die Ränder der Wassergräben werden mit Bäumen, häufig mit Maulbeerbäumen bepflanzt; in den eingefriedeten Grundstücken werden grosse Feigenbäume so gezogen, dass man sie im Winter bedecken kann. Die Weinrebe wird überall wie in Süditalien gezogen. Bei unserer Durchreise ist man überall mit der Baumwollernte beschäftigt.

Wir sind jetzt mitten in der Ebene und kaum erblicken wir noch hinter uns die Berge, welche das Sarafschan-Thal abschliessen. Je weiter wir kommen, um so grösser wird unser Zug; wie eine lange Ringelschlange windet er sich durch die an der Strasse gelegenen Dörfer. Unsere Colonne zählt bereits an 200 Reiter; die uns bisher geschenkten Pferde bilden allein schon eine lange Reihe. Der von so vielen Hufen aufgewirbelte Staub erinnert uns an die Tage von Tschimkent und Taschkent; wir lassen die Vorhänge unserer Vehikel herab, weil das Athmen in solcher Atmosphäre unmöglich wird.

Gegen 4 Uhr machen die Wagen halt. Der Kosak des Prinzen meldet, dass hier abgestiegen werden muss; wir finden die Botschaft bereits unter einer Veranda versammelt. Der Prinz stellt uns zwei Persönlichkeiten vor, welche Staatskleider aus Partscha tragen; es ist dieser Stoff das reichste Goldgewebe, welches wir bisher zu sehen bekamen. Ihre weissen Turbane sind von ungeheuerlicher Grösse; sie haben die Form grosser Melonen mit schiefgestellten Schnittflächen und sind mit Goldstickereien verziert. Die beiden ehrwürdigen alten Herren bekleiden hohe militärische Stellungen am Hofe; man titulirt sie „Parwanatschi“¹, was ungefähr dem Range eines Generaladjutanten entspricht. Der Emir hat sie abgesandt, um die Botschaft zu begrüessen und sie bis in ihr Absteigequartier in Bochara zu begleiten. Damit war aber das Ceremoniell noch nicht erschöpft. Eine Strecke weiter wurde wieder angehalten und

¹ „Parwanatschi“ bedeutet auch einen „Ordenüberreicher“.



abgestiegen; hier erwartete uns ein Malil. Der ewige Dastarchan, der Thee und eine Unmasse bocharischer Leibspeisen — wir haben diese Dinge satt und hegen nur den einzigen Wunsch, bald an Ort und Stelle zu sein. Die Einkerte stellt jedoch unsere Geduld auf harte Proben. Für jede Kleinigkeit ist vorgesorgt und uralten Gebräuchen gemäss geordnet, Vernachlässigung derselben wäre ein Verstoß gegen das Gewohnheitsrecht.

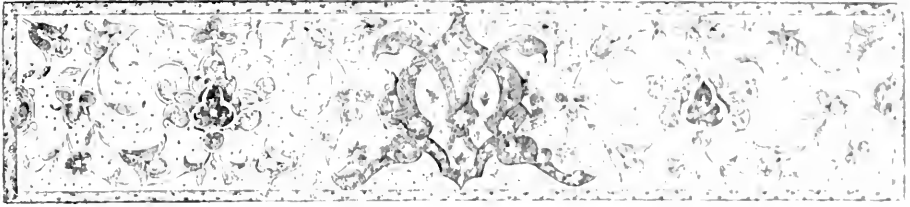
Die letzte vom Emir abgesandte Persönlichkeit ist ein „Mirachur“, d. i. Stellintendant und Oberstallmeister. Vom Mirachur angefangen gemessen alle Grosswürdenträger das Privilegium, zu Pferde den Hof der Erda, d. i. des Palastes des Emirs, zu betreten. Unser Mirachur ist ein Kranier, ein verschmitztes Gesicht, aber ein Schöuredner wie alle Perser.

Hier müssen wir die Erlaubniss des Emirs, die Stadt zu betreten, abwarten. Unsere Ankunft wurde durch einen Dschigiten angemeldet.

In Erwartung seiner Rückkehr nahmen wir stillschweigend auf den uns angebotenen Sitzen Platz; bald überläuft uns die Langeweile; endlich erteilt der Prinz die Erlaubniss zu rauchen. Ich sass neben dem ältern Parwanatschi und bot ihm eine Cigarrette an. Aus seinem Benehmen beim Anzünden der Cigarrette am Feuer der meinigen erkenne ich, dass er zum ersten mal von diesem Producte des Occidents raucht. Es hat ihm offenbar schlecht geschmeckt, denn nach dem ersten Versuche hatte er den Mund voll Taback; aus Höflichkeit behielt er jedoch die Cigarrette in der Hand und führte sie jedesmal zum Munde, so oft er sah, dass wir das Gleiche thaten.

Endlich trifft die Meldung ein, dass wir uns wieder auf den Weg machen können. Kaum haben wir uns erhoben, so wiederholt sich das auf den frühern Stationen aufgeführte Manöver. Das der Gesandtschaft beigegebene Gesinde, d. h. Fouriere, Lakaien, die ganze Dienerschaft mit Inbegriff der Köche, welche uns seit dem Uberschreiten der Grenze zur Verfügung gestellt wurden, stürzen sich auf Armstühle und Sessel und bringen sie im Galop fort, um sie an der nächsten Haltestelle wieder paradiren zu lassen. Das Gleiche geschieht mit den Gläsern, Schüsseln, besonders aber mit den Gabeln und Löffeln aus dem Schatze des Emirs, die nur auf der Tafel der russischen Botschaft erscheinen; in diesem urzuständlichen Lande isst alles, vom Monarchen angefangen bis herab zum Bettler, mit den Fingern.

Die Vorstädte von Bochara, durch welche wir zunächst kommen, sind ungeheuer ausgedehnt und viel bevölkerter als die von den Mauern umfangene Stadt. Bevor wir die Tschim oder Tim genannte, mit abgerundeten Zinnen besetzte Wallmauer erreichen, kommen wir noch an einem grossen, mit einfachen Grabhügeln ohne Inschriften bedeckten Friedhof vorbei. Hier und da bemerkt man ein Mausoleum mit einer Stange, an deren Spitze der Schweif eines Yaek oder eines Pferdes befestigt ist, zum Zeichen, dass hier ein Grosser, z. B. ein Scheik oder Ulema, im Grabe ruht; überdies werden diese Gräber mit Argali- oder Yaekhörnern, den Sinnbildern der Kraft und des Muthes, geschmückt.



SECHSTES KAPITEL.

BOCHARA.

Vergnügungen eines Gefangenen. — Einzug in die Hauptstadt. — Türken und Cy-linder. — Die Muhani. — Juden. — Das Botschaftshotel. — Der Dastarchan in Per-manenz. — Ich richte mich im Ex-Harem ein. — Der „Ezari“ und das Gebet der Kosaken. — Nächtliche Polizei. — Armer Rahmet-Ullah! — Die Bastonnade und da-Wanzenloch. — Luxusgesetze. — Reinigung vor dem Saem. — Die Audienz beim Emir. — Ritt im Frack. — Hofbeamte. — Die Nähe des Souveräns jagt Schrecken ein. — Mozaffars-ed-Din. — Phantasienniform. — Diplomatisches Frühstück. — Offizielle Besuche. — Der Kusch-Begi und die Urda. — Eine Heerschau. — Lustige Erinnerung an Vergangenes. — Der Handel mit Geschenken: sie nehmen kein Ende und sehen sich gleich. — Abgethan wie ein Huhn. — Ein polnischer Hakim. — Gang durch die Hauptstadt. — Öffentlicher Unterricht. — Bochara-Scherif. — Cultus. — Derwische. — Bazar und Handel. — Die Aussätzigen. — Krankheiten. — Das Orchester und da-Ballet des Emirs. — Der Batscha. — Abschiedsaudienz. — Die Unterhaltungen an Scher-Bodin. — Eine Nacht unter dem Dache des Emirs. — Unerwartete Ordens-verleihung.

So wäre ich denn zum zweiten mal in der heiligen Stadt Centralasiens, im edeln Bochara (Bochara-Scherif). Die Märchen der Scheheresade nennen sie die Hauptstadt eines Königreichs und die Chroniken bezeichnen sie als ein Centrum des Schreckens, des Fanatismus und der Gleissnerei.

Vor 15 Jahren war ich einer der ersten Europäer, welche die Reise hierher gewagt hatten. Meine Vorgänger waren die drei Italiener Litta, Gavazzi und Meazza: sie mussten ihren Wissensdrang mit elfmonatlicher Gefangenschaft büßen, und nur dem Drängen und Drohen der russischen Regierung gelang es, den Emir dahinzubringen, dass er ihnen die Freiheit wiedergab, nachdem er sie — rein ausgeplündert hatte. Damals war ich 20 Jahre alt, voll Vertrauen in meinen Glückstern: Gefahren und Unbekanntes übten unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich. Ganz allein-stehend und nur von einigen Kosaken und verlässlichen Dschigiten be-gleitet, wagte ich das Abenteuer. Drei Wochen musste ich in einer von

hohen Mauern umgebenen Karavanseraï zubringen, bewacht von einer Abtheilung Sarbazen des Emirs. Zur Zerstreung konnte ich an Bazartagen gewisse von der Höhe des Manar-Kalan geschleuderte Packete auf ihrem Wirbel durch die Lüfte verfolgen. Der officiële Spion, Mirza-Ischan-Hakim, den der Emir mit meiner Ueberwachung betraut hatte, ein Geschäft, das durch den Ehrentitel „Mehmandar“, d. h. wörtlich Gastbegleiter, Fremdenführer oder so etwas dergleichen, weniger verfänglich oder anrühlich gemacht werden sollte, erklärte mir das Phänomen dadurch, dass Seine Hoheit in dieser Weise die Hinrichtung ihrer rebellischen Unterthanen vollziehen zu lassen pflege. Da nun die Zahl der die Luft durchsaudenden Packete je nach dem Barometerstand der übeln Laune des Souveräns sich beträchtlich vermehrte, so ist es leicht begreiflich, dass ihr Anblick nicht dazu angethan war, meine Gefangenschaft zu erheitern.

Mein Mehmandar gab sich alle Mühe, mich zu beruhigen; er behauptete, diese übertriebene Strenge beweise nichts weiter als die aufrichtige Neigung, die der Emir zu seinen Gästen hege, denn die Hinrichtungen fänden an den Bazartagen statt, um das Volk abzuschrecken und während der Anwesenheit der Russen die Ordnung zu erhalten.

Der Gedanke, den mysteriösen Nimbus, welcher die merkwürdige Stadt, von der ich das erste mal nur sehr wenig gesehen hatte, umgibt, zu durchdringen, hatte nicht zum wenigsten mich in meinem Entschlusse, nochmals nach Centralasien zu gehen, bestärkt. Wie grundverschieden sind doch die Verhältnisse, unter welchen ich diesmal mein Ziel erreiche! Um kein Aufsehen zu erregen, kam ich vor 15 Jahren als Eingeborener verkleidet, glattgeschorenen Hauptes und so wenig wie möglich redend hierher. Heute ziehe ich hochehobenen Hauptes wie im Triumph mitten durch eine Volksmenge ein, deren Gemüthungen allem was christlich heisst gegenüber sich nicht im mindesten geändert haben.

Der Tschim, so heisst die Stadtmauer von Bochara, wird von 11 Thoren (Derwazeh) durchbrochen, die von Sonnenaufgang bis zum Abendgebete offenstehen; sie sind von Holz, mit Eisen beschlagen und werden von runden Thürmen mit Erkern und Schiessscharten flankirt. Im Innern eines jeden Thores befinden sich zu beiden Seiten die Wachstuben der mit weiten Hosen und Schaffellmützen bekleideten Stadtpolizisten, welche mit einem Streitkolben oder einer Art Wurfspiess mit kurzem Schafte ausgerüstet sind. Man nennt sie Kurbaschis und sie stehen unter dem Befehl des Mirschab oder Polizeipräsidenten.

Ein Gang durch die innere Stadt nimmt fast eine Stunde in Anspruch; mit Ausnahme einiger Plätze, auf welchen sich wie auf unsern Squares grosse Wasserbecken befinden, um im Sommer ein wenig Frische zu spenden, ist die ganze Stadt nur ein Labyrinth enger Gassen zwischen fensterlosen Gebäuden. Die wenigen Mesdschete oder Medressen, die man erblickt, stehen in Bezug auf Stil und Schmuck weit hinter denjenigen von Samarkand zurück.

Den Zug eröffnen die Jessaul-Baschi, die links und rechts Liebe austheilen und das Volk in die anstossenden Strassen zurückdrängen. Wir sind sämmtlich zu Pferde, denn nur der Emir allein hat das Recht, in

den Strassen der Stadt im Wagen zu fahren. Sobald die Zeit näher rückt, steigen die Berittenen ab und die Fußgänger ziehen sich in der orientalischer Sitte, indem sie die Hände über der Brust kreuzen. Die Volksmenge ist ruhig; kein Ausbruch der Frohlichkeit oder der Geringschätzung, keine Spur jener heftigen Antreibung, welche in den occidentalischen Städten abzeiten das Nahen eines Antares verkündet, mit muselmanischer Gleichgültigkeit lässt man uns vorüberziehen. Die Tracht der Städter ist bunt und hellfarbig; sie besteht aus grob gewebten Trachten aus einheimischen Stoffe oder aus russischem gewebten Kamwollzeug. Alles trägt gleichförmig den riesigen Degen, noch angetrieben durch einen weissen Turban, der bei Leuten von Ansehen sich in 40 Windrichtungen zum Kopf schlingt. Hier und da sieht man jedoch auch der Menge eine hohe Schaffellmütze eines Chiwaner, oder eine Türkmenen auffachen.

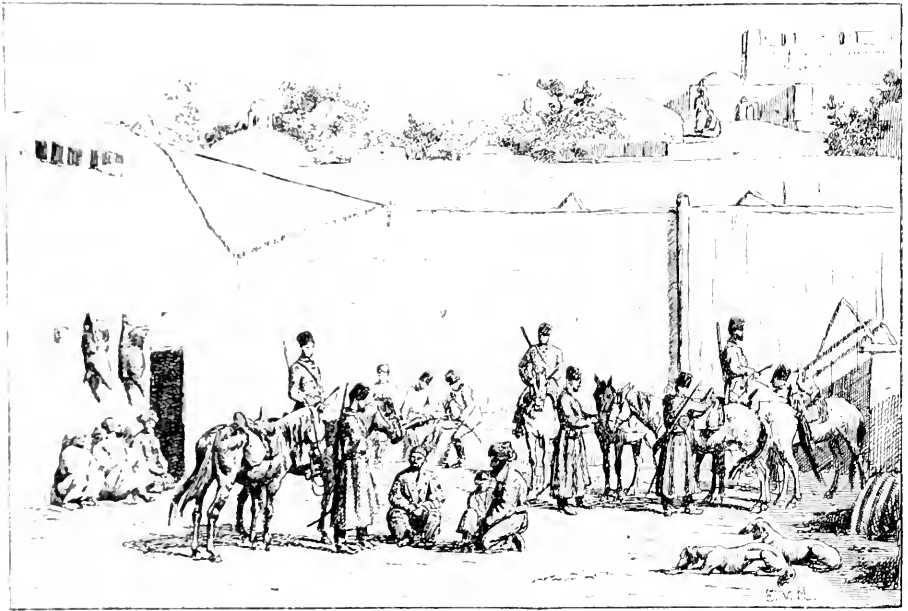
Einen besondern Einfluss übt die Hauptstadt auf die in der unmittelbare Nähe befindlichen Eingeborenen aus. Unsere Dolmetschen beobachten, wie die Pelzmützen verschwinden zu lassen und an ihrer Stelle Turbane anzuziehen; sie sind genau wie die Kleinstädter, die, wenn sie in die Hauptstadt kommen, einen Cylinderhut aufstülpen, mit dem sie sonst ihre Begräbnissen oder andern grossen Feierlichkeiten die Haupt zu bedecken pflegen.

Die mit dem Parandschi bedeckten Weiber sehen aus wie hermetisch verschleierte Schatten. Bei unserer Annäherung wenden sie sich entweder der Mauer zu, oder sie schlüpfen hinter eine halbgedörrte Thür, oder sie ziehen sich in den Schatten eines dunkeln Gewölbes zurück. Anstatt die Augen von ihnen abzuwenden, wie es die Gläubigen thut, folgen wir ihnen mit dem Blicke, aber nur selten wird unsere Neugierde durch einen kurzen Strahl aus einem Paare schöner Augen belohnt.

Eine scharfe Wendung und wir stehen mitten im Bazar, der hier, wie ebenso kleinen Buden besteht wie in Tschikent. Es fällt uns die große Anzahl der Hindus auf, die aus dem Pendschab herüberkommen und die Wuchergewerbe betreiben. Sie haben glattes Haar, sehr gelbe Gesichtsfarbe und tragen auf der Stirn ein tiefeingeschnittenes, in großen Farben ausgezeichnetes Zeichen in Gestalt einer Flamme oder eines Dreieck. Da sie niemals Weiber mit sich nehmen, so leben sie gemeinschaftlich in ihren Karavanserais, welche Multani heissen. Schmutzig und abgemagert kommen diese menschlichen Geier arm und elend aus Hindostan. Nach einem zehn- bis fünfzehn-jährigen Aufenthalt in den Städten Centralasien, kehren sie mit ihrem unsauber erworbenen Vermögen zu den Ihrigen zurück, stets, wie die Juden, von der Verachtung des ausgebeuteten Landes verfolgt.

Wenn uns die Bocharen mit einer gewissen zur Scham getragenen Gleichgültigkeit vorüberziehen lassen, so verheimlichen sie doch nicht die Abneigung, die sie uns entgegenbringen. Nur die Juden und die Kinder scheinen zufrieden zu sein, uns zu sehen. Unter den letztern sind reizende Geschöpfe mit schönen schwarzen Augen und oft sehr feinen Zügen; aber wie oft werden diese frischen Gesichtchen durch die im Lande herrschenden Krankheiten verunstaltet!

Von allen denkenden Wesen sind noch die Juden unsere besten Freunde. Diese Nation genießt hier noch immer das Privilegium, theils aus Grundsatz, theils der Religion wegen verfolgt zu werden. Das hindert natürlich nicht, dass sie beträchtlich reich sind. Der Handel mit Lapis-Lazuli, Baumwolle und Seide liegt fast gänzlich in ihren Händen; die ärmsten sind Färber. Auf den Strassen sieht man sie bescheiden den Häusern entlang hinschleichen; sie tragen eine schauerhafte Kleidung aus Baumwollstoff, weil ihnen das Tragen der Seide verboten ist. Ebenso ist ihnen das Reiten von Pferden verboten. Den Leib umgürten sie sich mit einem Stricke. Zwei lange bis auf die Brust herabfallende Locken ihres krausen Haares winden sich aus der viereckigen Mütze hervor, die mit



Hof der Kosaken.

einem schmalen Astrachanstreifen verziert ist. Unter diesen elend aussehenden Leuten gibt es welche, die Häuser in Taschkent besitzen. Der Hauptgrund, warum sie nicht alle auswandern, liegt in ihrer Gewinnsucht. Wenn sie in Geschäften nach Russland gehen wollen, lässt der Emir nur die Männer ziehen und behält die Weiber als Geiseln zurück, die dann dafür sorgen, dass die Gatten zurückkommen.

Endlich sind wir an Ort und Stelle; unsere Escorte steigt ab. Ein erster sehr geräumiger Hof nimmt die Kosaken auf, ein zweiter unsere Dschigiten und unsere Reitpferde. Ein dritter, mit breiten Steinen gepflasterter Hof, welchen eine Aivan aus grossen geschnitzten Holzsäulen umgibt, führt zu den Ehrengemächern. Hier sind die Schlafzimmer und der Empfangssaal, ein weiter Raum, dessen Fussboden mit schönen Teppichen belegt ist. Die Wände zieren Gesimse aus Stuck. Sein Licht

erhält dieser Saal durch sieben grosse Fenster, über welchen sich sieben andere Fenster in Spitzbogen befinden, die mit Arabesken von schöner Arbeit verziert sind. Davon bekommen wir jedoch nichts zu sehen; da sie nicht verglast sind, hat man sie nämlich zum Schutz gegen die Kälte mit Papierblättern verklebt.

Hier wird uns wieder ein Dastarchan angeboten, von welchem wir wenigstens zum Scheine kosten müssen, um nur die dienstbellissenen Häftlinge los zu werden, welche uns seit dem Betreten der Stadt noch nicht



Einrichtung in dem Gesandtschaftshotel.

verliessen. Der Dastarchan bleibt permanent im Saale stehen und wird täglich bis zu unserer Abreise erneuert. Das Botschaftshotel hatte früher einem hohen Beamten gehört, der geköpft wurde und dessen Güter der Emir einzog. Es ist ein sehr weitläufiges Gebäude mit prachtvollem Garten, der an die Stadtmauer anstösst. Ich durchstöberte das ganze Haus und entdeckte endlich einen kleinen Hof, der einst zum Harem gehört haben dürfte, und in diesem ein kokettes Gemach, welches einerseits nach einer Terrasse im Garten, andererseits nach dem Hofe ging. Ich bat den Prinzen, hier meine Wohnung aufschlagen zu dürfen; einige Tage

nachdem ich es bezogen hatte, war es ein wahres Schmuckkästchen, ein kleines Museum orientalischer Gegenstände geworden. Tapeten, Behänge, schöne Teppiche in genügender Anzahl, Tische, die dem Möbelmagazin des Emirs entlehnt worden waren, machten es wohnlich und bequem. Bei unserer Ankunft waren nirgends Fensterverschlüsse zu sehen. In dieser Jahreszeit ist es aber ein hartes Stück Arbeit, in einem allen Winden offenstehenden Zimmer zu schreiben. Dank der aus Vorsicht mitgebrachten Fensterscheiben konnten wir jedoch in jedem Zimmer wenigstens ein Fenster derart einrichten, dass es verschliessbar war und zugleich dem Lichte Zutritt liess; von da an brauchten wir dann nicht mehr am hellen Tage bei Kerzenlicht unsere Geschäfte zu verrichten. War es kalt, so wurden morgens und abends die Pelze angezogen; endlich gewöhnt man sich an alles, und bleibt man dabei gesund, so leidet man nicht besonders.

Wenn das offizielle Tagewerk gethan ist, beschäftigt sich jedermann mit der Einrichtung seiner eigenen innern Häuslichkeit, denn unser Aufenthalt wird sich voraussichtlich bedeutend verlängern.

Der Tagesschluss ist im Orient stets ein feierlicher Augenblick. Während die letzten Sonnenstrahlen die eigenthümliche Ornamentik der religiösen Gebäude hervortreten lassen, versammeln sich die Männer in maderischen Gruppen auf den Strassen; Weiber und Kinder nehmen Platz auf den flachen Dächern der Häuser, um beim Ezan (Gebetsruf) anwesend zu sein. Ueberall tritt Ruhe ein; langsam versinkt die Sonne am Horizont und taucht die untern Stadttheile in Schatten. Die Temperatur wird kühler; die Kuppeln erglänzen noch einmal im Reflex des Emails, das sie bedeckt.

Von der obern Galerie des nächsten Minarets erschallt die männliche Stimme des weiss-bärtigen Muezzin¹, der den Ezan ausruft: „Gott ist der Allerhöchste! Gott ist gross! Ich glaube und bekenne, dass es ausser Allah keinen Gott gibt! Ich glaube und bekenne, dass Mohammed der Prophet Gottes ist! Kommt zum Gebete! Eilt in den Tempel des Heils! Gott ist gross! Es gibt keinen andern Gott ausser Gott!“ Diese in langsam feierlichem Rhythmus vorgetragenen Verse, die in vielfachem Echo widerhallen, dringen tief in die Seele eines jeden, der sie hört.

Während sich der Horizont beim Sonnenuntergang mit einem leichten durchsichtigen Dunstschleier umzieht, verlieren sich die letzten Worte des Gebets bereits in den weiten Himmelsraum, den die einbrechende Dämmerung rasch in ihr Dunkel hüllt. Stern um Stern erscheint am finstern Himmelsgewölbe; der Muezzin steigt gravitatisch die Stufen des Minarets hinab; Weiber und Kinder verlassen die Dachterrassen, das Tagewerk ist vollbracht.

In den westlichen mohammedanischen Städten ist der Ezan weit poetischer. Dort begnügt man sich nicht, wie hier, das Gebet ohne jede Modulation zu recitiren; dort wird es vom Muezzin gesungen; die orientalischen Puritaner jedoch finden, die Musik sei etwas viel zu Weltliches, um religiöse Acte begleiten zu dürfen.

¹ „Muezzin“ bezeichnet nach Vámbéry denjenigen, der zum Gebete einladet.

Eine noch weit gemüthlichere Scene zieht vor dem Botschaftshotel eine Menge Neugieriger an; entblößten Hauptes stimmen die in Reih und Glied aufgestellten Kosaken einige der schönen Choräle der russischen Kirche an. Eigenthümliche Wirkung der Religion auf das Herz des Menschen! Dieselben Soldaten, die sich im Handgemenge wie Helden schlagen, unterlassen nie, morgens und abends sanfte, melodische Hymnen zu singen. Und die Muselmanen, die daran gewöhnt sind, ihren Cultus öffentlich auszuüben, und nichts von dem menschlichen Respect wissen, welcher oft die Christen charakterisirt, wohnen diesem von ernster Feierlichkeit durchdrungenen religiösen Act bei, ohne ein Zeichen der Verwunderung oder der Misachtung von sich zu geben.

Die Stadtpolizisten, welche unter dem Befehle des Reïs bis Sonnenuntergang im Dienste stehen, werden jetzt von den Nachtwächtern des Kurbaschi abgelöst. Bis zum nächsten Morgen durchziehen die letztern die Strassen der Stadt in Abtheilungen von 3–10 Mann; einer trägt ein Tamburin, auf welches er in gleichen Pausen einen Schlag thut, dem zwei schnellere Schläge folgen; also: „Bum!.... bum, bum!.... bum!.... bum, bum!....“ Nach dem Abendgebet ist der öffentliche Verkehr verboten. Jedes Individuum, welches von diesem Moment an auf der Strasse betreten wird, wird verhaftet. Die Schlüssel der Stadthore werden dem Kusch-Begi übergeben, der in der Citadelle von Bochara wohnt. Strassenbeleuchtung ist ein unbekanntes Ding; die Nachtwächter, welche sich eine grosse Laterne vortragen lassen, stören mit ihren Patrouillen nur die Hunde, die mit ihrem Gebell die Trauermusik der Tamburins stören.

Rahmet-Ullah, ein Iranier, den wir schon in Taschkent in seiner Eigenschaft als ausserordentlicher Gesandter an General Tschernajew kennen gelernt hatten, erschien am Tage nach unserer Ankunft in der Botschaft, um uns im Namen des Emirs willkommen zu heissen. In Begleitung des Prinzen Wittgenstein und des Dolmetschers betrat er auch mein Zimmer, um mir zu sagen, dass er beauftragt sei, mir die besondere Befriedigung zu bezeugen, die Seine Hoheit darüber empfinde, mich in den Mauern der Hauptstadt zu wissen. Ich antwortete mit der Bitte, bei seinem Herrn und Gebieter der Ueberbringer des Ausdrucks meiner Dankbarkeit für die vielen Rücksichten sein zu wollen, welche mir seit dem Ueberschreiten der Grenze zutheil geworden waren.

Rahmet-Ullah ging, beschwert mit 11 Schreiben für den Emir, die in einem Portefeuille aus Goldtuch verwahrt waren. Diese Schreiben scheinen ihm Kopfschmerzen gemacht zu haben, denn sie enthielten unter anderm auch das Begehren des Baues einer Telegraphenlinie von der Grenze nach der Hauptstadt. Vor einem Jahre hatte Prinz Wittgenstein auf einer Specialmission nach Bochara die gleiche Concession von Mozaffar-ed-Din verlangt. Fein ausweichend, wies der Emir darauf hin, dass sein Einfluss oft durch den der allmächtigen Mollahs und der Ulemas aufgewogen wird; eine solche Neuerung könnte den Vorwand zu schweren Wirren im Staate abgeben. „Ihr könnt sie ja decretiren“, sagte er damals zum Prinzen, „nachdem ihr unser Leben in den Händen habt. Entzieht uns das Wasser des Sarafschan und die Oase ist in eurer Gewalt; mein Leben ist kurz

und ich bin alt: es geschehe der Wille Allah's und des Weissen Czaren!" Auf diesem Punkt waren die Verhandlungen stehen geblieben, und auf diesem Punkt sie wieder aufzunehmen, war die dem Prinzen gestellte Aufgabe.

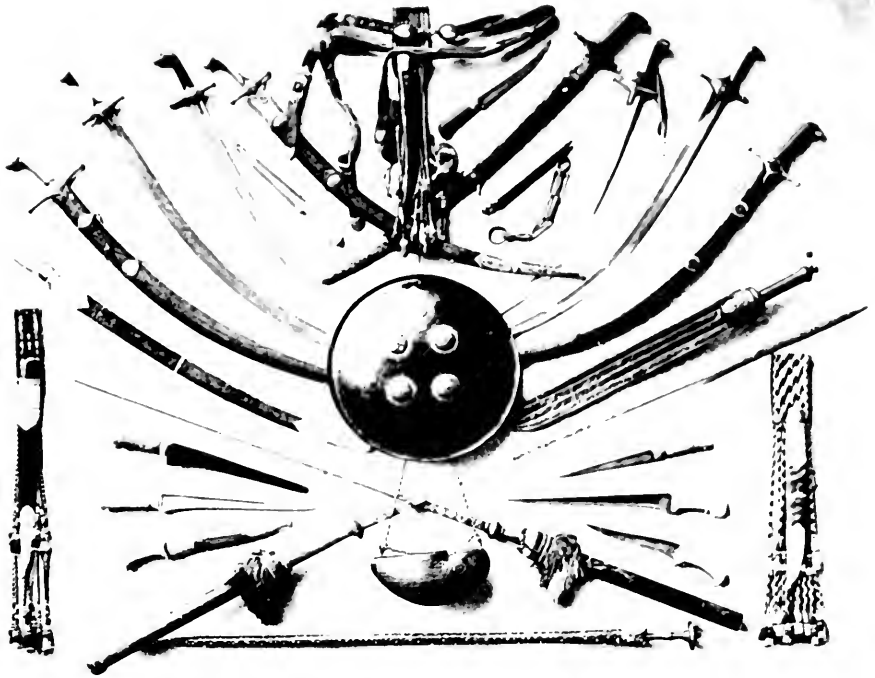
Rahmet-Ullah wusste nämlich genau um was es sich handelte, denn schon in Taschkent war ihm der Zweck der Gesandtschaft bekannt geworden. Von dem Wunsche besetzt, direct mit dem Ministerium zu verhandeln, bewarb er sich eifrig um den Posten eines ständigen Botschafters des Emirs am Petersburger Hofe. Infolge dessen machte er alle Anstrengungen, die Mission des Prinzen Wittgenstein zu vereiteln, um auf den ersuchten Posten berufen zu werden. In dieser Absicht hatte unser orientalischer Macchiavelli den Emir dahin zu bringen gewünszt, eine zweite Mission an den General Tschernajew, der sich eben in Samarkand aufhielt, zu entsenden, in der Hoffnung, die Ursachen, welche den Prinzen nach Bochara führten, zu beseitigen. Der Plan mißlang. Die russische Regierung hatte sich grundsätzlich dafür entschieden, den centralasiatischen Souveränen so wenig Wichtigkeit als nur möglich beizulegen und mit ihnen nur durch die von der russischen Regierung eingesetzten Administratoren zu verhandeln.

Als seine Unterhändler unverrichteter Dinge heimkehrten, war der Emir mit seinem Latein zu Ende; jetzt erst entschloss er sich, mit dem Prinzen Wittgenstein zu verhandeln, nachdem er uns 17 Tage lang in Ungewissheit und Unthätigkeit gelassen hatte. Von diesem Augenblick an war Rahmet-Ullah von der Bildfläche des Geschäftes verschwunden, und alles nahm jetzt einen vortrefflichen Verlauf.

Der Karaul-Begi blieb der Botschaft als Ceremonienmeister (Mehmandar) beigegeben. Das war ein vielgeplagter Mann. Denn da wir in der uns zugewiesenen Residenz nichts als die nackten vier Wände vorgefunden hatten, bestürmte ihn jeder mit seinen Wünschen und Begehren. Unsere Diener waren auf einer ununterbrochenen Pilgerfahrt zu ihm begriffen. Er war jedoch von unerschöpflicher Güte und Zuvorkommenheit; sobald ihm ein Wunsch ausgedrückt worden war, beeilte er sich, mit Hilfe der ihm zur Verfügung stehenden zahlreichen Dienerschaft ihm zu entsprechen.

Genährt wurden wir in Hülle und Fülle und man that alles, um uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Trotzdem sind wir aber doch nur Gefangene, denn weder wir noch unsere Leute können das Gesandtschaftshotel ohne Erlaubniss verlassen. An dem einzigen Thore des Gebäudes steht ein Piquet Polizeisoldaten, welche niemand ohne Erlaubnisschein weder hinein- noch herauslassen. Zu unserer Zerstreung lässt man uns vom Bazar alles bringen, was wir nur wünschen. Jedermann handelt sich allerhand Kram und Kleinigkeiten ein; man treibt dies als eine Art von Sport, und von den Händlern, die das bald heraus haben, kommt ohne Unterbrechung einer nach dem andern.

Da ich ein leidenschaftlicher Sammler alter Waffen bin, habe ich einige hübsche Einkäufe gemacht. Auch der Prinz handelt, aber nur um Edelsteine und Kungane. Sobald die Wahl getroffen ist, schicken wir unsere Einkäufe dem Karaul-Begi, der die Aksakals der betreffenden



WAFFEN AUS BOCHARA



SAMMLUNG VON KUNGANEN

Abtheilung versammelt, und diese berathen dann über Werth und Preis der Waare. Um uns die Zeit zu vertreiben, lässt man die Schätzung in unserer Gegenwart vornehmen, ein Schauspiel von ganz localer Färbung. Bisweilen kommen Meinungsverschiedenheiten vor, die aber in einfachster Weise geschlichtet werden. Der Verkäufer eines alten Kungau war unzufrieden mit dem von den Aksakals festgesetzten Preise und wollte das



Der Mehmendar der Gesandtschaft.

Gefäss wieder an sich nehmen und forttragen. Ein einziger Blick des Karaul-Begi genügte, ihm einen Polizeisoldaten auf die Fersen zu hetzen, welcher ihm das Gefäss wieder abnahm, bevor er noch das Thor erreicht hatte. Zwei leise gesprochenen Worte veranlassten den nämlichen Soldaten abermals fortzueilen, um dann auch den Händler herbeizuschleppen. Die leise gesprochenen Worte bedeuteten, wie mir unser Dolmetscher sagte: „Fünfundzwanzig auf die Fusssohlen!“ Der arme Teufel wird seinen Eigensinn genug bereut haben, der Dolmetscher fand aber, er sei eigentlich sehr

glimpflich davongekommen. „Eine solche kleine Correction“, sagte er, „ist schnell wieder geheilt; viel unangenehmer ist es, auf 24 Stunden in das Wanzenloch gesteckt zu werden.“ So nennt man einen von diesen liebenswürdigen Insekten wimmelnden Graben; dort 24 Stunden zubringen zu müssen, macht auch den kräftigsten Burschen mürbe; drei Tage treiben zum Wahnsinn; noch kein auf diese Dauer Verurtheilter konnte erzählen, was er empfunden, aus dem einfachen Grunde, weil er sie nicht überlebte.

Der civilisatorische Einfluss Russlands hat es dahin gebracht, dass die früher in Bochara sehr in Mode gewesene grässliche Todesstrafe des Pfählens abgeschafft wurde. Immerhin bleiben im Strafprocess noch genug Grausamkeiten übrig, welche man den Augen der Europäer sorgfältig zu verbergen sucht. So werden z. B. ehebrecherische Weiber noch immer gesteinigt. Ein russischer Tatar hat mir die Kerker in einer Art beschrieben, dass mir beim Gedanken daran noch immer die Haare zu Berge stehen. Vergebens habe ich versucht, in Verkleidung ein solches Verlies besuchen zu können, worauf mir Prinz Wittgenstein aber verbot, den Versuch zu wiederholen.

Die Turma ist ein sehr weitläufiges Gebäude, in welchem die Gefangenen unter grossen Schuppen mit Eisenringen um den Hals und um die Mitte des Leibes angeschmiedet werden. Grösstentheils nackt, seufzen die Unglücklichen jahrelang in diesen Eisen, ohne sich rühren zu können. Mein Tatar behauptete, einen gesehen zu haben, der, zum Skelet abgemagert, seit acht Jahren dort lebte. Sie werden nur sehr nothdürftig genährt, und man hört nur seufzen und kläglich jammern. In der Mitte der Hallen sind tiefe finstere Löcher, in welche die zu einem langsamen Tode Verurtheilten gestürzt werden. Nach dem von mir angeführten Zeugen entwickelt sich aus diesen Löchern ein pestilenziälicher Gestank, weil die Leichname nicht entfernt werden. Er versichert sogar, dass der Hunger bisweilen diese Unglücklichen dazu treibt, sich untereinander aufzufressen.

Die geringsten Vergehen werden streng bestraft und die Gesetze über Kleiderluxus scharf gehandhabt. Einer unserer Diener hatte einen Chalaf aus Seide bekommen, auf den er nicht wenig stolz war. Eines Tages vermass er sich sogar, das schöne Kleid anzuziehen. Da wurde ihm zu seinem grossen Schmerze im Namen des Emirs bedeutet, er habe kein Recht ein solches Gewand zu tragen. Ein solcher Verstoss gegen die Kleiderordnung wird hier übrigens ebenso schief genommen, als wenn bei uns jemand sich erfrecht einen Orden zu tragen, der ihm nicht gebührt. Im allgemeinen kann in Bochara das Tragen schöner Chalate auch gefährlich werden. Ein Handelsmann, der bei seiner Rückkehr aus Russland in einen dort gekauften reichen Stoff sich kleiden wollte, würde bald ein Hühnchen mit der Behörde zu pflücken bekommen. Erfahren es nämlich des Emirs Kundschafter, so wird ein Jessaul-Baschi, so heissen die mit dem Strafvollzug betrauten Beamten, an den Frechen abgesandt, ausgerüstet mit der erforderlichen Vollmacht, dem Delinquenten eine gewisse Anzahl Stockstrieche auf die Fusssohlen verabreichen zu

lassen. Im Namen des Emirs wird dann der Unglückliche aufgefordert, unverzüglich in den Schatz des Emirs eine Summe Geldes einzuzahlen, die hoch genug bemessen wird, dem eiteln Thoren die Lust zum Flunkern für immer zu vertreiben.

Am Morgen des 18. October sassen wir noch beim Frühstück, als der „Mirachur“ (Einführer der Botschafter) und der „Inak“ (der höchste Hofbeamte nach dem Veziir) erschienen, um uns anzuzeigen, dass wir im Laufe des Tages vom Emir in feierlicher Audienz empfangen werden sollten. Der Sitte gemäss hatte man am Vortage alle Mitglieder der Botschaft eingeladen, in einem der „Hammams“ (öffentliche Bäder) ein für diesen Anlass besonders vorbereitetes Bad zu nehmen. Diese Einladung geht stets dem Saïem voraus; der Auserwählte, welcher vor der erhabenen Person des Souveräns erscheinen soll, muss einer vorläufigen Reinigung unterzogen werden.

Die beiden Abgesandten Mozaffar-ed-Din's schritten zur Besichtigung der von uns mitgebrachten Geschenke. Das bedeutendste war ein orientalisches geformter, über und über mit Edelsteinen bedeckter Prachtsübel, welchen Se. Majestät der Kaiser von Russland dem Tiura-dscham (Thronerben) sandte. Dann kamen zwei mit Silber eingelegte Vasen und eine emaillierte Theekanne, die Geschenke des Generals Tschernajew für den Emir. Als Gäste haben auch Baron de Sermet und ich das Recht, Geschenke geben zu dürfen. Ich hatte dafür schon in Moskau Vorsorge getroffen. Meine Geschenke bestanden in einem 10 Pfund schweren Kübel aus massivem Silber, aus einem grossen Kumiss-Schöpföffel, auf dem in erhabener Arbeit eine Ansicht des Krenl angebracht war, und aus einer grossen, von einem Löwen überragten vergoldeten Schale. Mit Vergnügen entnahm ich aus der allgemeinen Bewunderung, welche meine Geschenke hervorriefen, dass ich eine glückliche Wahl getroffen hatte.

DIE AUDIENZ BEIM EMIR.

Unter der Anführung des Inak verliessen wir Schlag 1 Uhr das Botschaftshotel. Diese wichtige Persönlichkeit trug einen mit dessertteller-grossen goldenen Sonnen bestickten Sammtchadaf; den Rücken deckte ein Ordensstern, der die ganze Breite des Kleides zwischen den Schultern einnahm und bis auf den Gürtel hinabreichte. Sein mit Goldblättchen besetzter Turban hat die Form einer grossen Melone, deren schräg angeordnete Schnitte sich über der Stirn kreuzen. In der Art, wie die 40 Musselintouren des Tschalma um den Kopf herumgelegt werden, um ihm die von der Mode gebotene Form zu geben, liegt ein gutes Stück von bocharischem *Pschutt*.

Der Inak reitet einen prächtigen Schimmelhengst, den eine mit Gold und feinen Perlen bestickte Schabrake fast vollständig verdeckt. Der Zaum ist aus massivem Gold und mit einigen Edelsteinen besetzt.

Die ganze Gesellschaft war in grosser Parade-toilette, und wenn ich jemals bedauerte, keine Uniform bei mir zu haben, so war es bei dieser

Gelegenheit. Man denke sich einen 10 km langen Ritt im Frack und schwarzen Hosen, mit allen Decorationen um den Hals und auf der Brust. Nichts fehlte zur Krönung des Ganzen als ein Klapphut. Nun ich ersetzte ihn durch einen Stanleyhelm aus weissem Stoff, und um auch meinen Beinen ein besseres Aussehen zu geben, zog ich Gamaschen an. Herr von Struve, einer der ersten Gesandten am Hofe von Bochara, erzählte mir, dass, als er sich im Frack vorstellte, der Emir ihn lange angesehen habe und dann ihm einen Chalat bringen liess, um seine Blässe zu bedecken.

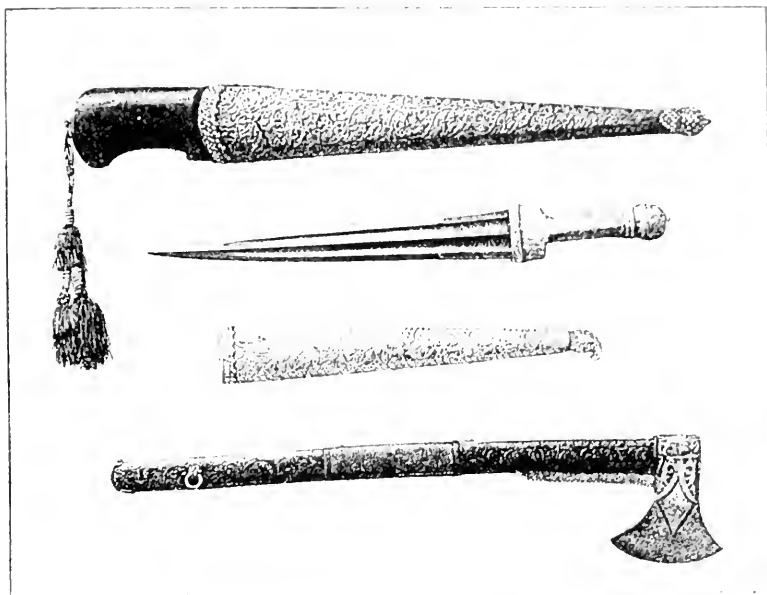
Auf dem Zuge durch die Stadt ritten vor uns der Inak, Rahmet-Ullah und derselbe Mirachur, den uns der Emir entgegengeschickt hatte. Ein Schwarm von Hof-Dschigiten bildete unsere Escorte. Die Colonne zählte etwa 150 Reiter und bot ein prächtiges Schauspiel von ausserordentlicher Originalität und seltenem Glanze.

An der Spitze des Zuges marschirten zwei Jessaul-Baschis, die mit ihren Stäben den Weg durch die Volksmenge bahnten; ihnen folgten unsere Dschigiten in grosser Parade. Dann kamen die Arbas mit unsern Geschenken, der Inak und der Mirachur, umgeben von Höflingen auf reichgeschirrten Pferden, und endlich der Prinz; derselbe trug die Kosakenmütze und eine grosse Galauniform, die buchstäblich mit Ordenssternen und -Kreuzen bedeckt war, und darüber das breite Band des Grosskreuzes des St.-Annen-Ordens um die Brust geschlungen. Hinter uns ritt unsere Kosakenescorte, in zwei Gliedern geordnet. Den Schluss bildete eine Schar von Beamten und Dienern des Emirs.

Se. Hoheit war zum Gebet in Bahueddin, dem berühmten Wallfahrtsorte Bocharas. Zur Audienz war er in die Stadt gekommen, und der Empfang sollte in einem der Sommerschlösser stattfinden, bei dem wir nach einem stark einstündigen Ritte ankamen. Um zum Palast zu gelangen, mussten wir das Lager der Kulbaschis passiren, welches aus einer Reihe bocharischer Zelte und Jurten aus Filz zum Schutz für die Soldaten besteht. Sobald das in einen weiten Hof mündende Einfahrtsthor durchschritten war, stieg der Inak vom Pferde und lud den Prinzen ein, seinem Beispiele zu folgen; zwei mit vergoldeten Stäben bewaffnete Kammerherren nahmen sodann links und rechts von ihm Stellung ein. Einen Botschafter in der grösstmöglichen Entfernung von den Gemächern, in welchen er vom Souverän empfangen werden soll, absteigen zu lassen, ist noch ein Schaustückchen der orientalischen Politik. Denn wenn sich der Emir auch den Forderungen Russlands unterwerfen muss, so ergreift er doch jede Gelegenheit, um sein Ansehen seinem Volke gegenüber aufrecht zu erhalten, welches noch immer nicht begreift, dass es über der Autorität seines Souveräns noch eine andere gibt. Aus diesem Grunde bemüht sich der Emir, über das den Traditionen und insbesondere den Lehren der Ulema so sehr widerstrebende Protectorat hinwegzutäuschen. In dieser Absicht werden die Botschafter so weit und lang wie möglich herumgeführt und mit Geschenken überhäuft, um dem Volke sagen zu können: „Seht, wie mächtig und herrlich wir sind! Seht, wie der Weisse Czar uns ehrt!“

Die Russen gaben sich jedoch nicht immer zu so klemlichen Komödien her. Ein Beweis dafür ist jener Diplomat, welchen der über seine Jugend erstamte Kusch-Begi fragte: „Kennst denn der Weisse Czar eigentlich die volle Wichtigkeit und Bedeutung meines Souveräns, dass er einen so jungen Botschafter, wie Du bist, zu ihm schickt?“ und der darauf erwiderte: „Würde der Kaiser den Emir kennen, so hätte er einen Strohmänn zu ihm geschickt und ihm damit noch viel zu viel Ehre erwiesen.“

Inzwischen hatte sich unser Aufzug wieder geordnet und man führte uns in einen zweiten Hof, in welchem die Gardes des Emirs aufgestellt waren. Der Tambour schlug den Präsentirmarsch und wir schritten im



Kard und Aibalta, Auszeichnungen der Holzbeamten.

Gefolge des Prinzen an einer Linie prächtiger Soldaten hin, welche Mützen aus Marderfellen von höchster Schönheit trugen; ihre ganze Haltung war vortrefflich.

In diesem Hofe sind die Würdenträger des „Hazreti-Padischahr“ (Gebieters der Gläubigen) versammelt. Es sind dies die „Mehrems“ (Adjutanten)¹, die eine kleine Hacke mit Gold eingelegtem Stiele tragen; der „Scherbet-Berdar“ (Mundschenk), der „Daftobatschir“ (Karaffenträger) und die Kammerherren, welche an ihren langen, weissen, rothen, vielfarbigen und goldenen Stäben kenntlich sind. Einige dieser Beamten sind mit dem „Kard“, einem grossen Messer in goldener Scheide, ausgerüstet. Die Parwanatschis (Oberoffiziere) tragen den Ehrensäbel, der wie der Kard eine Auszeichnung ist, etwa wie bei uns eine Ordensdecoration. Den Ehrensäbel umschliesst eine mit Edelsteinen besetzte Scheide aus ciselirtem

¹ Geheime Rätthe, nach Vámbéry.

Gold und Silber. Die Abzeichen des höchsten Verdienstordens sind die Fahne und der Tug (Rossschweif); diese letztere Auszeichnung wird jedoch nur in ausnahmsweisen Fällen verliehen.

Alle diese Würdenträger und Beamten sind je nach ihrem Range gekleidet. Die Untergeordneten tragen Chalate aus „Kanaus“, vielfarbiger Seide, Atlas, Sammt oder Kaschmir; die Höhergestellten tragen Chalate aus Goldbrocat, bisweilen mit einem Kaschmirshawl als Gürtel um die Lenden; alle tragen unterschiedslos den weissen Turban.

Bei unserm Eintritt ordnen sich diese Häftlinge zu beiden Seiten und verneigen sich tief mit über der Brust gekreuzten Händen; sobald wir vorüber sind, schliessen sie sich unserm Gefolge an. Beim Gartenthor macht unsere Kosakenescorte halt. Man führt uns durch den Garten ein Gebäude entlang, welches drei Seiten eines Vierecks umfasst. Auf der vierten Seite, welche sich gegen den Garten hin öffnet, ist der Eingang über einen breiten gepflasterten Hof nach einer Terrasse mit Colonnaden, auf welche die Staatszimmer des Monarchen hinausgehen. Eine breite Treppe im Hintergrund und zwei Seitenstiegen verbinden den Hof mit der Terrasse. Hier verlassen uns die beiden Kammerherren und treten unter tiefen Bücklingen und mit den immer über der Brust gekreuzten Armen im Krebsschritt den Rückweg an. Beim Eintritt erblicken wir den Inak, Rahmet-Ullah und den Mirachur, die uns, ebenfalls im Krebsgange, entgegenkommen und bei jedem Schritte grosse Complimente schneiden. In ihrer Nähe angekommen, bleiben wir stehen; der Inak macht einige Schritte vorwärts und wirft einen Blick in ein Gemach, dessen Thüre halb offen steht, worauf er mit ehrfurchtsvollem Schrecken zurückfährt und dem Prinzen ein Zeichen macht, näher zu kommen.

Ist diese Furcht, dieses Zittern in der Stimme derjenigen, die sich dem Emir nähern, wahr und aufrichtig, oder nur eine ordinäre Komödie, um dem Besucher eine höhere Idee vom Souverän einzufliessen? Das hat noch nie jemand ergründet; aber so viel ist gewiss, dass diese Schau-
stellung ganz geeignet ist, auch den ruhigsten Menschen nervös zu machen. Unwillkürlich erinnert man sich, dass einst ein einziger Blick aus dem Auge des Potentaten, den wir zu sehen im Begriffe waren, genügte, einen Europäer dem Tode zu überliefern.

Langsam stieg der Prinz die Treppe hinauf; ihm folgend treten wir in einen weiten, mit Teppichen bedeckten Saal ein; — im Hintergrunde sass der Emir Seid-Mozaffar-ed-Din-Chan allein auf einem Throne.

Der Prinz nähert sich und drückt dem Emir die Hand, worauf er uns, die wir in der Mitte des Saales zurückgeblieben waren, der Reihe nach vorstellt. Der Emir reicht auch jedem von uns seine feine, schwächliche Hand und gewährt uns ein wohlwollendes Lächeln. Dann nehmen wir zu seiner Rechten Platz. In einiger Entfernung stehen in der Nähe der Wand ein roth-sammtener Lehnstuhl für den Prinzen und zwei Sessel für Abin und den Doctor, ferner in der Mitte des Gemaches, dem Throne gegenüber, zwei Armstühle für den Oberst de Sermet und für mich.

Seid-Mozaffar-ed-Din-Chan, der in weiblicher Linie von Dchingis-Chan abzustammen behauptet, wurde im Jahre 1822 oder 1823 von einer

persischen Sklavin geboren. Sein Vater, der Emir Nasr-Ullah, liess aus Mistrauen mehrere seiner Söhne umbringen. Mozaffar verdankte es der natürlichen Sanftheit seines Charakters, dass ihm der blutdürstige Wütherich verschonte. Vierzehn Jahre alt, wurde er Beg von Karschi und führte ein müssiggängerisches Leben, bis ihn der Tod seines Vaters im Jahre 1812 auf den Thron von Bochara berief.

Der neue Souverän bemühte sich, die durch die Tyrannei seines Vorgängers zur Verzweilung gesteigerte Wuth des Volkes gegen die Dynastie zu besänftigen. Als fanatischer Moslim umgab er sich beim



Mozaffar-ed-Din, Emir von Bochara.

Antritt der Regierung mit den einflussreichsten Ulema und beherrschte seine Staaten unter strengster Beobachtung der Vorschriften des Koran mit vieler Klugheit.

Die Alamane (Raubzüge) der Turkmenen, die kühnen Expeditionen der Afghanen, welche das linke Amu-Ufer wegnahmen, liessen ihn aus seiner religiösen Verzückung heraustreten und entriessen ihm den entnervenden Freuden des Harems. An den General Tschernajew, der um diese Zeit Turkestan eroberte, schickte er ein Schreiben folgenden Inhalts: „Ich befinde mich wohl und fordere dich auf, dich zurückzuziehen, widrigenfalls ich den Heiligen Krieg erklären werde“. Lakonisch antwortete der General: „Auch ich befinde mich wohl, und werde, so Gott es gefällt, bald in deiner Hauptstadt sein“. In dieser Antwort behandelte

Tschernajew den Emir als „Stepenstow“, eine im russischen Briefstil den Kaufleuten gegenüber übliche Höflichkeitsformel, die aber als Titel einem Souverän gegenüber ein Hohm ist; dennoch erhielt sie sich in den officiellen Beziehungen Russlands zum Hofe von Bochara.

Mozaffar-ed-Din hatte sich stark verändert, seit ich ihn das erste mal gesehen hatte; er ist ein sechzigjähriger Greis von äusserst hinfälligem Aussehen geworden. Das Auge hat sich noch den alten Glanz erhalten, aber in den Zügen des einst auffallend schönen Gesichts drückt sich grosse Ermüdung und Abspannung aus. Wenn er lächelt, hat sein Antlitz etwas Sympathisches; in der Ruhe ist sein Blick unstet. Er färbt sich den Bart, malt sich die Augen wie eine Kokette und schminkt sich sonderbarerweise die Wangen mit Weiss und Roth. Er trägt einen grünen Turban aus prachtvollem Kaschmir.

Am stärksten erregt jedoch sein Costüm unsere Schaulust. Bei früheren Empfängen trug er einen mehr oder weniger mit Edelsteinen bestickten Chalats. Heute hat er sich in Uniform geworfen; leider darf ich nicht verschweigen, dass diese Uniform das Product krausester Phantasie war. Das bis auf die halben Beine herabreichende Kleid war aus ziegelrothem Seidensammet und reichte über einen Chalats hinaus, welcher der Jahreszeit entsprechend mit Pelz gefüttert war. Breite russische Generalsborten bildeten Rauten und Dreiecke auf der Brust und an den Schössen. Auch die Epauletten aus dicken Goldtroddeln rührten von irgendeinem russischen Nachlassstücke her. Links und rechts auf der Brust trug er die diamantenen Sterne zum St.-Staniskaus- und St.-Andreas-Orden, die ihm der Czar verliehen hatte. Zwischen diesen beiden Insignien strahlte der „Stern von Bochara“, der aus Anlass der Krönung in Moskau neugegründete Orden; ihm schmückt ein Solitär von der Grösse eines Taubeneies. Unter diesem Orden sind noch zwei andere Sterne des nämlichen Ordens angebracht, von welchen der eine mit drei, der andere mit vier Diamanten besetzt ist. Noch viel weiter unten auf der Brust ist eine Reihe goldener Sterne, sammt und sonders vom nämlichen Orden, angebracht, die eine ganze Sammlung von Edelsteinen bilden. Der Emir hat offenbar keinen klaren Begriff von der Bedeutung einer Ordensdecoration, nachdem er sich selbst zum Ausstellungskästchen von einem halben Dutzend Exemplare seiner eigenen Ordensdecoration macht.

Endlich hat alles seine bestimmten Plätze eingenommen, nur der Dolmetsch Aslam-Beg bleibt neben dem Throne stehen. Durch ihn lässt der Emir mit schwacher Stimme dem Prinzen sagen, dass ihm des Prinzen Anwesenheit in Bochara mit Befriedigung erfülle; ebenso seien ihm die von so weit hergekommenen Fremden willkommen. — Der Prinz antwortete, er schätze sich glücklich, von Seiner Majestät dem Czar den Auftrag erhalten zu haben, ein drittes mal nach Bochara zurückzukehren; er sei, fuhr er fort, der Ueberbringer eines Säbels, welchen sein Souverän dem Thronerben zum Geschenk anbiete, und er gebe nur den Gefühlen des Czars wiederholten Ausdruck, wenn er erkläre, dass diese Waffe, obgleich sie ein Kriegswerkzeug sei, dennoch die Bestimmung habe, Sinnbild und Unterpfand aufrichtigen Wohlwollens zu sein.

Der Emir, der bei Empfangsaudienzen nur wenig spricht, gab durch ein Kopfnicken das Zeichen seiner Zustimmung, dann herrschte das tiefste Stillschweigen im weiten Saale. So sassen wir wenigstens fünf Minuten lang da, regungslos und ohne ein Wörtchen zu sprechen, innerlich aber mit einer höchst gefährlichen Lachlust kämpfend. Keiner wagte es den andern auch nur anzusehen; denn wäre es einem passiert, dass er das kaum unterdrückte Lachen nicht hätte an sich halten können, so würde keiner der Ansteckung der Lachlust länger widerstanden haben. Mit unendlich gelangweilter Miene schaut der Emir drein; eine langsame Handbewegung versucht es eine freche Fliege zu verjagen; dann sinken die Hände wieder in ihre alte Stellung auf den Knien zurück, und die vom ziemlich hohen Throne herabhängenden Beine baumeln in der Luft. Wiederholt macht er eine Bewegung, um mich anzusehen; jedermann merkt, dass meine bescheidene Persönlichkeit ihm am meisten interessirte. Ich kann mir diese auffallende Regung seiner Neugierde nur daraus erklären, dass ihm vielleicht eine dunkle Erinnerung an meine Person von meinem ersten Besuche her geblieben ist; vielleicht war es aber auch einfach nur mein schwarzer Frack, der seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Endlich lässt der Prinz bei Seiner Hoheit anfragen, ob Hochdieselbe ihm etwas mitzuthellen habe, worauf der Emir mit seiner gewöhnlichen matten, kaum vernehmbaren Stimme sich erkundigt, wer der Dolmetsch bei den fremden Gästen sein wird. Der Prinz erwidert, dass er selbst und Aslam-Beg dieses Geschäft besorgen werden.

Nach einer neuen Pause gibt der Prinz seine Absicht, sich zurückzuziehen, zu erkennen. Ein abermaliges Kopfnicken ist das Zeichen, dass der Emir die Erlaubniss dazu ertheilt; darauf zweiter Parademarsch am Throne vorüber und abermaliges Berühren der Hand des Emirs, über dessen kaltes ausdrucksloses Antlitz für einen Augenblick wieder das bewusste freundliche Lächeln gleitet. Unter den unerlässlichen drei Verbeugungen als Abschiedsgruss ziehen wir uns im Krebsgange weiter zurück. Mit stets pflichtschuldigt gebogenem Rücken empfängt uns der Inak an der nämlichen Stelle wieder, an der er uns verlassen hatte. In dem Maasse, in welchem wir uns vom Audienzsaale entfernen, schliessen sich uns in gewissen Distanzen wieder dieselben Beamten an, die uns herbegleitet hatten; die Etikette schreibt nämlich genau vor, bis auf welche Entfernung die einzelnen Kategorien dem Gemache sich nähern dürfen, in welchem sich der Souverän befindet. Solange der Empfangssaal, in welchem der Emir vielleicht noch verweilen könnte, in Sicht ist, marschiren sie nur tief verneigt im Krebsgange einher. Erst beim Verlassen der Gärten kommen sie wieder zu Worte und ergiessen sich nun in Beglückwünschungen zu der Ehre, die uns dadurch zutheil wurde, dass es uns vergönnt war, die erhabene Person des Beherrschers der Gläubigen beschaun zu dürfen.

So kurz die Audienz war, hatte sie doch lange genug gedauert, dass sich der Himmel in der Zwischenzeit mit Wolken bedecken konnte. Ein heftiger Wind war aufgesprungen, der mich armen Frackträger ohne

Überzieher tüchtig frieren liess. Man geleitet uns in einen Pavillon des Palastes, wo ein Dastarchan unser wartet; um den Tisch herum paradiren die eigens für uns aus dem Botschaftshotel hergebrachten Armstühle. Am untern Tischende sitzen der Inak und Rahmet-Ullah. Ein Mirachur erscheint im Namen des Emirs und überreicht jedem von uns einen prächtigen Pelz; der für den Prinzen bestimmte ist aus Goldtuch, die unserigen sind aus Seide; das Pelzwerk ist aus den Pfoten des weissen Fuchses gemacht. Man bedeutet uns, Seine Hoheit habe gedacht, dass wir von der Kälte leiden würden. Auf diese lebenswürdige Aufmerksamkeit erwiderte der Prinz, dass wir uns an der Sonne, die wir soeben gesehen, erwärmt hätten und dass der blose Anblick des Monarchen genügt, das Blut in unsern Adern zum Rollen zu bringen. Ich für meine Person braunte vor Vergnügen, mich in meinen schönen Pelz zu hüllen, leider hatte ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Denn der Prinz, der ebenso fror wie ich selbst, hätte es nimmermehr gewagt, einen Chalaf über eine russische Uniform anzuziehen. Die Pelze wurden daher einfach auf unsere Stühle gelegt, und ich hatte das Vergnügen, in dieser Hölle von einem Pavillon, der allen Winden offen stand, mit diplomatischem Anstande noch länger vor Kälte mit den Zähnen zu klappern. Zum Glück dauerte es nicht mehr lange. Man überbringt uns die Geschenke des Emirs: zwei Pferde und Packete mit Chalaten für den Prinzen; ein reich geschirrtes Pferd und zehn Chalate, darunter einen aus Kasehmir von wunderbarer Feinheit und Schönheit der Farbe, für jeden von uns.

Die Rückkehr durch die Stadt geschieht bei einem fürchterlichen Sturme; nur mit Mühe kann man die Augen offen halten. Bei solchem Wetter ist es ein hartes Stück Arbeit, ein feuriges, widerspenstiges Pferd zu reiten, und mein Turkmene gibt mir manche Nuss zu knacken, wobei mir die Schösse meines unglückseligen Fracks oft sehr hinderlich sind. So habe ich mich denn feierlich verschworen, künftig diesen Gaul nicht mehr zu reiten und wenn es nur halbwegs möglich ist, bei ähnlichen Gelegenheiten keinen Frack mehr anzuziehen.

Der *Salem* (*Salam*, Gruss) — so nennt man die Empfangsaudienz beim Souverän — gibt das Zeichen zu einer Reihe von Besuchen, welche die Botschaft jetzt von Amts wegen den Grosswürdenträgern des Hofes abstatten muss. Diese vom Emir anbefohlenen Empfänge sind eine weitere Bezeugung seiner Gunst und Gnade. Die Tour beginnt beim Kusch-Begi. Am 21. October erschien der Inak, unser Einführer, bei uns mit der Einladung, uns zu dieser Persönlichkeit zu geleiten, welche die höchste Hofwürde bekleidet. Der ganze für grosse Ceremonien angeordnete Apparat begleitet uns bis zur Urda oder Citadelle, in welcher sich auch die Residenz des Emirs befindet. Die Urda ist eine Stadt in der Stadt Bochara. Man betritt sie durch eine weite Pforte, welche auf den Rigistan-Platz, den grössten in Bochara, führt; der Platz dient zugleich als Ort für die unter freiem Himmel abzuhaltenden Bazars. Nur langsam kamen wir durch die dichtgebrängte Volksmenge vorwärts. Wir gingen an zwei Medressen mit Kuppeln vorüber, die jedoch nach dem, was wir dieser Art in Samarkand gesehen, nichts Merkwürdiges bieten. Eine crenelirte Mauer umgibt

die Urda, in deren Mitte ein Minaret und eine schöne Kuppel steht. Der Zutritt zur Citadelle führt über einen steilen Abhang; um diesen Weg hinaufzuklettern, müssen wir absteigen. Links und rechts vom Eingang sind eine Reihe von Haubitzen und Bronzekanonen aufgestellt, die Sieges-trophäen der bocharischen Armee. Ueber der grossen Pforte, welche von zwei halbrunden Thürmen mit Schiessscharten flankirt wird, befindet sich eine grosse Uhr, deren Schlagwerk der Stolz der Stadtbewohner ist; sie ist aber auch die einzige, welche ich im ganzen unabhängigen Turkestan



Kusch - Begi.

gesehen habe. Jenseit der Eingangspforte wendet sich der Weg nach links und führt zwischen zwei hohen Mauern zu dem Thurme, auf welchen die Staatszimmer des Kusch-Begi hinausgehen. Auf dem Wege durch den schmalen Gang bemerke ich an einer sehr in die Augen fallenden Stelle eine Peitsche von ausserordentlichen Dimensionen, die neben einer hölzernen Herculeskeule aufgehängt ist. Die Peitsche hat einen kurzen Stiel, einen etwa 7 Fuss langen, mannsarmdicken Riemen und ist an einem rohen Stück Holz befestigt, in welches in gleichen Abständen grosse eiserne Nägel eingeschlagen sind. Wie unser Dolmetsch erzählt, soll die Peitsche dem legendenhaften Helden Rastem als Waffe gedient haben; die Keule soll aus Mekka gekommen sein.

In einer Nische neben diesen Gegenständen erblickte ich eine grosse Eisenstange, welche einst als Galgen diente. Ich hätte gern weitere Erkundigungen eingezo-gen; allein hier stellt man keine Fragen. Einmal verbietet es die Höflichkeit, neugierig zu sein; zudem ist man hier so misstrauisch, dass die allergeringste Frage die Veranlassung zu endlosen Erörterungen wird. Das ist alles, was wir von diesem Palast zu sehen bekamen, welcher nach den Edelsteinen zu urtheilen, die der Emir auf sich trägt, die Schätze von „Tausend und eine Nacht“ in sich birgt. Hier werden in eigenen Magazinen alle die Geschenke aufgestapelt, welche ihm die fremden Souveräne geschickt und alle Besucher gebracht haben. Ganze Gemächer sollen voll Silberzeug, Waffen und kostbaren Möbeln sein. Aber niemand hat die Reichthümer gesehen, die der Emir zusammengeschart und deren Hüter der Kusch-Begi ist, welcher aus diesem Grunde die Urda niemals verlässt. Beim Eintritt in das Innere des Hofes kam uns der Kusch-Begi entgegen, beide Hände dem Prinzen entgegenstreckend. Er ist ein kleiner, sechzigjähriger Greis mit grauem Barte, sehr frisch und munter; sein lebhaftes Auge hat etwas Gewinnendes, ebenso wie seine freundlichen Manieren und sein honigsüßes Reden. Dabei ist er ein verschmitzter Kamerad, der den Prinzen schon von lange her kennt; mit seinen glattvergoldeten Worten kommt er aber hier vor die richtige Schmiede, denn der Prinz gilt für einen Meister der orientalischen Rhetorik. Selbstverständlich wird uns der unvermeidliche Dastarchan und darauf ein Mahl mit einer Legion einheimischer Gerichte angeboten, welche wir jedoch kaum berühren, weil bei solchen Gelegenheiten viel essen ein Verstoß gegen die Etikette wäre.

Der Kusch-Begi kam neben mir zu sitzen; so konnte ich ihn mit Musse beobachten. Aus seinen Manieren würde man niemals errathen, dass dieser Mann früher Sklave und Koch des Emirs war, man würde ihn viel eher für einen Zögling aus der Schule Macchiavelli's halten. Sein Costüm ist phantastisch reich. Sein ungeheurer, melonenschnittförmiger Turban ist bedeckt mit Smaragden und Rubinen auf Goldstickerei. Sein Chalat trägt auf weissem Atlasgrunde ein mit Perlen besticktes Relief aus Gold- und Silberbrocat. Seine kleinen durchdringenden Augen wandern unaufhörlich von einem zum andern; in ihnen kann man alle Arten von Leidenschaften lesen; bei der Uebergabe unserer Geschenke leuchtet daraus ein Strahl der Befriedigung. Da ich seiner für meine Reise nach dem Amu-Darja sehr dringend bedurfte, brachte ich ihm eine 5 Pfund schwere vergoldete, künstlerisch ausgearbeitete Schale, die mit einer Menge kleiner Gegenstände angefüllt war, wie Riechfläschchen, Parfümsäckchen, Schönheitsmittel, lauter Dinge, welche ihm sehr nützlich sein werden, denn er hat bei seinem Herrn eine Menge sagbarer und unsagbarer Dinge zu versehen. Die grossen Geschenke gehen durch die Hände der Functionäre nur durch; der Emir nimmt sie ihnen ab und bereichert damit seine eigenen Schatzkammern, wenn er sie für werthvoll hält. Der Besuch endigt mit der Uebergabe der Geschenke, welche aus 10 Ehrenkleidern und 10 landesüblich angeschirrten Pferden bestehen. Die Geschenke haben eine gewisse Analogie mit denen des Emirs, der Unter-

schied besteht hauptsächlich darin, dass die Pferde des Voziers greuliche Mähren sind. Ich habe das meinige meinem Dschigiten geschenkt, der es am gleichen Tage noch für 50 Tenghes oder 12½ Rubel verkaufte. Die Chalate waren derart von Motten zerfressen, dass wir unsere eigene Garderobe der Gefahr der Zerstörung ausgesetzt haben würden, wenn wir sie mitgenommen hätten.

EINE HEERSCHAU.

Von den zahllosen Empfängen und Dastarchans, welche wir während unsers Aufenthalts in Bochara durchzumachen hatten, will ich nur des Festes gedenken, welches uns am 22. October gegeben wurde. Nach den Anordnungen Seiner Hoheit sollte uns der Topschi-Baschi, Chef der Artillerie, die zum Sarbazen-Gardecorps gehörigen Truppen in Parade



Minister des Emirs.

vorführen. Ich gestehe, dass ich sehr begierig war, die bocharischen Truppen wiederzusehen, die mir während meines ersten Aufenthalts die Langeweile meiner Gefangenschaft vertrieben. Damals hörte ich jeden Morgen das Dröhnen der grossen Trommeln ihrer Militärmusik. Stieg ich auf das Dach meiner Karavanserai, so konnte ich mit einem guten Fernglase die Bewegungen der Armee verfolgen, welche einen höchst wunderlichen Anblick darbot. Zunächst glänzte die Uniformirung durch ihre Mannichfaltigkeit. Da gab es gelungene Burschen darunter, welche

den rothen Rock der Engländer mit gelben Knöpfen trugen; andere hatte man mit alten russischen Equipirungen herausgeputzt; die vom Glücke am wenigsten Begünstigten waren einfach in lange Chalate gesteckt worden, unter deren aufgeschürzten Schössen nur zu oft die nackten Beine hervorguckten. Die Bewaffnung bestand, soviel ich an dem mit meiner Bewachung betrauten Piket wahrnehmen konnte, aus alten Launtenflinten mit Gabeln zum Auflegen. Die Unteroffiziere trugen alte russische Borten und die Allertapfersten stolzirten mit Silberrubeln einher, die statt der Decorationen auf der Brust aufgenäht waren.

Das damalige bocharische Exercierreglement enthielt unter anderm auch ein sehr gelungenes Manöver. Auf ein vom Hornisten gegebenes Signal sah man die Linien im Laufschrift sich auflösen; auf ein zweites Signal warfen sich die Soldaten mit dem Rücken auf den Boden und strampelten aus Leibeskräften mit den Beinen in der Luft.

Ein russischer Offizier, der bei der Einnahme von Samarkand zugegen war, erklärte mir später diese sonderbare Kriegsoperation. Als die russische Infanterie eine Furt des Sarafschan passirte, um die das andere Ufer besetzt haltenden bocharischen Streitkräfte anzugreifen, bekamen sie natürlich ihre hohen Stiefel voll Wasser. Auf der steilen Böschung angekommen legten sie sich schnell auf den Rücken, hoben die Beine in die Höhe und liessen so, um sich das Marschiren zu erleichtern, das Wasser wieder auslaufen. Diese Bewegung hatten die Bocharen für ein Manöver angesehen, und da sie bei jener Gelegenheit geschlagen worden waren, kam es ihnen so vortreflich vor, dass sie es in das eigene Exercierreglement aufnahmen. Offenbar wurde es auch mit besonderer Vorliebe und Gewissenhaftigkeit eingeübt, denn die Ausführung ging mit bewundernswürdiger Präcision von statten. Das was wir zu sehen bekommen sollten, war nicht danach angethan, so heitere Erinnerungen wieder aufzufrischen.

Stets von dem gleichen complicirten Apparate umgeben, verliessen wir gegen 10 Uhr das Botschaftshotel, um uns auf den ausserhalb der Stadt gelegenen Exercierplatz zu begeben. Bei unserer Annäherung kam uns der Topschi-Baschi zu Fuss entgegen und empfing uns mit dem russischen Militärgrusse, die Hand an die Mütze legend. Ihm folgte ein Schwarm von Unteroffizieren, die mit Chalaten bekleidet und mit langen Stücken bewaffnet waren. Es sind seine Adjutanten, die zugleich auch Polizeidiener versehen und sich ihrer Stücke zum Zurücktreiben der Neugierigen bedienen. Der Generalissimus ist ein junger Usbeke, mager von Gestalt, mit energischem Gesichtsausdruck. Er trägt ein Costüm aus ziegelrothem Sammt, ähnlich dem des Emirs, aber mit etwas weniger Borten. Wie sein Souverän hat auch er alte russische Epauletten; einen goldenen Bochara-Orden mit einem grossen Diamant trägt er um den Hals und eine ganze Reihe silberner Decorationen des gleichen Ordens über der Brust. Den Kopf deckt eine ungeheurere runde Mütze aus Otterfell. In der Hand trägt er einen langen Stab, der ebenso untrennbar von ihm ist wie sein Schatten. Ein kleiner Hornist trottet beständig um seinen Chef herum und gibt die Signale, welche in der bocharischen

Armee die Stelle der Commandoworte vertreten. Dieser Trompeter, der Stolz der ganzen Armee, ist eine Hauptperson für das Gelingen einer Parade, denn wenn seine Signale von den Soldaten nicht verstanden werden, so ersetzt er sie durch Gesten, die er mit dem freien Arme und mit den Beinen ausführt.

In der Mitte des Platzes sind grosse seidene Zelte aufgeschlagen, die auf einer Seite offen sind. Dort nehmen wir Platz in den um einen mit dem unvermeidlichen Dastarchan gedeckten Tisch herumstehenden Armstühlen. Nach Erfüllung der üblichen Formalitäten entfernt sich der Generalissimus und wir sehen die Linien auf sein Commando in Bewegung kommen. Es sind 20 Bataillone aufgestellt, welche anderswo freilich nur als ebenso viele Compagnien, von ungefähr 150 Mann jede, bezeichnet werden würden. In einer gewissen Entfernung gesehen, nehmen sie sich prächtig aus. Die Soldaten tragen gleichförmig eine ziegelrothe Tunica, über welche eine weite Hose aus ockergelbem Leder und ein Ledergürt mit der Patronentasche gezogen wird. Als Kopfbedeckung dient eine runde Mütze aus schwarzem Astrachan. Jedes Bataillon hat auf dem rechten Flügel eine dreieckige Fahne von verschiedenen Farben. Jede Abtheilung hat ihren elegant in einen langen Kaftan gehüllten Offizier. Am meisten überrascht uns die Wahrnehmung, dass jeder Offizier ein Costüm von anderer Farbe trägt; himmelblaue, orangegelbe, dunkelrothe, braune, violette u. s. w. kommen wie in einem Farbenkästchen nebeneinander vor. Die Kopfbedeckung ist durchgehends eine sehr hohe Astrachan-Mütze; als Fussbekleidung dienen kleine Stiefeln mit hohen, spitzen Absätzen.

Die Musik stellt sich uns gegenüber auf; sie besteht aus 10 grossen und 5 kleinen Trommeln, 10 Clarinetten, 10 Hörnern und Dudelsäcken. Die grossen Trommeln werden ununterbrochen mit dem Schlägel bearbeitet; die Tambours, Clarinettisten und Hornisten spielen abwechselnd während der anderthalbstündigen Dauer der Parade.

Bei unserer Ankunft waren die Glieder der Züge auf drei Schritt Distanz geöffnet. Diese Formation ermöglicht es den Bataillonen, dass das eine mitten durch das andere in vollster Ordnung durchpassiren kann; auch wurde dieses ganz originelle Manöver bewundernswerth gut ausgeführt. Märsche, Bewegungen, Entwicklungen und Carréformationen vollzogen sich mit einer Präcision, welche der beste Beweis einer mühsamen und aufmerksamen Abriechung ist. Wir unterliessen es denn auch nicht, dem General unsere aufrichtigen Complimente zu machen, und er schien auf unser Lob sehr stolz zu sein.

Im ganzen war das eine durchaus andere Armee als diejenige, welche ich wiederzufinden glaubte; sie ist thatsächlich recht gut disciplinirt. Hat aber die ganze nur auf das Paradiren abzielende Arbeit auch einen Werth für den Kriegsfall? Es wäre schwer, diese Frage zu beantworten. Ueber die Bewaffung konnten wir uns kein Urtheil bilden. Sehr wahrscheinlich ist sie viel mangelhafter als die Equipirung. Auch die Gewehrgriffe werden nach Hornsignalen ausgeführt. Wir hörten 3000 Mann ihre Bewegungen scandiren und dazu auf russisch zählen: „Ras-dwa“: „ras-dwa-tri“ (Eins-zwei; eins, zwei, drei).

Schliesslich defilirten die Bataillone an uns vorüber. In der bocharischen Armee gibt es zwei Schrittarthen. Die eine ist ungefähr unserm Manövrirschritt ähnlich; die andere ist feierlich, von erhabener Langsamkeit, wie unser alter Schulschritt oder wie der Stechschritt, der den Rekruten einge drilled wird, um ihnen beizubringen, wie sie sich reglementmässig ihrer Beine zu bedienen haben. Dieser feierliche Parademarsch, währenddessen die Offiziere und Unteroffiziere ihre krummen Säbel mit gestreckten Armen vertical vor sich hinhalten, hat gewiss etwas sehr Originelles an sich.

Nach der Revue theilte uns der Generalissimus mit, dass seine Soldaten schon von Kindesbeinen an die Signale studiren, deren Zahl etwa 150 beträgt. Vom 15. bis 25. Lebensjahre dienen die jungen Leute als Freiwillige. An Sold empfängt jeder Soldat 500 Tenghes oder 125 Rubel, dazu die aus Kost und Wohnung bestehende Verpflegung, so sagte uns der Generalissimus. Mein Schneider dagegen, der soeben beschäftigt ist, mir ein Besmet (Kleid mit Taille) anzufertigen, theilte mir mit, dass die Soldaten im Gegentheil gar keinen Sold erhalten. Sie werden nur genährt und einquartiert; ihre Eigenschaft als Soldat gibt ihnen aber ein gewisses Ansehen, welches ihnen gestattet, in der freien Zeit jedes einträgliche Handwerk zu treiben, wie dies auch bei meinem Schneider der Fall ist.

Auf die Parade folgte die Ueberreichung der Geschenke des Topschibaschi, der zugleich auch Toksabai oder General¹ ist; sie bestehen aus den obligatorischen Pferden und Chalaten. Alles wohl zusammengezählt, habe ich für meinen Theil 140 Chalate und 17 Pferde sammt vollständigem Sattelzeug erhalten. Die schönsten wählte ich für die Sammlung aus, die ich nach Europa mitzunehmen gedenke; die übrigen wurde ich im weitem Verlauf meiner Reise bis an die persische Grenze durch Wiederverschenken glücklich wieder los. Meine Collegen, die nach Taschkent zurückkehren mussten, verkauften die Früchte orientalischer Munificenz, woraus sich ein gar drolliger Handel entwickelte. Jeden Morgen füllte sich der äussere Hof des Botschaftshotels mit Händlern und Aksakals und kam ein regelrechter Bazar in Gang. Chalate, Sattel- und Riemenzeug, Pferde werden ausboten, abgeschätzt und von den Händlern erstanden, welche in Wirklichkeit die Geschenke auf Rechnung des Emirs zurückkaufen.

Die nämlichen Geschenke, welche heute verkauft werden, werden uns morgen bei einem neuen Besuche wieder als Geschenk angeboten. Ich kann diese Thatsache bezeugen, weil ich mir den Spass gemacht habe, mehrere Muster der wandernden Garderobe mit meinem Stempel zu bezeichnen.

In meinem Pavillon hatte ich ein kleines photographisches Atelier aufgeschlagen, wo ich mir die Zeit damit vertrieb, täglich einige merkwürdige Typen Einheimischer zu konterfeien. Eines Morgens weckte mich der Prinz zu einer für Bochara sehr ungewohnten Stunde. Vom Emir

¹ Wörtlich „Besitzer einer Fahne“ — nach Vámbéry.

war eine Stafette angekommen, welche Exemplare meiner photographischen Aufnahmen verlangen sollte. Der Prinz drückte mir den Wunsch aus, ich möge alles was fertig ist, schicken. Ich erbot mich, persönlich zu gehen und Seiner Hoheit die Producte meiner Kunst zu unterbreiten. Ich dachte nämlich, dass sich vielleicht die Gelegenheit bieten würde, meine Sammlung mit einigen ganz besonders interessanten Dingen zu bereichern. Der Prinz verweigerte mir jedoch die Erlaubniss dazu, indem er mit Recht bemerkte, dass dies dem Ansehen, mit welchem sich die Botschaft und ihre Gäste umgeben müssen, in den Augen der Einheimischen schaden könnte. So musste ich mit Bedauern auf meinen Gedanken verzichten und mich darauf beschränken, dem Emir meine Erzeugnisse zu schicken, welche von unserm eingeborenen Secretär vorläufig mit erklärenden Aufschriften versehen worden waren. Den Boten des Emirs beauftragte ich, Seiner Hoheit zu sagen, dass es mir zum grössten Vergnügen gereichen werde, ihm ein vollständiges Album der von mir während meiner Reise aufgenommenen Ansichten einzusenden, sobald ich in meine Heimat zurückgekehrt sein werde. Noch am Abend brachte man mir meine Platten zurück, mit dem Bemerkten, dass meine Photographien den Emir sehr interessirt haben, und dass er mit Vergnügen das Album entgegennehmen wird.

Trotzdem wir, wie gesagt, von all diesen officiellen Besuchen mit Geschenken beladen zurückkommen, so sind sie doch weit entfernt meinen innigsten Wunsch zu befriedigen. Mich plagt und drängt der Gedanke, frei die Stadt zu durchwandern, um ihre Einwohner und die Sitten und Gebräuche derselben zu studiren. Alle Schritte und Versuche, die ich in dieser Richtung sowol beim Prinzen wie beim Inak, unserm officiellen Kornak (Elefantenführer), machte, führten ausnahmslos zur gleichen höflich verweigernden Ausflucht: „Es könnten Ihnen Unannehmlichkeiten widerfahren; es könnte Ihnen ein ärgerlicher Zwischenfall begegnen, dessen Folgen auf den Emir zurückfallen würden.“ Ich wandte umsonst dagegen ein, dass die russische Karavanseraï von Christen besetzt sei, die ganz genau so wie die Tataren ihren Geschäften nachgehen. „Das ist wol möglich“, erwiderte man mir, „aber wir können Sie doch nicht allein ausgehen lassen.“

Es muss in der That zugegeben werden, dass das Leben der russischen Kaufleute in Bochara wegen der zahllosen Plackereien, welchen sie unterworfen sind, nichts weniger als eine besonders heitere Existenz ist. Ein junger Commis des Hauses Kamensky, der mich eines Tages besuchen wollte, wurde mit einem Kürbis begrüsst, der mit so grosser Geschicklichkeit von der Höhe eines Hausdaches herabgefliegen kam, dass er ihm als sehr sonderbare Kopfbedeckung sitzen blieb. „Wollen Sie vielleicht etwas Aehnliches davon tragen?“ fragte mich der Prinz. So vergingen denn die Tage theils mit den officiellen Ausritten, auf welchen man uns wie seltene Thiere in der Stadt herumschleifte, theils mit Ballspielen im Garten der Botschaft. Zur Verkürzung der endlosen Abende hatte der erfinderische Adjutant eine Art von Roulette ausgesonnen, die uns öfters um unsere ganze Habe brachte. Mit wahrhaft

erschreckender Schnelligkeit wanderten, in Ermangelung von Geld, die Chakate von einer Hand in die andere. Die in unserm vergoldeten Gefängniß herrschenden engen Berührungen liessen beim Spiel öfters stürmische Auseinandersetzungen ahnen, die bald zum Ausbruch gekommen wären. Mit Ungeduld erwartete ich den Tag, an dem ich der Unabhängigkeit wiedergegeben werden würde. Endlich wurde in einem Momente, wo ich es am wenigsten erhoffte, mein heissester Wunsch erfüllt: ich erhielt die Erlaubniß, ausgehen zu dürfen.

Diese Nachricht erinnerte mich an einen Vorfall, der sich vor 15 Jahren zugetragen hatte. Gerade so wie jetzt hatte ich mich damals um die Gunst beworben, die Stadt besichtigen zu dürfen; sie wurde mir nicht ertheilt. Endlich riss mir der Geduldsfaden und ich beschloss, auf eigene Gefahr hin einen Gang durch die Stadt zu wagen.

Ich hatte einen unbewachten Ausgang entdeckt, durch welchen ich mit einem meiner Kosaken und einem einheimischen Dschigiten entwischte, meinen Wächter dem Genusse seiner täglichen Siesta überlassend. In tatarischem Costüm ritten wir fröhlich durch das Labyrinth der Strassen der Stadt. Vor allem wollte ich den Sklavenmarkt sehen, um mir einen Kul (Sklaven) zu verschaffen, den ich nach Europa mitzunehmen beabsichtigte. In der Nähe des grossen Bazar sah ich, dass die vor mir befindlichen Reiter abstiegen und dass die Menge sich in den Staub warf. Eine uns entgegenkommende hochgestellte Persönlichkeit war der Gegenstand dieser ehrfurchtsvollen Huldigungen. Mein Dschigite warf sich ebenfalls mit dem Gesicht auf den Boden. Instinctiv bäumte sich unser europäisches Bewusstsein dagegen auf, das Gleiche zu thun; trotz unserer Verkleidung blieben der Kosak und ich im Sattel und warteten in stoischer Ruhe der Dinge, die da kommen würden. Sie liessen nicht lange auf sich warten. Aus der Mitte der Volksmenge erhob sich drohendes Geschrei: man wollte mich vom Pferde reissen; es entstand grosser Lärm, welcher durch die Escorte des Reiters rasch beruhigt wurde. Dieser Reiter war der Kusch-Begi in eigener Person; ohne ein Wort zu sprechen, forderte er mich mit einer Handbewegung auf, mich seinem Gefolge anzuschliessen. Diese Lösung mit der Aussicht auf das „Wanzenloch“ war gerade nicht zu besonderer Heiterkeit stimmend. Um so grösser war meine Ueberraschung, als ich ohne weitem Zwischenfall am Thore meiner Karavanseraï abgesetzt und den Händen meines Wachpikets übergeben wurde. So endete mein einziger Fluchtversuch; denn von diesem Tage an liessen mich meine Wächter nicht mehr aus den Augen. Der einheimische Dschigite, der mich begleitet hatte, war verschwunden; als ich mich erkundigte, was aus ihm geworden sei, machte mein Mirza eine ausdrucksvolle Handbewegung nach seinem Halse, aus der ich entnahm, dass der arme Bursche auf Befehl des Emirs abgeschlachtet worden sei wie ein Huhn.

Fatalerweise ruft diese Reminiscenz noch eine andere wach; da sie aber gleichfalls ganz locale Färbung hat, so will ich es wagen, sie hier zu erzählen.

Es war im Monat Juni; die herrschende drückende Hitze war in den eingeschlossenen Räumen meiner Wohnung unausstehlich geworden. Ich

hatte meine Kibitka unter den grossen Bäumen im Garten aufschlagen lassen; leicht gekleidet und auf Rohrmatten hingestreckt, brachte ich dort die Nachmittagsstunden zu.

In halben Schlaf versunken bemerkte ich eines Tages, dass der den Eingang zum Zelt bedeckende Filz vorsichtig in die Höhe gehoben wurde; ich vermuthete, dass das Fuchsgesicht des Herrn Mirza-Ischah-Hakim da sei, um sich zu überzeugen, ob etwa sein Gefangener einen neuen Fluchtversuch gemacht habe. Anstatt dieser mir widerwärtigen Erscheinung sah ich jedoch einen weissbeturbanten anständig gekleideten Eingeborenen in mein Zelt hereinschlüpfen. Da er mich allein fand, ging er auf mich zu. Meine erste Bewegung war, nach meinem Revolver zu greifen; anscheinend ruhig legte der Unbekannte den Zeigefinger auf die Lippen und blickte mich kalt und scharf an.

„Sie sind Franzose“, sagte er endlich leise, wobei er sich eines vollständig accentfreien Französisch bediente. Im ersten Augenblick wusste ich nicht, was ich antworten sollte. Seit Monaten hatte ich nicht mehr französisch sprechen gehört, und jetzt spricht mich hier in Bochara ein Eingeborener in dieser Sprache an! Sobald die erste Bestürzung vorüber war, erwiderte ich:

„Wer, zum Teufel, sind Sie denn?“

„Das werden Sie morgen erfahren; hier werden wir belauscht. Finden Sie sich zur Zeit des Morgengebetes in dem Schuppen ein, den Sie als Pferdestall benutzen; ich werde dort sein.“

Und ebenso geräuschlos, wie er gekommen, verschwand er wieder und überliess mich meiner peinlichen Verlegenheit.

Selbstverständlich fand ich mich am nächsten Morgen pünktlich am bestimmten Orte ein; mein geheimnissvoller Besucher war bereits anwesend. Ich erfuhr Folgendes von ihm.

Der Mann war Pole von Geburt; er hatte an der Universität in Warschau studirt und sich an der Revolution betheiliget. Er wurde gefangen und zur Deportation nach Sibirien verurtheilt, wo er fünf Jahre lang in Ketten schmachtete. Endlich gelang es ihm zu entfliehen; er erreichte die Steppen und fiel hier den Nomaden in die Hände, welche ihn als Sklaven nach Bochara verkauften. Da er einige Kenntnisse in der Wissenschaft des Hippokrates besass, erwarb ihn der Emir, dessen „Hakim“ (Arzt) er wurde. Um seine Stellung zu verbessern, trat er zum Islam über. Endlich war er der Haremstrenden, welche ihm sein neuer Glaube gestattete, überdrüssig geworden und er hatte nur noch den einzigen Wunsch: sie sammt den Aemtern, die er bekleidete, wieder los zu werden. Er rechnete auf meine Unterstützung und wollte, als Arbakesch verkleidet, Bochara heimlich in meinem Gefolge verlassen. Ich brauche wol nicht zu versichern, dass ich mit Enthusiasmus auf den abenteuerlichen Vorschlag einging. Um keinen Verdacht zu erregen, beschlossen wir uns erst wiederzusehen, wenn die Zeit zur Abreise herangerückt wäre.

Beim Abschied übergab mir mein Pole eine Rolle mit Papieren. „Dieses Manuscript“, sagte er, „ist in der Sprache der Tadschiken mit lateinischen Buchstaben geschrieben und enthält die Geschichte meines Lebens.“

Ich übergebe es Ihnen, weil hier niemand von heute auf morgen seines Lebens sicher ist.“ Ich übernahm das Manuscript, aber den Hakim des Emirs habe ich nie wieder gesehen.

Im Momente meiner Abreise wagte ich es, mich nach ihm zu erkundigen. „Ob der Hakim“, wurde mir erwidert, „umgebracht wurde? Das weiss nur Gott allein.“

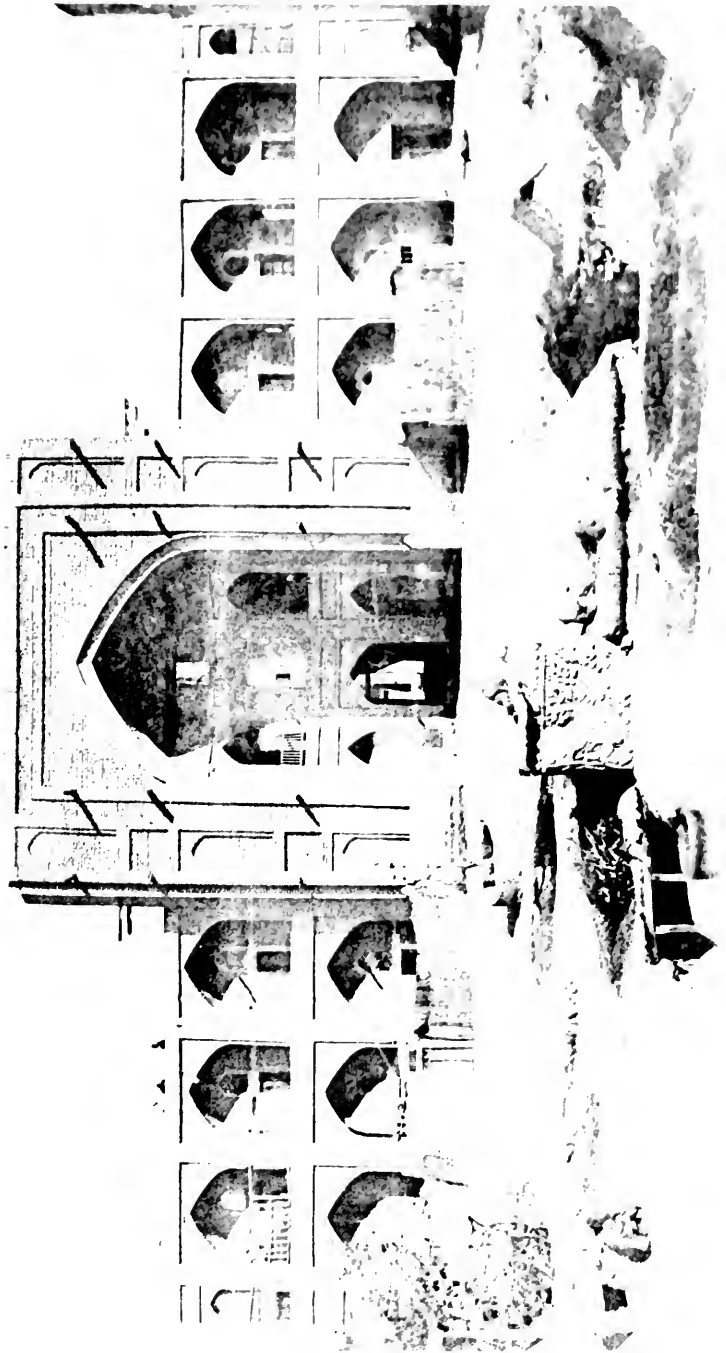
Wie der Grabstein des Timur, gerieth auch das Manuscript auf dem Grunde eines Schrankes in Vergessenheit; endlich habe ich es dem Professor Vambéry in der Hoffnung übergeben, dass er es mir übersetzen wird.

EIN GANG DURCH DIE STADT.

Nach dieser Erinnerung an längst vergangene Zeiten komme ich auf den einzigen Gang durch Bochara zurück, welchen ich, allein und unabhängig, machen durfte. Vor allem war mir daran gelegen, die in der muselmanischen Welt mit Recht berühmten Medresschs zu sehen. Man zählt deren wenigstens hundert; in jeder von ihnen wird einer grossen Anzahl von Studenten höherer Unterricht erteilt. Mein erster Gang führte mich zur Ir-Nazar-Medressch, die aus den Geschenken der Kaiserin Katharina II. von Russland erbaut worden ist. Sie unterscheidet sich in nichts von den bereits in Samarkand beschriebenen. Die auf dem Markte für Brennmaterialien erbaute Kalan-Medressch, eine der bedeutendsten in Bochara, enthält prächtige Betzimmer, die mit Koransprüchen und vielfarbigen Emailbildern verziert sind. Ein Professor hockt vor einem grossen Folianten; ihm umgibt ein halbes Dutzend junger Leute, die ihm mit ernster Miene zuhören und sich Wortgefechte liefern, sobald ihre Ansichten voneinander abweichen. Es gibt zwei Arten von Studenten: die reichen, welche nur um die Vorträge zu hören in die Medresschs gehen, und die armen, welche von den Stipendien aus den Wakufs unterhalten werden und Zellen in den zu den Medresschs gehörigen Gebäuden bewohnen. Der Universitätsunterricht beschränkt sich fast ganz auf die Auslegung des Koran und der grossen muselmanischen Theologen. Er zerfällt in drei Klassen, in welchen einer seine 15–20 Jahre zugebracht haben muss, um den Titel eines Imam zu erhalten und das Recht zu haben, selbst lehren und predigen zu dürfen.

Der öffentliche Unterricht ist in Centralasien merkwürdig weit im Volke verbreitet; Analphabeten sind eine Seltenheit. Bochara allein hat wenigstens 1000 vom Staate ganz unabhängige Elementarschulen. Jede Strasse hat ihre eigene Schule, deren Lehrer von den Aeltern gewählt und erhalten wird. Auch die Mädchenschulen sind sehr zahlreich. Die Kinder wohlhabender Familien zahlen ein Schulgeld von 2–3 Tillas (25–40 Mark); die armen sind davon befreit.

Der Elementarunterricht beginnt mit dem fünften Jahre und dauert im allgemeinen sieben bis acht Jahre. Haben die Schüler das Alphabet inne und können sie ein wenig schreiben, so lässt man sie zum Studium



einiger Bruchstücke aus dem Koran übergehen, welche auswendig gelernt werden müssen. Können sie endlich lesen und haben sie es so weit gebracht, dass sie den „Farzaur“ (Gebetbuch) und den „Tschau-Kitab“¹, also die zwei Werke, die nach muslimanischer Anschauung alles in sich enthalten, was einem Menschen zu wissen nöthig ist, abzuschreiben im Stande sind, so ist ihr Unterricht beendet und sie können zur Medressch oder Universität übertreten.

Die Elementarschulen sind eigenthümlicher Art: von weitem schon kündigen sie sich durch das unausgesetzte Geplärre der Schüler an. Beim Betreten der Schulstube legen alle Kinder ihre Fussbekleidung ab, wie bei uns ihre Kopfbedeckung. Der Schulmeister, ein Mollah mit weissem Turban, mit einer langen Ruthe bewaffnet, hockt mitten unter der studirenden Jugend, die aus Leibeskräften schreit und unter fortwährendem Schwingen des Körpers Koranverse hersagt, die sich dem widerspenstigen Gehirn nicht einprägen wollen. Daneben liegen andere eifrigst ihren Kalligraphie-Übungen ob. Die erstern sind krebsroth vor lauter Schreien; die Augen treten ihnen aus den Höhlen, und die Stirnadern sind gewaltig angeschwollen. Erlahmt der Eifer des Chores im Herplappern von Phrasen, welche die Schreier nicht verstehen, so mahnt sie die flink und geschickt gehandhabte Ruthe des Mollah schleunigst zur Rückkehr zur Pflicht.

Bochara-Scherif, d. i. die heilige Stadt, die von den Moslems aller Länder als die Quelle des wahren Lichts betrachtet wird, weil sie von jeher dem Einflusse des Occidents entgangen ist, besitzt eine grosse Anzahl von Moscheen. Die Bocharen rühmen sich, dass sie jeden Tag im Jahre in einer andern Moadschet Allah anbeten können. Aus dieser Unzahl kirchlicher Gebäude jedoch den Schluss ziehen zu wollen, dass der Bochare ein Muster der Frömmigkeit sei, wäre grundfalsch und ein schwerer Irrthum. Die Religion ist hier nichts als ein übertriebener Formalismus. Jeder, der die Erfüllung der religiösen Pflichten recht auffallend zur Schau trägt, wird für einen Tugendhelden gehalten und wäre er auch der ärgste Spitzbube. Geist und Gemüth bleiben einem Cultus vollständig fremd, der schliesslich in eine Reihe gymnastischer Uebungen ausartet.

Als eingefleischte Feinde jeder Neuerung unterscheiden sich die modernen Turanier nur sehr wenig von ihren Vorfahren: heutigentags noch beobachten sie in Bezug auf Essen und Trinken, Kleidung und Lebensweise die strikten Vorschriften des Koran. Der Vollzug der Vorschriften über Reinlichkeit wird von den Reïss streng überwacht und in den Schulen, ja sogar in den gemischten Klassen, mit empörender Schamlosigkeit praktisch gelehrt. Die bis ins Kleinste vorgeschriebenen und rigoros beobachteten täglichen Abwaschungen hindern aber die Städter nicht, von einer in unsern Augen abstossenden Unreinlichkeit zu sein. Das Wasser eines Arik, welches einem Gläubigen zur Reinigung diene, wird einige Schritte weiter abwärts von einem andern getrunken. Die städtischen

¹ D. h.: „Die vier Bücher“, umfassend den Koran, das Evangelium, die Tona und die Psalmen.

Wasserbassins lassen unausgesetzt solche Schauspiele beobachten, ohne dass sich jemand daran stösst: — hat doch der Prophet verkündet, dass in einer gewissen Tiefe das Wasser frei von Unreinigkeit sei.

Da der Islam nur eine Religion äusserer Andachtsübungen ist, so wälzt sich das Volk in einem Schlamme niedrigster Ausschweifungen, welche zu beschreiben die Feder sich sträubt. Die verächtlichsten Laster, welche von Mohammed nicht ausdrücklich verboten wurden, machen sich mit unsagbarem Cynismus öffentlich breit. In Bochara das Wort „Wein“ nur auszusprechen, ist schon ein Verbrechen; aber durch den Genuss von Opium und Haschisch zum Thiere herabzusinken, ist gestattet, weil der Koran von beiden Giften schweigt.

Die Derwische oder Kalendars, welchen man in Bochara auf jedem Schritt begegnet, sind Bettelmönche, welche theilweise in Klöstern leben und sich in mehr als 60 Orden theilen. Ihr Wahlspruch lautet: „Die Armuth ist mein Ruhm“. Die Derwische leben in der Regel im Cölibat; die Ehe ist ihnen jedoch nicht untersagt. Die sonnenverbrannten Kalendars Centralasiens unterscheiden sich von ihren Collegen in andern mohammedanischen Ländern nur durch ein wilderes Aeussere. Ein zerlumpter, mit Fetzen verschiedenfarbiger Stoffe ausgeflickter Chalat ist ihr Kleid; der Hals bleibt nackt, das Hemd fehlt gewöhnlich ganz; die nackten Beine stecken in unglaublichen Pantoffeln und eine spitze Mütze deckt den Kopf; an einem über die Brust geschlungenen Gurt tragen sie eine Kokosnuss oder einen Kürbis zur Aufnahme der Gaben der Gläubigen, bei welchen sie in hohem Ansehen stehen. Mit langen Stöcken bewaffnet durchwandern sie die Bazars, brandschatzen alles, was ihnen in den Weg kommt und unterbrechen nie ihre betäubenden Anrufungen. Ausserdem haben sie die Gewohnheit, sich jeder Dankesäusserung gegen den Geber zu enthalten, weil, wie sie behaupten, das Almosen nur dem nützt, der es gibt. Diese hässliche Bande kann den Christen schwere Unannehmlichkeiten verursachen, denn im Falle eines Conflicts mit dieser bewaffneten Canaille findet man nirgends Beistand oder Hülfe. Man sucht ihr daher soviel wie nur möglich aus dem Wege zu gehen.

Die Derwische gehorchen blind ihrem „Pir“ oder Oberhaupte und betreiben alle Arten kleiner Industrien, um die Gaben der Gläubigen zu ersetzen. Einige heilen die Kranken durch Auflegung der Hände; andere sind Taschenspieler, Feuerfresser, Säbelverschluckter. Die tanzenden Derwische führen Tänze auf, bei welchen sie sich mit erhobenen Armen und fliegenden Kleidern, in immer beschleunigtem Tempo auf demselben Punkte drehen, bis sie erschöpft in einem Paroxysmus religiöser Ekstase zu Boden fallen. In der Stille der Nacht hört man in gleichen Intervallen die Rufe: „Ja hu, ja hak“ sich wiederholen. Das sind die heulenden Derwische, die von Sonnenuntergang bis zum Sonnenaufgang diese sonderbare Art von Kasteiung betreiben und damit den Himmel zu verdienen glauben.

Die den Turaniern angeborene Reiselust, wozu noch die Vorschriften des Koran kommen, welche es den Gläubigen zur Pflicht machen, wenigstens einmal im Leben nach Mekka zum Hause des Propheten zu wall-

fahrten, haben zur Entstehung der Kaste der „Hadschi“ geführt. Diese faulenzenden Pilger leben von der öffentlichen Wohlthätigkeit; sie vertheilen Segensprüche, die ihnen viel eintragen und es ihnen ermöglichen, dass sie mit geringen Kosten den ungeheuern Weg aus Turan nach Mekka zurücklegen können. Die Pilgerfahrt verleiht ihnen den so sehr begehrten und beneideten Titel eines Hadschi. Ihre Rückkehr wird mit öffentlichen Festen gefeiert; Verwandte und Fremde ziehen ihnen entgegen; jedermann bemüht sich, diese Wesen zu berühren, welche fast wie Wunder verehrt werden und von jetzt an für den Rest ihres Lebens sich einer privilegierten socialen Stellung erfreuen.

Wir verlassen die Schulen und Medresschs und begeben uns auf den Bazar für Seidenwaaren. Die Seidenhändler bilden die Finanzaristokratie der Stadt. Weder Lärm noch fieberhafte Aufregung kennt man im Seidenbazar. Die Verkäufer sitzen vor ihren Buden, trinken Thee und wärmen sich die Hände an dem zur Seite stehenden Kohlenbecken. Sie thun, als wenn sie sich nur widerwillig zum Vorzeigen ihrer Waaren entschlossen. Wir hüten uns hier etwas zu kaufen und begnügen uns damit, die Gegenstände zu bezeichnen, die uns nach dem Botschaftshotel gebracht werden sollen, wo unser Mehmandar den Preis bestimmen wird.

Das hiesige Bazarleben unterscheidet sich von dem in Taschkent dadurch, dass in letzterer Stadt der Bazar ein geschlossenes Ganzes, eine Stadt in der Stadt bildet, wogegen es in Bochara mindestens 50 Bazars innerhalb und 20 ausserhalb der Stadtmauern gibt. Jede Specialität hat hier ihren Tim oder Bazar. Dazu kommen noch etwa 40 Karavanseraien, die entweder dem Emir oder den Wakufs (Kirchengütern) gehören. Der Teppichbazar ist einer der merkwürdigsten, der besucht zu werden verdient. Hier findet man alle Varietäten des vielseitigen Artikels, vom bescheidenen Filz des Nomaden angefangen bis zu den luxuriösesten Prachtgeweben. Nicht weit davon befindet sich der lärmendste Bazar der Stadt, der Bazar der Kesselschmiede, welche unter fürchterlichem Getöse die verschiedensten Gegenstände ihres Gewerbes erzeugen.

Der Hauptausfuhrartikel von Bochara ist Baumwolle, deren Production übrigens sehr unregelmässig ist; sie steht der amerikanischen Baumwolle bei weitem nach und wird hauptsächlich in den russischen Spinnereien verarbeitet. Die Ausfuhr ist vom Preise der amerikanischen Baumwolle abhängig und ist daher beträchtlichem Wechsel unterworfen. In zweiter Linie kommen für die Ausfuhr in Betracht die gesponnene Seide und der „Sarnak“ (Seidenabfalle); dann die Lammfelle, die man bei uns Astrachan nennt und die hier unter dem Namen „Karakul“ bekannt sind.

Wenn die Bocharen ihre Landesproducte auf der Messe in Nischnij-Nowgorod abgesetzt haben, so kaufen sie als Rückfracht vor allem andern russische Manufacturwaaren ein. Haupteinfuhrartikel sind die speciell für Centralasien gearbeiteten russischen Baumwollwaaren, welche billiger sind als sie die bocharische Localindustrie herstellt; dann kommen in Russland fabricirte Metallgeräthe, gegossene Kessel, kupferne Samowars, eiserne Kübel; alle Artikel der Tuka-Industrie, endlich weisser Raffinadezucker in Hüten, Fayence und Steingut.

Während täglich russische Waarenkaravanen auf dem Bazar von Bochara eintreffen, kommen aus Mesched oder Afghanistan nur 2–3 Züge im Monat an. Letztere bringen grünen Thee, Musselin für die Turbane und geringe Mengen von Baumwollgeweben. Nicht ohne ein gewisses Vergnügen fand ich schweizerische Fabrikmarken auf solchen Musselinstücken, die entweder über Persien oder über Indien hierher gekommen sind. Auch die lyoner Industrie ist auf den Bazars von Bochara durch Seidenstoffe in sehr grellen Farben vertreten, welche hier „Frengei“ heissen. Gegenwärtig ändert sich die Mode; sie will Gewebe auf rosenfarbenem oder hellrothem Grunde, der mit zweifingerbreiten grünen Streifen durchzogen und mit Blumensträusschen besäet ist; sie gehören für eine höher stehende Klasse von Beamten, die in der Hierarchie den Vortritt vor den Trägern von Kaschmirhalaten hat.

Die von mir über den Handel von Bochara gesammelten Zahlenangaben weichen derart voneinander ab, dass ich es nicht wage, sie wiederzugeben. Der Inak, den der Prinz ersucht hatte, mir eine Handelsstatistik zu verschaffen, schlug mir meine Bitte rundweg ab. Die Ausfuhr von Kamelhaar, Seidenabfällen und Schaffellen, welche heute über Moskau vermittelt wird, dürfte an Bedeutung gewinnen, sobald der europäische Consument durch directe Verbindungen mit Centralasien in Berührung kommen wird; er kann dann billiger jene Producte kaufen, deren Preise jetzt durch die zahlreichen Commissionsspesen unnöthiger Zwischenhändler in die Höhe geschraubt werden.

Die Einfuhr unserer europäischen Producte nach Centralasien wird niemals eine grosse Rolle spielen, weil die russische Industrie den Bedürfnissen jener Gegenden reichlich genügt; zudem sind die Einfuhrzölle viel zu hoch und Credite viel zu unsicher, um grosse Geschäfte zu ermöglichen.

Nirgends ist das brutale Bettlerthum aufdringlicher als in Bochara. Will man sich den Derwischen entziehen, die uns auf den Bazars ärgersten, so geräth man an eine Medressch, d. h. *incidit in Scyllam qui vult citare Charibdin*. Die öffentlichen Gebäude werden nämlich in der Regel von einer Schaar von Krüppeln ohne Beine, Lahmen, Blinden und Blöden belagert, welche sich auf den Nächstbesten werfen und sich dann um das ihm abgepresste Almosen streiten. Eine Hand voll Kleingeld unter den Haufen geworfen, gibt Veranlassung zu förmlichen Schlachten, wobei sich gesunde und kräftige Kerle nicht schämen, den Krüppeln sogar den Obolus zu entreissen, den sie im Munde für geborgen hielten. Diese ekelhaften Scenen erneuern sich jedesmal, so oft eine distinguirte Person in die Nähe kommt.

Von allen diesen Gängen kreuz und quer durch die gewundenen endlosen Gassen sind wir zwar schon ermüdet und erschöpft; da man uns aber nur einen einzigen Tag der Freiheit bewilligte, so nehmen wir all unsern Muth und Ausdauer zusammen und gehen nicht eher heim, bis wir nicht auch das den Aussätzigen angewiesene Quartier besucht haben.

Der Aussatz kommt in ganz Centralasien permanent vor; ganze Dörfer werden von den Opfern dieser schrecklichen Krankheit bewohnt. In den Städten werden sie in ein besonderes für sie bestimmtes Quartier verwiesen,

wo sie in elenden Spelunken hausen. Der Aublick dieser Auswürflinge des abstossendsten Elends spottet jeder Beschreibung, und die Greuel, die ich gesehen, verfolgen mich noch im Traume mancher schlaflosen Nacht.

Der Aussatz tritt auch in den wohlhabendsten Familien auf. Es kommt vor, dass die Eltern, auf die Gefahr hin, wenn sie entdeckt werden der drohenden strengen Bestrafung ausgesetzt zu sein, sich alle Mühe geben, die Kranken dem sie erwartenden Schicksale zu entziehen. Sobald nämlich das Gerücht von einem neuerlich vorkommenden Falle sich verbreitet, wird der Kranke aus seiner Wohnung hinausgeschafft und in das Aussätzigenquartier verwiesen, wo er von seinen Leidensgenossen mit Freuden aufgenommen wird.

In Bochara werden den Aussätzigen die Lebensmittel von den Wakufs, die Kleider von der öffentlichen Wohlthätigkeit geliefert. Auf dem Lande betteln sie, und da das Volk eine entsetzliche Furcht vor ihnen hat, so eignen sie sich selbst die Bodenerzeugnisse an. Sie schlagen z. B. ihr Lager auf einem Haufen Getreidegarben auf. Der Eigenthümer wird es nicht mehr wagen, ihn zu berühren, und die pflügigen Bettler schleppen den Ertrag dieser originellen Brandschatzungsmethode heim.

Eine andere Epidemie, mit sichtbaren Spuren auf vielen Gesichtern, ist die sogenannte „sartische Krankheit“, eine Art Aussatz, welche tiefe Narben auf der Haut zurücklässt und durch einfache Berührung sich mittheilt und weiterverbreitet.

Eine dritte Krankheit ist die „Rischar“, ein mehrere Meter langer Wurm, dessen Eier im Wasser liegen und der sich, wie die Gelehrten behaupten, nach 7 Monaten unter der Epidermis entwickelt. Ein Glas Wasser aus dem Sarafschan zu trinken, genügt, um angesteckt zu werden. Ich selbst habe den Wurm vor 15 Jahren aus Bochara mitgebracht und bin erst in Mailand durch eine Operation davon befreit worden. Ich kenne also die Unannehmlichkeiten, welche dieses Geschöpf bereitet, bin gewitzigt und habe also jetzt meine Vorsichtsmassregeln getroffen. Seit Orenburg ist kein Tropfen Wasser mehr über meine Lippen gekommen; zwischen den Mahlzeiten trinke ich nur Thee und bei Tische nichts anderes als Wein. Selbst die Milch ist nicht ganz geheuer, weil ihr nur zu oft Wasser beigesetzt wird. Ebenso ist es gefährlich, sich mit ungekochtem Wasser zu waschen.

Um uns die Langeweile zu vertreiben, schickte uns Seine Hoheit wiederholt sein Orchester, seine Clowns und sein Balletcorps. Bei solchen Anlässen wurde die Terrasse des Botschaftshotels mit reichen Teppichen bedeckt; dann wurden Zelte aufgeschlagen, die mit unsern Lehnstühlen möblirt wurden. Gegen 9 Uhr abends wurde die improvisirte Bühne mit Unschlittkerzen „taghell“ erleuchtet und nun begann das 10 Mann zählende, mit Gitarren, Oboen, Flöten und Tamburins ausgerüstete Musikcorps eine ohrenzerreissende Katzenmusik.

Einen Augenblick horchen wir mit Interesse auf die Töne einer Art dreisaitigen Gitarre mit meterlangem Griffbret und starker Resonanz, die im übrigen einer kleinen Mandoline gleichsicht. Die Musikanten entlocken

ihre eine Melodie von einer Einförmigkeit, die zur Verzweiflung bringt, und begleiten sie mit Gesängen, welche sie mit greulichen Quickstimmen mehr herabschreien als singen.

Während der Ruhepausen der Musikanten kommt die Reihe an die Tamburinspieler. Um grosse Kohlenbecken herumhockend, kläffen und kreischen auch sie Gesänge, welche sie auf ihren gedämpften Instrumenten begleiten. Sie wärmen letztere bisweilen an der Glut, wahrscheinlich um den Wohlklang zu erhöhen.

Der zweite Act der Unterhaltung beginnt mit dem Auftreten des Ballets. Die Almeen und Bajaderen des Orients werden in Centralasien durch den „Batscha“ ersetzt, der der Inbegriff aller Freuden ist, von welchen der Bewohner der Oase träumt; ohne Batscha gibt es kein Volksfest, keine feierliche Versammlung. Gewöhnlich ist er ein Bursche von 9—18 Jahren, weiblich, bisweilen wirklich schön und gekennzeichnet durch zwei lange Haarlocken, die aus seiner Mütze hervorquellen; er singt, er improvisirt sogar, vor allem aber ist er Tänzer. Einst war es der Kul, heutzutage ist es der Batscha, welchen sich der Mann von Stand¹ oder ein Unternehmer hält, der sich tüchtig bezahlen lässt; es gibt Ortschaften und Städte, welche eine ganze Truppe halten, wie bei uns Schauspieler. Es gibt Batschas, von welchen dort jedermann ebenso spricht, wie bei uns von unsern grossen Künstlern gesprochen wird; ihr Erscheinen bei einem Feste entfesselt die allgemeine Fröhlichkeit. Wenn sie zu Pferde durch die Bazars reiten, beeilt sich jeder es dem andern zuvorzuthun und den Batscha mit Geschenken und freundlichen Grüßen zu überhäufen: er repräsentirt das durch den Koran aus dem öffentlichen Leben verbannte weibliche Element. Bisweilen zieht der Batscha beim Tanze Weiberkleider an; in dieser Gestalt erweckt er Leidenschaften und Begierden, die oft mit blutigen Schlägereien und Messerstichen endigen; wenn er tanzt und seine choreographischen Übungen mit einem gefährlichen Sprunge oder mit Kreiseldrehungen beendet, die er mit schwindelerregender Schnelligkeit um seine eigene Axe ausführt, so fallen die sonst so ruhigen und in ihren Bewegungen gemessenen Eingeborenen ganz aus ihrer gewöhnlichen Apathie und überlassen sich einem geradezu frenetischen Enthusiasmus.

Für uns sind alle diese Tänze und Gesänge nichts als höherer Blödsinn: es sind rhythmische Gänge, lascive Körperverdrehungen, ein Schlottern des Leibes und Rollen der Augen. Während der Tänze halten zwei Individuen Kerzen in der Höhe des Gesichts des Batscha, damit ja kein Zug seines Mienenspiels dem Publikum entgeht. Dem Eindruck nach zu urtheilen, welchen das Ganze auf eingeborene Zuschauer ausübt, muss es ihnen wunderbar schön vorkommen; wir sind jedoch nicht Orientale genug, um die Feinheiten des Spiels zu verstehen und die Talente der Tänzer genugsam würdigen zu können. Für uns ist der Anblick, welchen das einheimische Zuschauerpublikum gewährt, bei weitem interessanter. Was die Clowns anbelangt, so sind bei ihnen Ohrfeigen und Grimassen

¹ Der Emir hält etwa 60 Batschas.

geradeso gebräuchlich und häufig, wie bei den Bajazzos in einem europäischen Cirkus.

ABSCHIEDS-AUDIENZ.

Am 27. wurden wir vom Tiura-dschann (Erbprinzen) in feierlicher Audienz empfangen. Der Prinz ist ein schöner junger Mann von 24 Jahren, mit schwarzem Seidenbarte, intelligentem Blicke und feinen Manieren. Er empfängt den Prinzen Wittgenstein mit dem unverkennbaren Wesen herzlicher Höflichkeit; trotzdem schimmert eine gewisse Befangenheit durch. Der Erbprinz war in Russland, wohin ihn der Emir zur Krönung des Czaren



Tanzender Batscha.

gesandt hatte, sehr herzlich aufgenommen worden. Seiner Intelligenz fiel es nicht schwer, rasch den Unterschied zwischen Russland und seiner Heimat zu begreifen; ist doch letztere eine Art Insel, umgeben von einem Sandocean, welche der Emir seit langer Zeit von der Berührung mit der Civilisation Europas fern zu halten bemüht war. Man hätschelte und feierte ihn und behandelte ihn als Thronerben. War sein Vater darob eifersüchtig geworden? Ich will es nicht behaupten, aber Thatsache ist es, dass er seit seiner Rückkehr in einer Art von Ungnade steht. Er fühlt sich von Kundschaftern des Emirs umgeben und so blieb er denn uns gegenüber einfach höflich. Als echt asiatischer Fürst war er bei

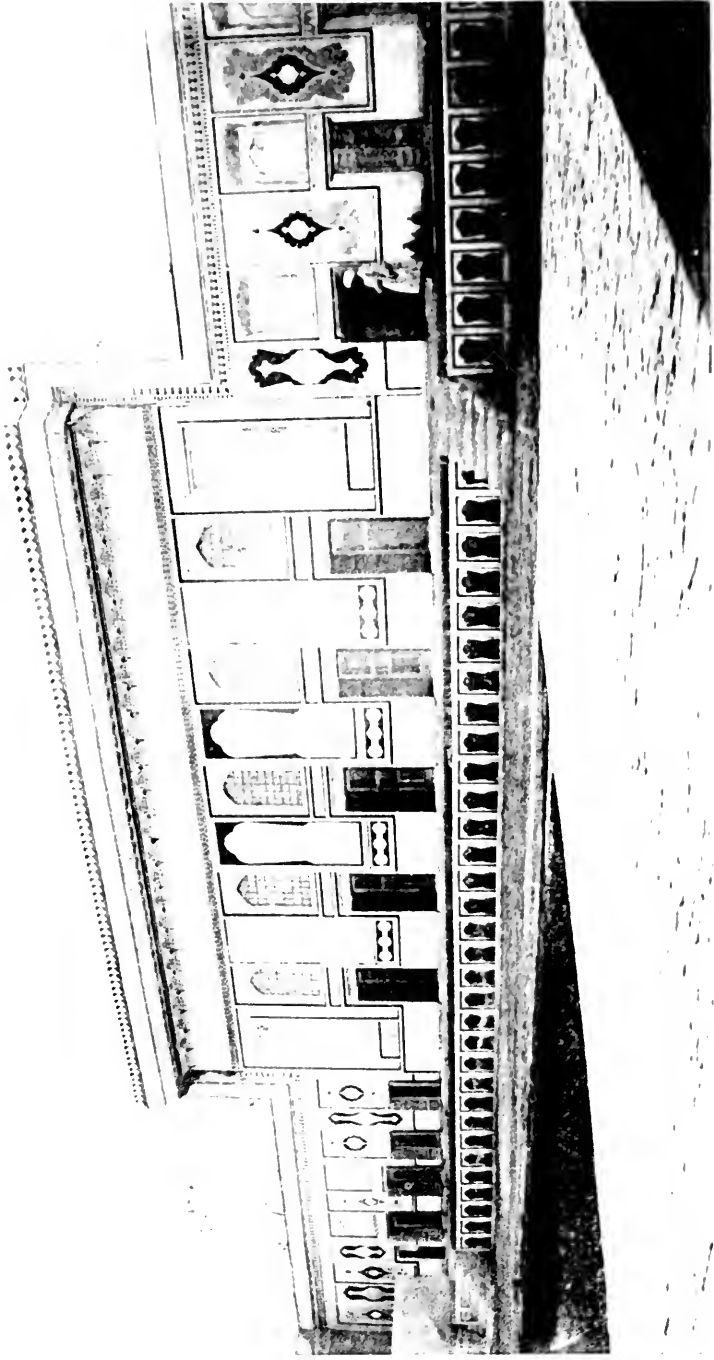
dem uns angebotenen Gastmahle und bei der Ueberreichung der stets sich gleichbleibenden Geschenke nicht anwesend. Dann erschien er wieder, um uns mit den gleich vornehmen Manieren eines sehr grossen Herrn wie beim Empfang so auch beim Abschied wieder zu begrüssen. Was uns im Verlaufe der ganzen Audienz am meisten auffiel, war die phantastische Pracht seines Costüms, welche zu seiner männlichen Erscheinung ausgezeichnet passte. Er trug einen Turban aus grünem Kaschmir und einen Chakat aus johannisbeerfarbenem Sammt, der mit Blättern aus massivem Golde verziert und mit echten Perlen eingefasst war.

Am folgenden Tage empfing uns der Inak oder Handelsminister, der Sohn des Kusch-Begi und der Mann, der heute die Geschäfte leitet, officiell in seiner Behausung. Die Unterhaltung war sehr belebt; besonderes Interesse äusserte er für die Mittheilungen, welche ich ihm über mein Heimatland machte, und er betonte ausdrücklich die grosse Genugthuung, welche sein Souverän empfunden, als er erfuhr, dass ein aus so weiter Ferne gekommener Fremder sich in seiner Hauptstadt aufhalte. Er bezeugte mir seine volle Sympathie und versprach mir, Anstalten zu treffen, meine Reise durch die Staaten des Emirs mit allen Erleichterungen, welche die Regierung gewähren könne, zu unterstützen.

Hier, wie bei seinem Sohne, dem Beg von Karschi, wurden wir besonders reich mit herrlichen Chalaten und prächtig aufgezäumten Pferden beschenkt. Ich glaube bereits erwähnt zu haben, dass der Kusch-Begi einst der Sklave des Emirs war; er ist Perser von Geburt; er, sein Sohn, sein Enkel und sein Urenkel stehen im Dienste des Emirs. Es wird wol selten vorkommen, dass vier Generationen der nämlichen Familie zu gleicher Zeit hohe Stellen in einem und demselben Staate bekleiden. Ich beglückwünschte deshalb den Inak und zögerte nicht, ihm zu bemerken, dass dieser Fall wol der einzige in der ganzen Welt sein dürfte.

Dienstag, 1. November, erhielten wir den Besuch des Vertrauten des Emirs, den wir zum ersten mal sahen. Er ist ein einfacher Hadschi, Namens Chodscha-Urak; ich werde später Gelegenheit haben, von ihm zu sprechen. Er kam uns zu melden, dass wir zu Seiner Hoheit berufen worden wären und dass diejenigen fremden Gäste, welche abzureisen wünschen, sich bei dieser Gelegenheit vom Emir verabschieden können. Diese Nachricht erfüllte uns mit lebhaftester Freude; seit drei Wochen waren wir thatsächlich Gefangene, ohne zu wissen, wann wir unsere Reise würden fortsetzen können.

Am andern Tage, genau zur Mittagsstunde, erschien wirklich das vom Inak angeführte grosse Ehrengeläute, um uns im Botschaftshotel abzuholen. Chodscha-Urak begleitete den Inak; er theilte uns mit, dass sich der Emir in Scher-Bodin (Schir-Bodan), seiner Lieblingsresidenz, $3\frac{1}{2}$ Werst von der Stadt, befände. Wir machten uns sofort auf den Weg nach diesem Palaste. Von weitem schon erblickt man das weitläufige Gebäude mit flachem Dache, mitten in einem grossen Garten, welchen eine 10 Meter hohe Mauer umgibt. Die zur Hauptpforte führende Strasse ist zu beiden Seiten von Arcaden eingefasst, unter welchen die



AUDENZIALE DES EMIR VON BUCHARA IN SCHER-B-DJAN

Garde der Kulbaschi untergebracht ist. Diese Garde bildet links und rechts vom Eingang Spadier; dann kommen wir an dem in langen Reihen aufgestellten Hofpersonal vorüber. Da sind zunächst die Mirzabaschi¹ in Chalaten aus Adrass (halb Seide, halb Baumwolle), dann folgen die Dievazi in Chalaten aus Kanaus (einheimische Seide), die Karaul-Begi und die Mirachur in Chalaten aus französischer Seide, die Ischkagasi (Pagen) in Chalaten aus Kaschmir, die Toksabat in Sammtkleidern und endlich die Parwanatschi in Partscha (Goldbrocat) gekleidet. Nur der Inak, welcher Beg ist, und der Hadschi bleiben an der Spitze unsers Zuges. Wir kommen in einen sehr geräumigen Hof, dessen Hintergrund von einem Gebäude mit hohen Fenstern abgeschlossen wird; vor dem Gebäude befindet sich eine aus behauenen Steinen aufgeführte Terrasse, zu welcher eine die ganze Länge des Gebäudes einnehmende Treppe hinaufführt. Zwischen den Fensterstürzen und dem Dache, sowie zwischen allen Fenstern sind reizende Goldmalereien auf rothem und blauem Grunde als Decorirung angebracht. Von hier gelangen wir in einen Saal von ungeheuren Dimensionen, dessen eine Seite von Fenstern eingenommen wird, welche vom Boden bis an die Decke reichen. In der Mitte sitzt der Emir auf seinem Throne; in einer gewissen Entfernung links vom Throne erwarten zwei Armstühle den Prinzen Wittgenstein und seinen Adjutanten; für den Doctor und den zweiten Dolmetsch dienen zwei Sessel; rechts vom Throne stehen ebenfalls zwei Armstühle für den Oberst de Sermet und für mich. Sonst ist kein einziges Möbelstück in dem ungeheuren Raume, dessen Boden mit europäischen Teppichen belegt ist. Sonderbar! während man bei uns alle möglichen Anstrengungen macht, die orientalischen Teppiche nachzunehmen, ohne dass es gelingt, findet man die Erzeugnisse unserer Industrie im Thronsaale eines asiatischen Souverän. Die merkwürdig schön gearbeitete Decke zeigt grosse viereckige Kassetten mit rothen und goldenen Verzierungen auf blauem Grunde und grossen silbernen und goldenen Knöpfen.

Der Reihe nach wurden wir zum Händedruck beim Emir vorgelassen, der diesmal einen rothsammetnen, mit Edelsteinen bestickten Chalats trug. Wie das erste mal empfing er uns mit der ihm eigenthümlichen herablassenden Freundlichkeit; unsere tiefen Verbeugungen erwiderte er mit der Frage, ob wir von dem Aufenthalt in seinen Staaten befriedigt seien. Sobald alle die für sie bestimmten Plätze eingenommen haben, bemerkt Prinz Wittgenstein dem Emir, dass die fremden Gäste bei Seiner Hoheit erschienen sind, um die Erlaubniss zur Abreise einzuholen. Nach dem Oberst de Sermet kommt die Reihe den Emir anzusprechen an mich. Ich sagte ihm, dass ich der erste Vertreter meines Landes sei, welcher die Grenzen Bocharas überschritten habe, und dass ich nicht verfohlen werde, meinen Mitbürgern von der in den Staaten des Emirs genossenen Gastfreundschaft zu berichten. Ich fügte hinzu, dass mein Vaterland eine gewisse Analogie mit den Staaten Seiner Hoheit habe. Wie in Bochara

¹ Mirzabaschi ist nach Vámbéry die Bezeichnung für „Obersecretär“.

gibt es auch in der Schweiz zahlreiche Gelehrte; durch lange Zeit genossen die schweizerischen Medressen (Universitäten) grossen Ruf in Europa, wie die Medressen Bocharas in Asien berühmt sind. Ich schloss mit meiner Danksagung an den Emir und bat ihn, mir die Weiterreise zu gestatten. — Der Emir erwiderte, dass Gäste in seinen Staaten willkommen seien; mit Gemüthlichkeit erfahre er, dass ich über den mir in Bochara zutheil gewordenen Empfang glücklich sei. Er schloss mit folgenden Worten: „Sage deinem Souverän, dass ich zufrieden bin, dass er dich gesandt hat und überbringe ihm meine Grüsse; sage ihm, dass alle, welche er noch senden wird, ebenfalls willkommen sein werden.“

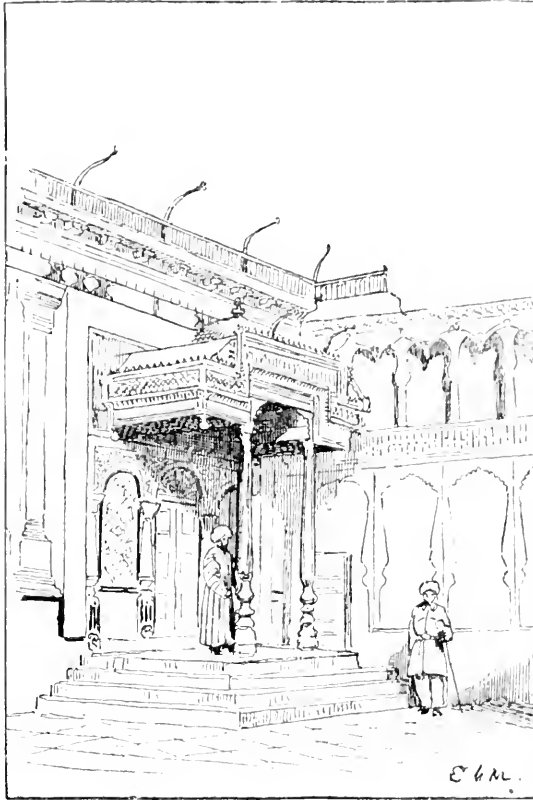
Für uns war die Abschiedsaudienz zu Ende; wir erhoben uns und verbeugten uns abermals vor dem Emir, dem ich zum Abschied langes Leben zum Glücke seiner Unterthanen wünschte. Die russische Botschaft blieb zurück, während wir unter den drei üblichen Verbeugungen im Krebsgange den Saal verliessen.

Im Vorzimmer kam der Hadschi wieder zu uns und geleitete uns durch ein Labyrinth von Höfen in den auf der Gartenseite gelegenen Flügel des Palastes. Beim Austritt aus einem dunkeln Gange standen wir vor einem steinernen, mit Bildhauerarbeit bedeckten Porticus, über welchem sich eine in Blau, Roth und Gold bemalte Kuppel erhob. Von den hohen Stufen dieses in einen weiten Hof mündenden Porticus aus hatten wir eins jener Bilder vor uns, welche niemals wieder aus dem Gedächtniss entschwinden.

Jener Hof war das Kleinod des Feenpalastes von Scher-Bodin. Im Hintergrund schloss ihn ein zwar nur einstöckiges, trotzdem aber sehr hohes Gebäude ab, vor welchem ein künstlerisch gemeisselter Säulengang eine Veranda trägt. Rechts und links liegen grosse weitläufige Gemächer mit hohen Fenstern. Zwischen den Fenstern sind Nischen angebracht, deren Ornamentik in den lebhaftesten Farben auf Goldgrund gemalt ist. Eine dieser Nischen, grösser als die anderen und mit der Aussicht nach dem Garten, bildet eine Art Balkon mit einem Gitterwerk, welches so fein in Marmor ausgeführt ist, dass es eine Spitze aus Stein zu sein scheint.

Unser Führer Hadschi-Urak lässt uns jetzt Gemächer durchschreiten, wo unser Fuss Teppiche betritt, die ebenso wegen ihrer Grösse, wie wegen ihrer Zeichnungen zu bewundern sind. An den Wänden sind grosse Blumensträusse auf rothem, blauem und goldenem Grunde abgebildet. Die Zimmerdecken bestehen aus in Holz geschnitzten Kassetten mit silbernen und goldenen Arabesken. In keinem dieser Gemächer ist ein Möbelstück zu finden, überall sieht man nur die vier Wände: die weiten Räume machen daher einen kalten und traurigen Eindruck. Am Ziele unserer Wanderung, in dem an den Park anstossenden Flügel des Gebäudes, erwartet uns ein üppig ausgestatteter Dastarchan. Der Hadschi ladet uns durch ein Zeichen zum Sitzen ein. Bei dieser Gelegenheit mache ich erst die Entdeckung, dass er ein wenig russisch spricht. Er versteht, was ich ihm in dieser Sprache sage, und so entwickelt sich bald eine mir unvergessliche Conversation. Hadschi-Abul-Faiz-Chodscha-Urak beweist mir kurzweg, dass

er die ganze asiatische Welt mit dem Sacke auf dem Rücken und dem Stabe in der Hand durchwandert hat. Dreimal war er in Mekka und fünf Jahre wohnte er in Stambul. Er durchzog Tibet, China, ganz Hindostan, Persien und Kleinasien. Er hat viele Souveräne kennen gelernt. Auf meine Bemerkung, dass ein so grosser Reisender wie er auch meine Heimat besuchen müsse, ich würde für einen seiner grossen Verdienste würdigen Empfang besorgt sein, zeigte er auf seinen grauen Bart und meinte, er habe sich nunmehr an der Seite des Emir Hazret, welcher



Thor von Scher-Bodin.

gern auf seinen bescheidenen Rath höre. „niedergelassen“, und wie sein Souverän, sehe auch er die Fremden gern. Besonders genau kennt er Persien, wo er auch meine dortigen Freunde gesehen hat.

Diese gemüthliche Unterhaltung wurde plötzlich durch den Eintritt des Botschafters und seines Gefolges unterbrochen. Ich konnte sofort vom Gesichte des Prinzen dessen innerliche Befriedigung ablesen. Die heutige Audienz war in der That von entscheidender Wichtigkeit gewesen und der Emir hatte endlich in den Hauptpunkt der vom Prinzen ihm vorzutragenden Wünsche eingewilligt: er genehmigte den Bau einer Telegraphenlinie von Russisch-Turkestan bis Bochara. Man muss das

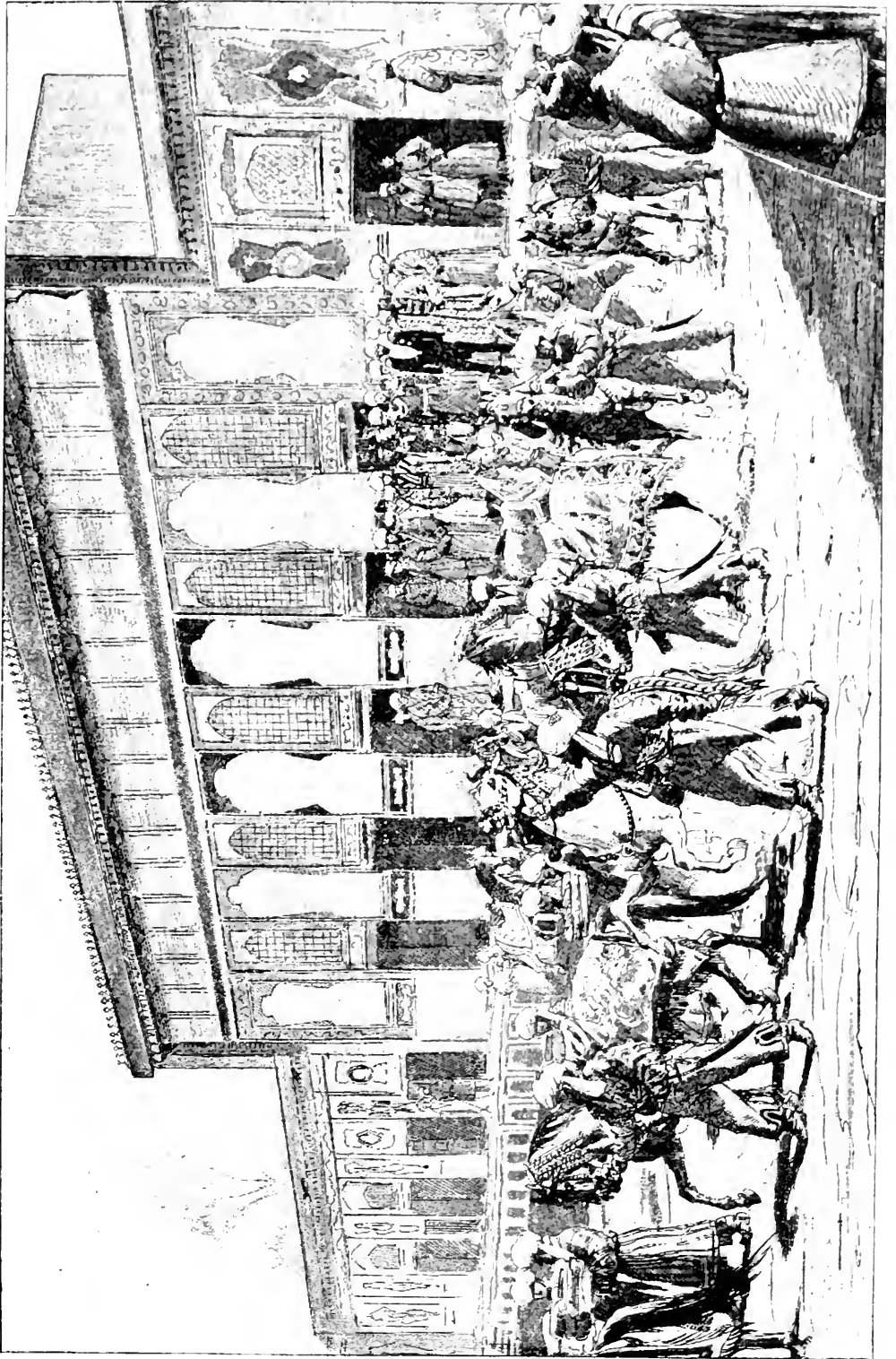
Land kennen, um zu begreifen, welchen moralischen Sieg General Tschernajew mit dieser höchst wichtigen Concession über den herrschenden Starrsinn und Fanatismus soeben errungen hatte. Sein Name wird allezeit unauslöschlich verbunden bleiben mit dieser ersten Bresche in die chinesische Mauer, welche die Staaten des Emirs von Bochara von der civilisirten Welt trennte.

Die erste Erfassung und energische Verfolgung dieses Gedankens ist Verdienst des Generals; die Durchführung ist jedoch dem Prinzen Wittgenstein zu verdanken, der bei dieser Gelegenheit abermals das hervorragende diplomatische Talent bewies, von welchem ich bereits sprach.

Heute war also alle Welt froh und zufrieden, der Prinz über seinen Erfolg und wir über unsere baldige Abreise. Die Conversation war eben im besten Flusse, als die Geschenke ankamen, welche diesmal noch reicher waren als früher. Der Augenblick, in welchem die vom Emir uns gesandten Pferde in dem prachtvollen Hofe vorgeführt wurden, bot ein so glänzendes Bild, dass man sich unwillkürlich fragte, ob das alles nicht ein schöner Traum sei.

Noch liessen wir unserer Bewunderung freien Lauf, als der Inak kam, um uns im Namen des Emirs einzuladen, die Nacht in Scher-Bodin zuzubringen und erst am folgenden Tage nach der Hauptstadt zurückzukehren. Eine Nacht mit dem Emir unter demselben Dache zuzubringen, ist die grösste Ehre, welche einem menschlichen Wesen widerfahren kann: bisher war sie noch keiner Botschaft erwiesen worden. Mit der ihm eigenen Würde nahm der Prinz die Einladung an; wir, die wir keine Diplomaten waren, fühlten deutlich das Längerwerden unserer Gesichter: es war bärenmässig kalt und nirgends ein Ofen zu sehen! Ich war im Frack, hatte keinen Pelz, dafür aber die Aussicht auf eine in bettenlosen, allen Winden offenen Gemächern zuzubringende Nacht! Trotzdem musste gute Miene zum bösen Spiele gemacht werden. Um uns zu erwärmen, machten Oberst de Sermet und ich einen raschen Gang durch die Alleen des ungeheuer grossen, von Mauern eingeschlossenen Parkes. Während dieser Leibesübung bringt mich mein Gefährte auf den Gedanken, dass wir möglicherweise nach Landessitte in einen Hinterhalt gefallen sein könnten und die aufgehende Sonne nicht wiedersehen würden. Unter dem Drucke so schwarzer Vorstellungen kehrten wir, wenn auch nicht erwärmt, so doch in unser Schicksal ergeben, in den Palast zurück. Zu unserer grossen Befriedigung erfahren wir hier, dass die Dienerschaft nach Bochara zurückgeschickt worden war, um die für unser Nachtlager nothwendigen Gegenstände zu holen. Inzwischen war die Nacht angebrochen und man lud uns jetzt ein, auf den Balkon hinauszutreten; wo uns eine Ueberraschung erwartete.

Der Hof, die Bäume, alles war mit vielfarbigen Lampions beleuchtet und im Hintergrunde des Parkes, der sich schwarz vom Horizonte abhob, ging der Mond glänzend in der herrlichen Nacht auf: ein wirklich magisches Schauspiel von grossartiger Wirkung, welches wir in stummer Bewunderung betrachten. Diese Orientalen verstehen sich darauf, etwas in Scene zu setzen! Während unserer Abwesenheit waren eine

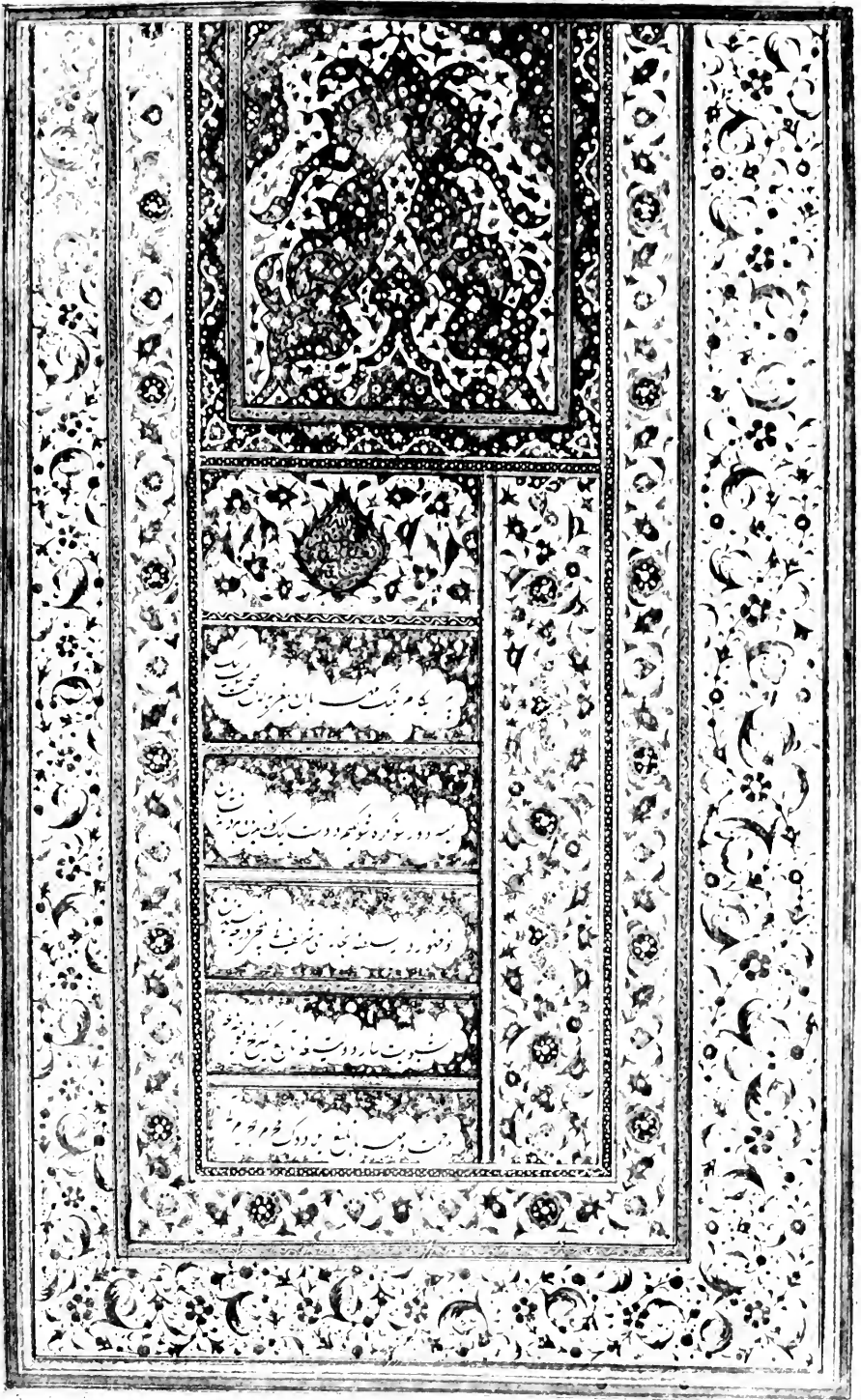


Zustellung der Geschenke in Solchm-Bocha.

Menge Kohlenbecken im Saale aufgestellt worden; das sehr reichliche Mahl trug ebenfalls dazu bei, uns wieder zu erwärmen. Wir griffen wacker zu, jeden Verdacht an eine Massenvergiftung, welche eine furchtsame Stimme bei der wirklich ausgezeichneten Suppe hingeworfen hatte, muthig zurückweisend. Der Abend schloss mit einem Concert der Kapelle des Emirs und mit einer choreographischen Vorstellung der Batscha. Endlich suchte jeder das für ihn bereit gehaltene Gemach auf. Mir war ein Schlafzimmer angewiesen worden, in welchem man bequem eine Compagnie Soldaten hätte exerciren lassen können: acht Thüren, aber kein einziges Fenster und keine Thüre zum Verschliessen; trotzdem schief ich königlich unter dem Dache eines Souveräns, von dem ein Zeichen seiner übeln Laune hingereicht hätte, uns um unsere Köpfe zu bringen.

Schon am Abend hatte mich der lebhafteste Wunsch ergriffen, das so schwer zugängliche Wunderschloss photographiren zu können. Der Prinz hatte mir gesagt, für jeden Fall meinen Apparat kommen zu lassen; er werde dann morgen mit Hadschi-Urak über die Sache sprechen. Beim Erwachen mit Tagesanbruch brachte mir mein Dschigitte alles Erforderliche. Ich wartete bis der Prinz aufgestanden war; er erschien fast gleichzeitig mit dem Inak, der im Auftrage des Emirs sich erkundigte, wie wir die Nacht zugebracht hätten. Ich machte den Inak zum Vertrauten meines Gedankens mit der Bitte, mir die Erlaubniss zu erwirken ihn auszuführen. Nach einer Viertelstunde kam er zurück mit der Nachricht, der Emir ertheile mir die gewünschte Erlaubniss unter der Bedingung, dass mir auch die Hofwürdenträger zur Verfügung gestellt werden. Ich machte vier Aufnahmen, welche alle wunderbar gelangen. Welche Freude! Ich habe jetzt für immer Scher-Bodin auf meinen Glasplatten fixirt, und ausser dem Wunderpalast auch noch die Grosswürdenträger des Emirs, die Persönlichkeiten des Hofstaates, die Sarbazen und die Mitglieder der Botschaft. Es war ein köstlicher Spass, die Angst der Moslems vor meinem kleinen Apparate zu beobachten. Nur der Hadschi und der Inak kamen, um sich das aufgenommene Bild auf der matten Glasplatte anzusehen. Ich war bereits mit dem Einpacken meiner Geräthe beschäftigt, als der Emir durch einen Boten mich ersuchen liess, auch den ihm vorbehaltenen Hof und seine Wohngemächer zu photographiren. Leider hatte ich keine Glasplatten mehr und so musste ich die herrliche Gelegenheit unbenutzt lassen und antworten, dass es mir nicht mehr möglich sei zu arbeiten. Der Prinz machte jedoch den Vorschlag, dass ich am folgenden Tage wiederkommen solle, um des Emirs Wünsche zu erfüllen. — was denn auch geschah.

Es stand geschrieben, dass der kurze Aufenthalt im Sommerpalast des Emirs eine Reihe von Ueberraschungen für mich bringen sollte; die letzte und grösste war mir für den Augenblick der Abreise vorbehalten. Der Prinz hatte um die Erlaubniss gebeten, nach Bochara zurückkehren zu dürfen: wir waren im grossen Salon versammelt, als Hadschi-Urak erschien und mir im Auftrage des Emirs ein Andenken an meinen Aufenthalt in seiner Hauptstadt überreichte. Es waren die Insignien zweiter Klasse des „Stern von Bochara“, ein Stern aus massivem Gold, fast ein Pfund



FIRMAN VON BOCHARA

schwer und gross wie eine Untertasse; diese sehr originelle Decoration wird auf der Brust befestigt. Ich glaube, dass ich wol der erste Fremde bin, der sie tragen wird.

Die Auszeichnung war von einem Firman begleitet, der nach der Uebersetzung von Professor A. Vámbéry folgenden Wortlaut hat:

„Im Namen Gottes, dessen Majestät gelobt sei!

„Ich, der ich Gesundheit und Wohlergehen nur vom einigen Gotte habe, thue kund, dass ich, bewogen von den Gefühlen der Freundschaft und des Wohlwollens, in meiner Gnade dem Tiura Heinrich Moser, schweizerischen Unterthan, den Stern zweiter Klasse unsers jüngst gegründeten Ordens von der Residenz Bochara der Edlen verliehen habe.

„Im Monat Moharrem des Jahres 1301.

„Der Emir SEID MOZAFFAR,⁵
1277, Datum des Siegels.



Der „Stern von Bochara“.

1277. Nischan dur es Sultanat Bucharai-Scherif. (Orden der Residenz Bochara der Edlen.)

Auf der Rückfahrt nach Bochara hatten wir schönes, helles Winterwetter; alles war in bester Laune und beschäftigte sich mit den Vorbereitungen für die Reise. Schon am folgenden Tage sollte uns unser liebenswürdiger Reisegefährte Baron de Sermet verlassen und nach Petersburg zurückkehren. Seine Abreise bricht den ersten Ring in der Kette, die leider für zu kurze Zeit im Herzen Asiens eine angenehme europäische Gesellschaft verband, welche sich gewiss nicht wieder vollzählig zusammenfinden wird.

Ich begab mich am folgenden Tage nach Scher-Bodin, um noch einige Aufnahmen zu machen; dann war auch für mich die Stunde der Trennung nahe gekommen. Ich verabschiedete mich bei dem Prinzen Wittgenstein, diesem liebenswürdigen Herrn, der für mich stets die Güte selbst

war. Sein Name bleibt unauslöschlich verbunden mit den Erinnerungen aller Art, die ich von meiner Reise mitgebracht habe. Tief gerührt drückte ich ihm zum letzten mal die Fremdeshand mit dem Wunsche, es möge mir vergönnt sein eine Gelegenheit zu finden, um unserm theuern Botschafter in Bochara einen Beweis meiner Dankbarkeit geben zu können.

So verliess ich Bochara-Scherif. Die Stadt war lange Zeit mit einem geheimnissvollen Nimbus umgeben. Die Berichte des berühmten Reisenden Vambéry haben ein so eigenthümliches Licht auf sie geworfen, dass die allgemeine Neugierde dadurch nicht befriedigt, sondern noch mächtiger gereizt wurde. Ich habe in Bochara selbst die betreffenden packenden Stellen in seiner „Reise in Mittelasien“ gelesen. Dies ist ein Meisterwerk; die darin vorkommenden Sittenschilderungen sind von wunderbarer Genauigkeit und Lebendigkeit. Auf meiner Durchreise durch Teheran sprach ich mit Männern, die Vambéry vor 20 Jahren auf seine abenteuerliche Expedition ausziehen sahen. In der Hauptstadt Persiens war man vollkommen in der Lage, die Gefahren zu ermessen, welchen er sich aussetzte, und war einstimmig in der Bewunderung des Muthes des gelehrten Forschers. Er lehnte alle ihm angebotenen Geldunterstützungen ab; ich kann es bestätigen, weil ich es unzählige mal gehört habe, dass er ohne Geldmittel Centralasien als bettelnder Derwisch durchzog. Es gehörte wirklicher Heldenmuth dazu, unter den fanatischen Völkern Turkestans zu leben, wo die Enthüllung seines Incognito sicher seinen sofortigen Tod zur Folge gehabt hätte.

Dank ihrer intercontinentalen Lage inmitten von Wüsten haben die beiden Reiche Chiwa und Bochara sich ihre alte, rein iranische Civilisation und Sitten erhalten, welche uns in die ersten Zeiten des Islam zurückssetzen. Die Lektüre von Berichten über Reisen in Persien im 16. und 17. Jahrhundert überraschte mich durch die Aehnlichkeit der heute noch in diesen Staaten herrschenden Gebräuche und Ceremonien. Ganz besonders stationär blieb man am Hofe von Bochara; hier finden wir noch eine streng auf den Vorschriften des Koran aufgebaute Gesellschaft. Seit der Eroberung durch die Araber folgte Dynastie auf Dynastie; die Timuriden wichen den Scheibaniden, diese den Astrachaniden und diese wieder den Mangiten, welche noch auf dem Throne sitzen; — allein die socialen Zustände blieben ganz die gleichen. Man muss nur sehen, mit welcher Verachtung der echte Bochara seine von der Civilisation der Frengi ergriffenen muselmanischen Brüder behandelt. Wie lange wird das noch dauern? Es ist nicht schwer, sich davon eine Vorstellung zu machen. Der Einfluss des nordischen Eroberers ist mächtig und rasch fortschreitend; es könnte leicht geschehen, dass ich einer der letzten Reisenden wäre, welche zum Saem der centralasiatischen Souveräne geladen wurden.

Die Zeitungen berichten, dass der Chan von Chiwa die Steuern verschleudere, welche als Kriegskontribution in die Kasse des Czaren eingezahlt werden sollten; mit neidischen Blicken schielen seine Unterthanen auf ihre Nachbarn am rechten Ufer des Amu hinüber, welche weniger Steuern zahlen als sie und unter einer Herrschaft leben, die sie weder den

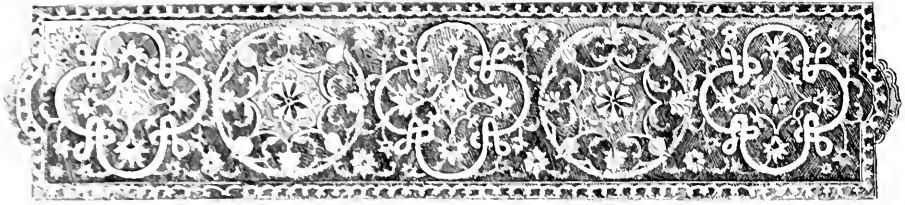
barbarischen Executionen des Chan, noch der Ausbeutung durch seine Beamten preisgibt. Zu diesen Thatsachen kommt noch hinzu, dass Russland durch Verbindung der Provinz Amu-Darja mit Transkaspien ein neues Gouvernement zu bilden beabsichtigt; nun wird ein Blick auf die Karte genügen, um zu begreifen, dass die künftige Hauptstadt dieses Gouvernements offenbar Chiwa sein wird. Das Aufhören des seit den Ereignissen vom Jahre 1873 nur noch wenig unabhängigen Chauats Chiwa ist daher lediglich eine Frage der Zeit.

Wie viele Veränderungen haben sich nicht auch beim Emir von Bochara vollzogen, trotzdem er eifersüchtig mit aller Zähigkeit an seinen Prärogativen und an seiner Autorität festhält und der Regierung des Czaren nur Concessionen macht, wenn er dazu gezwungen wird!

Mozaffar-ed-Din, der Beschützer des Islam, der grosse moslemische Gelehrte, welcher vor 20 Jahren in einem Gespräche mit Vambéry es dem Sultan von Rum (Konstantinopel) zum Vorwurf machte, dass er den Turban ablegte und Kleider nach dem bei den Ungläubigen beliebten Zuschnitt trage, welcher einen bocharischen Kaufmann umbringen liess, weil er ein aus Russland mitgebrachtes Seidenhemd trug, dieser selbe Mozaffar trägt heute russische Uniform ganz wie ein guter Tschinownik.

Einst erbehte der Emir vor Entrüstung, wenn ihm nur ein Christenname genannt wurde, heute hat er in seiner Hauptstadt ein Telegraphenbureau, welches mit Hilfe derselben Christen betrieben wird.

Wenn der Emir mit schlenkernden Beinen auf seinem Throne sitzt, erinnert er an eine Marionette, und in der That bewegt er sich nur nach den von Taschkent aus gezogenen Fäden. Wäre es für die Finanzen nicht ökonomischer, ihn dort zu lassen, wo er ist, so wäre dieser „Karaul“ bereits ebenso mediatisirt wie sein Vetter Chudayar von Kokan. Früher oder später werden wir auch die Reiss aus Bochara verschwinden sehen, und dort, wo einst der Inak und der Kusch-Begi Pferde und Chalate an die zu ihrem Glück oder Unglück in diese Gegenden geführten Reisenden vertheilten, werden meine Nachfolger die bei den Slaven so sehr beliebten Melodien aus „Madame Angot“ und aus der „Schönen Helena“ an der üppigen Tafel eines russischen Gouverneurs zu hören bekommen. Und die Bocharen, die, ergriffen von heiligem Schrecken vor der Nähe eines ungläubigen Hundes, ausspuckten, wenn ich vorüberging, aber in Abwesenheit ihrer Mollahs die Hände über der Brust kreuzten und „Aman, aman“ sagten, werden sich dem Branntweintrunke ergeben, anstatt fünfmal täglich in die Moscheen zu laufen. Einstweilen schätze ich mich glücklich, Bochara-Scherif wiedergesehen zu haben; mit ihr verknüpfen sich unzählige interessante Erinnerungen, von welchen die Reisenden der Zukunft, wenn die jetzige bunte Welt der alten arabischen Märchen verschwunden sein wird, nicht eine Spur mehr finden werden.



SIEBENTES KAPITEL.

VON BOCHARA NACH DEM AMU-DARJA.

Abschied von der Botschaft. — Allein. — Neue Gefährten. — Wie der Gast des Emirs reist. — Versandung der Provinz Karakul. — Das Nahen des Winters. — Im Sande. — Wettkampf zu Pferd um eine Ziege. — Tursum siegt. — Der Amu-Darja. — Deputationen und Das-tarchane. — Empfang in Tschardschui: hier wird man gut bewacht. — Audienz beim Tiura-Dschann. — Photographische Erfolge. — Fürstliche Geschenke. — Tezi und Falken. — Unmöglich Merw zu erreichen. — Di-nan. — Furcht vor Alamanen. — Andere Länder, andere Sitten. — Inspection. — Il-Dschik. — Der grämliche Beg. — Strenge Maassregeln. — Einschiffung.

Am Morgen des 6. November bei schönem, kaltem Winterwetter verliess ich die Mauern Bocharas. Der Abschied von unserm theuern Botschafter und allen seinen liebenswürdigen Gefährten war ein allseitig trauriger. Nicht umsonst hatten wir monatelang beisammen gelebt. „Auf Wiedersehen in der Schweiz!“ rief mir der Prinz noch in die Ferne nach. Möge dem so sein!

Bei der Abreise gab mir der Emir noch ein letztes Zeichen seiner Zuneigung, indem er den Inak und seinen Vertrauten Hadschi-Urak zu mir sandte, um mir glückliche Reise zu wünschen und zugleich meinen neuen Mehmandar (officiellen Quartiermeister), den Mirza Mohammed-Ali, vorzustellen, der den Auftrag hatte, mich bis nach Tschardschui zu begleiten.

Vor mir lag die lebensvolle Landschaft der Umgebung von Bochara; Dorf (Kischlak) reiht sich an Dorf; auf den Strassen wimmelt es von Reitern, Arbas und langen Kamelreihen, welche der Grossstadt ihre täglichen Bedürfnisse zuführen. Welch ein Unterschied im Vergleich mit der frühern Reise! Jetzt bin ich allein, mitten unter Leuten, welche mich hassen, weil ihre Religion es ihnen vorschreibt, und die nur die Furcht vor dem Emir dazu zwingt, mich zu schonen.

Allein! Das war das Gefühl, welches sich meiner bemächtigte: hinter mir die Civilisation, die Freunde; vor mir das Unbekannte. Dieses

Unbekannte wirkt wie ein unwiderstehlicher Zauber auf den Reisenden, oder nennen wir es mit dem rechten Namen, auf den Abenteurer; denn alle, welche einmal diese Lebensweise gekostet haben, nehmen mehr oder weniger diesen Charakter an; haben sie, wie ich, Jahre lang unter dem Eindruck heftiger Aufregungen gelebt, so wissen sie, welche unheilvolle Anziehungskraft diese Aufregung, diese unerwarteten Gefahren und unaufhörlich sich erneuernden Widerwärtigkeiten ausüben. Kaum zurückgekehrt zum heimatlichen Herde wird der Reisende von diesem Fieber wieder ergriffen; im Vollgenusse der lagerschützen Ruhe leidet er an einer Art Heimweh, weil ihm plötzlich die heftigen Erregungen fehlen, welche ihm zur täglichen Gewohnheit geworden waren.

Es hätte mir freigestanden, mir Reisegefährten, europäische Dienerschaft zu verschaffen. In mehr als einer Beziehung hätte ich dabei gewonnen, namentlich in Bezug auf Comfort, und doch habe ich freiwillig darauf verzichtet. Ich habe sehr oft die Erfahrung gemacht, dass Leute, die bei der Abreise die besten Kameraden waren, im Laufe der Reise einander spinnefeind wurden. Entbehrungen, Strapazen verbittern den Charakter, es entstehen täglich Streitigkeiten, das Zusammenleben wird zur Hölle und die europäische Dienerschaft, die man sich beigelegt hat, erweist sich als eine unerträgliche Last. Deswegen war ich fest entschlossen, allein zu reisen; allerdings verursachte mir dieses System eine Vermehrung der materiellen Arbeiten, aber es enthob mich auch der Pein, über die mir nothwendig scheinenden Maassregeln streiten zu müssen; ich war der alleinige Herr und auch der allein Verantwortliche.

Daraus ergab sich eine wesentliche Vereinfachung in der Organisation der Märsche, der Rasten, der Aufenthalte, und dies hatte zugleich den Vortheil, mir voll und ganz das europäische Ansehen zu bewahren, worin einzig die Macht des Reisenden liegt, der in Gegenden, die so wenig oder so eigenthümlich civilisirt sind, wie die von mir durchwanderten, sich selbst überlassen ist.

Unwillkürlich wird überdies der Reisende vom *Comment* der orientalischen Höflichkeit in Beschlag genommen. Er sieht wenig und jedermann trachtet, ihm so wenig als möglich zu zeigen. Nur um auszufragen, bedarf es schon einer unendlichen Geschicklichkeit; denn jedes Ausforschen wird für einen Verstoss gegen den Anstand angesehen. Wieviel Mühe kostet es, um sich die geringste verlässliche Auskunft zu verschaffen! Wieviel Zeit geht verloren, um irgendeine Mittheilung auf ihren Werth zu prüfen! Dazu noch meine Jagdpassion, die mir viele Stunden wegnahm und mich erschöpft und zum Arbeiten wenig geeignet ins Lager zurückkehren liess.

Trotzdem fand ich immer Zeit, bei jedem Wetter photographische Aufnahmen zu machen und sogar meine Platten zu entwickeln, was ich in der Nacht ausführte, weil ich wohl wusste, dass die von nicht entwickelten Platten erzielten Resultate oft von sehr zweifelhafter Beschaffenheit sind. Endlich gelang es mir sogar, einige von meinen Jagden herrührende zoologische Merkwürdigkeiten auszustopfen.

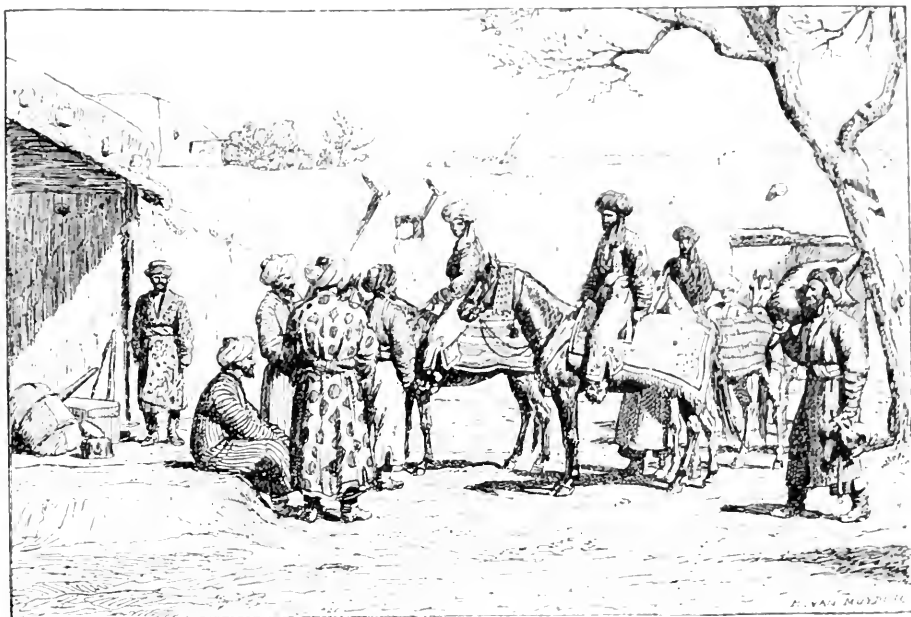
Auf einige Specialforschungen, welche den Werth meiner Reise erhöht und vervollständigt hätten, musste ich verzichten, weil mir theils die nöthigen

Vorstudien, theils die Zeit dieselben nachzuholen fehlten. An zahlreichen interessanten, räthselhaften Erscheinungen musste ich vorübergehen mit dem Bedauern, dass ich weder Geologe noch Archäologe bin. Aber ich sammelte soviel ich konnte und nahm Ausgrabungen vor, deren Ergebnisse hoffentlich andern bei ernstlicheren wissenschaftlichen Arbeiten von Nutzen sein werden. Wenn auch das Gefühl vollständiger Unabhängigkeit und ausschliesslich persönlicher Verantwortlichkeit einen mächtigen Reiz ausübt, so kann ich doch nicht umhin zu gestehen, dass es nothwendigerweise öfters mit peinlichen Anfällen von Entmuthigung verbunden ist, besonders wenn Entbehrungen und Anstrengungen die Gesundheit angreifen. Der Gedanke, einsam und verlassen umzukommen, ohne eine befreundete Hand drücken, ohne ein Andenken an sich hinterlassen zu können, wirft düstere Schatten auf manchen Tag im Leben des abenteuernden Mannes, der sich aus eigenem Entschlusse zur Einsamkeit verurtheilt hat.

Aus der Musterung meiner kleinen Karavane ergab sich die Thatsache, dass von all den Leuten, welche von jetzt an mein Dasein zu theilen im Begriff standen, mir kein einziger bekannt war, und ich begann die Abwesenheit meines Dieners Mohammed zu bedauern. Aus Erfahrung wusste er, welche Lebensweise ihn erwartete; legte ich Hand an irgendwelche Verrichtung, so hoffte ich das Gleiche von meinen Gefährten erwarten zu können. Das orientalische System, dass sich jedermann von einem Untergebenen bedienen lässt, war mir stets zuwider; ich reducirte daher meine Escorte auf das einfachste Maass, verlangte aber von jedem einzelnen die entsprechende materielle Dienstleistung und bezahlte die Arbeit nach ihrem Werthe. Mohammed hatte nach und nach in seinen guten Gewohnheiten nachgelassen. Die Angst der Moslems vor der Macht der eingeborenen Souveräne hatte ihn zu einem stammeln und eingeschüchterten Dolmetscher gemacht. Aus diesem Grunde hatte ich ihn von Bochara aus mit dem Botschafter zurückgeschickt. So war ich denn ohne Kammerdiener und ohne Dolmetscher. Dafür befand sich in meiner ganzen Truppe kein einziger, den ich nicht beim ersten Anzeichen von Insubordination hätte davonjagen können.

Meine Karavane war folgendermassen zusammengesetzt: voran ritten zwei Dschigiten des Emirs auf mageren Mähren, die zwar aussahen, als wenn sie jeden Augenblick umfallen wollten, nichtsdestoweniger aber Dienste leisteten, die keines unserer Pferde ertragen würde. Dann kam der Mehmandar Mohammed, ein 40jähriger Usbeke, mager wie ein Stift, der auf seinem schönen, mit Goldschabrake bedeckten Vollbluthiere lässig nach vorn geneigt sass; sehr energischer Gesichtsausdruck, eine grosse Adlernase und lobhafte, intelligente schwarze Augen dienen zur Vervollständigung seiner Personalbeschreibung; ich hatte Ursache, mit der für mich getroffenen Wahl dieses Mannes zufrieden zu sein. In einiger Entfernung von Mirza folgte ich auf einem unermüdlichen kleinen kirgisischen Passgänger mit voller Mähne und vollem Schweif. Ich hatte ein Costüm gewählt, welches praktische Vortheile mit der durch die Situation bedingten pittoresken Färbung verband. Die Kopfbedeckung spielt eine Hauptrolle dabei; der Prinz, ein Kenner des Orients, hatte mir bei der Abreise

einen Kalpak aus weissem gekräuselten Astrachan, wie ihn die Adjutanten des Czaren tragen, übergeben. Diese Mütze ist 25 cm hoch, hat rothen Deckel sowie Generalsborten und vervollständigt vortrefflich mein übriges Costüm, welches aus einem Rocke aus ungefärbtem Damhirschleder, aus einem russischen rothseidenen Hemd und aus weichen Stiefeln besteht. Zum Reiten wählte ich einen landesüblichen Sattel mit grossem Kissen und goldgestickter Schabrake darüber. Am Gürtel hängt das Jagdmesser und der unentbehrliche Revolver; der Säbel, den ich auf russische Art an einem über die Brust geschlagenen Gurte trage, ist eine schöne Chorrassanklinge, welche mir der Karaul-Begi von Bochara bei der Abreise



Mehmandar und Escorte.

zum Geschenk gemacht hat. Hinter mir marschiren zunächst mein neu-angeworbener Dolmetscher Mohammed-Saleh, ein Sarte aus Tashkent, und Tursum-Bay, der Commandant meiner Dschigiten, welchen mir der Prinz bei der Abreise abgetreten hat, ein vertrauenswürdiger Mann, den ich in der Folge aufrichtig lieb gewann. Er ist Kirgise, schwarz wie ein Mulatte, stark wie ein Bär und ein bewundernswerther Reiter; in seinem rothen Tschapan (Chalat) und Turban von gleicher Farbe sieht er prächtig aus. Endlich kommen die Dschigiten, in Bochara angeworbene Usbeken, welche meine drei Handpferde führen und die Arbas escortiren, auf welcher mein Gepäck Platz gefunden hatte.

Meine Leute waren mit Vetterli-Repetirgewehren, in deren Behandlung ich sie unterrichtet hatte, und mit Revolvern bewaffnet; jeder hatte einen Vorrath von Patronen zu tragen. Meine Repetirgewehre hatten sehr dazu beigetragen, mein Ansehen zu erhöhen. Niemand wagte sie zu berühren,

sobald sie auf den Stationen in Pyramiden zusammengestellt waren. Da ich die Magazine nur lud, wenn ich es unbeobachtet thun konnte, so verbreitete sich der Ruf, ich sei im Besitz von Wunderwaffen mit ununterbrochenem Feuer. Mein Gefolge war allerdings nicht so zahlreich wie dasjenige des Botschafters, aber es hatte locale Färbung.

Sobald die ersten traurigen Empfindungen überwunden waren, liess ich dem Mehmandar sagen, dass ich mit ihm zu sprechen hätte. Ich merkte bald, dass alle Vorbereitungen getroffen waren, und dass ich mich um nichts zu bekümmern haben werde. Ich reiste als Gast des Emirs, von dessen Ankunft alle Begg bereits verständigt waren.

Die erste Rast wurde bei dem kleinen, 20 Werst von Bochara entfernten Bazar Jaka-Tut gemacht.

Auf halbem Wege, vor der alten verfallenen Festung Schehri-Islam, kam mir ein schöner Greis entgegen. Es war ein vom Beg von Kara-kul zu meiner Bewillkommung abgesandter Aksakal. Nach der gegenseitigen Begrüssung theilte er mir mit, dass der Beg vom Emir aufgehalten worden sei und bedauere, mir nicht persönlich in seinem Hause aufwarten zu können; er habe seinem Bruder diese Sorge übertragen und er hoffe, dass ich mit der Art, in welcher die Befehle des Emirs vollzogen wurden, zufrieden sein werde. In der Nähe von Jaka-Tut kam mir der Bruder des Beg, ein schöner freundlicher junger Mann, entgegen; vor seinem glänzenden Gefolge zeichnete er sich auch dadurch aus, dass er bewundernswerth beritten war. Mit Freuden drückte ich ihm die Hand und tauschte mit ihm bis zur Ankunft in Jaka-Tut Höflichkeitsbezeugungen aus. Für meinen Empfang war eine Karavanseraï in Stand gesetzt worden. Beim Absteigen vom Pferde leistet man mir hülfreiche Hand; begleitet vom jungen Beg betrete ich das als Wohnung dienende Innere des Hauses; in einem Zimmer desselben ist ein langer Tisch mit dem Dastarchan bedeckt; vor dem Tische steht nur ein einziger Lehnstuhl, in welchen ich mich bedeckten Hauptes niederlasse. Der Beg-dschann kniet in der Nähe der Thüre auf den Boden nieder und richtet an mich die üblichen Fragen nach dem Befinden des Kaisers und des Generalgouverneurs; kurz, jetzt ist es an mir, die Miene eines Botschafters anzunehmen. Nach der gebräuchlichen kurzen Pause des Schweigens gestatte ich dem jungen Beg sich zurückzuziehen.

Mein Reisebett und mein Feldtisch werden aufgeschlagen; aber es ist so hundealt, dass meine Finger ganz steif sind; ich verzichte also darauf, mich mit Schreiben zu plagen, und ziehe es nach meiner Neigung vor, meine Umgebung zu beschen. Im Hofe der Karavanseraï warten die angebundenen Pferde auf die Gerste, die man ihnen zum Futter bringt; vor mir knien der Beg und seine Leute auf ihren Decken und verrichten im Scheine der untergehenden Sonne ihr Abendgebet; hinten im Hofe kocht der Plow in Kesseln über grossen Feuern.

Um 9 Uhr gehe ich zu Bette und erwache erst beim Sonnenaufgange wieder. Jetzt wird das Lager abgebrochen. Alles, was zu meiner Bequemlichkeit gedient hat, wird auf Pferde verladen; der Lehnstuhl von gestern Abend wird am Sattel eines Reiters aus dem Gefolge des Beg

festgebunden; andere Pferde tragen die zum Sitzen und Liegen nöthigen Decken und Teppiche; selbst die grossen Kessel werden dem ebenfalls berittenen Koch links und rechts angehängt. So ausgerüstet sieht mein Aufzug wie ein wanderndes Zigeunerlager aus.

Theilweise ist das Land, durch welches wir kommen, gut cultivirt; aber bei grosser Hitze fehlt es an Wasser. Infolge der ausgedehnten Culturen am mittlern Sarafschan wird die Provinz Karakul, welche der Fluss zuletzt erreicht, sehr schlecht mit Wasser versorgt. Die Bewässerungskanäle versanden, und viele Bewohner verlassen ihre Heimstätten, um anderwärts fruchtbarern Boden aufzusuchen. Solange in frühern Zeiten der Sarafschan ganz Bochara ungetheilt durchfloss, hätte ein solcher Zustand niemals eintreten können, denn die Verwaltung der Atriks überwachte überall die gerechte Vertheilung des Wassers. Heutzutage können die Landbauern am untern Lauf des Sarafschan ihre Klagen nur noch beim Emir anbringen, welcher dieselben periodisch den Behörden von Samarkand übermittelt; der gegenwärtige Zustand beweist am besten die Unwirksamkeit dieser Reclamationen.

In der russischen Provinz ist der Landbau in raschem Aufschwung begriffen; die Felder benöthigen jetzt eine grössere Wassermenge als früher, was natürlich auf Kosten der Provinz Karakul geschieht, die langsam aber sicher der fortschreitenden Versandung entgegengeht. Bauerndeputationen mit ihren Begs an der Spitze baten mich, zu ihren Gunsten einzuschreiten. Ich musste ihnen antworten, dass mein Einfluss in einer so schwierigen Frage nicht gewichtig genug sei.

Die kleine Stadt Karakul, der Hauptort der Provinz mit der vom Beg bewohnten Citadelle, leidet sichtlich unter der fortschreitenden Abnahme des Wassers. Die Wohnung des Beg war für mich hergerichtet worden; ich brachte die Nacht in einem allen Winden offen stehenden Zimmer zu. Das Thermometer zeigte 4° unter Null; ich zog es also vor, mich in meine Pelze zu wickeln und mich nicht auszuziehen.

In der Nacht war eine Stafette vom Tiura-dschann, Beg von Tschardschni, angekommen; ich erhielt sie nach dem Frühstück. Der Ueberbringer war ein Jessaul-Baschi, Träger des rothen Stabes, der im Auftrage seines Herrn erschien, um mich willkommen zu heissen. Ich entliess ihn, nachdem ich ihm nach Landessitte einen seidenen Tschapan (Chalat) hatte übergeben lassen; er eilte fort, meine Ankunft zu melden.

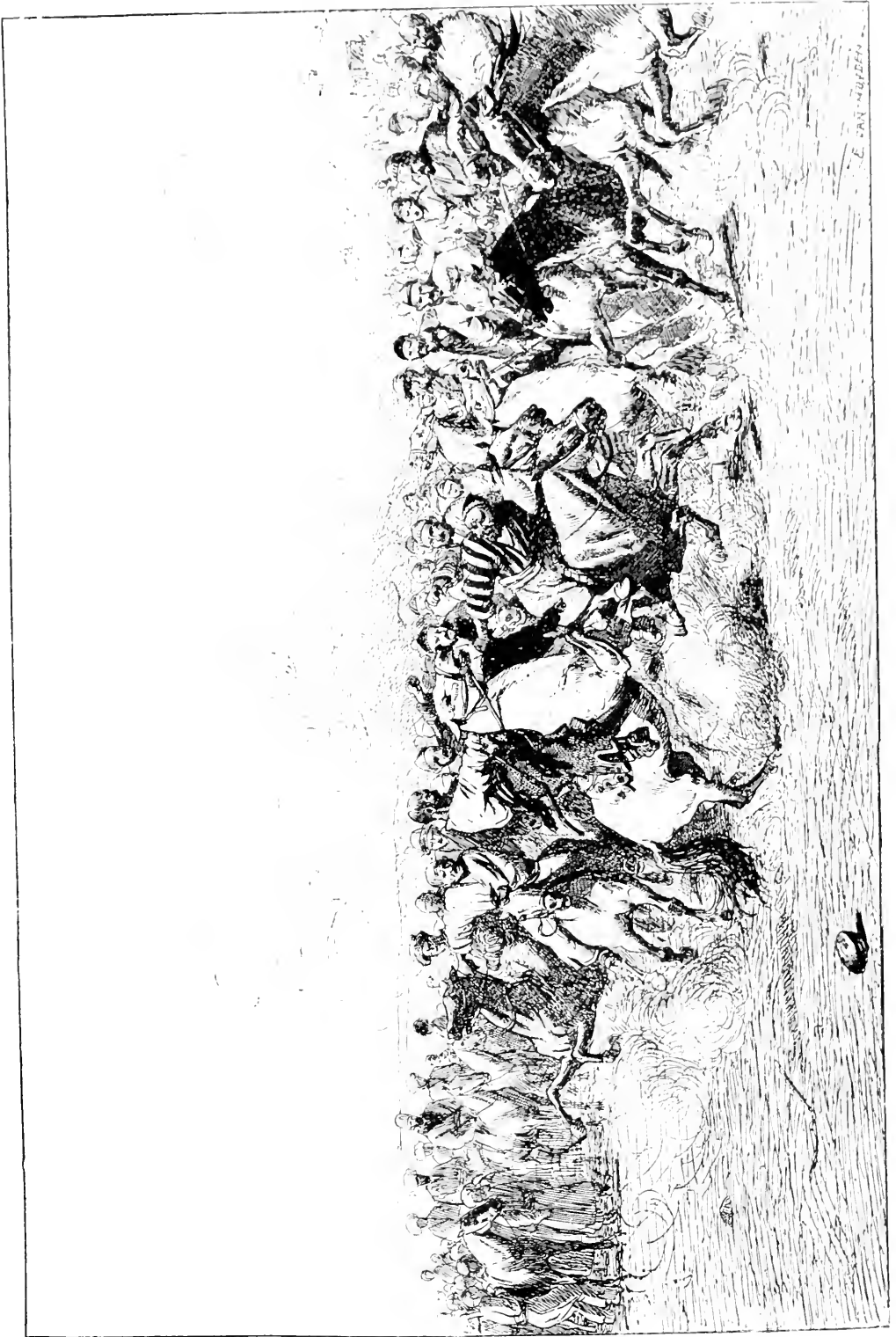
Ich verliess die Stadt in Begleitung des jungen Beg von Karakul und machte einen starken Marsch von 30 Werst, der mich nach Karumboi, an der Grenze der Provinz, brachte. Was ich an diesem Morgen von der Kälte litt, ist schwer zu sagen; viel hätte ich gegeben, wenn ich nur ein wenig neben meinem Pferde hätte laufen können, um meine zu Eis erstarrten Füsse zu erwärmen. Aber Würde bringt Bürde. Hätte ich es gethan, würde ich mich gegen alle Sitte vergangen haben. Als ich endlich bemerkte, dass der junge Beg heimlich ebenso vor Kälte klapperte wie ich, ergab ich mich in mein Schicksal. In Karumboi war genau wie auf den frühern Stationen der Dastarchan aufgetragen; er erwartete mich in einem feuchten und kalten Zimmer. Da mich das pflichtgemäss lange

Schweigen schliesslich zu langweilen anfang, liess ich Teppiche und mein Mahl in einen geschützten Winkel der Karavanserai bringen, wo ich mich auf einer hübschen Terrasse einrichtete.

Hier hören die bebauten Felder auf; wir kommen nunmehr in den Flugsand, der jedes Jahr mehr in das bebaute Land vordringt; hier schied auch der junge Beg von mir, denn hier ist die Grenze der von seinem Bruder verwalteten Provinz. Ich liess ihm einen Chalat aus russischem Brocat übergeben, welchen er sofort anlegte und dabei zum Zeichen seiner Dankbarkeit die rechte Hand ans Herz drückte; dann warf er sein Pferd herum und verschwand sammt seinem Gefolge in einer Wolke von Staub. Das Wetter ist ein wenig wärmer geworden. Unsere Karavane ist wieder auf meine Diener, auf den Mehmandar und seine Dschigiten beschränkt. Rings um uns erblicken wir nur Trümmer verlassener Wohnstätten, einige magere Felder und eine Anzahl Schafe von der berühmten Karakul-Rasse, welche ausgezeichnetes Pelzwerk liefert, das bei uns unter dem Namen Astrachanpelz bekannt ist. Durchschnittlich sind diese Thiere schwarz, klein, tragen sehr gekräuselte Wolle, und ihr Fleisch steht dem der kirgisischen Schafe bei weitem nach.

An der Grenze des bebauten Landes gewahren wir eine grosse Versammlung von Reitern. Ein reicher Karakalpake feierte die Geburt eines Sohnes und hatte die ganze Gegend zu einer Tomascha geladen, die hier immer von der nationalen Baiga (Wettkampf zu Pferd um eine Ziege) begleitet wird. Ich liess meinen Mehmandar fragen, ob ich an dieser Belustigung theilnehmen könne; er schickt einen Dschigiten ab, worauf der Hausherr persönlich erscheint, mich willkommen zu heissen. Zum ersten mal sah ich jetzt die Turkmenen wettreiten und gestehe, dass ich früher nie eine solche Geschicklichkeit in der Führung von Pferden sah. Das sehr coupirte Terrain war von kleinen Sandhügeln und Rinnen, Spuren ehemaliger Bewässerungsanlagen durchzogen. Etwa 100 Reiter nahmen an dem Rennen theil; sie ritten Pferde aller möglichen Rassen, doch war das turkmenische Pferd mit feinem Hals und schlanken Gliedern vorherrschend.

Mir wurde die Ehre erwiesen, dass gerade vor mir eine geschlachtete Ziege, der man die Füsse bei den Knien abgehauen hatte, in die Luft geschleudert wurde. Im Momente, wo das Thier den Boden berührt, stürzt alles auf den Punkt hin, wo es auffiel, und es beginnt ein fürchterliches Gedränge. Die Reiter drücken und stossen sich; die der Ziege am nächsten sind, beugen sich so tief von ihren Sätteln herunter, dass sie den Boden mit der Hand zu berühren scheinen, weil jeder das Thier erhaschen will. Einem kräftigen Burschen gelingt es endlich, das Thier zu packen; aber ein zweiter entreisst es ihm, ein dritter bemächtigt sich der Ziege, und sie an einem Hinterfusse haltend, entflieht er in voller Carrière. Jetzt wendet sich die ganze Colonne zur Verfolgung des Flüchtling, der eingeholt und niedegerannt wird; ein anderer ersieht den Vortheil, setzt sich an die Spitze und trägt das Thier davon. Das wilde Rennen wird um den Hansvater oder um die angesehenste anwesende Persönlichkeit herum ausgeführt, denn die Ziege wird nur von dem gewonnen, der sie dieser Person zu Füssen wirft. Endlich gelingt es einem kleinen turkmenischen Reiter



Baiga (Wettkampf zu Pferd um eine Ziegen).

auf einem grossen Braunen, den andern den Vorsprung abzugewinnen; mit verhängten Zügeln sprengt er zu mir heran, reisst sein Pferd beinahe zu Boden, indem er es ganz in meiner Nähe auf der Stelle zum Stehen bringt, und wirft mir die Ziege zu Füssen.

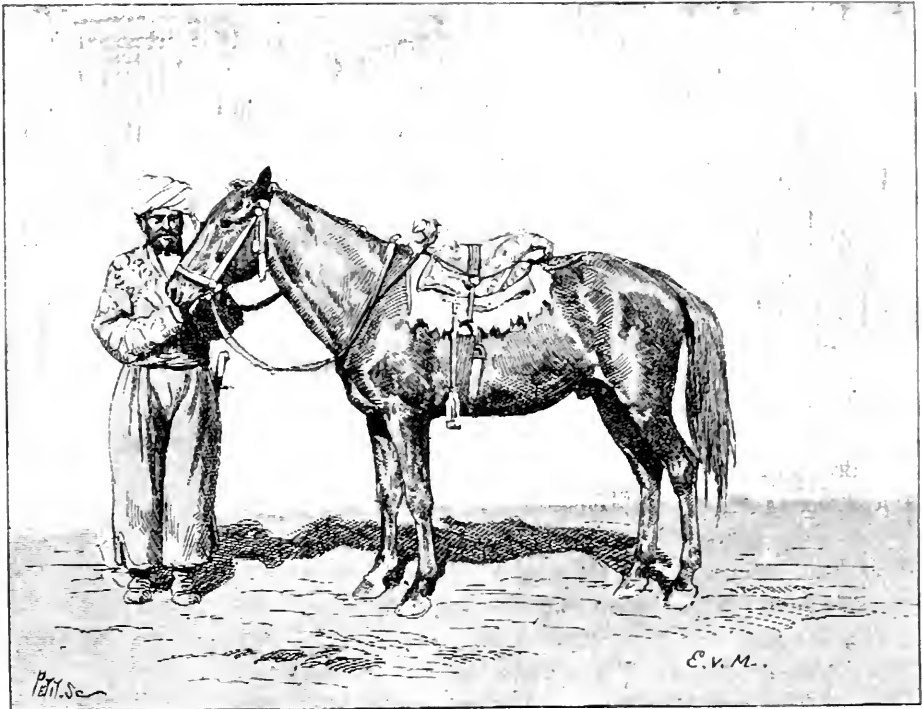
Bei dieser Gelegenheit ist es Gebrauch, eine Belohnung zu geben. Von den vielen in Bochara erhaltenen Geschenken her hatte ich einen tüchtigen Vorrath von Chalaten bei mir; ich liess also dem Sieger sofort einen schönen Tschapan übergeben. Mein turkmenischer Hengst, der manche Baiga mitgemacht hat, geberdet sich wie unsinnig. Mein Kirgise Tursum-Bay, der ihn reitet, kann ihn nicht mehr bändigen und bittet mich, ihn rennen zu lassen. „Gut“, sage ich zu ihm, „wenn du ohne die Ziege zurückkommst, jage ich dich fort; wenn du sie bringst, bekommst du einen seidenen Tschapan.“ Diesmal bin ich selbst am Rennen theilhaftig; gewinnt mein Pferd, so ist das ein Ereigniss, von dem bis Bochara hin gesprochen wird; im Gegentheile erleidet mein Ansehen eine Niederlage. In jedem Falle ist die Sache gewagt, und das Gesicht meines Mehmandars lässt mich erkennen, dass er gar nicht einverstanden ist.

In dem vor dem Rennen eintretenden Gedränge wird mein Hengst fast umgeworfen; im darauffolgenden Rennen sehe ich ihn aber mit Leichtigkeit über einen Wassergraben (Arik) setzen. In dem Maasse als der grosse Schwarm zurückbleibt, wächst mein Vertrauen; Tursum-Bay kämpft nur noch mit dem Reiter, der soeben den Preis errungen und jetzt einen Grauschimmel reitet. Das Rennen, welches sich in einem Halbkreise vor unsern Augen entwickelt, ist prächtig; die Reiter sind hart aneinander. Ich sehe, dass Tursum-Bay sich vom Sattel herabneigt und mit der rechten Hand die Ziege ergreift. Es entspinnt sich ein fürchterlicher Kampf; eine Staubwolke verhüllt uns den Ausgang des Kampfes. Ich kann nur soviel unterscheiden, dass sich ein Reiter sammt seinem Pferde im Staube wälzt. Sollte es mein Kirgise sein? Zum Glück war es nicht der Fall. Sehr stolz auf den errungenen Erfolg, eilt mein wackerer Dschigite auf mich zu, wirft mir seine Trophäe zu Füssen und nimmt den wohlverdienten Lohn in Empfang.

Ich wäre noch lange dageblieben, wenn mich mein Mirza nicht daran erinnert hätte, es sei Zeit, die Reise fortzusetzen. Wir hatten hohes Hügel-land vor uns, und es war nicht angezeigt, uns in dem Flugsandlabyrinth, in welchem der Weg nur sehr schwer zu finden ist, und welches einer hohlen See, deren gigantische Wogen plötzlich versteinert wurden, ähulich sieht, von der Nacht überraschen zu lassen. An diesem Tage war ich acht Stunden im Sattel gewesen und war sehr erstaunt, mich trotzdem nicht ermüdet zu fühlen.

Bald erblickten wir denn auch eine Reitergruppe, die uns entgegenkam. An ihrer Spitze ist der zweite Bote des Tiura-Dschann, ein Diwazi, der im Range höher steht als der erste. Vor der Nachtstation Parab erschien endlich ein dritter Gesandter, ein Karaul-Begi, ein sehr grosser und sehr ceremoniöser Herr, der betheuert, dass sein junger Herr die Fremden liebe und sich eine Ehre daraus machen werde, denjenigen, den ihm der Emir schickt, nach Verdienst gebührend zu empfangen.

Ich verliess Parab zeitig am Morgen; vor und hinter mir umgab mich zahlreiches, zum Hofstaate des Tiura-Dschann gehöriges Gefolge. Hier kommen wir wieder in fruchtbare, vom Amu-Darja bewässerte Gefilde. Schöne Schafe und Rinder geben den in der Nähe gelegenen Wirthschaftshöfen ein behäbiges Aussehen. Die Häuser sind gut gebaut, und wohlthätig sticht das Ganze von dem traurigen Eindrücke ab, welchen die soeben verlassene Provinz Karakul macht. Gestern haben wir 64 Werst zu Pferde zurückgelegt und unsere Thiere spüren kaum etwas davon. Mein Hengst hat eine Baiga mitgemacht und ist lustig wie ein Fohlen. Ich



Karabayr - Pferd und Dschigite.

habe grosse Mühe, mit ihm fertig zu werden, und fange an, für wahr zu halten, dass die Turkmenen auf ihren Alamanen (Raubzügen, Razzias) täglich 200 Werst zurücklegen. Endlich erblicken wir eine lange dunkle Linie vor uns; es ist der Amu-Darja, der grosse Strom, von dem ich schon so viel hörte, und der mich so lebhaft interessirte. Auf dem rechten Ufer zieht sich stromaufwärts eine lange nicht sehr hohe Hügelkette hin. Das übrige Land ist flach, wie die Umgebung des Syr. Die nackte Böschung ist bis auf einiges Schilfrohr vegetationslos. Bei hohem Wasserstand tritt der Fluss nach allen Seiten hin aus; dann bilden seine beiden Arme, über die wir übersetzen, eine einzige ungeheure Wasserfläche; in solchen Zeiten braucht man fast einen Tag um hinüberzukommen.

Am Uferand wird abgestiegen; hier ist eine Rohrhütte für meinen Empfang errichtet worden. Vor kaum einer Stunde hat man mir das von der landesüblichen Gastfreundschaft vorgeschriebene reichliche Mahl vorgesetzt und schon wieder erwartet mich ein ähnliches Essen. Um die Beamten des Tiura-Dschann los zu werden, thue ich dergleichen, als wenn ich ässe; sowie sie aber den Rücken gekehrt haben, sehe ich dem Einschiffen der Pferde zu. Die „Kajuke“, welche sie aufzunehmen bestimmt sind, sind lange flache Schiffe, roh aus starken, schlecht verbundenen Bohlen hergestellt; sie ziehen viel Wasser; hinten und vorn ist der Kiel hoch gebaut. Die Einschiffung geht ohne Unfall vor sich, obwol weder Bret noch Steg vorhanden ist und zwischen der Böschung und der Barke Raum genug wäre, dass sich ein Pferd die Beine brechen könnte. Weigert sich ein Thier, den Sprung in die Barke zu machen, so reichen sich zwei Männer die Hände, packen es hinter der Kruppe und drängen es, bis es sich zum Sprunge entschliesst. Mein Hengst, das schnigste Thier, welches ich je gesehen, sprang wie ein Hammel. Auf diese Weise wurden 27 Pferde in zwei Barken zusammengepfereht. Im Hintertheile der grössern Barke waren Teppiche und Kissen für mich in Bereitschaft. Bald schwammen wir auf dem alten Oxus, dessen Wasser wie Erbsenmus aussieht. Das Uebersetzen über beide Arme, die Arbeit des Ein- und Ausladens inbegriffen, nahm ungefähr drei Stunden in Anspruch; gegen Mittag endlich erreichten wir das rechte Ufer des Stroms. Dort erwartete uns eine grosse Reiterschar; mein Mehmandar meldete mir, der Diwan-Begi, der erste Minister des Tiura-Dschann, sei persönlich gekommen, mich zu empfangen und in die Hauptstadt zu geleiten. Der Diwan-Begi ist Parwanatschi mit goldenem Rock und Grosswürdenträger am Hofe; ich erhob mich daher in der Barke, sowie wir das Ufer berührten, und gleichzeitig war auch der Diwan-Begi vom Pferde gestiegen.

Dieser wichtige Mann ist ein alter Usbeke; kopfschüttelnd kommt er mir entgegen und hält eine Begrüssungssprache, die so ziemlich gleichen Inhalts ist wie ihre Vorgängerinnen. Hier wie bei jeder andern ähnlichen Begegnung werden der Dastarchan und das Mittagsmahl in einem Zelte aus Rindenstoff bereit gehalten, sammt dem einzigen Armstuhle, der schon seit Bochara mir immer voraus ist. Da wir erst vier Stunden auf dem Marsche sind und schon zum dritten mal zum Essen genöthigt werden, so erübrigt mir nur, in der Rolle fortzufahren und zu thun als ob ich ässe. Endlich machen wir uns auf den Weg nach der Stadt Tschardschui, deren erenehrte Mauern wir vor uns erblicken. Unterwegs erklärt mir der Diwan-Begi, dass die gesammte uns umgebende bewundernswerthe Cultur ihr Dasein den Kanälen verdankt, welche der Emir Mozaffar ausheben liess. Vor 30 Jahren war hier nichts ausser der Citadelle als Vorposten gegen die Alamaue der Turkmenen.

Auf halbem Wege zwischen dem Flusse und der Stadt schliesst sich eine letzte Reiterschar an und verursacht neuen Aufenthalt. Der Mehmandar stellt mir die Ankommenden vor; da ist zunächst der Günstling des Tiura-Dschann, ein 18—20 Jahre alter, schöner junger Mann; Perser von Geburt ist er ein vollendeter bocharischer Dandy geworden, der einen

mit Edelsteinen bedeckten Goldfuchs reitet; dann kommen in nicht minder glänzendem Gewande wie ihr Gefährte der Oberstküchenmeister und der Leibkoch.

Nach den üblichen Begrüßungen macht sich unser Zug wieder auf den Weg; ich zähle 63 Reiter; vor den Stadthoren hat sich die Einwohnerschaft versammelt und alle Häupter neigen sich bei unserer Annäherung.

Der Tiura-Dschann liess mir eine Wohnung in der Nähe der Wallmauer einrichten; dazu gehört ein Garten mit einem grossen innern Hofe, auf welchen die Gemächer hinausgehen; vor ihnen liegt eine Terrasse, welche ein schönes Zelt aus vielfärbigem Seidenstoffe trägt. Im Zelte steht mein Armstuhl und — der unvermeidliche Dastarchan. Bedeckten Hauptes setze ich mich zu Tische und diesmal nehmen alle Hofbeamten längs der Zeltwände ihre Plätze ein. Langes Stillschweigen; nachdem man sich endlich genugsam gesammelt, ergreift der Diwan-Begi als der Ranghöchste das Wort zu den gewöhnlichen Ansprachen, auf welche meine Antwort im blühendsten orientalischen Stile folgte und mit dem Wunsch endigte, den Prinzen zu sehen.

Nun erhebe ich mich, worauf das ganze Gefolge, der Diwan-Begi zuletzt, unter Verbeugungen das Zelt verlässt. Nachdem ich mit meiner Toilette zu Ende war, gab ich dem Karaul-Begi, den der Tiura-Dschann beauftragt hatte, mir als Mehmandar zu dienen, eine Audienz, wobei er mir den meiner Person während meines Aufenthalts in Tschardschui beigegebenen Hofstaat vorstellte; es war eine Legion von Dienern, deren Anblick mich einen Moment lang fast melancholisch machte, denn ich dachte an den Paek Chalate, welchen das kosten wird.

Nach der Vorstellung meines Civilhofstaates lasse ich die Sarbazencompagnie, welche der Tiura-Dschann für den Wachdienst bestimmte, Revue passiren. Sie steht unter dem Befehl eines Offiziers im Range eines Oberst; wie in der guten alten Zeit, wo ich meine Cavalerieschwadron commandirte, schritt ich ihre Reihen ab. Den Rest des Tages verbrachte ich mit dem Auspacken der Colli und mit Einleitungen zur Fortsetzung der Reise.

Meine Ankunft in Tschardschui ist offenbar eine grossartige Tomascha; der Hof, auf den mein Zimmer hinausgeht, wird nicht leer; ich schreibe, ich esse, umgeben von einem Kreise schweigsamer Zuschauer, die alle meine Bewegungen wie die eines Wunderthieres verfolgen. Die Unteroffiziere meiner Wache halten sie mit ihren langen Stäben, dem Zeichen ihres Grades, in respectvoller Entfernung; an das stumme Begafftwerden gewöhnt man sich schliesslich und es hindert nicht, seinen Beschäftigungen nachzugehen.

Abends nimmt die Volksmenge noch zu. Aus besonderer Gunst schickt mir der Prinz eine Anzahl Batschas, an denen er grossen Gefallen zu finden scheint und welche er, wie ich bemerkte, in grosser Anzahl hält. Jeden Abend wurde ich während meines Aufenthalts mit diesem Nationalvergnügen gelangweilt; es wechseln zwar die Tänzer, aber niemals die Tänze.

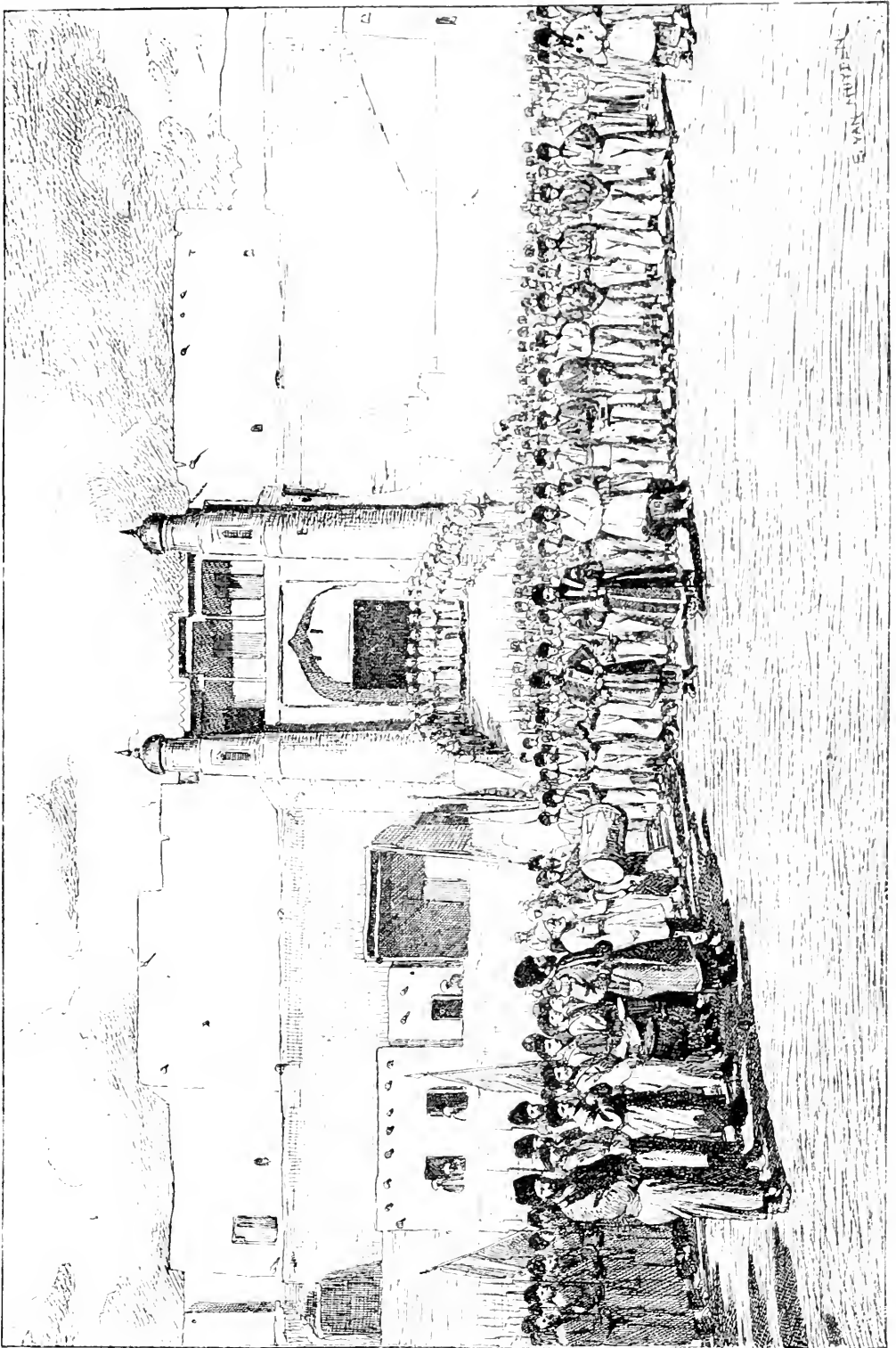
Das Fest wollte kein Ende nehmen; der betäubende Lärm der Tamburins liess mich nicht schlafen; ich zog es daher beim schönen Mond-
scheine vor, die Terrasse aufzusuchen. Zu meiner grossen Ueberraschung
entdeckte ich, halb versteckt hinter einem Baumaste, einen Schatten in
nächster Nähe meiner Wohnung. Mit dem Revolver in der Hand wollte
ich natürlich das Geheimniss aufklären; zu meinem Staunen constatire ich,
dass der Schatten einem Krieger meines Pikets gehört, welcher sich dieses
Belvedere aussuchte, wahrscheinlich in der Absicht, meine Bewegungen
zu überwachen. Er war nicht der einzige seiner Art; denn in einer
Nische entdeckte ich einen zweiten, und ein dritter hatte sich in einem



Sarbazenwache in Tschardschui.

heimlichen Ort postirt, dessen in der Thür offen gelassenes Guckloch auf
meine Terrasse hinausgeht. Nach Beendigung meiner Ronde ging ich
schlafen, die volle Ueberzeugung mit mir nehmend, dass man in Tschard-
schui gut bewacht wird.

Am 10. November, um 10 Uhr morgens, geleitete mich der Diwan-Begi
mit glänzendem Gefolge durch die Stadt und über den hübschen kleinen
Bazar von Tschardschui zu einer grossen, massiv mit Eisen beschlagenen
Pforte, welche zu jenem Theile der Citadelle führt, wo die Kasernen liegen.
Auf einem weiten Platze ist die Garnison in einem Viereck aufgestellt,
dessen Inneres leer bleibt. Bei der Ankunft unsers Zuges schlugen die
Tambours den Präsentirmarsch, die Musik spielt den Ehrenmarsch und die
Soldaten präsentiren das Gewehr. Mein ganzes Gefolge steigt von den
Pferden ab, ich allein bleibe im Sattel und reite grüssend die Fronten ab.



Gaadele von Tschardsehuti.

In der Mitte des Platzes angekommen, steige auch ich ab, entledige mich meines Ueberziehers und gehe dem die Truppen commandirenden Toksabai entgegen. Auch er ist ein Perser; er begrüsst mich mit folgenden Worten: „Ich bin der Kul (Sklave) des Emirs; sei willkommen, du, den unser Souverän als Gast zu uns schickt. Ich bin beauftragt, dich zu meinem jungen Gebieter zu führen, der dich erwartet.“ Hierauf öffnen die Truppen das Carre und wir betreten das Innere der Citadelle, deren Hauptthor durch einen grossen Thurm mit Erkern, Zinnen und Schiessscharten vertheidigt wird.

Der zum innern Palaste führende Weg ist sehr steil, zum Theil gewölbt; zu beiden Seiten ist das gesammte Beamtencorps aufgestellt; ich schätze die Zahl dieser Würdenträger auf 200.

In dem Maasse, als wir uns dem Gipfel des Hügels, auf dem der Palast der Citadelle steht, nähern, werden die Costüme reicher; ganz oben, in einem weiten gepflasterten Hofe, stehen Persönlichkeiten im Goldkleide. Neben mir gehen der Toksabai und der Diwan-Begi; hinter mir mein Dolmetscher, der Mehmandar von Bochara. Ich bin in grosser Gala, mit allen meinen Ordensdecorationen geschmückt, den weissen Helm auf dem Haupte. Aus dem Hofe kommt man in einen sehr geräumigen, von Säulen getragenen Vorsaal, der zu einem kleinen Gemache mit mehreren Thüren und Papiertapeten an den Wänden führt. Gleichzeitig mit meinem Erscheinen an der Schwelle dieses Gemachs tritt der Tiura-Dschann von der entgegengesetzten Seite ein, sodass er genau so viel Weg zurücklegt wie ich. Nach der ersten Begrüssung reicht er mir die Hand und gibt mir ein Zeichen, in meinem Armstuhle Platz zu nehmen, der demjenigen ähnlich ist, auf welchen er sich selbst niederlässt. Der Diwan-Begi, der Toksabai und mein Dragoman bleiben stehen. Nach langem Schweigen fragt mich der Tiura-Dschann, ob ich nach den von ihm gegebenen Befehlen in seiner Provinz mit den mir gebührenden Ehren aufgenommen worden sei. Ich antwortete mit dem Ausdrücke meines Dankes; nun entspann sich eine halbstündige Conversation, in deren Verlauf der Prinz sich viele Auskünfte über meine Heimat geben liess. Er war freundlich, zuvorkommend und drückte wiederholt den Wunsch aus, ich möge meinen Aufenthalt verlängern, wobei er bemerkte, es werde dadurch Veranlassung zu öffentlichen Belustigungen gegeben werden. Auch er ist ein Freund der Pferderennen; wenn ich längere Zeit sein Gast bliebe, würde er die Turkmenen versammeln. Ich bat ihn, mich bald abreisen zu lassen; ich hätte einen langen Weg vor mir und fürchtete die schlechte Jahreszeit, welche sich mit schnellen Schritten nahte. Der Prinz versprach mir hierauf, Anordnungen für eine bequeme Reise zu treffen. Mit der Einladung, ihm vor meiner Abreise nochmals zu besuchen, war die Audienz zu Ende.

Beim Verlassen des Palastes bot sich vom Citadellenthore aus ein herrlicher Anblick dar: im Hintergrunde die Stadt mit den sie umgebenden Gärten und der Strom; vor uns ein schönes Muster der originellen bocharischen Armee, aus 500 Sarbazen des Emirs in rothen und ebenso vielen Soldaten des Tiura-Dschann in weissen Uniformen bestehend, und eine Masse Volk, welches den Frengi sehen wollte.

Natürlich tauchte der Wunsch in mir auf, das schöne Bild durch eine Photographie festzuhalten. In meine Behausung zurückgekehrt, befragte ich den Diwan-Begi darüber, der mir versprach, die Sache dem Prinzen vorlegen zu wollen.

Kaum hatte ich am folgenden Morgen mein Lager verlassen, wurde mir gemeldet, dass der Tiura-Dschann mir seine Geschenke sende. Der Sohn des Diwan-Begi war mit ihrer Ueberbringung beauftragt; sie bestanden aus zehn Ehrentschapanen und einem angeschirrten Pferde. Das vom Prinzen mir bestimmte Thier war ein herrlicher Karabayer-Turkmene, wie mein Hengst, aber noch kräftiger. Der goldene Zügel ist mit Türkisen besät; die Schabrake, aus rothem und grünem Sammt, ist mit Goldfaltern bedeckt. Wie armselig nahmen sich neben diesem Reichthum die von mir gestern abgesandten Geschenke aus! Ich gab ein Repetirgewehr, einen englischen Sattel sammt Zaum, ein Fernrohr, Korallenhalbbänder und verschiedene Spielereien, welche die Bocharen ausserordentlich lieben, z. B. Mäuschen, die durch Uhrwerk getrieben werden, endlich Düten mit Bonbons, die ein Jahr alt sind und so hart wurden, dass sich die besten Zähne im Lande daran ausbeissen konnten.

Die Boten des Tiura-Dschann meldeten zugleich, der Prinz wünsche, dass ich bei ihm photographire und lasse fragen, welcher Tag mir angenehm sei. Ich setzte den nächstfolgenden Morgen dafür fest, rüstete meine Apparate und begab mich zur bestimmten Stunde in die Citadelle, wo mich, wie das erste mal, die bewaffnete Macht erwartete. Ich erklärte dem jungen Prinzen den Apparat und versuchte ihm den ganzen Vorgang begreiflich zu machen; ob er mich verstanden hat, weiss ich nicht. Es machte ihm Spass, seine Minister vor die matte Glasplatte zu setzen und endlich einige auszuwählen, welche ich photographirte, ausserdem wollte er auch sein eigenes Porträt haben, zuerst allein, dann von seinem Hofstaate umgeben; hätte ich mehr Platten zur Verfügung gehabt, so hätte er mich wahrscheinlich den ganzen Tag Aufnahmen machen lassen; es war klar, dass er sich dabei gut unterhielt. Hätte ich es nur gewagt, ihm den Vorschlag zu machen, auch seine Frauen zu porträtiren; das wäre weit interessanter gewesen, denn er soll bezaubernd hübsche Weiber haben. Den grössten Erfolg hatte jedoch die Ansicht der Citadelle mit der Armee. Diese Aufnahmen sind wahre Schätze. Ich musste dem Fürsten versprechen, ihm sobald wie nur irgend möglich Abzüge von den gemachten Aufnahmen zu schicken, und wir trennten uns als sehr gute Freunde. Er geruhte, meine eigene Photographie, welche ich ihm beim Abschiede überreichte, anzunehmen und liess sich meinen Namen und meine Heimat von mir daraufschreiben.

Sehr erfreut über meinen Besuch kehrte ich in meine Wohnung zurück; hier fand ich den Jäger des Prinzen, der mir in dessen Namen zwei ausgezeichnete „Tazi“ (turkmenische Windhunde) und einen Jagdfalken überbrachte. Diese Geschenke waren eigentlich noch werthvoller als die gestrigen; denn ein solcher Windhund wiegt ein Vermögen auf, und ein guter Falke steht dem besten Pferde im Preise gleich. Der Prinz liess mir sagen, dass er auf diese Weise besser für meine Küche Sorge,

als wenn ich Vorräthe mitnähme, denn mit meinen Pferden, Windhunden und mit dem Falken werde es mir in den wildreichen Gegenden, durch welche ich kommen werde, an nichts fehlen.

Der mir in Tschardschui bereitete gastfreundliche Empfang lässt mich jedoch den Strich nicht vergessen, welcher mir hier durch die Rechnung gemacht wurde. Schon in der ersten Audienz hatte ich den Prinzen gebeten mir Führer zu geben, die mich in gerader Linie nach Merw, von den Eingeborenen March genannt, geleiten sollten. In Di-nau mündet der Karawanenweg nach der Oase, die man von hier in 7 Tagen zu Pferd oder in 13 Tagen mit einer Karavane erreicht. Der Prinz und seine Rätthe erklärten diese Reise für unmöglich, nicht nur weil ich dabei,



Tiura-Dschann und sein Hof.

wie sie sagten, mein Leben aufs Spiel setze, sondern weil auch eine ganze Armee erforderlich wäre, um den Alamanen, welche angeblich die Wüste zwischen Merw und Tschardschui unsicher machten, die Stirn bieten zu können. Sogar die Fahrt auf dem Amu-Darja schien diesen vorsichtigen Bocharen gefährlich zu sein.

„Ihr habt das Recht, mir Führer und eine Escorte zu verweigern“, sagte ich dem ängstlichen Diwan-Begi, „ohne sie kann ich mich nicht in die Wüste wagen; aber ihr könnt mich nicht hindern, die Reise nach Chiwa fortzusetzen; ich werde also abreisen und müsste ich auch ohne eure Escorte meinen Weg fortsetzen.“

Sonntag, den 13. November, verliess ich das gastfreundliche Tschardschui und den liebenswürdigen Tiura-Dschann, begleitet vom Diwan-Begi, der gekommen war, mir auch im Namen seines Gebieters eine glückliche Reise zu wünschen.

Der Mehmandar von Bochara trat die Rückreise an, ausgerüstet mit Briefen an den Emir und an den Irak, in welchen ich auf Wunsch des Fürsten seinem Vater meine volle Anerkennung für die Rücksichten ausdrückte, welche man mir in Tschardschui zutheil werden liess. Ein neuer Mehmandar, welchen der Tiura-dschann beauftragt hatte, mich bis an die Grenze seiner Provinz zu führen, und 6 Nuker¹ bildeten meine Escorte. Sie sind mit Gewehren bewaffnet, denn wir kommen jetzt in die von den Alamanen verwüsteten Gegenden. In der That deutet alles darauf hin, dass die merwschen Plünderer in Bewegung sind. Acht Tage vor meiner Ankunft in Tschardschui hatten sie aus dem Bazar dieser Stadt den



Diwan-Begi und Beamte von Tschardschui.

Wächtern vor der Nase Waaren geraubt, und als die Vaterlandsvertheidiger herbeieilten, waren sie sammt der Beute verschwunden.

Es ging das Gerücht, dass bei einem Alaman zahlreiche Heerden geraubt und die Hirten niedergemacht wurden: in frühern Zeiten hätte man auch diese als gute Prise mitgenommen, jetzt entledigt man sich ihrer auf diese Weise, weil man sie nicht mehr verkaufen kann. Das war allerdings nicht sehr erfreulich, aber der erste Schritt war gethan und zurück konnte ich nicht mehr.

„Und was werdet Ihr thun“, fragte mich der Diwan-Begi beim Abschiede, „wenn Ihr in einen Alaman hineingerathet?“

„Hoher und mächtiger Minister“, erwiderte ich, „ich werde dafür sorgen, mich nicht auf die Wackern zu verlassen, die Ihr mir mitgebt;

¹ Freiwillige, aus welchen die bocharische Cavalerie gebildet wird.

ich habe zum Glück wirksamere Freunde; der Eine ist der da droben; die andern sind meine guten Waffen!“

Und nun vorwärts!

Das Land, durch welches wir jetzt noch kommen, ist gut bebaut; aber der am linken Ufer des Amu durch Bewässerung der Wüste gewonnene Streifen vegetationsfähigen Bodens wird immer schmaler. Die Gründe gehören zum grössten Theile zu den Wakufs und produciren Baumwolle in reichem Maasse. Bestände nicht die fortwährende Furcht vor den Mamanen, so wäre das Land eines der reichsten und glücklichsten der Welt, denn Wasser gibt es hier in Ueberss. Die Bewohner sind Usbeken und Karakalpakern; am Rande der Sandwüste wohnen Turkmenen: die Ata und Ersari, die einen in festen Wohnstätten, die andern in Auls, welche von einer Weide zur andern wandern.

In Barsan erwartet uns das Mittagsmahl. Der Beg kommt uns entgegen und führt uns bis Di-nau, eine kleine Festung mit einem Bazar, wo ich übernachtete.

Ich befand mich jetzt in einer Gegend, wo die Kischlak (Dörfer) ganz anders aussehen als in der Nähe von Bochara. Im eigentlichen Sinne des Wortes gibt es hier gar keine Dörfer mehr; denn jeder Landwirth erbaut sein Haus auf dem Grunde, welchen er cultivirt; die Wohnstätten liegen zerstreut und entfernt voneinander. So hat z. B. das Kischlak Di-nau, wo ich übernachtete, einen Umfang von 22 Werst, seinen Mittelpunkt bilden der Bazar und die Festung, und jede Wohnstätte ist wieder eine kleine Festung für sich. Die Häuser der Reichen werden sogar mit Thürmen versehen, welche von Hütern bewacht werden. Sobald ein Alaman signalisirt wird, ertönt die Sturmglocke; die Bewohner treiben die Heerden in die durch Mauern geschützten Wohnplätze, versammeln die Thore, holen ihre langen Luntentinten hervor und rüsten sich zur Vertheidigung. Da die Turkmenen keine Zeit haben, regelrechte Belagerungen vorzunehmen, rauben sie nur, was nicht vertheidigt wird. Alle diese über das Land zerstreuten Festungen geben ihm ein ganz eigenartiges Aussehen.

Man sagte mir, dass die weissen Turbane meines Gefolges der einzige Grund sind, dass nicht alle Wohnstätten vor uns verschlossen werden. Die Turkmenen tragen nämlich schwarze Schaffellmützen, aber niemals einen Turban.

Die kleinste Reitertruppe versetzt die Leute in Angst und Schrecken, und trotz unserer weissen Turbane wagen sie sich erst wieder hervor, wenn wir weiter gezogen sind.

Der Commandant von Di-nau stellte mir für die Nacht eine Abtheilung Gardern zur Verfügung; sie steht unter dem Befehl eines Hauptmanns, der seine Compagnie mir zu Ehren Gewehrübungen vornehmen lässt und mich im Auftrage seines Vorgesetzten fragt, ob ich am nächsten Morgen die Garnison des Ortes zu inspiciern wünsche. In meiner Bescheidenheit erwiderte ich, dass ich als Gast des Emirs nichts zu befehlen hätte und dass ich mich darauf beschränken werde, seinem Souverän über den mir bereiteten gastfreundlichen Empfang zu berichten. Zum Zeit-

vertreib schickte er mir abends seinen besten Musikanten, der eine halbe Stunde lang seinem einer Clarinette ähndlich schendenden Instrumente ohrenzerreissende Mistöne entlockte. Mir blieb es unbegreiflich, woher der Unglückliche den für das schreckliche Solo nothwendigen Athem hernahm; mein Gefolge jedoch hörte ernst und andächtig zu und fand es wunderschön, nicht einmal die Hunde heulten! Jedes Land hat eben seine eigene Musik. Nichtsdestoweniger liess ich auch diesem Künstler, wie jedem der mir Dienste leistete, den die Stelle eines Trinkgeldes vertretenden Tschapam verabreichen. Für diese Aufmerksamkeit, durch welche man sich der Pflicht sich zu bedanken enthebt, ist alt und jung gleich empfänglich. Wenn das aber so fortgeht, werden meine Chadate bald zu Ende sein; in Tschardschui allein habe ich 31 Stück vertheilt.

Bei eisigem Nordwind verliess ich am folgenden Tage zeitig morgens das gastliche Di-nau. Vor der Festung fand ich die aus 400 Sarbazen bestehende Garnison in einem Gliede aufgestellt. Ihr Commandant, ein junger Usbeke, bat mich seinem Souverän zu melden, dass seine Leute tapfer und voll Muthes seien. Ich beeilte mich, ihm dieses Zeugniß zu versprechen.

Das linke Ufer des Amu-Darja, dem wir folgten, ist von Tschardschui bis hierher eine einzige Oase; über Di-nau hinaus fängt wieder die bis an die Grenze des Chanats Chiwa reichende Sandgegend an; wir durchzogen sie in gerader Richtung auf Il-Dschik, am rechten Ufer des Amu-Darja.

Ein mir entgegengeschickter Eilbote meldet, dass die Fähre bereit liege, mich über den Fluss zu bringen. Wir hatten 40 Werst zurückgelegt, als wir endlich das Ufer erreichten. Der Wind blies noch immer eiskalt und der Aufenthalt auf der Böschung war nichts weniger als angenehm. Ich nahm Abschied von den Leuten des Tiura-dschaun, die nach Empfangnahme ihrer Tschapane sich auf den Rückweg zu ihrem Gebieter machten, und beauftragte sie mit meinen herzlichsten Grüssen an ihn, welche ich ihm für die vortrefflichen Anstalten, die er für mich getroffen, schuldete. Da ich jetzt allein auf meine eigene Escorte beschränkt blieb, war ich bald in der grossen Fähre untergebracht.

Bei dem herrschenden Gegenwind brauchten wir zwei Stunden zur Ueberfahrt, und ich musste alle meine Leute zu den Rudern commandiren. Am andern Ufer erwartete uns der Commandant der Nuker von Il-Dschik: er führte uns durch Hohlwege zwischen Sandhügeln, welche diesen Theil des Laufes des Amu-Darja einrahmen, zu einem elenden Weiler, dem letzten kleinen Bazar am rechten Ufer. Il-Dschik ist ein Theil der vom Beg von Kabalik verwalteten Provinz, und ein Sohn des Beg ist Unter-Beg von Il-Dschik. Ich war darauf vorbereitet, hier eine Aufnahme zu finden, sehr verschieden von derjenigen, zu welcher ich mir bisjetzt Glück wünschen konnte. Mir-Baba, der Beg von Kabalik ist ein ehemaliger Diener des Chan Chudayar, der infolge der russischen Eroberung aus Kokan vertrieben, in die Dienste des Emirs von Bochara trat. Dieser übertrug ihm die Verwaltung der ärmsten Provinz seiner Staaten. Mir-Baba und seine Söhne verabscheuen die Russen und die Fremden; ich

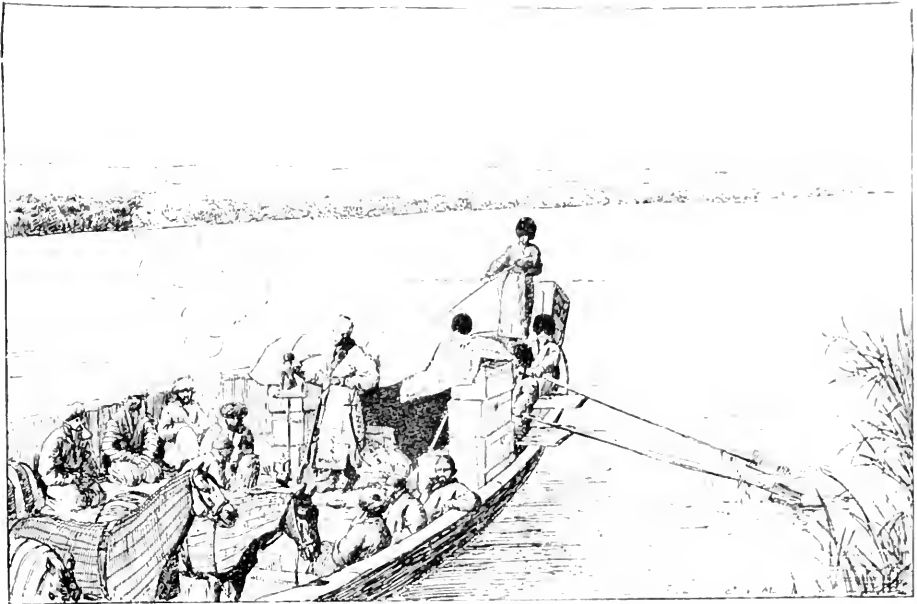
sollte mich sofort davon überzeugen; der junge Beg kam mir nicht einmal entgegen. Beim Betreten seiner Wohnung fand ich wenig freundliche Gesichter. Man räumt mir wol den Ehrenplatz am Feuer ein, aber niemand spricht ein Wort mit mir. Meine Kamele waren zurückgeblieben; ich habe nichts bei mir, bin hungrig und durchkältet. Seit früh morgens hatten meine Pferde nichts gefressen. Vorsichtigerweise hatte ich Thee, Zucker und Chocolate in meinem Churdschun, dem landesüblichen Reisesack, und so konnte mir mein Dolmetscher eine Tasse Thee bereiten, die mich ein wenig erwärmte. Die Nacht war angebrochen und mir blieb nur die Aussicht, sie neben einem schlecht genährten Feuerlein in meinen Pelz eingehüllt verbringen zu müssen, was nicht sehr erquickend ist.

Nach den von Bochara eingetroffenen Befehlen war eine der grossen von Urgentsch kommenden Barken für mich bestimmt worden und ich wusste, dass sie mich am Ufer des Stromes erwartete. Endlich zeigte sich auch der Aksakal, eine Art Hafenkapitän. Auf meine Frage, ob er Befehle erhalten habe, antwortete er einfach, dass die Barke bereit sei, dass aber zuerst noch der Preis mit dem Eigenthümer vereinbart werden müsse. Man liess ihn kommen. Er hatte die Unverschämtheit, für die Fahrt nach Ak-Kamisch, dem der russischen Station Petro-Alexandrowsk zunächst gelegenen Punkte, den übertrieben hohen Preis von 200 Rubel zu verlangen.

Ich wusste ganz bestimmt, dass von Bochara aus gemessene Befehle gegeben worden waren. Bis an die Grenzen der Staaten des Emirs sei ich sein Gast und hätte nichts zu bezahlen, so lautete noch die letzte vom Inak mir gegebene Versicherung. Ich wollte es zu keiner Erörterung über das Fahrgehd kommen lassen und befahl daher meinem Dolmetscher, dem Aksakal zu bedeuten, dass ich zwar nicht feilschen werde, dass aber der Inak jedenfalls erfahren werde, wieviel man mich bezahlen lässt; übrigens werde ich mich sofort in den Besitz der Barke setzen, wofür ich ihn verantwortlich mache. Was den Preis anbelange, so sei das seine Sache ihm festzusetzen; er habe sich mit dem Betreffenden darüber zu verständigen. Alles das schien ihm nicht sehr angenehm zu klingen. Inzwischen war auch mein Dschigitenanführer mit der Meldung gekommen, dass man ihm keine Fourage liefern wolle. Jetzt war meine Geduld zu Ende. Ich stand auf und bedeutete dem Dolmetscher, dass das gesammte im Zimmer anwesende Gesindel vorläufig schleunigst zu verschwinden habe und dass, wenn der Unterbeg nicht binnen einer halben Stunde die notwendige Fourage und ausserdem für mich und meine Diener ein Essen herbeigeschafft habe, ich ohne weiteres einen Eilboten an den Timur-dschann und einen zweiten nach Bochara abschicken werde. Dies wirkte wie ein Blitz aus heiterm Himmel; die bisher gehässigen Gesichter meiner Wirthe wurden honigsüss und, wenn auch widerwillig, wurden meine Befehle vollzogen. Ich benutzte den heilsamen Schrecken, welcher der Bande in die Glieder gefahren war, um sogleich auch meine Forderungen für den nächsten Tag aufzustellen: es sei für zwei Tage Fourage sammt einem Sack Reis, einem Hammel und Kohlen einzuschiffen; sodann haben zehn Nuker sich aufzumachen und mein Gepäck herbeizuschaffen und wenn es auch Mitternacht wäre.

Es war das erste mal, dass ich strenge Maassregeln ergreifen musste; ich hatte das Recht, es zu thun, und so musste ich mich wol dazu entschliessen. Gegen Mitternacht kamen die Kamele an, und so konnte mir endlich mein Bett in der Nähe des Kohlenfeuers bereitet werden. Bei Sonnenaufgang war ich im Sattel, um die Einschiffung zu leiten. Man hatte die ganze Nacht hindurch gearbeitet und war eben beschäftigt, die Pferde an Bord zu bringen.

Meine urgentscher Barke ist ein breites, flachgebautes Fahrzeug; das Hintertheil nehmen meine fünf Reitpferde und diejenigen meiner Dienerschaft ein. Mein Gepäck wurde im Vordertheil derart aufgestellt, dass die Koffer eine Art von Verschlag bilden, der mit Filzen gedeckt wird.

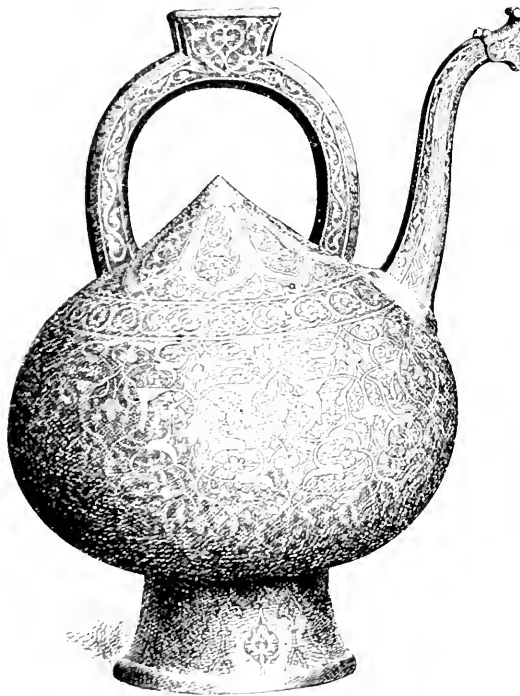


Einrichtung an Bord.

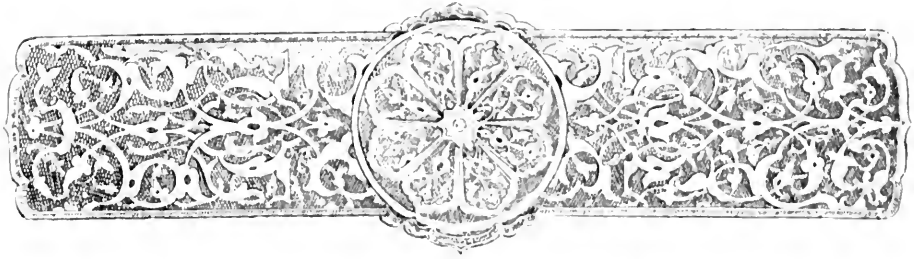
Eine Seite blieb offen; hier wird Sand aufgeschichtet, um das bei der herrschenden Kälte unentbehrliche Kohlenfeuer unterhalten zu können. Im Hintergrunde des Verschlags finden Matratze und Kissen ihren Platz, wovon ich mir ein recht bequemes und zugleich geschütztes Lager verspreche. Zwischen dem Feuer und den Pferden breiten meine Leute ihre Filzdecken aus, auf welchen sie mit dem Sattel als Kopfkissen und mit ihren Schafpelzen als Decken schlafen. Hinter meinem Verschlage wird der Schiffskessel aufgestellt, in dem unsere Mahlzeiten zubereitet werden. Noch weiter rückwärts sitzen sechs Ruderer, von welchen jeder ein Ruder handhabt, das aus einem am Ende einer Stange befestigten Bretchen hergestellt ist. Zwei Leute der Besatzung, einer vorn, einer hinten, steuern das Fahrzeug mit Hilfe eines Ruders, welches den eben beschriebenen ganz gleich sieht. Die Schiffsleute sind Usbeken aus Urgentsch, starke

Burschen, welche sämmtlich jenen neuen unglaublichen Kalpak aus schwarzem oder weissem Lammfell tragen, der rund, zwei Fuss hoch und mindestens ebenso breit als hoch ist.

Theils um die Einschiffung zu beschleunigen, theils um mich bei der Schiffs-mannschaft sofort in Respect zu setzen, lasse ich es auch an einigen Hieben mit der Nagaika nicht fehlen. Die Gesellschaft des Unterbeg schlug ich aus; ich liess ihm in Baargeld die mitgenommenen Vorräthe vergüten und zu wissen thun, dass ich nicht wünsche sein Gast zu sein, dass ich der Gast des Emirs sei, dass man aber in Bochara erfahren werde, wie man mich hier behandelte. Vom Commandanten der Nuker nahm ich aber zwei eingeborene Reiter als Escorte an. Nachdem auch ihre Pferde eingeschifft waren, stiessen wir vom Lande ab und kehrten mit Vergnügen dem ungastlichen Ufer den Rücken.



Alter Krug.



ACHTES KAPITEL.

DER AMU-DARJA.

Fahrt auf dem Oxus. — Leben an Bord. — Kabadik, seine Garnison und deren Thaten. — Sagen von den Ufern des Stromes. — Alarm. — Die turkmenischen Lager. — Die Dickichte am Ufer. — Jagd mit der Büchse und mit Hunden. — Zusammentreffen mit den Jägern des Chan. — Auf dem Anstande. — Eine Schreckensnacht. — Musikalische Kopfbedeckung. — Die Annehmlichkeiten von Petro-Alexandrowsk und der Consul des Chan von Chiwa. — Die Oxus-Frage.

Herrliches Winterwetter begleitete unsere Fahrt auf dem grossen Flusse. Sobald ich es mir auf den Kissen bequem gemacht hatte, liess ich die Waffen auspacken, die grossen Theekannen (Kungane) an das Kohlenfeuer stellen und erfreute mich nach Herzenslust an der mich umgebenden malerischen Scene. Die gefesselten Pferde verhielten sich viel ruhiger als ich erwartet hatte. Mein turkmenischer Hengst reckt bisweilen seinen intelligenten Kopf über die Schranke mir entgegen, um ein Stück Zucker zu verlangen. Die Windhunde haben sich mir zu Füssen gelagert, tief in warme Filzdecken eingehüllt. Der seiner Kappe entledigte Falke macht sich das Vergnügen, die Hunde zu erschrecken. Die starke Strömung und die nimmerrastende Ausdauer der kräftig arbeitenden Ruderer lässt uns rasch vorwärts kommen. Von Zeit zu Zeit gibt der Schiffsführer den Steuerleuten einen Befehl; sonst herrscht tiefes Schweigen, denn meine Leute, welche die halbe Nacht wachend zugebracht, schlafen in ihre Pelze eingewickelt in der Nähe des Feuers. Auch ich hatte mich gemüthlich in meinen weiten Renthierpelz gehüllt und genoss beim Rauchen einer Cigarre die nach den Anstrengungen und nach der fortwährenden geistigen Aufregung der letzten Tage so wohlthunende Ruhe.

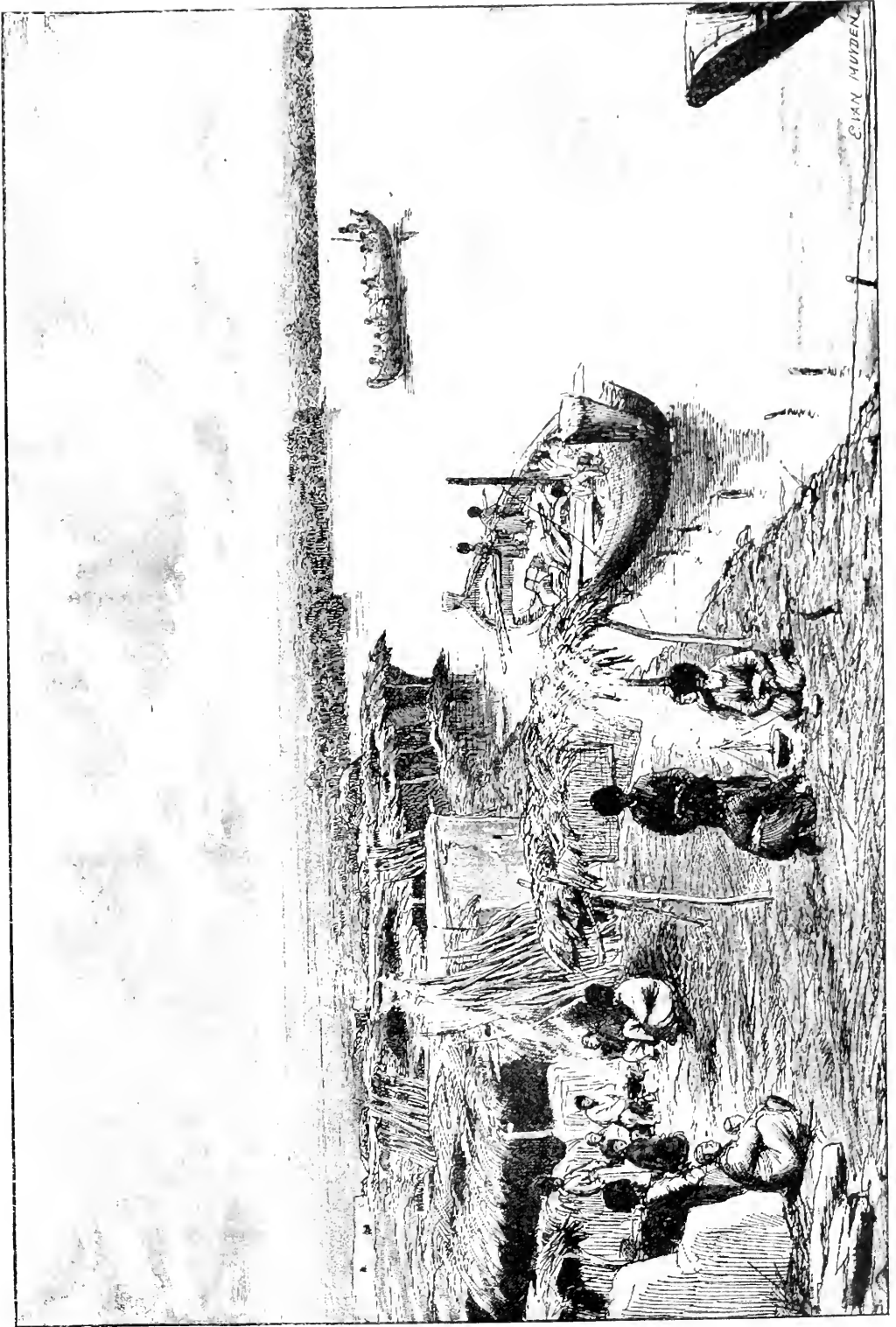
Die Fahrt auf dem Amu-Darja wird eine der angenehmsten Erinnerungen an meine Wanderungen in Centralasien bleiben, und nicht ohne Gemüthsbewegung schildere ich hier einige ihrer interessantesten Episoden.

Von H-Dschik bis an die Grenze von Chiwa gibt es keine bebauten Flächen; auf den Karten habe ich wol eine Anzahl Namen verzeichnet gefunden, welche vermuthen lassen könnten, dass die Ufer des Stromes bewohnt seien. Dem ist aber nicht so. Jene Namen bedeuten nur einige bocharische Forts, deren Garnisonen alle drei Monate abgelöst werden, oder sie bezeichnen nur die Ruinen ehemaliger Forts, von welchen man nur noch Mauerreste sieht, zum Beweise, dass hier in alten Zeiten Leben und Thätigkeit nicht unbekannte Dinge waren. Man sieht langgestreckte Oasen, die mit 3–5 Fuss hohen Gräsern und mit dichtem Gebüsch bedeckt sind, worin es von Wild wimmelt. Diese in der Regel undurchdringlichen Dickichte bestehen aus Tamarisken, wilden Oelbäumen, Pappeln, Süßholztaulen, Saksaul und weißglänzenden Halimodendren. Diese Oasen wären bewohnt, wenn nicht die Angst vor den Alamanen der Turkmenen davon abhielte; nirgends würden die Heerden üppigere Weiden finden; so aber ist die Gegend verlassen. Man stößt nur auf Scharen von Wildschweinen, welche ihre Rohrlager verlassen, um sich am Ufer im Schlamm zu wälzen; Gazellen und Hirsche sehen neugierig den vorüberfahrenden Barken nach, die in langen Zwischenräumen die Wellen des Amu-Darja durchfurchen.

Bis Sonnenuntergang wird die Fahrt ohne Unterbrechung fortgesetzt; um diese Zeit wird das für die ganze Gesellschaft gleiche Mittagsmahl aufgetragen: es besteht aus einem vom Schiffskoch unter der Anleitung meines Dolmetschers, dem das Küchendepartement übertragen ist, zubereiteten Pilaw. Ich verzehre einige Conserven und harte Eier, auf welche ich eine gute Flasche Bordeaux aus meinem Reisekeller setze.

Dieses recht frugale Mahl schien mir ein Hochgenuss zu sein; ein mit altem Cognak verstärktes Glas Thee vervollständigte das Wohlbehagen. Dann verlegte ich mich lange Zeit auf die Betrachtung des Firmaments. Die Nacht war vollständig hell und klar und lud zu Träumereien ein. Ich dachte an meine Heimat, an die mich unter dem fremden Himmel umgebenden und mir noch bevorstehenden Gefahren.

Der Sicherheitsdienst war gut organisirt. Ich selbst hielt die erste Wache bis Mitternacht; dann lösten mich meine Leute ab, sodass jeder der Reihe nach zwei Stunden zu wachen hatte. Die geladenen Gewehre liegen unter meinem Dache in Bereitschaft; jeder Mann hat einen Revolver, den er nicht ablegt. Das Geräusch der Ruder geht im Takte eines monotonen Liedes, welches abwechselnd von den Ruderern angestimmt wird. Um Mitternacht nimmt Tursum-Bay meinen Platz ein; ich lege mich schlafen, nachdem ich noch vorher den Befehl wiederholt eingeschärft hatte, mich beim geringsten Lärm zu wecken. Der Schiffsführer hatte sich verpflichtet, die ganze Nacht hindurch zu fahren; von seinen Gehülften schlafen immer je zwei der Reihe nach. In dieser Jahreszeit hat eine Nachtfahrt ihre Schwierigkeiten; trotzdem der Schiffsführer den Strom bewundernswerth gut kennt, fahren wir doch mehrmals im Sande fest. Dann werden die Ruder eingezogen und die Leute machen das Schiff mit Hülfe langer Stangen wieder flott. Gelingt die Operation auf diese Weise nicht, so ziehen sich die Schiffleute aus und gehen ins



Der Amu-Darja

Wasser; sie sind an diese Arbeit gewöhnt; ein derartiges kaltes Bad, von welchem ein gewöhnlicher Mensch den Tod davontrüge, verursacht ihnen nicht einmal einen Schnupfen.

Gegen das Ende unserer Wasserfahrt hatte ich mich so sehr an das Vorkommen solcher Fälle gewöhnt, dass ich, sobald die Barke den Grund streifte, erwachte und auf den Beinen war. Das Auffahren kann immerhin sehr verderbliche Folgen haben; einmal können die durch einen heftigen Anprall nach einer Seite hingeworfenen Pferde die Barke zum Umschlagen bringen; ist überdies das Flussbett schlecht und die Strömung stark, so kann man sich im Sande so festfahren, dass es lange dauert, bevor man wieder flott wird.

Gegen Morgen froh es, dass die Steine hätten bersten mögen; ich fand meine Leute fast im Feuer liegen. Wir hatten aber ein gutes Stück Weg zurückgelegt und waren bereits in der Nähe des am linken Ufer gelegenen bocharischen Fort Kabalik, wo der Beg Mir-Baba residirte. Ich liess einen Nuker ans Land setzen, um meine Ankunft dem Commandanten des Fort und dem Beg zu melden; letzterer sollte mir die zur Fortsetzung der Reise nothwendigen Lebensmittel und Fournage liefern.

Von H-Dschik bis hierher hatten wir 11 Tsch oder ungefähr 90 Werst zurückgelegt. Beim Landen jagte der Nuker einen Flug Fasanen auf, der pfeilschnell davonzog. Trotzdem mir der Schiffsführer abgerathen hatte, in dieser von plündernden Turkmenen durchstreiften Gegend ans Land zu gehen, konnte ich doch meine Jagdleidenschaft nicht bezähmen. Man sattelte die Pferde und in Begleitung des zweiten, mit der Gegend bekannten Nuker, des Dolmetschers und eines Dschigiten, der sich etwas auf die Falknerei verstand, verliess ich die Barke.

Man hatte nicht übertrieben, als man mir sagte, dass die Ufer des Amu noch wildreicher seien als die des Syr; in der That hatten Falke und Flinte an diesem Tage keine Rast. Der Fasan ist am Amu ein anderer als am Syr und unterscheidet sich noch mehr von dem unserigen; er hat nicht den weissen Halsstreifen wie der Syr-Fasan, aber er hat die gleichen grauen Silberflügel. Nach einer zweistündigen Jagd hatten wir an einer scharfen Biegung des Flusses das Fort Kabalik vor uns, dessen hohe Wallmauer in einer Entfernung von etwa einer Werst vom Flusse auf einer Anhöhe erbaut ist. Die Mauer ist mit Zinnen und vier Thürmen an den Ecken versehen; über dem einzigen Eingangsthore erhebt sich ein fünfter Thurm, dessen Vorbau sich bei unserer Ankunft mit weissen Turbanen anfüllt.

Das Thor öffnet sich und ein Jessaul-Baschi bewillkommnet uns im Namen des Beg. Beim Betreten des Fort ist die Garnison eben im Begriffe anzutreten; von allen Seiten eilen Soldaten und Nuker herbei. Der kalte Empfang durch den alten Beg brachte mich eben auf die Vermuthung, dass es hier wie in H-Dschik zu Auseinandersetzungen kommen würde, als eine Anzahl Offiziere lärmend in das Gemach eindrang, an ihrer Spitze der Commandant des Fort, Inazimeddin-Chodscha, der, nachdem er eine gewisse Rolle gespielt hatte, sich momentan in Ungnade zu befinden schien. Im Auftrage des Emirs hatte er seinerzeit den

jungen Tiura-Dschann, der gegenwärtig im Pagencorps seine Studien macht, nach St.-Petersburg begleitet; sein Aufenthalt in Russland ist ihm in angenehmster Erinnerung geblieben. Diesem Umstande schreibe ich es zu, dass mich der liebenswürdige Commandant, der auch ein wenig russisch spricht, freundlichst begrüsst und mich bittet, mich mit dem bescheidenen Empfange zu begnügen, welchen er mir bereiten will. Ich liess mich nicht lange bitten und war froh von dem mürrischen Beg ohne weitere Complimente fortzukommen.

In der Wohnung meines mich festlich bewirthenden neuen Freundes angekommen, bin ich mit ihm bald auf dem besten Fusse. Er zeigt mir seine Pferde, und ich habe alle erdenkliche Mühe, ihm begreiflich zu machen, dass ich für meinen Gebrauch schon zu viele hätte, um auch noch jenes annehmen zu können, welches er mir mit Gewalt aufdringen will. Es scheint, dass der alte Mir-Baba in der Zwischenzeit zu der Ansicht kam, es sei klüger höflich zu sein; wenigstens hatte er die nothwendigen Vorräthe einschiffen lassen. Mein neuer Gefährte, der ebenfalls ein leidenschaftlicher Jäger ist, will sich das Vergnügen nicht nehmen lassen und mich mit 50 seiner berittenen Nuker begleiten.

Wir haben einen prächtigen Ritt gemacht. Die bocharischen Nuker sind bewundernswerth beritten; ihre Ausrüstung ist eine höchst maleurische; die einen tragen 10—12 Fuss lange biegsame Lanzen, die andern sind mit Multuk (Luntengewehren), wieder andere mit kurzen Donnerbüchsen bewaffnet; einige tragen sogar noch das Panzerhemd. Wenn sie vorwärts geneigt in ihren hohen Sätteln sitzen, sind sie wahre Prachtgestalten.

Mein Falke wurde allgemein bewundert; aber vom Sattel aus einen Fasan im Fluge herabzuschliessen, war ihnen etwas Neues; als sie mich endlich zwei Fasanen, die links und rechts von mir aufstanden, doubliren sahen, hielten sie mich wirklich für ein höheres Wesen.

An der Stelle, wo wir uns wieder einschifften, hatte ein Alaman der Turkmenen aus Merw vor zehn Tagen arme Hirten getödtet, welche die ihrer Obhut anvertrauten Heerden vertheidigen wollten. Ich sah noch das im Kampfe niedergetretene Gras und die frisch aufgeworfenen Gräber, in welchen die Todten beerdigt wurden. Das ist die düstere Seite des sonst so reichen Bildes, welches ich vor Augen habe. „Wären wir rechtzeitig eingetroffen“, meinte mein Freund, der Festungscommandant, „so wäre mir kein einziger dieser verdammten «Alamantschik» entwischt.“ Als ich wieder an Bord war, erfuhr ich, dass während der ganzen Dauer des Alaman die Garnison ganz ruhig im Fort blieb, ja dass die Merwer bis an den Fuss der Mauern sich wagten und die Besatzung verspotteten. Nachdem dann der letzte Turkmene verschwunden war, machte die wackere Truppe einen glänzenden Ausfall und ein grossartiger Bericht feierte, wie das überall geschieht, die Waffenthaten der Garnison von Kabalik.

Nach der Trennung von meinem guten Freunde, der mir noch lang Abschiedsgrüsse zuwinkte, zeigte mir Tursum-Bay einen herrlichen turkmenischen Teppich, der aus dem Fort für mich gebracht worden war,

zum Andenken an den lebenswürdigen Inazimedin, der mir nicht einmal die Möglichkeit lassen wollte, mich bei ihm zu bedanken. Dieser Aufmerksamkeit gegenüber wollte ich nicht zurückstehen; ich sandte ihm daher durch die zurückkehrenden Nuker einen guten amerikanischen Revolver in Begleitung meiner Photographie.

Wie der Rhein hat auch der Amu-Darja seine Ruinen mit daran sich knüpfenden Sagen, welche in den Gesängen der Schiffer fortleben. Die folgende Erzählung habe ich während der Thalfahrt aufgezeichnet.

Die Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten eben die am rechten Ufer auf der Höhe eines steilen Hügels gelegene Ruine von Kys-kala (Festung des jungen Mädchens). Am Abend vorher hatten wir die Mauern von Nar-Kys, eines andern einstürzenden Schlosses betrachtet.

Es war einst, wie die Sage berichtet, von einem tapfern Ritter bewohnt, der eine einzige Tochter hatte. Er wollte sie an einen jungen Ritter verheirathen; das junge Mädchen liebte jedoch, wie das noch heute vorkommt, einen andern. In einer Nacht verliess sie mit einigen treuen Dienern das väterliche Haus und baute die Festung Kys-Kala. Ihr Bräutigam gab jedoch die Hoffnung nicht auf, von ihr geliebt zu werden, und baute sich am Fusse von Kys-Kala ein anderes Schloss, Dschigit-Kala, dessen Ruinen heute noch stehen, wo er jahrelang vergebens wartete. Als er sich endlich der jungen Widerspenstigen bemächtigen wollte, wurde er von ihr besiegt. Jetzt verlangte der Vater, der des langen Widerstandes müde geworden war, dass sich seine Tochter zu dem ihr von ihm bestimmten Gatten begeben; sie aber zog es vor, sich in den wenig klaren Fluten des Amu-Darja zu ertränken. Der Bräutigam wurde ob dieses Ausgangs von so heftigem Schmerze ergriffen, dass auch er sich an der nämlichen Stelle, wo diese Heldin den Tod gefunden hatte, in den Fluss stürzte. Ihre Leichen wurden, in einem Grabe vereint, auf einer nahen Insel begraben.

Ein Theil der Nacht verging unter solchen Erzählungen der Schiffleute, deren Redefluss sich unerschöpflich ergoss, als sie merkten, dass ich daran Gefallen fand. Der Himmel hatte sich unterdessen mit Wolken bedeckt, welche ein frischer Westwind herauftrieb. Schon seit einiger Zeit gab der Schiffsführer unzweideutige Zeichen lebhafter Beunruhigung, jetzt wies er auf ein stromabwärts am linken Ufer sichtbares Feuer hin. Bald waren wir der bezeichneten Stelle näher gekommen, und ich konnte durch mein Marineperspectiv eine Reihe von Bivouakfeuern unterscheiden. Ich theilte meine Wahrnehmung dem Führer mit, der im Tone tiefer Entnuthigung ein „Allah!“ ausstieß.

Offenbar hatte ein turkmenischer Alaman sein Lager am Ufer aufgeschlagen; vielleicht hatten uns die im Felde herumstreifenden Reiter bereits signalisirt und überwachten unsere Bewegungen. Aus dem Schrecken der Schiffsmannschaft, aus der wenig beruhigenden Haltung meiner Nuker und aus der Bestürzung meiner Diener, die seit gestern Abend von nichts andern sprachen als von den Missethaten der verdammten Turkmenen, schöpft' ich die Ueberzeugung, dass ich auf niemand rechnen durfte als auf Tursum-Bay.

„Was gedenkst du zu thun?“ fragte ich den Führer.

„Wir sind zu weit vom Fort, um dahin zurückzukehren und den Abzug des Akman abzuwarten“, erwiderte er. „Verbergen können wir uns hier nicht, weil die Ufer nicht bewaldet sind. Wenn der Wind nicht heftiger wird und wenn ich die Barke in der Mitte des Stromes halten kann, haben wir weniger zu befürchten. Diese Leute haben nämlich nur kleine Fischerkähne, mit welchen sie es nicht wagen, eine grosse, gut vertheidigte irdgentscher Barke anzugreifen.“

Nun hatte ich meinen Entschluss gefasst.

„Geh' auf deinen Posten“, sagte ich zu ihm, „und erkläre deinen Leuten, dass ich dem ersten, der sich weigert zu arbeiten, eine Kugel durch den Kopf schiesse. Auch du wirst mir nicht entgehen, wenn du aufhörst oder im Sande sitzen bleibst.“



Turkmenne über den Amu-Darja schwimmend.

Ich liess mein Gepäck auf beide Seiten der Barke vertheilen, die Pferde satteln und hielt meine Waffen bereit. Tursun-Bay, der mit der Behandlung des Repetirgewehrs vertraut ist, überwacht die Munition und wird, wenn es nothwendig wird, mich im Feuern unterstützen. Ihm übergab ich das Commando im Hintertheile des Schiffes; bei mir im Vordertheile bleiben nur die Nuker und einer meiner Dschigiten, der die beiden Repetirgewehre, welche ich bei mir behielt, zu laden haben wird. Sollte eine Enterung versucht werden, so werden meine Leute sich ihrer Revolver und Säbel bedienen; meiner Ansicht nach wären wir aber in diesem Falle verloren gewesen. Es kommt nicht selten vor, dass Barken angegriffen werden; in der Regel geschieht es aber nur, wenn die Schiffer an Bord rasten und schlafen, oder wenn Barken längs des Ufers hinfahren und dann plötzlich von den kühnen Räubern überfallen werden. Angriffe der Turkmenen auf ein die Mitte des Stromes haltendes Kajuk sind nicht sehr häufig. In einem solchen Falle blasen die Mamantschik die

Wasserschläuche mit Luft auf und bedienen sich ihrer, um bis an die Barke heranzuschwimmen, welche sie dann mit der blanken Waffe angreifen. Ich blieb übrigens sehr ruhig, was der Mannschaft wieder einen gewissen Halt gab. Ich liess fortwährend die Ufer fest im Auge behalten, aber es war keine Bewegung wahrzunehmen. Da kam mir ein Gedanke, den ich sofort ausführen liess.

Ich weiss nicht, in welchem Seeräuberroman ich einmal gelesen habe, dass die Matrosen, wenn sie geräuschlos fortkommen wollen, die Ruder mit Tüchern umwickeln. Ich liess alle meine Servietten und Handtücher auspacken und damit die Ruderschaukeln umhüllen; in tiefster Stille ging die Fahrt weiter; man hätte, wie man sagt, eine Fliege fliegen hören können.

So kamen wir auf der Höhe des ersten Feuers an; mein Fernglas zeigt, dass niemand in der Nähe ist. Wir nähern uns dem zweiten. Wind und Strömung zusammen drängen uns hier gegen das Ufer. Ohne Fernglas sehe ich jetzt, dass das dritte Feuer und einige andere leuchtende Punkte in Bewegung sind. Jetzt ist der kritische Moment, man hörte nichts als das keuchende Athemholen der Ruderer.

Wenn wir auf den Sand gerathen, ist es um uns geschehen. Ich sehe mich nach dem Schiffsführer um; er steht in meiner Nähe und prüft mit dem Blicke das dunkle Profil der Ufer. Wir halten uns in der Mitte des Stroms, rasch fährt die Barke dahin; einige Dschigiten haben sich zu den Pferden gestellt, um sie am Wiehern zu verhindern. Endlich sind wir auch am dritten Feuer vorüber, die andern Feuer sind weiter landeinwärts. Ich fange an zu glauben, dass die grösste Gefahr vorüber ist; noch eine Viertelstunde und das gefürchtete Lager ist hinter uns. Trotzdem bleiben wir wenigstens eine Stunde lang noch auf der Hut; denn wenn uns die Reiter dennoch bemerkt hätten, könnte es möglich sein, dass sie uns längs der Böschung folgen, um einen günstigen Moment abzupassen.

Endlich sind wir ausser Gefahr; wir sind ihr glücklich entronnen. Ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit gegen die Vorsehung, die uns gerettet hat, tritt an die Stelle der Unruhe, welche ich soeben noch meiner Umgebung zu verheimlichen getrachtet habe.

Auch Feuer wird jetzt an Bord wieder angemacht; die Sarten gewinnen die Sprache wieder und als echte Bocharen prahlen sie, dass sie die verfluchten Turkmenen massakriert hätten und wenn es ihrer 1000 gewesen wären. Ich lasse einige Geschenke unter die Mannschaft vertheilen und suche mein Lager auf, um ein wenig Ruhe zu geniessen. Ich hatte guten Grund anzunehmen, dass meine Leute nach dem ausgestandenen grossen Schrecken doch nicht einschlafen würden, bevor nicht die gefährliche Stelle weit hinter uns sein würde.

Es stand jedoch geschrieben, dass ich nicht lange ruhig schlafen sollte. Ich wurde plötzlich durch einen heftigen Stoss und grosse Aufregung im Schiffe aufgeweckt. Im Wahne, dass uns die Turkmenen geentert hätten, griff ich nach meinem Carabiner und stand mit einem Satze vor meinem Verschlage. Glücklicherweise war nichts geschehen und ich kam mit dem Schrecken davon. Ein auf dem Wasser schwimmender grosser Baumstamm, welchen die Steuerleute in der Dunkelheit nicht

gesehen hatten, war der Barke in den Weg gekommen; durch den Anprall waren die Pferde auf die Seite geworfen und der ganze Spectakel verursacht worden, der mich im Schlafe gestört hatte.

Von nun ab schlief ich bis zum Sonnenaufgang, der einen herrlichen Tag verspricht. Die an uns vorüberziehenden Ufer sind mit üppiger Vegetation bedeckt; wir befinden uns mitten in den berühmten Jagdgründen des Amu-Darja. Ich konnte der Versuchung nicht lange widerstehen. Die Pferde werden gesattelt; in aller Eile wird das aus einem köstlich am Spiess gebratenen Fasan und aus einem Hasen-Plov bestehende Frühstück verzehrt und gegen 9 Uhr geht meine Begleitung an Land. Tacke und Windhund kommen mit; ein Schiffsmann, ein ehemaliger Jäger, dient als Führer und die beiden Nuker treiben das Wild. Während unserer Abwesenheit fährt die Barke weiter unter der Aufsicht des Dschigiten aus Tschardschmi, dem ich trauen darf.

Nachdem die Flussstelle, an welcher wir wieder zusammenkommen sollten, genau bestimmt worden war, machten wir uns auf den Weg. Ein prächtiger Tag! Ich hatte 50 Schrotpatronen mitgenommen und habe keine einzige zurückgebracht. Durch das hohe Gras wird der Marsch in der Formation einer Schützenkette gemacht. An manchen Stellen ist das Röhricht um die Hälfte höher als die Reiter. Hier hausen die Wildschweine. Durch die Seitensprünge, die mein Pferd machte, wenn die Wildschweine pfeilschnell an ihm vorüberschossen, wurde ich zweimal beinahe aus dem Sattel geworfen. Zu meiner Schande gestehe ich, dass ich ein halbes Dutzend Schüsse abgab, ohne mehr zu erzielen, als dass ich zwei Wildschweine nur derart anschoss, dass auch sie noch davonkommen konnten.

Zum Ersatz wurde unter den Fasanen ein wahres Blutbad angerichtet; meine Reiter haben ganze Bündel an den Sätteln befestigt. Einen Schakal schoss ich auf grosse Entfernung mit der Kugel und einen grossen grauen Fuchs mit Schrot.

Wenn ich im Verlaufe meiner Reise mir im Schiessen auf Federwild vom Sattel aus eine ziemlich grosse Gewandtheit erwarb, so liess andererseits mein Schiessen mit dem „Express“-Stutzen immer sehr viel zu wünschen übrig. Mein Pferd war zwar darauf dressirt, im Momente des Anschlagens ruhig zu stehen, aber die Bewegung, die es beim Athmen machte, reichte hin, das schwere Rohr dieser Waffe abzulenken. Dazu kommt, dass man vom Sattel aus nicht über den Kopf des Pferdes wegschiessen kann und dass es sehr schwer ist, das Wild aufs Korn zu nehmen, welches rechts aufsteht. Man wird also begreifen, dass von den 500 Expresspatronen, welche ich verfeuerte, keine 60 Stück auf meine Schussliste gebracht wurden.

Die Erfahrung hat mich gelehrt, dass von allen Stutzen der sehr kurzrohrige, grosskalibrige Jagdstutzen die besten Dienste leistet. Für Expeditionen wie die meinige ist die Solidität der Waffe eine unerlässliche Bedingung, und ich konnte constatiren, dass meine Gewehre aus der englischen Fabrik Peardey & Greener aushielten, während das Rütteln und Stossen meine wiener und belgischen Gewehre dienstuntauglich machte.

Erschöpft und von den Dornen zerrissen, machten wir gegen Mittag halt. Ueber der Glut eines Feuers wurde ein junger Fasan gebraten,

der ein delicates Essen lieferte. Nachdem wir ausgeruht und die Pferde gefüttert und getränkt hatten, folgten wir unserm Zuge durch die jetzt nur mit Saksaul-Gebüsch bedeckte Ebene fort. Der Boden ist wellig und sandig; hier gibt es keine Fasanen mehr. Dagegen verspricht der Usbeke, dass wir Gazellen (Saigak) zu sehen bekommen werden. Gegen 2 Uhr erreichten wir einen Hügel, von dessen Gipfel aus der Führer durch Zeichen uns still zu stehen heisst. Ich steige ab; er zeigt mir fünf in der Ferne ruhig weidende Gazellen. Durch das Fernrohr verfolge ich alle ihre Bewegungen. Ihre Farbe ist falb, braun und weiss.

Sofort entwarf ich meinen Jagdplan. Da die Gazellen in einer von kleinen Hügeln umgebenen Bodenvertiefung standen, will ich eine dieser Erhöhungen benutzen, um ohne gesehen zu werden, einen höhern Punkt zu erreichen, welchen ich meinen Leuten bezeichne. In einer Viertelstunde sollen diese solange dem Flussufer folgen, bis sie die Gazellen zwischen sich und dem von mir gewählten Posten haben. Dann sollen sie langsam in der Kette vorrücken und das Wild auf mich zutreiben. Sobald ich Feuer gebe, sollen sie die Hunde loslassen und Tursum-Bay mir mein Pferd bringen. Fehlt mein Schuss, so bleibt uns noch immer die Möglichkeit, eine Gazelle mit den Hunden zu bekommen. Auf einem grossen Umwege erreiche ich mein Ziel, nachdem ich den letzten Theil des Weges kriechend zurückgelegt hatte. Vorsichtig hinter einem Strauche versteckt, erblicke ich in günstiger Entfernung die Heerde, die noch ruhig weidet.

Kurz darauf sehe ich auch meine Leute in der verabredeten Richtung langsam vorrücken. Wie ich vermuthet hatte, zogen die Gazellen der Höhe zu, wobei sie sich häufig umsahen und sich mehr und mehr meinem Standorte näherten; schon konnte ich die hübsche Farbe ihres Felles wahrnehmen. Den Schluss machte ein Bock, der stärker war als die andern; auf ihn hatte ich es abgesehen. Als sie mir auf 300 Schritt nahegekommen waren, schlug ich an. Da aber meine Leute zu schnell heraufstiegen, war es bald aus mit dem ruhigen Gange und in Sprüngen kam das Rudel die Höhe herauf auf mich zu. Ich hatte das grösste Stück fest im Auge behalten und gab Feuer. Die Gazelle überschlägt sich, springt aber gleich wieder auf und entflieht mit den übrigen.

Einige Augenblicke später ist Tursum-Bay mit dem Pferde mir zur Seite. Auf die Schiessjagd folgte jetzt eine Hetzjagd mit ausgezeichneten Windhunden. Ich stiess den kirgisischen Jagdruf aus, welchen mein braver Tursum-Bay beantwortet. Welch schönes Schauspiel! Meine beiden Windhunde thun es den Gazellen an Schnelligkeit zuvor und scheinen kaum den Boden zu berühren. Ich liess meine Leute weit zurück; ich hatte für nichts Aug und Ohr als für die hitzige Verfolgung. In den steigbügelnd stehend, nach vorn geneigt, bemerke ich, dass die angeschossene Gazelle ihren Lauf verlangsamt; mit verhängtem Zügel komme ich ihr nach und gebe ihr den Guadenstoss. Mein Hengst blieb fest an der Stelle stehen, alle vier Füsse gestreckt, am ganzen Körper dampfend und geräuschvoll athmend. Die Hunde lecken das tropfenweise zu Boden riesende Blut. Aus der Wunde erkenne ich, dass ohne die Hunde die Gazelle für uns sicher verloren gewesen wäre.

Ich war erstaunt, mein Gefolge nicht nachkommen zu sehen. Es verging wieder eine gute Viertelstunde und noch kam niemand. So gut ich konnte, versuchte ich mich zu orientiren. War ich weit vom Ufer? Ich wusste es nicht. Eine gewisse Unruhe bemächtigte sich meiner, denn der Ort, an dem ich mich befand, gewährte nur eine sehr beschränkte Aussicht. Ich erstieg den höchsten Hügel mit den Hunden an der Koppel. Nichts! Nach einer halben Stunde endlich hörte ich einen Schuss; ich feuerte meinen Revolver in der Richtung dieses Schusses ab. Ein zweiter Knall orientirte mich vollends. Zu meiner grossen Befriedigung sehe ich endlich auch meine Leute auftauchen, die ebenfalls unruhig zu werden anfangen. Mit Beute beladen — wir hatten eine Gazelle, 28 Fasanen, drei Hasen, einen Schakal und einen Fuchs — erreichten wir unsere Barke, die unterwegs zweien mit Jägern des Chan von Chiwa besetzten Schiffen begegnet war. Es waren sieben wild aussehende Burschen mit Schaffellmützen, ausgerüstet mit Multuk; diese kleinkalibrigen Lantengewehre sind acht Fuss lang und mit einer Gabel versehen. Nach der von den Jägern mitgebrachten Jagdbeute zu urtheilen, schiessen sie nur sehr mit Vorbedacht.

Seit drei Wochen schwimmen sie bereits auf dem Flusse herum; sie wollen die Jagd solange fortsetzen, bis ihre Barken mit Wild, dessen Fleisch sie einsalzen, bis an den Rand vollgefüllt sind. Federwild verachten sie und stellen nur Rehen und Hirschen nach. Sie baten mich um Pulver und Blei. Ich lud sie zu einem guten Mahle ein und machte ihnen dann den Vorschlag, auf einer ihrer kleinen Barken an das andere Ufer hinüberzufahren und an einer Stelle, wo abends die Hirsche zur Tränke kommen, auf den Anstand zu gehen.

Ich liess mich nur von meinem Dolmetscher begleiten und wir traten die Fahrt vor Sonnenuntergang an. Nachdem wir die Barke am andern Ufer festgelegt hatten, begab ich mich in Begleitung meiner neuen Jagdgefährten an die Stelle, die man mir als die beste bezeichnet hatte. Sie liegt an einer mit hohem Gebüsch umstandenen Bucht, an welcher ein durch das hohe Gras der in der Nähe befindlichen Gründe getretener Pfad endet. Hier wird im Röhrriecht eine Schutzhütte mit Schiessscharten hergerichtet, von wo aus ich die ganze Umgebung überschauen kann.

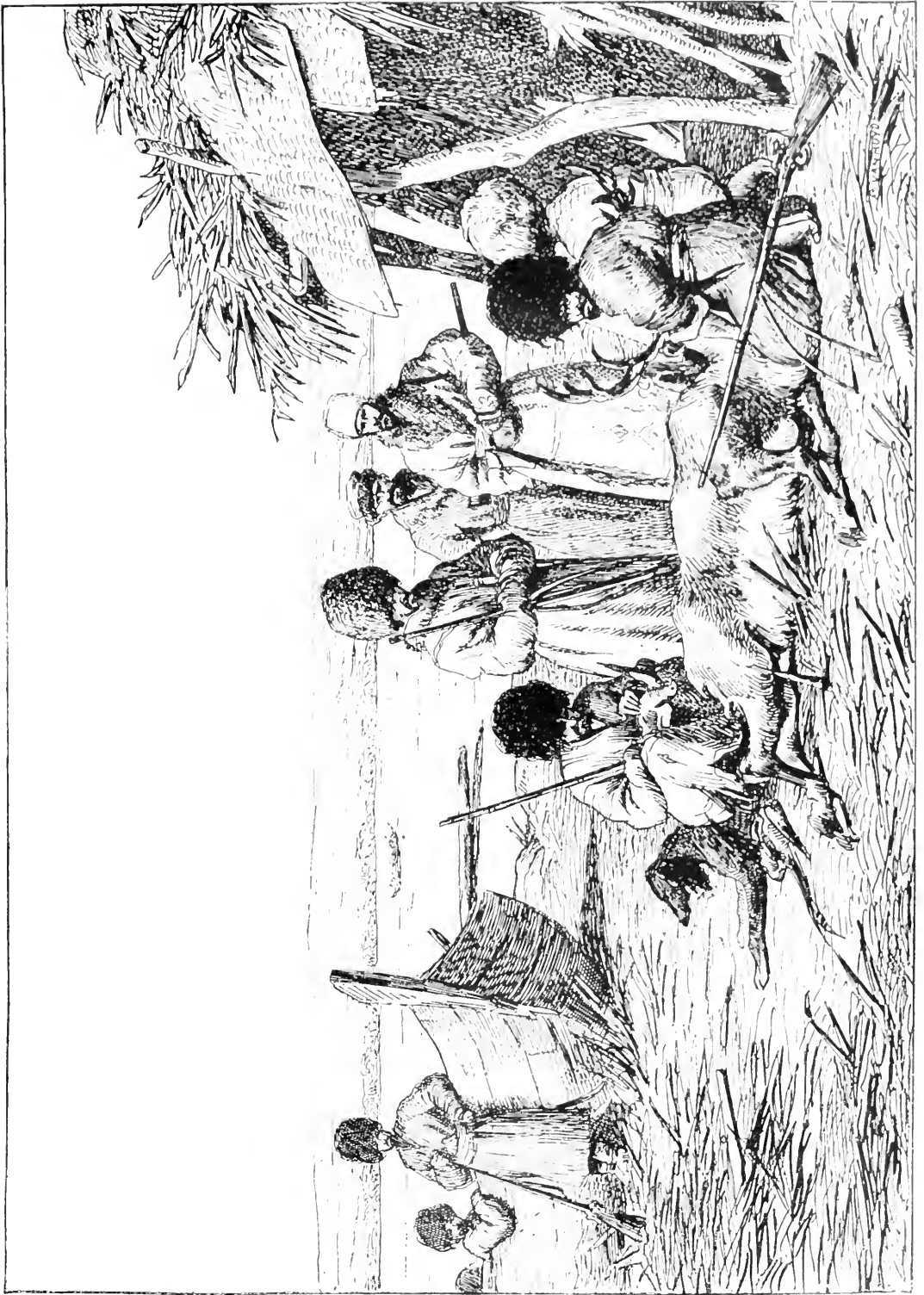
Ein alter Jäger blieb mir zur Seite; die andern nahmen ihre Plätze rings um die vor mir liegende Bucht ein. Die Sonne ist untergegangen, Dämmerung bedeckt die ganze Gegend; nur mit Mühe kann ich in der Dunkelheit noch die Umrisse der Gegenstände unterscheiden. Der alte Usbeke zeigte mit dem Finger nach einem Punkte an der Böschung; trotz aller Anstrengung, mit der ich hinsehe, kann ich doch nichts wahrnehmen. Endlich glaube ich mir gegenüber auf der andern Seite der kleinen Bucht eine Bewegung zu bemerken. Gleich darauf tritt eine Hirschkuh aus dem Gebüsch und schlägt die Richtung nach dem Ufer ein; sie wendet sich nach allen Seiten hin, mit den dieser Thiergattung eigenthümlichen graziösen Bewegungen des Halses und Rumpfes. Ihr folgen zwei Junge und zuletzt erscheint majestätisch ein prächtiger Zehnder. Er ist wenigstens 200 Schritt entfernt und steht mir überdies mit dem Vordertheile gegenüber.

Ich zaudere, auf solche Entfernung zu schiessen, und warte, bis er mir die Flanke zuwendet. Die vier Thiere setzen den Weg nach dem Flusse fort, und ich kann sie mit Musse betrachten. Endlich machen sie eine halbe Wendung; ich schlage an und will eben abfeuern, als von der Steppe her, wo es bisjetzt ganz still war, ein kurzer Knall ertönte. In wilder Flucht stob das Rudel davon. Ich war so überrascht, dass ich nicht mehr Zeit fand, selbst zu schiessen.

Einer meiner Gefährten war mir zuvorgekommen; ich konnte es ihm nicht verdenken, denn es war ausgemacht, dass die Chiwaner auf der ganzen Linie nur dann schiessen sollten, wenn das Wild in das Holz zurückgeht. Für diesen Abend war die Jagd zu Ende; es war nichts mehr zu erwarten. Wir begaben uns an den Ort, wo geschossen worden war, und fanden da die Usbeken bereits mit dem Ausweiden des Zehmenders beschäftigt; es war ein ungewöhnlich starkes Thier mit ganz ausserordentlich schönem und grossem Geweih.

Der folgende Tag verging unter fortgesetztem Jagen. In steter Begleitung der von mir angeworbenen Halbwilden führen wir den Fluss hinab und landeten an einer grossen, theilweise bewaldeten Insel. Diesmal wurde eine Treibjagd zu unternehmen beschlossen. Ich liess daher sechs Pferde satteln, welche von den Chiwanern bestiegen wurden. Tursum-Bay begleitet sie, um darüber zu wachen, dass den Gäulen nichts geschieht. Ich für meine Person gehe mit dem alten Jäger zu Fuss nach der Stelle neben der Furt, die das Wild durchsetzt, wenn es das andere Flussufer erreichen will; das Innere der Insel ist sehr dicht mit Gebüsch besetzt. Unter grossem Geschrei soll der Trieb rund um die Insel gemacht werden, um sich zuletzt der von uns besetzten Furt zu nähern. Kaum waren wir an Ort und Stelle, als ein wenigstens 20 Stück starkes Rudel Wildschweine im schnellsten Laufe an uns vorüber nach dem Flusse rannte. Ein leichter Druck auf den Abzug meiner Waffe hätte genügt, um den an der Spitze rennenden schweren Eber in den Sand rollen zu lassen; in der Erwartung, dass Hirsche kommen werden, hielt ich mich jedoch zurück. Wirklich vernahmen wir bereits aus der Ferne das Rufen der Treiber und rechts von mir glaubte ich das Knacken abgebrochener dürrer Zweige zu hören und bemerkte, dass mein Jäger nach derselben Seite hinsah. Im nächsten Augenblick sehe ich Bewegung im Gebüsch und aus dem hohen Grase taucht das Geweih eines Hirsches auf; gleich darauf wird das Geräusch eines blihenden Rudels hörbar; drei Stück, zwei Hirsche und eine Hirschkuh, brechen aus dem Dickicht hervor. Einer schlägt links von mir die Richtung nach der Uferböschung ein; anschlagen, ihn aufs Blatt nehmen und abfeuern war das Werk eines Augenblicks.

Diesmal hatte ich auf eine Entfernung von höchstens 50 Schritt geschossen; tödlich getroffen bricht das Thier im Feuer zusammen. Die beiden andern Stücke erreichen die Furt. Alle Vorsicht vergessend, verlasse ich meinen geschützten Standort und eile zu meinem Opfer, welches sich im Todeskampfe im Sande wälzt. Es war ein schöner Achtender; weniger stark als der von gestern Abend, aber mit wunderschönem Geweih. Nur ein Jäger kann sich einen Begriff von der innerlichen Befriedigung



Rückkehr von der Jagd an den Ufern des Amu-Darja

machen, mit der ich einen Schluck Cognak, auf dem verendeten Thiere sitzend, zu mir nahm.

Ich fühle, dass ich in den Fehler aller Jäger verfälle und zu viel von meinen kynagetischen Erinnerungen spreche, welche vielleicht nur denen Vergnügen machen, welche ähnliche Aufregungen durchgemacht haben. Ich schliesse also kurz die Geschichte meiner Jagderlebnisse, die sich bis Utsch-Utschak, dem letzten bocharischen Fort auf dem rechten Ufer des Amu-Darja, fortsetzen. Hier nahm ich frische Lebensmittelvorräthe ein und wechselte meine Begleitung für die Fortsetzung der Reise. Von hier an hatte ich nämlich rechts das unter dem Namen Amu-Darja-Kreis mit Russisch-Turkestan jüngst vereinigte Land, und links die Staaten des Chan von Chiwa. Bei meiner Ankunft schlugen die chiwanischen Grenzwatchen einen Marsch und präsentirten das Gewehr. Diese Watchen sind eine Sammlung wilder Typen: sie sind phantastisch gekleidet und mit Gewehren ausgerüstet, die für den Träger gefährlicher sind als für den Gegner. Ich liess mir die Gelegenheit nicht entgehen, diese originelle Truppe in Revue vor mir passiren zu lassen. Bis Ak-Kamisch wird das rechte Stromufer von den Auls der Ata-Turkmenen besetzt; dieser Stamm ist jetzt unterjocht, verhält sich ruhig und wird von Wolostnois verwaltet, welche von den Turkmenen selbst gewählt werden.

Es drängte mich, endlich einen russischen Posten zu erreichen; die feuchte Luft auf dem Strome, auf dem ich jetzt schon seit so langer Zeit schief, fing an mich zu belästigen; ich fühlte ein Ziehen in den Gelenken als Vorboten eines Anfalls von Rheumatismus, an dem ich bereits während meiner Reisen gelitten hatte. Obwol ein Gegenwind sich erhoben hatte, zwang ich doch die Schiffleute, die Fahrt auch bei Nacht fortzusetzen. Diese Unvorsichtigkeit wäre bei einem Haare mir und allen den Leuten, deren Leben ich unbesonnen gefährdet hatte, theuer zu stehen gekommen. In der Nähe der Insel Araltschi-Baba entfesselte sich nachts ein heftiger Sturm; der Himmel war schwarz, und der Westwind so stark, dass die aufgewühlten Wogen das Schiff, statt vorwärts, nach rückwärts trieben. Das Seil, an welches sich vier der kräftigsten Ruderer angespannt hatten, um die Barke vom Ufer aus zu schleppen, riss und wir wurden in die Mitte des Stromes getrieben. Unser Schiff zog viel Wasser und nur nach mehr als vierstündiger übermenschlich angestrenzter Arbeit aller Leute gelang es, wieder zu landen. Die Nacht wollte kein Ende nehmen; ich war äusserst beunruhigt und machte mir schwere Vorwürfe. Ich pries den Sonnenaufgang und wünsche nur ähnliches nicht wieder mitmachen zu müssen. Vor der Ausschiffung mache ich die Entdeckung, dass mir meine Uhr abhanden gekommen ist: sie musste mir gestohlen worden sein. Meine Leute beschuldigten selbstverständlich die Schiffsmannschaft des begangenen Verbrechens. Da die chiwanischen Kleider keine Taschen haben, so kann der verschwundene Gegenstand nur im Gürtel oder in der gigantischen Kopfbedeckung verborgen sein. Ich lasse mir sämmtliche Tschuzgermalis, so heissen die chiwanischen Mützen, bringen. Was ich darin entdeckt habe, wäre mir nicht möglich zu wiederholen. Ich fand bere: Sardinenbüchsen, weggeworfene Patronen, Granaten, die ich an die

Bemannung ausgetheilt hatte, leere Flaschen; einige Tschugermahs hatten Doppelboden, zwischen welchen die kleinen Trinkgelder verborgen waren, die ich zur Erhaltung der guten Laune gespendet hatte. Ja, in Chiwa fand ich sogar einen Tschugermah mit Musikdose. Der von allen seinen Landsleuten beneidete Eigenthümer dieses Wunderstücks hatte eine schweizer Musikdose von einer Reise nach Russland mitgebracht und spazierte nicht wenig stolz mit dem in seiner Kopfbedeckung verborgenen Instrumente herum.

Nach einem starken Tagemarsche durch ein theilweise verlassenes Land erreichten wir endlich den kleinen Bazar Schurachan. Im Laufe des Nachmittags tauchten die Kuppeln einer russischen Kirche am Horizonte



Chiwanische Grenzwahe.

auf; es ist Petro-Alexandrowsk, eine neue Festung, wo mich langentbehrte Genüsse erwarteten.

Wenn ich heute die von mir aufgenommene Photographie des kleinen Fort ansehe, so finde ich, dass alles eigentlich abscheulich ist. Eine endlose Wüste, Lehmmauern, Kasernen, ein ungeheurerer Platz, begrenzt von einigen Buden und Brauntweinschenken, in welchen die kleine Garnison sich mit dem Nöthigsten versieht; das war die ganze Herrlichkeit, die mich damals entzückte! Ich betrat eine unreinliche Kneipe, wo man mir Kohlsuppe auftrug. Bei der Frage nach Unterkunft stellte es sich heraus, dass der Billardsaal der einzige verfügbare Raum war. Zum Glück besass ich Empfehlungsschreiben, welche ich jetzt auf ihre Wirksamkeit prüfen wollte.

Der Vertreter des Kaufmanns Iwanow aus Tashkent, den ich rufen liess, stellte mir sein Haus und hauptsächlich auch seinen Hof zur Ver-

fügung, wo ich mein Gepäck und meine Pferde unterbringen konnte. Das Haus selbst hat nur zwei Zimmer, wovon eins das Bureau ist, welches mit Hülfe meiner Teppiche und Reiseumöbel binnen einer halben Stunde einem ganz bequemen Wohnzimmer gleichsieht. Seit mehreren Monaten befand ich mich zum ersten mal wieder in einem durch einen Ofen geheizten Zimmer und konnte mich der Pelze und anderer Kleidungsstücke, welche ich seit Tschardschui nicht mehr abgelegt hatte, entledigen. Noch mehr. Nach einem warmen Bade, dessen wohlthuedenste Wirkung darin besteht, dass es den Reisenden von dem ekelhaften Ungeziefer befreit, welches ihm auf solchen Wanderungen unablässig verfolgt, genoss ich doppelt das Behagen, eine Nacht in einem guten Bette zwischen frischen weissen Betttüchern zuzubringen.

Am folgenden Tage erwartete mich ein herzlicher und gastfreundlicher Empfang beim Gouverneur der Provinz, dem liebenswürdigen General von Grotenhjem. Obwohl ich ihn schon von früher her kannte, hatte mir General Tschernajew dennoch Briefe für ihn mitgegeben. Auf dem Salonische der Frau von Grotenhjem lagen die „Daily News“ und die „Revue des Deux Mondes“ und gaben Stoff zu einer ganz europäischen Unterhaltung mit einer gebildeten geistreichen Dame. Man war zwar augenblicklich vollauf beschäftigt mit der Veranstaltung einer Liebhaber-Theatervorstellung, welche die ganze in der Wüste vereinsamte Garnison in Anspruch nahm, trotzdem brachte ich die angenehmsten Augenblicke meines Aufenthalts in dem kleinen Fort im Hause des Generals zu. Man wollte mich sogar überreden, ganz da zu bleiben. „In einigen Wochen sind Sie hier Gutsbesitzer“, sagte man; „mit 50 Rubel baut man sich hier ein Wohnhaus, obendrein noch ein recht confortables.“ Der Antrag konnte mich nicht locken. Ich hatte bereits eine neue Escorte aufgenommen, den mir widerwärtigen sirtischen Dolmetscher, welchen ich mit einem Fusstritt entliess, durch einen andern ersetzt und traf ernstlich Anstalten, um das Chanat Chiwa zu erreichen.

Der Consul des Chan, Awas-Nias-Mehrem, der in Petro-Alexandrowsk seinen Sitz hatte, wurde vom General beauftragt, mich in die Hauptstadt zu begleiten. Ich hielt es für meine Pflicht, ihm einen Besuch zu machen, der General überredete mich jedoch, es nicht zu thun.

„Ich werde ihn zu Ihnen schicken“, sagte er, „man macht keine Complimente mit diesen Leuten.“ Der General musste in der That besser wissen als ich, was man in dieser Beziehung zu thun hat; er war schon lange im Lande und duzte auch den Chan, der keinen Anstoss daran nahm.

Dreitausend Russen genügen zur Aufrechthaltung der Ruhe in einer Provinz, welche 500 Werst lang und 350 Werst breit ist und wo der District Nokus allein so gross ist wie ganz Belgien. Die 130000 Einwohner des Kreises Amu-Darja sind Usbeken, Karakalpaken und Turkmunen. Die Einheimischen wählen selbst die Wolostnois (Abgeordneten), welche die Steuern einzuziehen. Wie der General sagt, hat dieses System das Gute, dass, wenn die Einheimischen mit Klagen über Diebereien und Betrügereien der Verwalter kommen, man sie mit der Antwort abspiest: „Das ist euere Schuld, warum habt ihr sie gewählt?“

Das Fort Petro-Alexandrowsk besteht zwar schon seit zehn Jahren, doch hat man das Gefühl, dass es nur ein Uebergangsposten ist. Hier findet man keins jener soliden Gebäude, welche die Hauptstädte in Turkestan kennzeichnen. Wird die Stadt Chiwa oder das Fort, welches am Amu-Darja erbaut werden soll, die Hauptstadt des neuen Gouvernements werden? Ich weiss es nicht; das ist eine Frage, welche nur die Zukunft lösen kann.

DIE OXUS-FRAGE.

Bevor ich die Ufer des Amu-Darja für immer verlasse, will ich kurz die Veränderungen besprechen, welche der Lauf des Flusses durchgemacht hat und welche die wissenschaftliche Welt so lange beschäftigten und spalteten.

Der alte Herodot ist der erste, der erzählt, der Oxus ergiesse sich in das Kaspische Meer. Im frühen Mittelalter stimmen dagegen die Araber darin überein, dass sie sagen, der Gihon oder Jaihün, der Oxus der Alten, ergiesse sich in den Aralsee, während die Araber des 11. Jahrhunderts ihn wieder in das Kaspische Meer fliessen lassen. Bis in die jüngste Zeit sind die Angaben über den Oxus derart voneinander abweichend, dass, wenn man sie zusammenfasst, man zu dem seltsamen Schlusse käme, dass dieser Strom mehrere Jahrhunderte lang, bald in das Kaspische Meer, bald in den Aralsee sich ergossen, endlich sich getheilt und seine Gewässer bis in das 15. Jahrhundert gleichzeitig in beide Meere abgeführt habe.

Solange unsere Geographen sich mit diesen Angaben begnügten, wurde die Oxus-Frage, anstatt geklärt zu werden, immer verworrener. Um zu einem positiven Resultate zu kommen, musste der Strom an Ort und Stelle studirt werden. Peter der Grosse war der erste, der den Gedanken fasste, einschlägige Forschungen anzuordnen. In den dem Fürsten Bekowitsch Tscherkasky ertheilten Instructionen heisst es: „An der Stelle, wo sich die Mündung des Amu-Darja befand, ist ein Fort anzulegen; Lauf und Versandungen des Flusses müssen studirt werden, um denselben, wenn möglich durch Absperrung seines Laufes gegen den Aralsee zu, in sein altes Bett zurückzuleiten.“ Bekowitsch wurde sammt seiner kleinen Armee von den Chiwanern niedergemetzelt; die Oxus-Frage wurde auf unbestimmte Zeit vertagt, und erst im Laufe der letzten 20 Jahre machte man sich ernstlich an das Studium dieser interessanten Aufgabe aus der physikalischen Geographie. Oberst Tschaikowsky, der lange Zeit in Centralasien sich aufgehalten hat, erklärt die Aenderung im Laufe des Oxus in folgender Weise.

Der breite, rasch fliessende Tschu, der aus dem Issyk-Kul kommt, hatte im Alterthume einen nordwestlichen Lauf; er nahm das Gewässer des Balkasch-See auf, wendete sich dann nach Südwest, ging an Perowsk vorüber und ergoss sich durch das Bett des Jany-Darja und das alte Oxus-Bett in das Kaspische Meer. Der Syr und der Amu wären also nur grosse Nebenflüsse des Tschu gewesen. Infolge der bedeutenden Wasser-

verminderung, die der Tschu erlitt, verlor er sich im Sande. Der Syr und der Amu, die nicht mehr durch einen aus Osten kommenden reissenden Fluss im rechten Winkel sozusagen gekreuzt wurden, schlugen wieder ihre natürliche Richtung gegen Nordwest ein.

Professor Rösler in Graz stellte eine andere Theorie auf. Bis in das Mittelalter, sagt er, theilte sich der Oxus in zwei Arme, wovon sich der eine in das Kaspische Meer, der andere in den Aralsee ergoss. Die Alten, welche von dieser zweiten Mündung nichts wussten, glaubten, dass der Oxus einfach in das Kaspische Meer münde; dieser unmerklich versiegende Arm erreichte zuletzt gar nicht mehr das Meer. Es ist daher natürlich, fügt Rösler hinzu, dass die Araber bei der Beschreibung des Kaspischen Meeres einen Fluss nicht erwähnten, welcher nicht mehr in dasselbe mündete. Als sie aber später bis nach Chiwa vordrangen, sahen sie die Ueberbleibsel des zweiten Armes, welcher sich wahrscheinlich um jene Zeit im Sande verlor. Dieser Umstand musste die Autoren des 14. Jahrhunderts veranlassen, den Gihon ins Kaspische Meer fließen zu lassen.

Im Jahre 1878 schien sich diese Theorie bestätigen zu wollen. Bei einem plötzlichen Hochwasser durchbrach der Amu bei Sary-Kamysch, südwestlich von Kungrad, seine Dämme und bildete einen neuen 200 Werst langen Fluss. Damals sagte man sich: Hier zeigt uns die Natur das alte Bett; die Zuleitung einer grossen Wassermasse würde hinreichen, den Fluss wieder in sein ursprüngliches Bett zurückzuleiten. Kurze Zeit sprach man sogar davon, den Syr in den Amu abzuleiten, um auf diese Weise eine grossartige Wasserstrasse zwischen dem Kaspischen Meere und dem Innern Asiens zu gewinnen.

Von dem Wunsche beseelt, dieser wichtigen Frage endlich auf den Grund zu kommen, sandte die russische Regierung mehrere wissenschaftliche Expeditionen nach Centralasien, um an Ort und Stelle den Usboj oder das alte Oxusbett zu studiren und so den widersprechenden, mehr oder weniger auf Erzählungen der Eingeborenen sich stützenden Hypothesen einiger Reisenden ein Ende zu machen. Auf Grund der frühern wenig verlässlichen, nur an einigen Theilen und nicht in der ganzen Länge des angeblichen alten Flussbettes durchgeführten Studien reconstructirten die Geographen den ursprünglichen Lauf des Oxus von Chiwa nach dem Kaspischen Meere, indem sie ihm seinen Weg über Sary-Kamysch, Balaschem und Igdy nehmen liessen.

Den Ergebnissen der Arbeiten des Bergingenieur Konschin, Mitglied der Petersburger Geographischen Gesellschaft, der die Kara-Kum-Wüste nach allen Richtungen durchzog, entnehmen wir, dass die zwischen dem Amu-Darja und dem Kaspischen Meere gelegene Wüste mit Niederungen von bedeutender Länge und Breite bedeckt ist, welche eine gewisse Aehnlichkeit mit ausgetrockneten Flussbetten haben, aber an ihren beiden Endpunkten abgeschlossen sind: mit einem Worte, es sind verlängerte Löcher, deren Grund mit Salzwasser bedeckt ist. Nachdem Konschin das Sary-Kamysch-Thal nach allen Richtungen durchforscht hatte, constatirte er, dass die Gegend südlich von diesem Thale ein System alter ausgetrockneter Seen

enthält, deren Spuren auf einem Flächenraum von 20000 Quadratwerst noch vollständig erhalten sind.

Fünfzig Werst südlich vom Sary-Kamysch-See öffnet sich ein flaches weites Thal, dessen Boden mit Salz durchsetzt ist und welches sich gegen Bala-Ischem zu verengt. Dies ist der Usboj der Turkmenen mit seinem doppelten Gefäll. Von Bala-Ischem bis Sary-Kamysch senkt sich der Usboj gegen Norden, von Bala-Ischem oder vielmehr von Kurtysch bis an das Kaspische Meer gegen Westen. Dieser letztere Theil erscheint oft als ein erweitertes, von Sandhügeln begrenztes Thal, welches seiner ganzen Länge nach wie ein Flussbett aussieht, auf dessen Grund sich ein dünner Faden Salzwasser hinschlingelt. Man constatirte den Parallelismus der Uferwände, die Spuren der Strömung und das Vorkommen von Pflanzenwurzeln an den höchsten Stellen der Ufer. Auf beiden Seiten kommen häufig Reste einstiger Cultur vor. In Jach-Aila sieht man die Ueberbleibsel eines Kanals, der aus dem Usboj kam, und in Takaichan-Ata stehen Ruinen eines Fort und eines Friedhofs mit Spuren ehemaliger Backsteinbauten.

In der Nähe von Bala-Ischem verliert sich der Usboj in das umgebende Terrain und verräth seine Anwesenheit nur noch durch das Vorkommen aralo-kaspischer Muscheln.

Der Ungus ist ein anderes, unterhalb von Tschardschui vom Oxus ausgehendes, ausgetrocknetes Flussbett, welches in der Nähe von Bala-Ischem auf den Usboj stösst; im Alterthum nahm es vielleicht durch den Tedschen und den Murgab die Wässer des Paropamisus auf, welche sich gegenwärtig im Sande der turkmenischen Wüste verlieren.

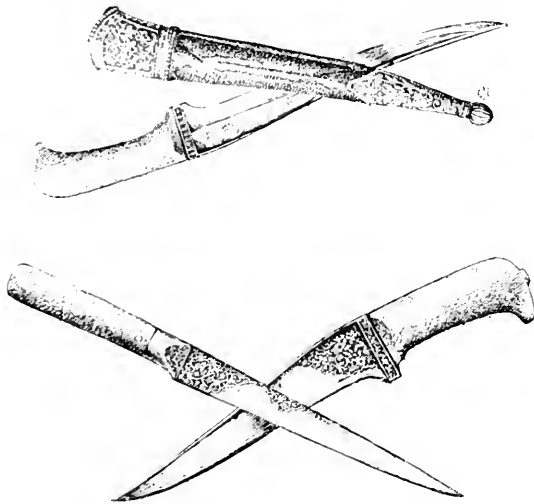
Der Usboj und die Niederungen des Sary-Kamysch sind mitten im Flugsande voll von jungen Ueberresten aralo-kaspischer Mollusken, während das Innere der aus festem, mit Vegetation bedeckten Boden bestehenden Kara-Kum-Wüste seine marine Fauna schon verloren hat. Korschin folgert hieraus, es sei wahrscheinlich, dass die westliche Kara-Kum-Wüste zu gleicher Zeit wie der südöstliche Rand des Kaspischen Meeres unter Wasser war, und dass zur nämlichen Zeit der östliche Theil der Wüste trocken lag und bereits eine Scheidewand zwischen dem mittlern Laufe des Amu und dem Kaspischen Meere bildete, während die Wüste im Norden noch eine grosse Salzwasserfläche war, die den Oxus aufnahm und deren Golfe dem ungeheuern turanischen oder aralo-sary-kamyschischen Meere angehörten. Es ist unmöglich, schliesst Korschin, die salzigen und klaren Gewässer des Usboj als aus einer gemeinschaftlichen Quelle mit den trüben Wellen des Amu-Darja kommend anzunehmen; dieser grosse Fluss würde daher niemals die gegenwärtigen Grenzen des Kaspischen Meeres erreicht haben.

Das Vorkommen von Meermuscheln im Usboj, sowie das Fehlen von Flusswasserablagerungen beweisen, dass der Amu-Darja niemals diesen Weg genommen hat, um sich in das Kaspische Meer zu ergiessen. Die paläontologischen Forschungen ergaben, dass der angebliche Durchbruch des Oxus zwischen den beiden Balkans nur eine ausgetrocknete Meerenge des aralo-kaspischen Meeres ist, und dass die westliche Hälfte des Amu nur den Rest einer Einmündung der Salzwässer des turanischen Meeres

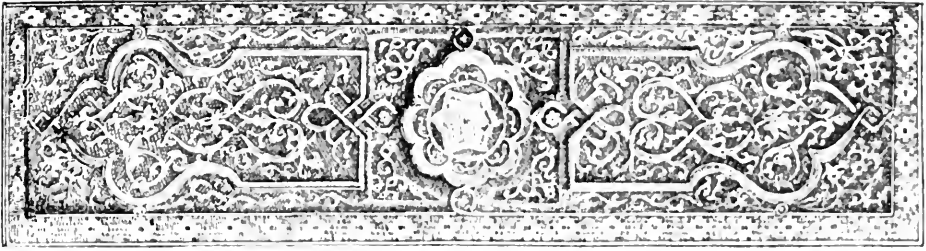
in das kaspische und nicht, wie man annahm, das ausgetrocknete Flussbett des Amu-Darja darstellt. Die in der Niederung von Sary-Kamysch vorkommenden Muscheln beweisen, dass dieses Becken einst von Meer bedeckt war.

Das von Kouschin aufgestellte Schlussresultat der Amu-Darja-Frage wäre daher folgendes:

Das turanische Meer war eine ungeheuerere Salzwasserfläche, welche in ihrem nördlichen Theile den Syr-Darja, den Tschu und den Sary-Su und im südlichen Theile den Oxus, den Murgab und den Tedschu aufnahm. Dieses Meer ergoss den Ueberschuss an Wasser durch den Usboj in das kaspische Meer. Demnach wäre der Oxus niemals ein directer Zufluss des kaspischen Meeres gewesen, und das Project, dieses Meer mit dem Amu-Darja zu verbinden, würde die Herstellung eines mehrere hundert Werst langen Kanals erfordern.



Turkmenische Messer.



NEUNTES KAPITEL.

CHIWA.

Tursum wird von Heirathsgedanken befallen. — Gastfreundschaft im Chanat Chiwa. — Eine angespannene Bekanntschaft. — Bewässerung und Ackerbau. — Trachten. — Einzug in die Hauptstadt. — Der Palast Mat-Murat's. — Champagner und tiroler Lieder. — Die Eroberung von Chiwa. — Sklaverei. — Der verdamnte Frack. — Einladung zu einer Hinrichtung. — Der Harem des Souveräns. — Mohammed-Rahim-Chan. — Die Audienzen werden zu langen Unterhaltungen. — Die Stadt und ihre Gebäude. — Der Oheim des Chan. — Pantagrueische Feste. — Musik und Poesie. — Sport. — Widderkämpfe. — Die Geschenke des Chan. — Nochmal ein davongejagter Dolmetscher. — Tursum ist meine letzte Zuflucht.

Die Ruhetage in Petro-Alexandrowsk hatten mich wieder gekräftigt: meine Jachtane — so heissen die laudesüblichen Koffer, welche man beiderseits an den Flanken der Kamele oder Pferde aufhängt, — waren mit einem neuen vollständigen Sortiment der für eine lange Reise unentbehrlichen Vorräthe gefüllt worden, sodass ich mich nirgends frisch zu proviantiren brauchte. Auch meine Escorte war gänzlich erneuert worden, und wenig hätte gefehlt, so hätte ich sogar Tursum-Bay, die Perle meiner Leute, verloren.

Bei unserer Ankunft in Petro-Alexandrowsk hatte ich ihm in Anerkennung der von ihm geleisteten Dienste ein Geldgeschenk gemacht, welches ihm seiner Ansicht nach zum Kapitalisten machte. Für dieses Vermögen eine Anlage zu finden, war jetzt sein einziger Gedanke und schliesslich hatte er nichts Vortheilhafteres ausgesonnen, als es einem Weibe an den Kopf zu werfen. Es gefiel ihm in Petro-Alexandrowsk und er dachte ernstlich daran, sich hier ein Heim zu gründen. Vergebens machte ich ihm Vorwürfe wegen seines Leichtsinns und gab ihm die traurige Lage zu bedenken, in welche er seine in der Provinz Taschkent verlassene Familie versetzen würde. Eine bekannte Localschönheit hatte dem armen Tursum den Kopf verdreht, und die klingenden Rubel in der Tasche hätten es ihm wol gestattet, den Schatz für sich zu erwerben und mit ihm sich

ein neues Heim zu gründen. Nur dadurch konnte ich endlich den guten Burschen, der hartnäckig wie ein Maulthier war, von seinen Heirathsphantasien abbringen, dass ich ihm sonnenklar bewies, dass die von ihm angebetete Dulcinea schon zahlreiche Eroberungen in der russischen Garnison gemacht hatte.

Diese Enthüllung machte einen vernichtenden Eindruck auf den armen Tursum. Drei Tage lang blieb er unsichtbar und ertränkte seinen Kummer in Schnaps; dann kam er wieder zu mir, ohne einen Heller in der Tasche, denn was er nicht vertrunken hatte, war ihm gestohlen worden. So sah er sich gezwungen, mir noch weiter zu folgen; ich hatte später noch allen Grund, mich zu beglückwünschen, dass dieser treue Diener mir erhalten geblieben war.

Durch die Güte des Generals gelang es mir, einen Tataren als Dolmetscher, drei Dschigiten, welche die Wüste schon durchreist hatten, und einen Serdar (Führer) zu finden, für welchen seine Verwandten und der Bezirksvorstand sich verbürgten. Er hiess Kosch-Nazar, war Ata-Turkmen und leistete mir ausgezeichnete Dienste. Er sprach wenig, war ruhig, thätig und wusste sich zu helfen. Auf ihm und Tursum setzte ich mehr Vertrauen als auf alle meine andern Leute. Ueberdies war meine Escorte noch um die Dienerschaft des Mehrem Awas-Nias, des chiwanischen Consuls, vermehrt worden. An der Spitze dieser Colonne und den Mehrem mir zur Seite trat ich die Weiterreise an.

Das Ufer des Amu-Darja war bald erreicht; hier erwarteten uns die Föhren zur Ueberfahrt. Da wir zwei Arme des Stromes vor uns hatten, schwammen wir einen halben Tag lang auf den trüben Wellen des Oxus, dem ich wahrscheinlich für immer Lebewohl sagte.

Unsere erste Marschstation war Kanka, wo wir vor Sonnenuntergang ankamen.

Ich war sehr begierig zu erfahren, wie man in den Staaten des Chan von Chiwa die Gastfreundschaft übt.

Man hatte mich darauf vorbereitet, dass sie hier weit einfacher und weniger ceremoniös sei, als in Bochara; allein ich hatte keinen Grund mich zu beklagen. Zunächst wurde ich vom Beg von Kanka, der um meine Ankunft wusste und mit seinem Gefolge mir entgegengekommen war, empfangen. Sein Hans enthält wie das aller wohlhabenden Usbeken im Ehrenhofe eine Jurte, welche zugleich Empfangssalon und Wohnung für vornehme Gäste ist. Von hier an habe ich diese Jurte überall wiedergefunden. Der Sage nach haben die reichen Usbeken sie zur Erinnerung an ihre nomadischen Vorfahren beibehalten. Ich habe ihre Vorzüge hochschätzen gelernt; man ist in ihnen merkwürdig gut untergebracht; überall wo es nur möglich war, habe ich sie als Wohnung den feuchten fensterlosen Zimmern der Häuser vorgezogen. Für den Rauchabzug ist in der Mitte des Zeltfirstes eine Oeffnung angebracht; ein grosses Kohlenfeuer unterhält eine verhältnissmässig hohe Temperatur. Das ganze Lager erhält ein vollkommen comfortables Aussehen, nachdem einmal mein Reisbett, mein Tisch und die Klappstühle, die ich mit mir führe, auf den Bodenteppichen aufgestellt waren.

Nach dem reichlichen, nach chiwanischer Sitte mit rothem Pfeffer gewürzten Essen benutzte ich den Sonnenuntergang, um auf der Terrasse beim Eingang in die kleine Festung, welche dem Beg zur Wohnung dient, eine Cigarre zu rauchen. Vor mir belustigte sich die Jugend mit dem bekannten Spiele, wobei einer über des andern Rücken springt; die Frauen des Beg lockte die Neugierigkeit von der Anwesenheit eines Fremden und sie kamen, um sich neugierig den „Uruss“ zu besehen. Der abscheuliche Rosshaarschleier der sartsichen Frauen wird hier durch einen Chalut ersetzt, den man über eine Art hohen cylinderförmigen Turban über den Kopf wirft, und der mir hier und da ein Paar hübscher Augen zu sehen



Chiwanische Landschaft.

gestattet. Der Ring, welchen hier die Frauen in der Nase tragen, ent- stellt dagegen das Gesicht.

Ich liess einige Schachteln Bonbons bringen, welche sie anfänglich nur furchtsam annahmen, bis sie endlich von meinen guten Absichten überzeugt waren. Eine junge olivenfarbige Schönheit wurde so vertraut, dass sie sich mir näherte. Da erschien der Beg, und die so gut angesponnene Bekanntschaft wurde plötzlich durch die alten Frauen des Beg abgebrochen; sie führten die Chiwanerin fort und machten meine projectirten Sittenstudien zu Wasser.

Am nächsten Morgen zeigte das Thermometer 11° unter Null. Bei dieser Temperatur und eisig schneidendem Winde war die Reise zu Pferde nichts weniger als angenehm. Erst gegen Mittag legte sich der Wind und wir bekamen schönen Wintersonnenschein.

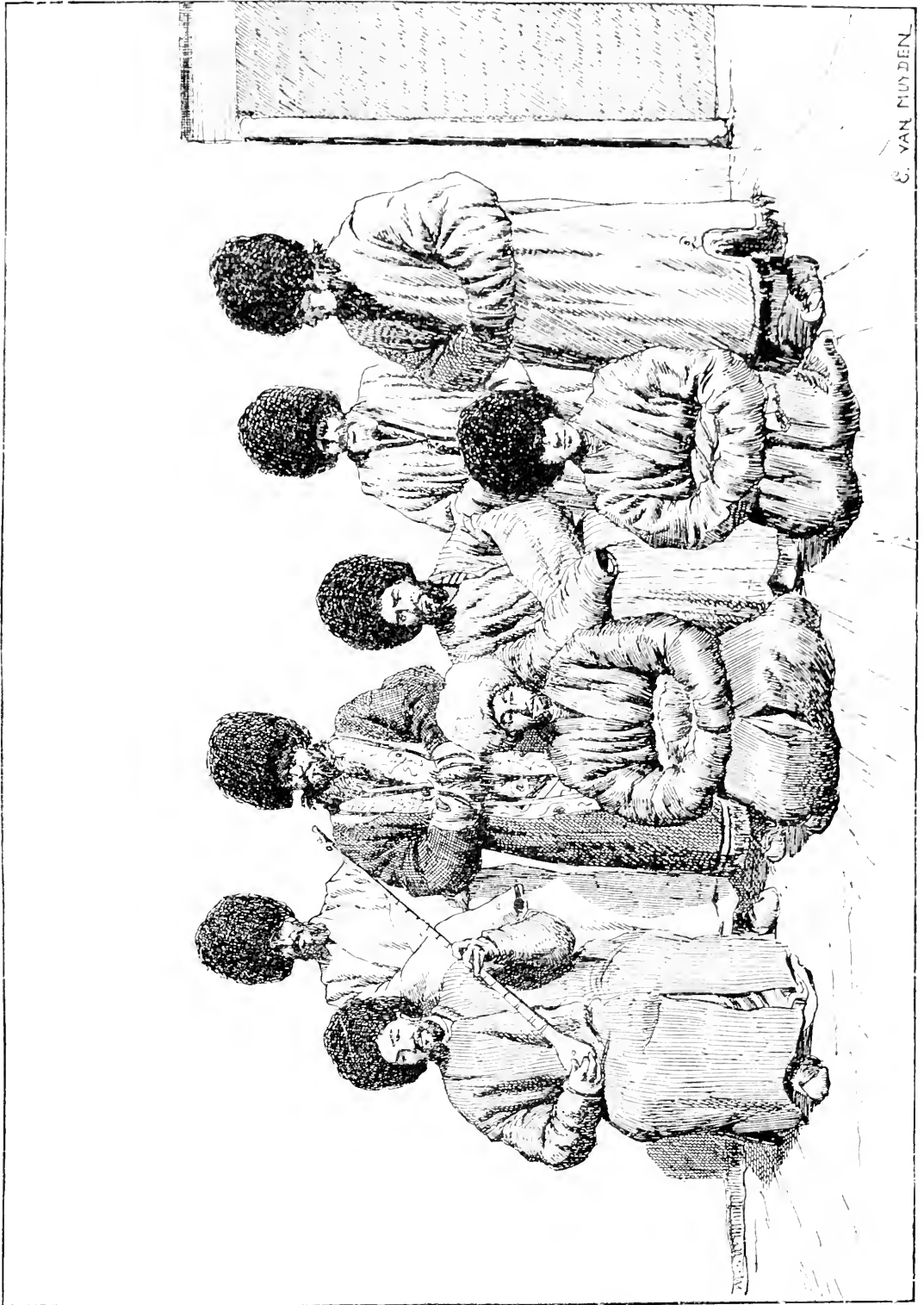
Das Klima von Chiwa ist grossen Schwankungen unterworfen; denn wenn im Winter das Thermometer 20° unter Null fällt, zeigt es im Sommer 28—30 Wärme im Schatten. Frühling und Herbst sind kurz; das ganze Jahr hindurch wehen Winde, welche im Sommer oft erstickenden Staub aufwühlen.

Soweit wir das Land durchziehen, ist es erstaunlich gut bearbeitet; kein Zoll breit Boden wird unbenutzt gelassen. Wie in den Staaten von Bochara ist auch hier das Wasser der Quell der Fruchtbarkeit, nur mit dem Unterschiede, dass es hier bisweilen zu viel wird, sodass die Aufgabe der Ackerbauer darin besteht, sich gegen Ueberschwemmungen zu schützen, welche im Frühjahr regelmässig die Dämme durchbrechen. In frühern Zeiten wurden diese Arbeiten von den persischen Sklaven verrichtet, seit 10 Jahren müssen sich aber die Eingeborenen selbst dazu bequemen, und hierin liegt ein beständiger Grund, sich über die Russen zu beklagen. Wie in der Provinz Tschardschni gibt es auch hier zu Lande keine Dörfer im eigentlichen Sinne des Wortes. Von Kanka bis Chiwa sind die Häuser überall in den Feldern zerstreut und geben der Landschaft ein malerisches Aussehen. Ungeheure Eichen, Nuss- und andere Obstbäume beschatten den kleinen Weiler, ohne welchen es keine Wohnstätte gibt; hohe crenelirte Mauern umfängen die Häuser und verleihen ihnen das Aussehen von Festungen.

Heutzutage ist das Land ruhig, früher jedoch dehnten die Turkmenen ihre Alamane bis an die Thore von Chiwa aus. Eine bewaffnete Reiter-schar, wie die unserige, verursacht immer noch Aufregung, und wir sahen, dass sich die Leute bei unserer Annäherung an die einzige, massive Thüre ihrer Wohnungen zurückzogen. Je mehr wir uns der Hauptstadt des Chanats nähern, um so mehr wächst die Zahl der Reiter und Arbas; am meisten fällt mir auf, dass niemand zu Fuss geht. Man sieht hier und da einige Greise und Mollahs auf Eseln reiten, aber der ärmste Mann besitzt ein Pferd.

In dem Maasse als man sich Chiwa nähert, zerstückelt sich der Grundbesitz und vermehrt sich der Bodenwerth. Weil Wasser in Ueberfluss vorhanden ist, baut man viel Reis und Baumwolle; der Ackerbau, der im allgemeinen sehr gut betrieben wird, ist hier demjenigen in Bochara weit überlegen. Die Kanäle, von welchen der Palwan-Ata bei seinem Ursprunge 60 m breit ist, versanden und müssen alljährlich gereinigt werden; diese Arbeit wird von den Bewohnern der benachbarten Ortschaften als Frohne geleistet. Die grossen Arterien verästeln sich ins unendliche. Bei niedrigem Wasserstande bedient man sich zur Bewässerung der Felder eines Rades (Dschigit), welches durch Kamele oder Esel getrieben wird und auf dessen Kranze geneigte Kübel angebracht sind, welche das Wasser aus dem Kanale schöpfen und es während der Umdrehung in eine Rinne giessen.

Wenn hier die Häuser im allgemeinen besser gebaut sind als in Bochara, so fehlt andererseits der Tracht der Usbeken vollständig jener Farbenreichthum und jene Mannichfältigkeit, über welche der Reisende in Bochara erstaunt. Vom Chan angefangen bis herab zum letzten



E. VAN NUYDEN

Gruppe von Chiwanern.

„Kügensch“ (Bettler) trägt hier jedermann den Tschugermah, d. i. eine Mütze aus schwarzem oder weissem Schaffell, die wenigstens einen Fuss hoch ist und die Form eines ungeheuern Kürbis hat. Die Wolle ist nicht gekräuselt und hängt über den Hals und das Gesicht herab. Diese Kopfbedeckung gibt ihren Trägern ein wildes Aussehen.

Der Tschugermah gestattet es gleichwol, nach ihm die sociale Stellung zu beurtheilen, welche eine Persönlichkeit einnimmt. Der Tschugermah des Chan und seiner hohen Würdenträger nähert sich mehr der cylindrischen Form, und die Felle, aus welchen er gemacht wird, haben schön gekräuselte Wolle. Die jungen Stutzer in Chiwa tragen den Tschugermah aus gekräuselter, ganz weissem Astrachan, während die Kopfbedeckungen der Leute aus dem Volke sehr billig aus Fellen mit wenig gekräuselter und langer Wolle verfertigt werden.

Der Tschugermah übt eine schauerhafte Wirkung auf die Ohren aus, welche er vollständig aus ihrer normalen Lage bringt. Nirgends habe ich diesen Körpertheil von ähnlichem Aussehen gefunden; der obere Theil der Ohrmuschel steht im rechten Winkel vom Schädel ab; es kommen sogar Ohren vor, welche buchstäblich im Gehen den Takt schlagen, und der Schatten eines barhäuptigen chiwaner Kopfes sieht dem einer grossen Fledermaus verzweifelt ähnlich.

Nur die Mollahs rollen noch einen weissen Turban um den Tschugermah herum.

Die Form des Chalats weicht im Schmitte wesentlich von der in Bochara gebräuchlichen ab; dort ist er so weit, dass er zweimal um den Körper herumgeschlagen werden kann; in Chiwa ist der Chalats weniger weit und mehr am Körper anliegend und wird überdies wattirt und abgenäht. Die Chalats oder Tschapane sind ein sehr bedeutender Ausfuhrartikel Chiwas. Man versendet sie nicht nur nach allen Theilen des Chanats, sie sind auch das Lieblingskleid der Turkmenen. Die dauerhaftesten sind die aus Alatscha verfertigten, einem dicken Stoffe, halb aus Baumwolle, halb aus Seide, von rothbrauner oder brauner Farbe mit schwarzen Streifen. Der Stoff erhält eine Appretur, wodurch er an der Oberfläche glänzend wird. Vom Reichsten bis zum Aermsten trägt die gesammte männliche Bevölkerung den Chalats aus Alatscha; sehr selten sieht man Chalats aus Seide oder aus russischem Tuche.

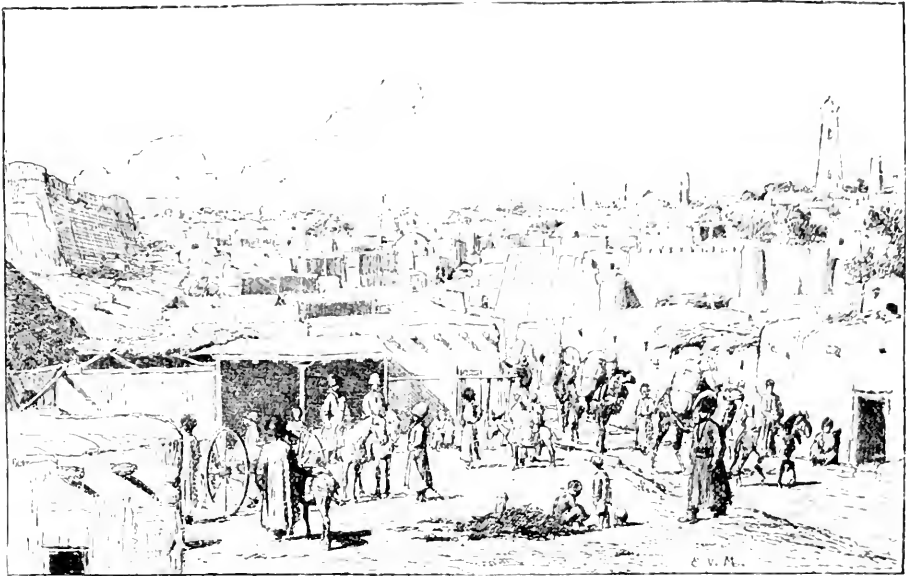
Die Fussbekleidung besteht aus grossen Stiefeln aus rohem Kuhleder mit kleinen Absätzen und schnabelförmig aufgebogenen Spitzen. Aus dieser Uniformität entsteht für den Reisenden eine gewisse Schwierigkeit die sociale Klasse zu erkennen, welcher der ihm begegnende Reiter angehört. Der einzige sichtbare Luxus ist das Pferdegeschirr, welches bei hohen Beamten, wie mein Mehren einer ist, der den Rang eines Generaladjutanten des Chan hat, aus massivem Silber gefertigt wird.

Besonders überraschend fand ich die Erhaltung der Strassen. Die Brücken sind sehr gut aus Bohlen oder Backsteinen gebaut; überall sind Seitengräben angelegt und in der Regel sind die Wege von zwei Baumreihen eingefasst.

Am 29. November sahen wir gegen 4 Uhr nachmittags die Minarete

und grossen Gebäude Chiwas am Horizont auftauchen. Ich werde diesen Anblick nie vergessen. Aus der Ferne gesehen präsentirt sich Chiwa unendlich malerischer als Buchara. Man hat noch 4 Werst bis zur Hauptstadt und schon bemerkt man ihre öffentlichen Gebäude, deren eleganten und reichen Bau ich später bewundern konnte.

Je näher wir kommen, desto ausgesprochener nehmen die Gebäude den Charakter grössern Wohlstandes an. Eine Werst vor der Stadt bleibt rechts von uns der „Gendunkian“ liegen, einer der zahlreichen Sommergärten und die gewöhnliche Residenz des Chan. Der weitläufige Palast ist von einem ungeheuer grossen Park umgeben, der wieder von allen Seiten mit einer fünf Meter hohen Mauer abgeschlossen ist. An ihm



Ansicht von Chiwa.

stösst der Garten des Ata-dscham-Tiura, des Bruders des Chan, der in der russischen Kaukasus-Armee gedient hat. Diese Anhäufung von Kiosken und Veranden unterscheidet sich von allen andern Palästen Centralasiens dadurch, dass die Gebäude zwei Stockwerke haben; wie man sagt, soll man von den Dächern eine prächtige Aussicht geniessen.

Gegen Sonnenuntergang zogen wir durch ein aus Backsteinen erbautes, von zwei Thürmchen flankirtes Thor in die Stadt Chiwa ein, deren dankbarer Gast ich gewesen bin. Unterwegs hatte sich unsere Begleitung durch die Beamten vermehrt, welche der Chan mir zur Bewillkommung entgegengeschickt hatte. Ausserdem hatte sich uns im letzten Kischlak ein Dschigite angeschlossen, der einen Gefangenen an der Leine führte. Der nackte Hals des Unglücklichen steckte in einem eisernen Ringe; die Hände waren mit einer Kette gefesselt, von welcher das eine Ende mit dem Halsring verbunden, das andere am Sattelknopfe des

Reiters befestigt war. Der Mehrere erklärte mir, dass der Kerl in Schurachan abgefasst wurde, als er eben ein in Chiwa gestohlenes Pferd verkaufte; der Dschigite führe ihn jetzt zum Chan, um ihn dort hängen zu lassen, falls es ihm nicht gelingen sollte, sein Leben gegen Geld zu verkaufen. Man wird zugeben müssen, dass dieses Verfahren bedeutend weniger complicirt ist als das unserige.

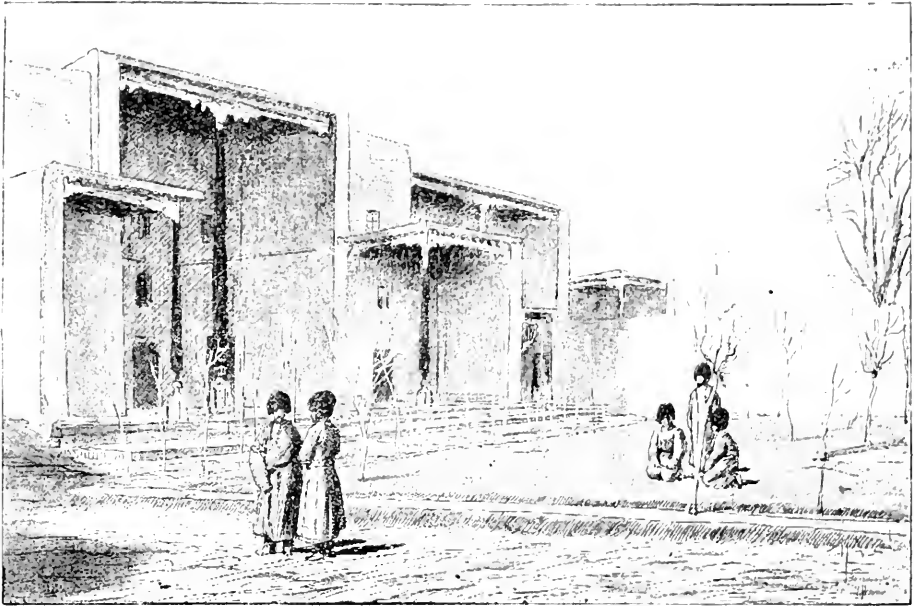
Reinliche, breite, von solid aus Lehm aufgebauten Häusern eingefasste Strassen führen uns zur Behausung des allmächtigen Ministers Mat-Murat, der die rechte Hand und der Rathgeber des Chan ist. Bei ihm war eine Wohnung für mich in Bereitschaft gesetzt worden. Der Chan liess mir sagen, dass dies die comfortabelste und europäischen Begriffen entsprechendste Unterkunft sei, welche ihm zu Gebote stünde.

Des Ministers Haus ist eine wahre Citadelle mit crenelirten Mauern und ausgedehnten Hofräumen, in welchen die Reitpferde untergebracht und an Pflocken angebunden werden. Vor einem niedrigen Thore steigen wir ab und betreten den grossen Empfangshof, in dessen Mitte auf einer Terrasse die zur Behausung eines jeden Usbeken unvermeidlich gehörige Jurte aufgeschlagen ist. Dieser Hof wird auf einer Seite durch ein etwa 12 m hohes Gebäude abgeschlossen, welches zwar keine Fenster, aber grosse Thüren mit schön gearbeiteten Holzschnitzereien hat. Vor diesem stattlichen Gebäude, welches zwei im Sommer während der grossen Hitze bewohnte Gemächer enthält, befindet sich eine Terrasse, die von einer Reihe sehr origineller Holzsäulen getragen wird; sie haben nämlich keine Capitäle und sind oben dünn und unten erweitert. Auf der zweiten Seite des Hofes liegen die Zimmer für die Dienerschaft. Ein kleines Haus mit einer Reihe von Fenstern, welche jenen in den russischen Häusern in Turkestan ganz gleich sehen, nimmt die dritte Seite ein. Der Eigenthümer, welcher sieben Jahre in Russland gelebt, liess es von chiwanischen Arbeitern erbauen, denen er bis ins kleinste gehende Anweisungen gab. Beim Betreten meines neuen Domicils überraschten mich auf den ersten Blick — Möbel: sammtene Fauteuils, ein Kanapee, Tische, wirkliche Fenster, die sich öffnen und schliessen lassen, und — o Wunder — ein Flügel! Dieses Instrument hat eine Geschichte: der Kaiser von Russland schickte es dem Chan zum Geschenk, und dieser gab es wieder seinem Günstling zum Beweis seiner allerhöchsten Zufriedenheit.

Mat-Murat war abwesend; an seiner Stelle empfing mich sein Sohn Dautlet-Murat-Beg, ein dicker, heiterer, gutmüthiger Junge von 25 Jahren, und geleitete mich, nicht ohne berechtigten Stolz, in diese Gemächer, welche für ihn und das ganze Chanat ohne Zweifel der Inbegriff des denkbar höchsten Luxus sind. Er sagte mir, Seine Hoheit habe ihm ganz besonders beauftragt, dafür besorgt zu sein, dass es dem hohen Fremden, seinem Gaste, an nichts fehle.

Alles was ich rings um mich sehe, gibt mir einen ausgezeichnet guten Begriff vom Eigenthümer der Wohnung. Das erste Gemach, in welchem der Flügel steht, ist angefüllt mit europäischen Gegenständen, die entweder an den Wänden hängen oder in Mauernischen aufgestellt sind. In diesen Nischen finde ich Conservenbüchsen und Champagnerflaschen; an den

Wänden hängen kupferne Kasserole neben einem Klapphute, einer Kukuksuhr und Bilder der Krönung; im zweiten Gemache befindet sich ein eisernes Bett und ein Waschbecken. Diener des Diwan-Begi (das ist der Rang, welchen Mat-Murat einnimmt) sind mit der Heizung der Oefen beschäftigt. Kurz, nachdem auch meine Effecten angekommen waren, war ich in dem bequemen und warmen Gemache bei einem guten Mahle und beim Scheine einer Petroleumlampe sehr comfortabel untergebracht. Ich machte mir das Vergnügen, mir von der Dienerschaft vom Aufenthalt der letzten Gäste des Chan erzählen zu lassen; es waren dies zwei junge Franzosen, der Graf de Mailly-Châlons und der Baron Benoit, welche drei Monate in den nämlichen Gemächern zugebracht hatten.



Mat-Murat's Haus.

Inzwischen hatte sich der Mehrem zum Chan begeben, um ihm meine Ankunft zu melden. Er kam mit Daulet-Beg mit der Botschaft zurück, dass Seine Hoheit mit Ungeduld meinen Besuch erwartet, und dass ich morgen in einer Privataudienz empfangen werden würde, wenn ich mich bis dahin von den Anstrengungen der Reise genügend erholt haben würde. Ich liess Champagner bringen, welchem meine Gäste als richtige Kenner tüchtig zusprachen. Dem Rathe des General Grotenhjelm folgend, hatte ich einen ordentlichen Vorrath von diesem Weine mitgenommen und habe wohl daran gethan, denn dieser Vorsicht verdanke ich zum guten Theil den sympathischen Empfang, der mir in Chiwa von allen Seiten bereitet wurde.

Welch ein enormer Unterschied zwischen diesem ersten Abend in Chiwa und den in den Staaten Bocharas gebräuchlichen ceremoniösen

Zusammenkünften. Unter der Einwirkung des Champagners wurde das Gespräch sehr belebt. Daulet liess Musikanten und Tänzer holen, sodass ich Vergleiche zwischen der chiwanischen und bocharischen Musik anstellen konnte. Eigentlich gefiel mir keine von beiden, offenbar sind jedoch die Chiwaner die überlegeneren. Zu meinem Bedauern musste ich mich selbst auf dem Piano hören lassen. Hätte ich mich geweigert, so wäre dies eine Beleidigung gewesen, und die Erklärung, dass das Piano ein mir fast unbekanntes Instrument sei, würde mir in den Augen meiner Wirthe geschadet haben. Wenn ich einerseits fast gar nicht spiele und nur wenig singe, so pfeife ich andererseits mit wahrer Virtuosität. Mit Hülfe einiger den Tasten des unglücklichen Instruments entlockten Begleitungsaccorden improvisirte ich schliesslich ein Concert, welches zwar alle Mäuse, die das Haus des Diwan-Begi beherbergte, vertrieben haben mochte, aber meinen Zuhörern sehr zu gefallen schien. Das Feinste hatte ich für den Schluss vorbehalten. Ich kann einige Volkslieder singen, die ich in Steiermark gelernt habe, zu welchen ich mir, so gut es eben gehen wollte, die Accorde zusammensuchte. Das war unbestritten der grösste musikalische Erfolg, den ich in meinem ganzen Leben gehabt habe. Mein Publikum war in Ekstase, und sicherlich wird noch die Nachwelt in Chiwa von mir als von einem der grössten fränkischen Musikersprechen. Von diesem Abend an musste ich fast täglich meine Lieder vor einem stets neuen Publikum wiederholen! Im Reiche der Blinden sind eben die Einäugigen die Könige.

DIE EROBERUNG VON CHIWA.

Die Occupation des mittlern Sarafschan hatte dem Emir von Bochara, sehr wider seinen Willen, die russische Allianz aufgenöthigt; jetzt erübrigte noch die Demüthigung seines anmassenden Nachbars, des Chan von Chiwa.

Die Unterstützung, welche die räuberischen Kirgisen im J. 1869 bei ihren auf russischem Gebiet unternommenen Barantas in Chiwa gefunden und die Gewissheit, dass Unterthanen des Czaren als Gefangene in Chiwa zurückgehalten wurden, waren Gründe genug, dem Cabinet von St.-Petersburg es nahe zu legen, gegen jenes Land, den Mittelpunkt der Sklaverei und den Herd von stets sich erneuernden Unruhen, einen Feldzug zu unternehmen.

Die am untern Oxus gelegene Oase Chiwa hat einen Flächenraum von 33000 qkm und zählt nach Dr. E. Schmidt ungefähr 150000 Wohnungen. Da der Koran eine Volkszählung nach Köpfen schwierig macht, nach Behausungen aber zulässt, so kann man annähernd die Bevölkerung eines Landes berechnen, wenn man durchschnittlich fünf Individuen für jede Behausung annimmt. Auf dieser Schätzungsgrundlage würde das Chanat Chiwa eine Bevölkerung von ungefähr 750000 Seelen haben, welche sich folgendermassen vertheilt:

- a) sesshafte Bevölkerung (Sarten, Usbeken, Sklaven und Freigelassene) in ungefähr 65000 Häusern,
- b) nomadische Bevölkerung, umfassend:
1. die Kirgisen in 20000 Kibitken,
 2. die Karakalpaken in 23000 „
 3. die Turkmenen am linken Amu-Ufer in . . . 40000 „
 4. die Turkmenen am rechten Amu-Ufer in . . 20000 „
- im ganzen 150000 Wohnungen.

Im Vertrauen auf die isolirte Lage seiner Oase, die von Wüsten umgeben war, welche noch keine russische Armee ungestraft durchzogen hatte, glaubte sich der 26jährige Chan von Chiwa Seid-Mohammed-Rahim-Bahadu gegen jede Invasion absolut gesichert.

Im Monat December 1872 wurde die Expedition nach Chiwa beschlossen. Der Feldzugsplan bestand darin, die Oase von drei Seiten zugleich durch Truppenabtheilungen anzugreifen, die von Orenburg, aus Turkestan und vom Kaukasus her anmarschirten.

Um die Hindernisse, welche hauptsächlich in der Schwierigkeit des Marsches durch die Wüste bestanden, leichter zu überwinden, wurden die drei Abtheilungen wieder in mehrere Colonnen getheilt. Das vom Generalleutnant Werewkin commandirte orenburger Detachement sollte sich beim Fort Emba, im Norden des Plateau von Ust-Urt concentriren; das Detachement aus Turkestan wurde in zwei Colonnen getheilt, die eine unter Oberst Golow kam aus Kasalinsk, die andere unter General Golowatschew aus Dschisak, beide sollten ihre Vereinigung am Fusse des Bukan-Tau mitten in der Wüste Kysyl-Kum bewerkstelligen; das Kaukasus-Detachement endlich hatte seine Ausgangspunkte am Kaspischen Meere in Tschikischlar, Krasnowodsk und Kinderlinsk. Die letztere, von Oberst Lomakin geführte Colonne erhielt den Befehl, den Marsch durch die Wüste Ust-Urt zu machen und bei Kungrad sich mit dem orenburger Detachement zu verbinden, während die beiden andern Colonnen des Detachement Markozow ihr Rendezvous östlich vom grossen Balkan hatten.

Dem Obercommandanten der Expedition, General Kaufmann, standen in diesem Feldzuge 60 Compagnien Infanterie, 26 Sotnien Cavalerie und 56 Geschütze zur Verfügung.

Als der Chan von diesen Rüstungen hörte, machte er vergebliche Versuche, Verbündete zu finden. Auf seine eigenen Kräfte angewiesen, erübrigte ihm nur, sich hinter den Wüsten zu verschanzen, die nach der Ansicht seiner Rathgeber das Grab seiner Feinde werden würden.

Die Colonnen von Dschisak und Kasalinsk traten im Monat März den Marsch an; gleich in den ersten Tagen hatten sie viel von Kälte und Stürmen zu leiden. Bei der Ankunft am Fusse des Bukan-Tau empfing General Kaufmann, der sich bei der Colonne von Dschisak befand, eine bocharische Gesandtschaft, die ihn der freundlichen Gesinnungen des Emirs versicherte, der geneigt war, den Russen den Marsch durch diese unwirthlichen Gegenden zu erleichtern.

Am 24. März bewirkten die Colonnen von Kasalinsk und von Dschisak ihre Vereinigung. Die Temperatur schlug plötzlich um; Hitze und Sandstürme verursachten die unglaublichsten Leiden, und überdies wurden die Truppen von da an unaufhörlich von den Turkmenen beunruhigt. Von den 10000 Kamelen, welche das Detachement bei seinem Ausmarsch hatte, waren bald nur 3000 diensttauglich. Die Bagage musste theilweise in der schrecklichen Wüste zurückgelassen werden, wo der Wind fortwährend den feinen Staub in Wolken aufwirbelte und wo die Brunnen nicht genug Wasser enthielten, um den Durst der ungeheuern Karavane zu stillen. Am 10. Mai erreichte die Avantgarde, die nur noch 1240 Kamele hatte, den Fuss der Utsch-Utschak-Berge, wo sie auf bedeutende Massen Turkmenen stiess. Am folgenden Tage wurde die kleine russische Armee gleichzeitig von drei Seiten mit ausserordentlicher Heftigkeit angegriffen. Der Kampf war heiss, aber kurz; die Turkmenen ergriffen die Flucht und liessen den Siegern den Weg nach Chiwa offen. Vier Tage später zog General Kaufmann in Ak-Kamisch bei Schurachan ein, wo er auf den von Kasalinsk mitgeführten Pontons über den Oxus setzte. Er schlug sein Lager in der Umgebung von Pitnjak an den Ufern des Oxus auf, wo Vorräthe aller Art die Soldaten bald die in der Wüste überstandenen Leiden vergessen liessen.

Auch das orenburger Detachement hatte sich im Monat März in Bewegung gesetzt. Für den Transport dieses Corps waren Schlitten und mehr als 1000 Kamele erforderlich. Auch hier hatten die Soldaten viel zu leiden; das Thermometer sank häufig bis auf 25° unter Null herab; sie erreichten jedoch glücklich Kungrad, südlich vom Aralsee, wo sie bald vom Corps Lomakin, der von Kinderlinsk abgegangenen Colonne des Kaukasus-Detachement, aufgenommen wurden.

Die beiden Colonnen Markozow's hatten gleich vom Ausmarsch an die grössten Schwierigkeiten zu überwinden, weil der Chan von Chiwa die Turkmenen gewonnen hatte, den Russen weder Lebensmittel noch Kamele zu liefern. Unaufhörlich von den Atrek-Turkmenen beunruhigt, machte sich Markozow an ihre Verfolgung, zersprengte sie und nahm ihnen 2000 Kamele ab, welche ihm zusammen mit jenen, die er bereits besass, den Marsch durch die Wüste Kara-Kum ermöglichten. Vom Aidin-Brunnen ab, am Fusse des grossen Balkan, hatten die Truppen ausser von den Beunruhigungen durch den Feind noch von Hitze, Durst und Sandwehen zu leiden. Nach unerhörten Qualen erreichten sie den Brunnen Bala-Ischem, auf halbem Wege nach Chiwa. Die Kamele waren theils todt, theils unbrauchbar; das Gepäck war in der Wüste zurückgelassen worden. Unter solchen Umständen erkannte General Markozow die Unmöglichkeit, den Marsch fortzusetzen, und gab Befehl, umzukehren.

Während dieses Detachement erschöpft in Krasnowodsk wieder einzog, marschirten die Truppen aus Orenburg und die Colonne Lomakin auf Chiwa; sie zogen längs des Amu-Darja aufwärts und trieben den Feind vor sich her, der nur schwachen Widerstand leistete. Ohne Nachrichten vom Obercommandanten, rückte General Werewkin mit den Colonnen Orenburg und Kinderlinsk bis unter die Mauern von Chiwa vor, und erst nachdem er

das Bombardement bereits begonnen hatte, erfuhr er, dass der General Kaufmann mit seinen Truppen 16 Werst östlich von der Stadt stünde.

Der Chan, den das Bombardement derart erschreckt hatte, dass er glaubte, sein letztes Stündlein habe geschlagen, befahl dem Inak Artasadi mit den Siegern zu unterhandeln; aber ohne die Rückkehr seines Bevollmächtigten abzuwarten, ergriff er mit dem Diwan-Begü Mat-Murat, dem Haupte der Kriegspartei, die Flucht.

Nachdem die Stadt so sich selbst überlassen worden war, proclamirte die Friedenspartei den Ata-dschann-Tiura, den jüngern Bruder des verschwundenen Souverän, zum Chan. Dieser jüngere Bruder war bisher gefangen gehalten worden, weil ihn der ältere Bruder russischer Sympathien beschuldigte. Am folgenden Morgen zog der neue Chan in Begleitung seines Oheims und einiger Grosswürdenträger dem General Kaufmann entgegen, um ihn in die Hauptstadt zu geleiten. Inzwischen donnerten die Kanonen noch immer nördlich von der Festung, und Skobelew war an der Spitze einer Sturmcolonne der erste, der durch die Bresche in Chiwa eindrang. Sofort hörte jeder Widerstand auf.

Seid-Mohammed-Rahim-Bahadur-Chan, der sich zu den Jomuden geflüchtet hatte, erhielt Befehl, im Hauptquartier zu erscheinen. Nachdem er alle vom Sieger ihm auferlegten Bedingungen angenommen hatte, wurde er wieder in seine Würde eingesetzt, und eine aus drei Russen und drei Chiwanern zusammengesetzte Commission wurde mit der Ordnung der Zustände im Lande beauftragt. Der Friede wurde definitiv mit dem Chan geschlossen, der sich zur Zahlung einer Kriegscontribution von 2,200,000 Rubel und zur Abtretung des rechten Oxus-Ufers verpflichtete, aus welchem die neue russische Provinz Amu-Darja gebildet wurde.

Der Chan behielt das Recht der obersten Justiz nach dem Schariat und das Ernennungsrecht der Begs; Mat-Murat und Rahmet-Ullah, die Häupter der Kriegspartei, wurden in Kasalinsk internirt.

Die Hauptstadt war gefallen; der Chan hatte sich unterworfen, und die Armeen des Czaren hatten wiederum nicht blos ihre soldatische Tapferkeit, sondern auch ihre Ausdauer in Ertragung von Entbehrungen und Ueberwindung der Schrecknisse der Wüste bewiesen. Nur derjenige, der selbst durch die das Chanat umgebenden Sandwüsten gezogen ist, kann sich eine Vorstellung machen von diesem kriegerischen Zuge, dessen Thaten die Kriegsgeschichte auf ihren leuchtendsten Seiten verzeichnet hat.

DIE SKLAVEREI.

Die Resultate dieses Feldzugs waren der Grösse der gebrachten Opfer würdig; 25000, nach andern sogar 40000 in Chiwa zurückbehaltene Sklaven verdankten ihm ihre Freiheit. Der Souverän von Chiwa wurde gezwungen, nachstehende Proclamation zu erlassen: „Ich, Seid-Mohammed-Rahim-Bahadur-Chan, befehle, aus Hochachtung für den Kaiser von Russland, allen meinen Unterthanen, alle Sklaven in meinem Chanat ohne Verzug

in Freiheit zu setzen. Von jetzt an ist die Sklaverei in meinen Staaten für ewige Zeiten abgeschafft. Möge dieser Beweis von Humanität das Unterpfeiler der ewigen Freundschaft und Achtung zwischen meinem glorreichen (sic!) Volke und demjenigen des grossen Russland werden.“

Zugegeben, dass der durch diese Proclamation in die Volkswirtschaft des Chanats plötzlich eingeführte Wechsel während der ersten Jahre für den Ackerbau schädlich war, da ein grosser Theil der Feldarbeiten von den Iranern verrichtet wurde, so bezeichnet er doch einen der schönsten civilisatorischen Siege, weil durch die Einnahme von Chiwa die Sklaverei in diesem Theile der Welt mit der Wurzel ausgerottet wurde.

Die seit Jahrhunderten auf den centralasiatischen Märkten zum Verkauf gekommenen Sklaven stammten in der Mehrzahl aus den angrenzenden Provinzen Persiens, deren Bewohner in ihren Dörfern von den Turkmenen überfallen wurden, oder es waren von den Kirgisen gefangen genommene Kosaken oder russische Fischer, die vom Kaspischen Meere weg in die Sklaverei geschleppt wurden.

Im allgemeinen behielten die Räuber ihre Gefangenen nicht lange bei sich. Besaßen die letztern die Mittel, ein Lösegeld zu bezahlen, so wurden sie wieder in Freiheit gesetzt, andernfalls wurden sie an Mäkler verkauft und von diesen in kleinern oder grössern Karavanen in die grossen Städte, wie Chiwa, Tschardschui und Bochara geschleppt. Nach einer zu Fuss oder auf die Kruppe eines Pferdes gebunden zurückgelegten Reise von mehreren hundert Werst wurde der Kul (Sklave) auf den Markt gebracht und dort wie ein Stück elendes Arbeitsvieh verkauft.

Der Koran verbietet, wahre „Gläubige“ zu verkaufen; die Sklavenhändler brachten daher nur „Kafirs“, d. i. ungläubige Hunde, auf die Märkte; als solche wurden die von den Turkmenen unter dem Vorwande des heiligen Kriegs (Razzia) geraubten persischen Schiiten, die Christen und die Afghanen angesehen. Die letztern waren aber schwer an den Mann zu bringen, denn die Käufer fürchteten ihren heftigen und rachsüchtigen Charakter. Bisweilen kam es jedoch vor, dass weniger gewissenhafte Händler auch „Gläubige“ verkauften, welchen die Peitsche und erzwungenes Fasten das Geständniss abgepresst hatte, sie seien schiitischen Glaubensbekenntnisses. Nur Juden wurden nie verkauft; man verachtete sie derart, dass sogar der Name „Kul“ zu schön für sie schien.

Die theils wegen ihrer Rührigkeit, theils wegen ihrer Intelligenz und Saftmuth gesuchtesten Sklaven waren im allgemeinen die Iranier aus dem nördlichen Persien; ihnen verdankt es das Chanat Chiwa, dass es eins der bestcultivirten Länder Centralasiens ist.

Auch die in den Waffengängen der Kirgisen mit den Kosaken gemachten Gefangenen waren sehr gesucht. Florio Beneveni berichtete an Peter den Grossen, dass es in Bochara, Samarkand und Umgebung mehr als 3000 russische Gefangene gebe, und Murawiew erklärte im Anfange unsers Jahrhunderts, dass im Chanat Chiwa allein 3000 Untertanen des Czaren als Sklaven sich befänden.

Die Kriege mit Russland, die mislungenen Expeditionen der auf Plünderung ausgehenden Kosaken lieferten das grösste Contingent dieser

russischen Sklaven. Fürchterlich waren die Raubzüge der Kirgisen gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, besonders während des Aufstandes Pugatschew's; selbst die Landbauern am westlichen Abhange des Ural waren nirgends mehr sicher; sie liessen die Arbeit liegen und flüchteten sich in die Festungen.

Die Chane nahmen den zehnten Theil der Sklaven als Tribut von vornherein weg und bildeten daraus ihre Garde und ihre Artilleristen; sie hielten nämlich die Kosaken für besonders geschickte Kanoniere, weshalb das Schicksal dieser Leute auch lange nicht das schlimmste war. Die im zarten Alter geraubten Kinder wurden in der mohammedanischen Religion erzogen und später in die Armee aufgenommen. Den Weibern erging es selten so gut wie ihren Schwestern aus dem Kaukasus in den türkischen und persischen Harems, weil die Centralasiaten ihre Sklavinnen nur heirathen, wenn sie besonders schön sind.

Die so tief herabwürdigende Bezeichnung „Kul“ blieb selbst an den Kindern wie ein Kainszeichen haften, und wenn Sklaven von grosser geistiger Begabung, insbesondere Perser, bisweilen zu den höchsten Aemtern gelangten, so waren das immer nur seltene Ausnahmen. Die grosse Mehrzahl dieser Unglücklichen wurde nothdürftig gekleidet und schlecht genährt und war nur ein Ding, eine Sache, über welche der Eigenthümer das unbeschränkte Recht über Leben und Tod hatte. So liess der Emir von Bochara, Rahim-Beg, aus Furcht vor einer Empörung der Russen in seinen Staaten alle russischen Sklaven niederhauen. Solche Launen konnte sich eben nur der Fürst erlauben. Die Privatleute hüteten sich wohl, mit solcher Strenge vorzugehen; die Sklaven kosteten zu viel Geld, um Gewinn und Verlust so leichtthin auf das Spiel zu setzen; man begnügte sich, ihnen zur Strafe 2–300 Peitschenhiebe verabreichen, sie mit einem Ohre an einen Pfahl annageln, ihnen Ohren und Nase abschneiden oder ein Auge ausreissen zu lassen.

Der Preis der Sklaven hing wie bei allen Waaren von Nachfrage und Angebot ab; warfen die Raubzüge der Turkmenen eine grosse Anzahl Sklaven auf die Märkte, so sank ihr Werth sehr bedeutend. So erzählt General Annenkow, dass es im J. 1860 nach der Niederlage der 20000 Mann starken persischen Armee durch die Tekke so viele Sklaven gab, dass der Preis eines kräftigen und gut erhaltenen Sklaven auf 25 „Kran“ oder 20 Mark gefallen war, während in gewöhnlichen Zeiten der Preis eines Sklaven, nach Wesselowsky, zwischen 50 und 70 „Tilla“¹, d. h. zwischen 650 und 800 Mark, schwankte.

Die russischen Sklaven wurden theurer bezahlt als die persischen; dagegen hatten die persischen Weiber mehr Werth als die russischen.

Ich lasse hier die von Vámbéry aufgestellte Sklaven-Preistabelle folgen:

		a) Sklaven	in Chiwa	in Bochara
im Alter von	10 bis 15 Jahren		40 Tilla,	35 Tilla,
„ „ „	15 „ 25 „	„	60 „	45–50 „
„ „ „	25 „ 40 „	„	70–80 „	80 „

¹ Der Tilla ist ein Goldstück im Werthe von 13 Mark.

b) Sklavinnen	in Chiwa	in Bochara
Sklavin von grosser Schönheit, 10—15 Jahre alt,	70—80 Tilla,	70—80 Tilla,
15—25 „ „	50—60 „	50—60 „
25—40 „ „	40 „	40 „

Uebrigens waren die Sklaven nicht ewiger Knechtschaft preisgegeben; durch Bekehrung zum Islam oder durch Entrichtung einer den Kaufpreis wesentlich übersteigenden Summe konnten sie sich freimachen. Unter den Russen, welche das zum Loskaufe erforderliche Geld nicht aufreiben konnten, gab es viele, welche ihre Religion abschworen, heiratheten und sich anscheinend in das neue Leben schickten. Die Flucht durch die Steppe war absolut unmöglich; solche Versuche endeten damit, dass die Flüchtlinge zu ihrem eigenen Verderben wieder den Nomaden in die Hände fielen, von welchen sie nochmals verkauft wurden. Geriethen sie dabei wieder in den Besitz ihrer frühern Herren, so wussten sie was ihnen bevorstand; zum abschreckenden Beispiele für die andern wurden sie ohne Erbarmen gepfählt, und der Pfahl war so eingerichtet, dass das Opfer mehrere Tage lang unter den grausamsten Qualen leben konnte.

Seit dem J. 1620 trachtete Russland die Befreiung der Sklaven auf diplomatischem Wege durchzusetzen. Jede der in die Chanate entsendeten Botschaften brachte einige dieser Unglücklichen zurück, welche unter den grössten Schwierigkeiten und für die überspanntesten Summen losgekauft worden waren. Was war aber dieser magere Erfolg im Vergleich zu der Zahl derjenigen, welche noch unter der Peitsche der Moslems seufzten!

Erst nach der Unterwerfung der Kirgisen zu Anfang unsers Jahrhunderts nahm die Zahl der russischen Sklaven bedeutend ab. Im J. 1840 zählte man z. B. nur noch 474, welche Allah-Kul, erschreckt durch die Drohungen der Russen, die damals gerade das Fort Nowo-Alexandrowsk am Kaspischen Meere erbaut hatten, eiligst in Freiheit setzte. Die Einnahme von Chiwa gab dann noch 21 russischen und, wie bereits gesagt, 25000 persischen Sklaven die Freiheit wieder.

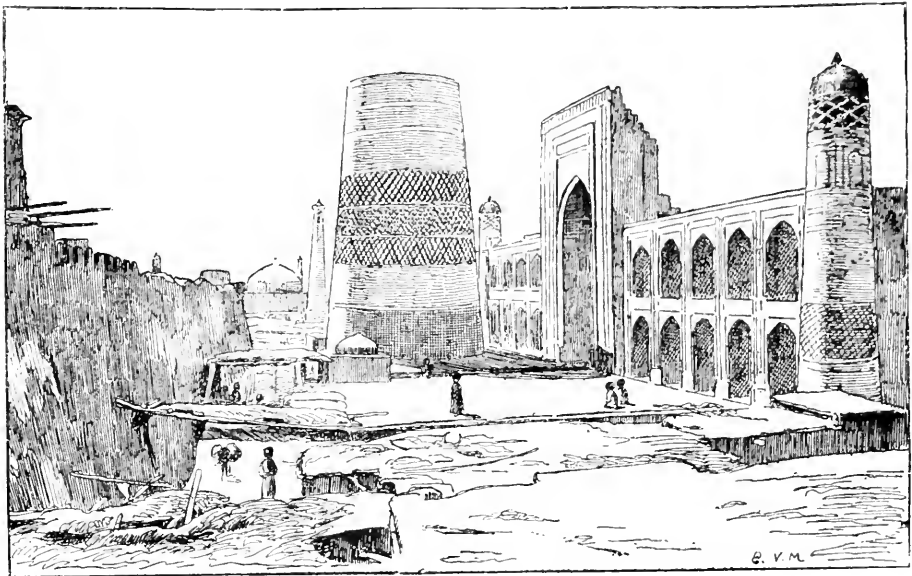
Heutzutage ist die Sklaverei überall, soweit der Einfluss des Czaren reicht, abgeschafft; Taschkent, Bochara und Chiwa haben aufgehört Menschenmärkte zu sein.

„Sentimentale Zeitungsschreiber mögen in ihren politischen Schwärmerien noch lange die Unabhängigkeitsgefühle manch rauher asiatischer Völker in Schutz nehmen, die unter dem edeln Banner der Freiheit nur Anarchie, Raub und Mord verstehen. Die Zeit der Rousseau'schen Ansichten ist vorüber, und wir können mit voller Ueberzeugung ausrufen, dass Europa, überall wo es sich im Morgenlande zeigt, sei es im friedlichen Gewande des Apostels, sei es in der gefürchteten Rüstung seiner Macht — überall nur Segen streuen kann, überall den Samen einer bessern Existenz — denn je mehr Licht von Westen gegen Osten verbreitet wird, desto mehr werden die Misbräuche der alten Welt schwinden, desto mehr werden unsere Menschenbrüder dort glücklich sein.“

Diese Worte Vámbéry's in seinen „Skizzen aus Mittelasien“ haben ihr Echo in den russischen Eroberungen gefunden, und Wunsch und Prophezeiung des berühmten Polyglotten sind gleichzeitig in Erfüllung gegangen.

AUFENTHALT IN DER HAUPTSTADT.

Um die Mittagsstunde des 1. December kam der Mehrern in Begleitung eines Ceremonienmeisters des Chan zu mir, um mich nach dem Palaste zu geleiten. Die Inszenirung des Salem ist hier viel einfacher als in Bochara; keine Escorte begleitete mich. Ich überreichte selbst meine für den Chan bestimmten Geschenke; sie bestanden aus einem grossen Kasten, welcher ein sehr schön aus feuervergoldetem Silber gearbeitetes, vollständiges Thee- und Kaffee-Service mit Ansichten von Moskau in Emailmalerei enthielt. Beim Einkaufe meiner Geschenke war mir schon bekannt, dass die Aufnahme, die ich zu erwarten hätte, im

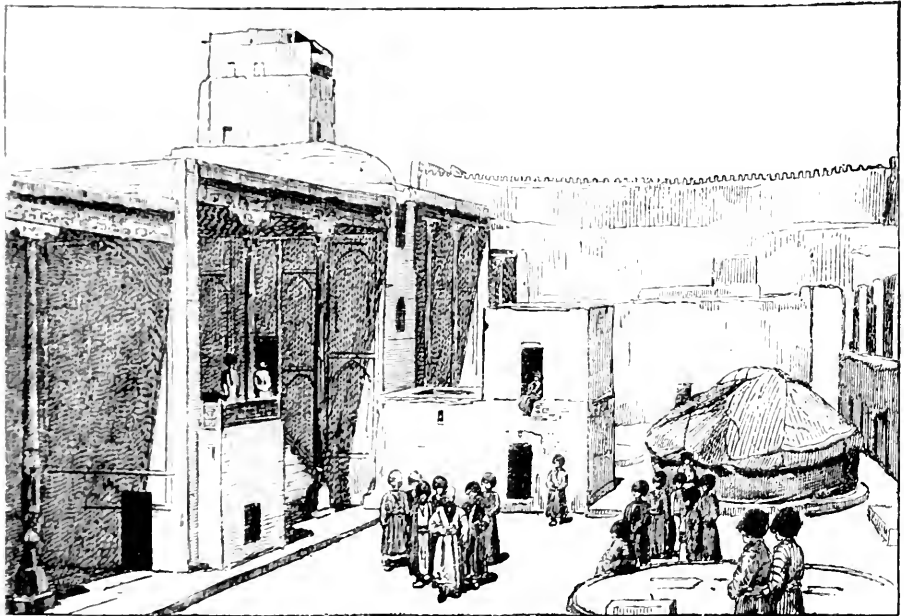


Manar (Thurm) Mohammed-Emin.

geraden Verhältnisse zum Reichthum meiner Gaben stehen werde. In diesem Punkte habe ich daher nicht geknausert und befand mich wohl dabei.

Ich war in grosser Gala, aber bei einer Kälte von 15 noch immer in dem verwünschten Frack und mit der Aussicht auf eine lange Audienz in den allen Winden offenstehenden Gemächern. Soweit ich es ausführen konnte, richtete ich mich nach dem Landesgebrauche; weil ich mir aber keine 5—6 Chalate übereinander auf den Leib hängen konnte, so zog ich kurzweg zwei Flanelljäckchen und drei seidene Hemden übereinander an. Ich fürchtete nur, dass die Tuchweste, welche das Ganze umfing, platzen könnte. Zum Glück geschah dies nicht; wacker widerstand dieser Theil meiner Toilette der ungewöhnlichen Ausdehnung seines Inhalts, und ich glaube, dass ich es ihm zu verdanken habe, wenn ich von dieser Audienz nicht, wie in Bochara, eine starke Erkältung davongetragen habe.

Auf den Strassen und in den Bazars stiegen die uns begegnenden Reiter von den Pferden und warfen sich die Fussgänger auf den Boden. Ueberall sah man mich für einen Russen an, und ich konnte hier mir gegenüber eine weitaus geringere Feindseligkeit constatiren, als in den früher von mir durchreisten Ländern. Gar nicht selten grüssten mich die Vorübergehenden mit militärischem Grusse, und was viel erstaunlicher ist, man bot mir den „Salem aleikum“, welchen der wahre „Gläubige“ nur seinem Religionsgenossen schuldet. Vor dem Palast hatte ich Gelegenheit, den vor etwa 40 Jahren von Mohammed-Emin Chan erbauten prachtvollen Thurm zu bewundern. Leider ist er nicht vollendet, weil der Chan vor dem gänzlichen Ausbau in Merw ermordet wurde. Der



Palast des Chan von Chiwa

konisch geformte Thurm hat ausserordentliche Dimensionen; er steht auf einer kleinen Anhöhe und ist ganz aus glasierten Backsteinen erbaut, deren Farben von himmelblau bis tiefdunkelblau wechseln und an die schönsten derartigen Arbeiten in Samarkand erinnern. Auf dem Platze vor dem Palast stiegen wir ab und durchschritten hierauf einen innern Hof, der voll Leute war, welche entweder Bittschriften überreichen oder den Rechtspruch des Chan anrufen wollten, weil der Chan jedermann Audienz ertheilt, der ihn darum bittet.

Der Palast des Chan von Chiwa bietet nichts weniger als einen imposanten Anblick; nichts verkündet hier königliche Würde. Er ist ein Lehm- und Ziegelbau mit grossen, von baufälligen Hütten umgebenen Höfen; keine Spur von Architektur oder Reichthum wie in den Sommerresidenzen des Emir von Bochara. Alles ist einförmig grau, mit Ausnahme der beiden

das Einfahrtsthor flankirenden, mit emaillirten Backsteinen überkleideten Thürme.

Man liess mich in ein offenes Gemach eintreten, welches von einem Kohlenfeuer erwärmt und sonst vollständig leer war; einige schlechte Filze bedeckten den Boden, nicht einmal ein Stuhl, um mich zu setzen.



Garten des Chan.

war vorhanden. Wenigstens eine halbe Stunde lang liess man mich allein; ich fing an ungeduldig zu werden. Mein Ober-Dschigite Tursum-Bay, der an die förmlichen, wohlberechneten Empfänge in Bochara gewöhnt ist, findet, dass man es an der schuldigen Achtung fehlen lasse, und entfernt sich, um der Palastdienerschaft seine Ansichten mitzuthemen. Kurz darauf eilte der Mehrem herbei und entschuldigte sich, dass er

keinen Lehnstuhl habe bringen lassen; aber man wage es nicht, dem Chan meine Ankunft zu melden, und so müsse man sein Erscheinen in den Audienzgemächern abwarten.

Ich kenne diesen Witz; es ist immer die alte Geschichte. Man lässt den Besuch um so länger warten, als man ihm einen höhern Begriff von der Bedeutung der Persönlichkeit beibringen will, von der er empfangen werden wird. Ich wette, dass während ich vor Kälte vergehe, Seine Hoheit sich von seinen Vertrauten über mein ganzes Thun und Treiben berichten lässt. Zum Zeitvertreib lasse ich mir vom Mehrern einige Anekdoten über die Umgebung des Chan erzählen.

Der vor uns liegende Hof ist zugleich das Local des obersten Gerichtshofes; von jener Terrasse aus erlässt der Chan seine Urtheilssprüche, und jedermann hat das Recht, sich an dieses Tribunal zu wenden. In jener Loge neben dem Eingange halten sich die Henker auf. Früher wurden die Urtheile während der Sitzung vor der Pforte des Palastes vollstreckt; ein tiefer Graben nahm die auf Befehl des Landesvaters abgeschnittenen Nasen und Ohren und abgehauenen Hände auf. Heutzutage geht das Geschäft schlecht und die braven Urtheilsvollstrecker scheinen sich die gute alte Zeit zurückzuwünschen; hier und da einmal eine kleine Bastonnade ist der einzige Zwischenfall, der die Monotonie ihres Daseins unterbricht. Der Pfahl ist ganz verschwunden; man hängt bisweilen noch jemand auf dem Bazarplatze an einen Galgen, der von Fall zu Fall aufgestellt wird.

Eines Tages liess ich einmal die Andeutung fallen, dass ich neugierig wäre einer Hinrichtung beizuwohnen; es stand oben keine auf der Tagesordnung; aber man antwortete mir, Se. Hoheit der Chan sei mir so wohlgeneigt, dass wenn er meinen Wunsch erführe, er nicht ermangeln würde, mir sofort diese kleine „Tomasehar“ zu verschaffen.

Gegenwärtig befinden sich nur neun Frauen im Harem, weil der Chan seit seiner Reise nach Moskau zur Krönung des Czaren den Stand seiner Odaliskcn vermindert hat. Und wie der Schah von Persien nach seiner Rückkehr aus Europa das Tänzerinnencostüm für seinen ganzen Harem vorgeschrieben hat, so soll kürzlich auch Seid-Mohammed-Rahim-Bakdur-Chan das Mieder und die „Tournure“ in seinem Harem eingeführt haben.

Frau von Grotenhjem erzählte mir, dass der Chan, der sie eines Tages in einem ochsenblutrothen Seidenkleide gesehen hatte, sofort bei dem ersten Schneiderkünstler von Petro-Alexandrowsk vierzig Kleider nach gleichem Schnitt bestellte.

Jüngst machte ein Sensationsroman die Runde durch die Zeitungen. Der arme Seid-Mohammed-Rahim soll das Opfer einer jüdischen Abenteuerin geworden sein, welche er mit grossen Kosten aus Moskau habe kommen lassen, um sie an seinen Thron zu fesseln. Die Geschichte scheint mir jedoch mehr unterhaltend als wahr zu sein; während meines Aufenthalts in Chiwa wurde nicht davon gesprochen.

Das Dasein einer „Chanin“ von Chiwa muss manches zu wünschen übriglassen. Zwischen vier Wänden eingesperrt, kommen diese Frauen

nur in Arbas ins Freie hinaus. Von diesen grossen zweiräderigen, mit einem Pferde bespannten und mit riesenhaften Teppichen bedeckten Wagen aus können sie niemand sehen; selbst ihre Aeltern erhalten nur schwer Zutritt zum fürstlichen Harem.

Man sagt, Seid-Mohammed-Rahim sei ein ausgezeichnet guter Vater; seine älteste Tochter ist buckelig; dieses Fehlers wegen will er sie niemand zum Weibe geben; sie hat aber ihr eigenes Haus und ihren eigenen Hofstaat. Man erzählt, dass ihr Vater was nur möglich ist thut, um sie ihr physisches Misgeschick vergessen zu lassen; so liess er ihr vor kurzem für 6000 Rubel Spielzeug und andern Flitterkram kommen.

Endlich liess mich Seine Hoheit rufen. Ich warf meinen Pelz ab und durcheilte fröstelnd eine Reihe rauchiger Gemächer und Gänge, in welchen Usbeken, mit dem Tschugermah und in Schafpelze gehüllt, längs der Wände kauerten. Letzteres Kleidungsstück wird hier im Winter von jedermann getragen; je nach der Stellung seines Besitzers ist es mehr oder weniger reich. Die nach aussen gekehrte Fleischseite der Haut wird ockergelb gefärbt und nicht mit irgendeinem Stoffe überzogen. Die zu einem Pelze erforderlichen Vliesse werden mit Baumwolle oder Seide derart zusammengenäht, dass sich an den Nähten Verzierungen bilden. Bei vornehmen Leuten, wie ich sie da vor mir hatte, wird dieser scheckige Mantel mit Biberpelz verbrämt, und Aermel und Rücken werden mit Stickereien aus vielfarbiger Seide bedeckt.

Bei meinem Eintritt erheben sich stillschweigend alle Anwesenden und lassen mich ohne ein Wort zu sprechen vorübergehen. Wir kamen in einen kleinen Hof, in welchem eine Filz-Jurte steht, in der Seid-Mohammed-Rahim im Sommer Audienzen ertheilt. Eine Treppe führt zu einer von Säulen getragenen Veranda hinauf. Hier stehen im Freien ein Dutzend Grosswürdenträger, halberfroren, aber stillschweigend in ihr Schicksal ergeben.

Auch hier gehe ich vorüber, bis wir zu einer durch einen gestickten Vorhang abgeschlossenen Thüre kommen. Der Mehrem hebt ihn in die Höhe und tritt zuerst ein. Wir befinden uns hier in einer Art Vorzimmer, aus welchem eine breite Oeffnung in ein längliches Gemach führt; dieses wird durch eine Art Glasthüre beleuchtet, durch welche ein eisiger Wind eindringt. In der Mitte des Gemaches steht ein 10 Fuss langes und 4 Fuss breites Becken mit glühenden Kohlen. Um das Becken herum bedecken sehr schöne Teppiche aus Merw den Boden, und mir gegenüber erblicke ich endlich den Chan von Chiwa Seid-Mohammed-Rahim-Bahadur, der nach orientalischer Sitte mit untergeschlagenen Beinen vor dem Becken sitzt.

Nach der Begrüssung und auf ein mir gegebenes freundliches Zeichen steige ich die zwei Stufen hinauf, welche das erste Gemach von demjenigen trennen, in welchem der Chan sich aufhält. Bei meiner Annäherung erhebt er sich zur Hälfte, und ich drücke ihm die mir sehr höflich dargebotene Hand, wobei er mich durch eine Bewegung einladet, an seiner Seite am Feuer Platz zu nehmen. So gut es geht hocke ich auf den Fersen, eine Stellung, die den Ungewohnten sehr ermüdet, und erwarte die Ansprache des Fürsten.

Nach orientalischem Gebrauche lässt er sich Zeit, und wir können uns mit aller Musse gegenseitig betrachten.

Der Chan ist ein grosser, stark gebauter Mann, im nämlichen Jahre geboren wie ich; er hat wenig Bart und sein gebräuntetes Gesicht ist leicht aufgedunsen. Die klugen Augen verrathen, dass das in seinen Adern fliessende usbekische Blut mit persischem Blute gemischt ist; seine Hände sind merkwürdig weiss und gut gepflegt. Er trägt zwei bis drei Diamant-
ringe an jeder Hand; es ist dies der einzige Schmuck, den ich an ihm sah. Wie sein ganzes Volk trägt auch er den Tschugermah aus schwarzem Schaffell. Er hat eine Anzahl von Chalaten auf dem Leibe, welche von einem weissen Fuchspelze überdeckt werden. Sein Costüm ist ebenso einfach wie sein Palast; nichts, mit Ausnahme seiner leichten un-
gezwungenen Manieren, verräth den unumschränkten Beherrscher eines wilden Volkes.

Mein Dolmetscher blieb an der Thüre des Gemaches stehen; hinter ihm hielt sich, ebenfalls stehend, der Mehrem; neben ihm zwei Persönlichkeiten, welche ich erst später kennen lernte, die höchsten Würden-
träger des Landes. Der eine war Ibrahim Chodscha, der Oheim des Chan, der andere der Palwan-Diwan, d. i. der Chef der Kanzlei des Chan.

Endlich ergriff der Chan das Wort, um mir zu sagen, er habe mit Vergnügen die Ankunft eines aus so weiter Ferne kommenden Fremden erfahren. „Euere Ankunft“, sagte er, „hat mich erfreut und ich hoffe, dass meine Befehle, für euer Wohlergehen zu sorgen, befolgt worden sind.“

Nach einigem Stillschweigen dankte ich dem Fürsten für seine lebens-
würdige Aufnahme und fügte hinzu, dass der Ruhm der Gastfreundschaft, welche andere schon vor mir hier genossen, weit über die Grenzen Russ-
lands hinausgedrungen sei, und dass ich nur auf diese Berichte hin die Anstrengungen einer so langen Reise zu wagen versuchte, welche nur den Zweck hat, die Lebensweise eines von meiner Heimat so weit ent-
fernten Volkes kennen zu lernen. — „Köb jachschi (sehr gut)“, sagte der Fürst. — „Ob ich ihm melden dürfe, dass ich der Ueberbringer eines Schreibens des General Tschernajew sei?“ Und ich erhob mich, um ihm das grosse Couvert zu überreichen, welches er, von seinem Sitze sich er-
hebend, mit beiden Händen entgegennimmt. „Köb jachschi“, wiederholte er. Nachdem er den Brief gelesen, sagte er, dass der General zwar schreibe, ich werde seine Staaten nur durchreisen, doch hoffe er, dass mein Aufenthalt nicht von so kurzer Dauer sein werde, und dass ich ihm keinen bessern Beweis meiner Zufriedenheit mit dem mir bereiteten Em-
pfange geben könnte, als wenn ich einige Zeit in seiner Hauptstadt mich aufhielte. Ich erwiderte, dass wenn die Dauer meines Aufenthalts von meiner Dankbarkeit abhinge, er (der Chan) Gefahr laufen würde, mich niemals wieder seine Staaten verlassen zu sehen. Ein Sprichwort meiner Heimat, fuhr ich fort, sagt: „Visite et poisson, au bout de trois jours, poisson“ (Besuch und Fisch sind nach drei Tagen Gift). Der Fürst lächelte; ich musste ihm das Sprichwort mehrere mal auf französisch vor-
sagen, und er schien es mit seinem Beifall zu beehren. Ein gutes Einvernehmen war hergestellt, und der Chan fing jetzt an mich auszu-



Photo - Antiquariale Kunstverlag, Berlin

MOHAMMED RAHIM, KHAN VON CHHWA

fragen. Er wollte wissen, wo mein Vaterland sei; offenbar hatte er noch nie von der Schweiz reden gehört. Er erkundigte sich, wie mein Padischah heisse und ob er bei der Krönung in Moskau vertreten war.

Ich war auf diese Frage gefasst und hatte daher meinem Dolmetscher seine Lection schon früher eingelesen. Wie gross war aber mein Staunen, als auf die Antwort, die Schweiz sei deswegen bei der Krönung nicht vertreten gewesen, weil sie eine Republik sei, die von einem vom Volke gewählten Präsidenten regiert werde, Seid-Mohammed erwiderte, er habe geglaubt, nur Amerika werde vom Volke regiert! Ich hatte hier einen centralasiatischen Fürsten vor mir, der eine Vorstellung von einer Republik hatte! Mein Staunen sollte aber im Laufe der Audienz noch grösser werden. Seine Hoheit fragte mich, in welchem Theile Europas mein Vaterland läge, welches seine Grenzen seien; ich merkte, dass ihm Frankreich, Deutschland und Oesterreich wenigstens dem Namen nach bekannt waren. Er bat mich, ihm eine Karte zu bringen, um ihm die Lage der Schweiz zu zeigen.

Ich habe zehn Tage in Chiwa zugebracht und bin während dieser Zeit fünf mal in Privataudienz empfangen worden. Jeder Besuch dauerte zwei bis drei Stunden; mir ist der herablassende und für mich so gütige Fürst im besten Andenken geblieben, und ich bewahre ihm das Gefühl tiefer Dankbarkeit. Ich fand in ihm einen intelligenten Mann, der in wenigen Worten Dinge begriff, welche für einen Asiaten schwer aufzufassen sind. Es wäre schwer, alle unsere Unterhaltungen wiederzugeben. Die Audienzen, welche stets sehr ceremoniell anfangen, endeten immer mit einer sehr interessanten Besprechung. Der Chan liess Thee serviren und rauchte von meinen Cigarretten, deren Gebrauch er in Russland gelernt hatte. Selbstverständlich lieferte der Westen den Stoff zu allen unsern Gesprächen. Seid-Mohammed-Rahim ist von dem heissen Wunsche beseelt, sich mit der europäischen Civilisation vertraut zu machen, welche er während seines Aufenthalts in St.-Petersburg beurtheilen gelernt hatte. Ich glaube dazu beigetragen zu haben, ihm über viele Punkte aufzuklären, welche ihm noch sehr dunkel oder ganz unbekannt waren. Der politische Zustand Europas, die Beziehungen der Staaten untereinander, ihre militärischen Streitkräfte im Verhältniss zu Russland, ihre Regierung u. dgl., regten seine Wissbegierde am meisten an. Was ich ihm über die Rekrutirung unserer Milizen und von der Organisation unserer kleinen schweizerischen Armee erzählte, nahm sein höchstes Interesse in Anspruch und mehr als einmal sagte er: „Wenn es möglich ist, werde ich mit eigenen Augen sehen.“

In unsern letzten Unterhaltungen gab mir der Chan zu verstehen, dass er den Wunsch hege, sich nach Europa zu begeben, dass aber diese Reise von der Zustimmung des Kaisers von Russland abhängen würde, dass er sie jedoch zu erlangen hoffe. „Dann“, sagte er, „besuche ich auch dein Vaterland; sage deinem Präsidenten, dass ich seine Nuker sehen will, welche das Soldatenhandwerk schon als Kinder erlernen; auch euer Gewehrfabriken werde ich besuchen.“

Der Bericht über die Reise des Schah von Persien durch die Schweiz interessirte ihn lebhaft und ernuthigte ihn, sich dahin zu begeben, da

man dort die fremden Fürsten so gut empfangen. Anfänglich wollte der Chan nur nach Mekka pilgern, dann erörterten wir lange den für die Hin- und Rückreise einzuschlagenden Weg; endlich entwarf ich ihm einen förmlichen Reiseplan für die wichtigsten Städte Europas. In Ermangelung einer Karte liess er Papier und Bleistift bringen, womit ich ihm Europa und die angrenzenden Länder skizzirte; die Namen der Staaten und Städte schrieb der Fürst eigenhändig mit arabischen Buchstaben ein.

Als er merkte, dass mich das Kauern auf den Absätzen ermüdete, liess er mir Kissen bringen, welche mir gestatteten, meine langen, an diesem Tage schon ganz gefühllos gewordenen Beine auszustrecken. Ich bat ihn dann um die Erlaubniss, meinen Platz wechseln zu dürfen; denn vor mir hatte ich das Kohlenfeuer, welches mir das Gesicht röstete, und hinter mir ein offenes Fenster, sodass mein Rücken zu Eis erstarrte. Sofort wies er mir einen Platz auf der andern Seite an und entschuldigte sich, dass er mir keinen Stuhl anbieten könne.

Meine Mittheilung, dass einer der Erfolge des russischen Botschafters Prinz Wittgenstein beim Emir von Bochara die Concession zur Errichtung einer Telegraphenlinie zwischen Bochara und Taschkent war, hatte zur Folge, dass Seid-Mohammed-Rahim sich ernstlich mit dieser Frage beschäftigte. Er liebte seinen Nachbar Mozaffar-ed-Din nicht, und von diesem Augenblick an erfasste ihn der Ehrgeiz, auch seine Hauptstadt durch den Draht mit Kasalinsk verbunden zu sehen. Er hatte ein Telephon von St.-Petersburg mitgebracht und liess mir das Instrument übergeben, welches ich so gut es gehen wollte in Function setzte. Er hielt mich daher für vertrauter mit den Geheimnissen der Elektrizität als ich es wirklich bin und stellte mir allen Ernstes den Antrag, ihm einen Plan zu einer Telegraphenlinie zu entwerfen, die auch ihn in directe Verbindung mit der civilisirten Welt bringen würde. Ich verzichtete auf diesen so sehr verlockenden Antrag unter dem Vorwande der kurzen Dauer meines Aufenthalts.

In der nächsten Audienz theilte mir Seid-Mohammed-Rahim mit, dass er Anstalten getroffen habe, welche mir die Reise durch die grosse turkmenische Wüste ermöglichen sollen; geraden Weges von Chiwa nach Askabad zu gehen, war unausführbar, die Alamane der Tekke von Merw machten die Strasse viel zu unsicher; aber Mut-Murat, sein Diwan-Begi, befand sich damals im Lande der Jomuden-Turkmenen, um die Steuern einzuhoben; der Chan hatte ihm wissen lassen, dass ich zu ihm kommen werde; dieser Beamte würde dann meinen Ritt durch die Wüste organisiren. Für die Zwischenzeit hatte er Befehl gegeben, dass ich jeden Tag die Hauptstadt und ihre Umgebungen besuchen könne.

Die zehn Tage Aufenthalt in Chiwa waren von grossem Vortheil für mich; ich besuchte alle Denkmäler, ich konnte frei in der Stadt herumgehen; ich habe die Umgebung gesehen, welche zu einer andern Jahreszeit ungemein hochend sein muss. Meine Abende brachte ich mit den höchsten Staatsbeamten zu, welchen der Chan befohlen hatte, mich festlich zu empfangen. Es ist mir unbegreiflich, wie ich bei alledem noch die Zeit finden konnte, zu photographiren und meine Aufzeichnungen niederzuschreiben.



C. VAY MUSEUM

STRASSE IN CHWA

Ich glaube, ich sparte mir die Zeit am Schlafe ab, denn selten ging ich vor 1 oder 2 Uhr nachts zur Ruhe und um 6 Uhr war ich wieder auf. Wie oft bedauerte ich, zu einer Jahreszeit in dieses Land gekommen zu sein, welche mich zwang, die Stationen in grösster Eile zurückzulegen, weil, wie alle Sachverständigen versicherten, der Ritt durch die Wüste im December und Januar wegen der Kälte fast unmöglich ist! Ich musste also Chiwa sozusagen mit Dampfseile durchziehen; ich lebte dort unter dem Einfluss einer so raschen Folge neuer Eindrücke, dass es mir ohne meine Aufzeichnungen unmöglich wäre, darüber zu berichten.

Die Zahl der Bewohner der Stadt Chiwa genau zu schätzen, ist eine schwierige Sache. Die Eingeborenen geben sie mit 15000 an; ich glaube, dass man der Wahrheit näher käme, wenn man sie auf die Hälfte reducirt. Die Stadt ist mit einer crenelirten Lehmmauer umgeben, welche 3 m hoch und 6 Werst lang ist. Eine zweite innere Mauer von nur 2 Werst Länge ist älterer Construction. Innerhalb dieses innern Walles befinden sich der Palast des Chan, die Häuser der Reichen, die wichtigsten Moscheen und die Medressen.

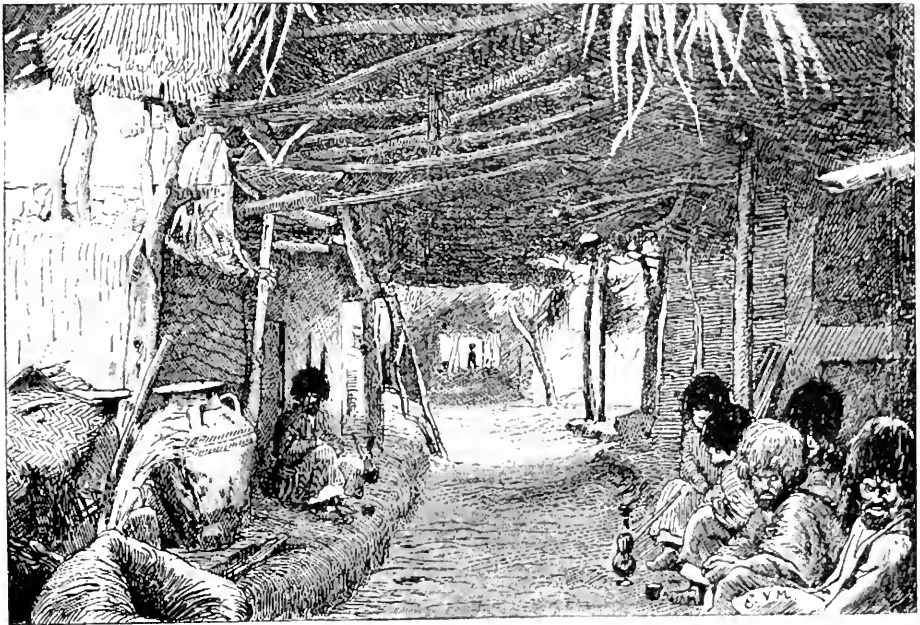
Die aus Lehm erbauten Häuser sind elend und die Strassen sind von einer Traurigkeit, die zur Verzweiflung bringt. Ueberall sieht man Friedhöfe, selbst innerhalb des Stadtwalles, was nicht zur Vermehrung der Heiterkeit beiträgt. Einige Turbehs (Mausoleen) sind mit Emailziegeln verziert und verkleiden die architektonischen Formen; aber der grösste Theil eines Friedhofs wird von gewölbten Grabhügeln ohne jeden Schmuck bedeckt.

Wie bereits gesagt widmete ich die Morgen meinen Ausflügen. So besuchte ich die prachtvolle Medressch des Chan Mohammed-Emir mit ihrem 20-25 m hohen konischen Thurme. Neben diesem unausgebauten Thurme befindet sich eine Medressch, in welcher 200 Schüler dem Studium des Koran obliegen. Weiterhin sieht man die Hazreti-Paliwan-Ata-Gumbch, welche vom Grossvater des gegenwärtigen Chan erbaut wurde und deren Inneres ganz aus Emailziegeln ausgeführt ist.

Der Bazar kann sich in Bezug auf Reichthum mit jenem von Bochara und Taschkent bei weitem nicht messen. Er ist finster, und was man dort findet, sind hauptsächlich aus Russland eingeführte Dinge; das Ganze macht den Eindruck grosser Armseligkeit. Bei den Handwerkern sieht man mit Ausnahme der Chalate und der Tschugermah nur wenig fertige Waare; es ist daher sehr schwer etwas zu kaufen. Man sagt, dass die Grosshändler infolge der vom Chan auferlegten Steuern nach der andern Seite des Amu-Darja ausgewanderten. Die Karavansereien sind traurig und verlassen. Das im Umlauf befindliche Geld besteht aus kleinen russischen Silbermünzen und aus Schatzscheinen. Nachmittags ging ich zu Seid-Mohammed-Rahim oder ich trieb Photographie. Am Abend folgten dann die endlosen Mahlzeiten, von welchen sich ein Europäer keinen Begriff machen kann.

Die erste Einladung erhielt ich vom Oheim des Chan, Ibrahim-Chodscha, dessen Palast sich ausserhalb der Stadt befindet. Ein guter Moslem ist er gleichzeitig auch ein sehr grosser Herr mit angenehmen, höflichen

Manieren. Wir sprachen viel über die verschiedenen Religionen Europas und über die Lehren Christi. Ich empfand ein wahres Vergnügen, mit diesem aufgeklärten Manne mich zu unterhalten, welcher mir später noch viele Güte erwies. Hier gab es weder Musik noch Tanz, sondern ernste Gespräche und beim Abschied fürstliche Geschenke: einen prachtvollen Säbel, einen unschätzbaren Teppich und ein altes Manuscript; die Poesien des Mach-tum-Kuli, des turkmenischen Barden. Wie Professor Vambery sagt, ist dies das erste vollständige Exemplar, welches bisjetzt nach Europa gekommen ist. Ich gab es einem italienischen Reisenden, Lamberto Loria, welchen ich später in Transkaspien traf; ob das Buch übersetzt wurde, ist mir unbekannt geblieben.



Winkel im Bazar.

Zwei Tage später war ich zum Palwan-Diwan geladen, einem der Würdenträger, die bei der Krönung des Czaren waren. In seiner Jurte fand ich einen auf europäische Art ausgestatteten Tisch; Krystallschüsseln, Weingläser, Messer, Gabeln, eine Anzahl Champagnerflaschen und Liqueure. Diese endlosen Gastmähler, bei welchen man essen muss, wenn man den Amphitryon nicht beleidigen will, sind die einzige Schattenseite meines Aufenthalts in Chiwa. Die Chiwaner trinken Liqueure wie Anisette und Curacao aus grossen Gläsern und verschlingen dazu mit Hammelfett zubereitete Speisen in so ausserordentlichen Mengen, dass ich diese usbekischen Magen oft beneidete. Der Palwan-Diwan ist ein Gelehrter und ein leidenschaftlicher Musiker; er selbst spielt sehr gut die dreisaitige Guitarre. Um seine Compositionen der Nachwelt zu erhalten, erfind er ein originelles

Notenschreibsystem. Auf einem grossen Bogen Papier sind Horizontal-
linien aufgetragen, welche die Eintheilung des Griffbretes der Guitarre
vorstellen; mit dem Instrumente in der Hand kann man die auf diese
Linien geschriebene Musik entziffern. Der einzige Unterschied zwischen
seiner Notenschrift und der unserigen besteht darin, dass sie kein Takt-
maass hat: in der Notenschrift wird eine halbe oder eine ganze Note durch
zwei bis vier Zeichen auf derselben Linie ausgedrückt, die untereinander
durch einen Strich verbunden werden. Währenddem ferner die hohen
Noten bei uns auf den obern, die tiefen auf den untern Linien stehen,
werden sie hier umgekehrt gestellt. Auf diese Weise hat er eigenhändig
einen grossen Band Musik geschrieben und wollte nun wissen, ob man in
Europa centralasiatische Musik nach seinen Noten spielen könnte. Da die
Musikdose hierzulande sehr beliebt ist, wäre es sein lebhafter Wunsch,
eine solche Dose mit chiwanischen Melodien fabriciren zu lassen. Ich
musste ihm erklären, dass dies nicht viel Vergnügen machen würde!

Uebrigens ist Harmonie eine in Chiwa unbekannte Sache; im allge-
meinen spielen alle Instrumente eines Orchesters dieselbe Melodie. Die
Instrumente sind: die „Dutar“, eine Art Mandoline mit langem Halse;
der „Surnai“, eine primitive Oboë, und der „Guidschik“, eine dreisaitige
Guitarre; beim Tanze werden diese Instrumente noch vom „Tir“ oder
Tamburin begleitet.

Die Chiwaner gelten für die ersten Musiker Centralasiens und ihre
Barden sind berühmt. Beim Palwan-Diwan hatte ich Gelegenheit, einen
liebenswürdigen, heitern jungen Mann, Schudi-Birdi-Maksum, den Dichter
und Troubadour des Chan kennen zu lernen; er hatte seinen Herrn nach
St.-Petersburg begleitet und von dort begeisterte Erinnerungen zurück-
gebracht. Für ihn war „Arkadia“, der Jardin Mabille der Weltstadt an
der Newa, das irdische Paradies, welches er jetzt in seinen Liedern ver-
himmelt. Er widmete mir einige Poesien, die er mir zu Ehren geschrieben.

Ich lasse hier eine von Vambéry¹ übersetzte Probe chiwanischer Poesie
folgen:

Rewnak.

1. Zur Freundin ging eines Abends ich, auf den Füssen tretend leise. In süssem
Schlafe lag die Thenera. Ich umarmte sie leise, leise.
2. Ich nahm einen Kuss von ihren Lippen und erquickte meine Seele damit, ich um-
schlang ihre zarten Lenden, und küsste sie nochmals leise, leise.
3. Ich sagte: „Gib einen Kuss doch mir.“ „Was, schämst du dich nicht?“ sagte
sie. „Von wo du kamst, dorthin geh' schnell, auf den Füssen tretend leise, leise.“
4. Ich spielte den Hartnäckigen und wollte nicht gehen. Sie ergriff meinen Arm und
schloß mich fort. Endlich sah ich keinen einzigen Ausweg mehr und schlich mich
daher weiter leise, leise.
5. Ich ging, doch hielt ich es nicht lange aus und kam zurück. „O, Erbarmungs-
lose“, fluchte ich, „so gib mir einen Kuss doch leise, leise.“
6. (Zu gerad, um unserm europäischen Geschmacke zuzusagen.)

Rewnak sagt: „Da die Welt von Scherz und Spass voll ist, so tadle niemand
mich und lese dieses leise, leise.“

¹Vambéry, Skizzen aus Mittelasien (Leipzig 1868), S. 284–86.

Nesimi.

1. Sonnabend begegnete ich der cypressengleichen Holden, sie machte verwirrt und zum Weltenstreicher mich.
2. Sonntag ward ich wahnsinnig und stürzte nieder besinnungslos. Ich sah ihr Gesicht und hielt es für den leuchtenden Mond.
3. Montag endlich erzählte ich mein Herzensgeheimniss. Ihr, deren Augen Natteissen, deren Wangen Rosen, deren Augenbrauen einen Bogen bilden.
4. Dienstag ward ein Jäger ich und ging ins Feld (spazieren) hinaus. Doch wurde eine Jagdbeute ich selbst und fiel als Opfer der ewig Spröden.
5. Mittwoch spazierte meine Schöne in der Flur umher, die Nachtigall sah ihr Antlitz und stimmte milde Klagen an.
6. Donnerstag sagte ich der Theuern: „O, höre meinen Rath doch an, verbürg dem Geheimniss doch vor der guten und schlechten Welt.“
7. Freitag endlich sah Nesimi ihre Schönheit ganz, und trank ganz satt sich am Scherbet ihrer Rosenlippen.

SPORT.

Seit meiner Ankunft traf man Vorbereitungen zu einem mir zu Ehren zu veranstaltenden Widderkampfe; Seid-Mohammed-Rahim sprach persönlich mit mir über diese grosse Volksbelustigung, die Tomascha der Usbeken. Man kann im ganzen Chanate kein reiches Haus betreten, ohne einen grössern oder kleinern Widder an einer Kette befestigt zu sehen. Sie gehören meistens zur Fettschwanz-Rasse und besitzen eine unglaubliche Kraft. Wie beim Turkmenen die Baiga (das Ziegenrennen), beim Kirgisen das Ringen, ist beim Usbeken der Widderkampf das Nationalvergnügen. Berühmte Kampfwidder werden mit verhältnissmässig ausserordentlich hohen Summen bezahlt.

Aus Urgentsch war ein Widder angekommen, der daheim den Ruf genoss, der verlässlichste Kämpfer zu sein; er sollte sich hier zum ersten mal mit einem Widder Mat-Murat's messen, der noch nie besiegt worden war. Das versprach einen interessanten Kampf zu geben; es hatte sich daher eine grosse Menge Neugieriger in dem für das Gefecht hergerichteten Hofe eingefunden. Auf einer mit Teppichen bedeckten Erhöhung standen einige Stühle um ein grosses Kohlenfeuer herum; unten standen die Zuschauer, fast durchweg angesehene Leute, und vor uns waren in einer Umzäunung etwa 20 Widder mit ihren Ketten an die in den Boden eingerammten Pfähle angebunden.

Es war ein malerischer Anblick. Die Kämpfer, ungeduldig den Beginn des Kampfes erwartend, zerstampften den Boden mit ihren Hufen und zerzten an ihren Ketten. Nachdem wir eingetreten waren, wurden zwei mächtige Widder losgebunden und zu unsern Füssen in die Rennbahn eingeführt. Jedes seiner Fesseln entledigte Thier wird von drei bis vier Männern an den Hörnern festgehalten. Auf ein gegebenes Zeichen werden sie dann in der Rennbahn losgelassen. Wehe dem Führer, der nicht rechtzeitig das Horn loslässt, er wird unvermeidlich in den Sand gerammt!

Gesenkten Kopfes stürzen die Widder aufeinander; der Krach, welchen ihr Zusammenstoss hervorbringt, gleicht dem Fallen eines schweren

Hammers auf einen Amboss; man begreift nicht, dass ihr Schädel unter der Wucht des schrecklichen Stosses, dem sofort ein zweiter folgt, nicht zertrümmert wird. Die Widder ziehen sich zurück, wobei sie ihre Lippen ab lecken, den Boden mit den Füssen stampfen und dann neuerdings in Carriere aufeinander losstürzen. Die Eigenthümer feuern sie mit wildem Geschrei an, und die Zuschauerschaft lässt ebenfalls lärmende Zeichen ihrer Betriedigung hören.

Sobald einer der Kämpfenden nach dem Zusammenstoss den Rücken kehrt und Miene zum Davonlaufen macht, ist der Kampf zu Ende; der fliehende Widder wird ausgepflüht, der Sieger mit Beifall empfangen. Vor dem Kampf fordern sich die Eigenthümer heraus; es werden Wetten eingegangen, und nicht selten stehen grosse Summen auf dem Spiele; der Einsatz ist gewöhnlich ein Chalats oder auch der Widder selbst. In dem Maasse als der Kampf fortdauert, wird die Zuschauerschaft belebter. Die Sieger fordern sich gegenseitig nochmals heraus, während andere ihre Kampfthiere zurückziehen, um nicht die Gefahr einer Niederlage zu laufen.

Die Krone des Ganzen war für den Schluss vorbehalten: der Kampf von Mat-Murat's Widder mit dem eines reichen Kaufmanns aus Urgentsch, der auf ausdrücklichen Befehl des Chan aus dieser Stadt nach Chiwa gekommen war. Die beiden Kämpfer, welche zuerst an unserer Tribüne vorübergeführt wurden, schienen gleich kräftig zu sein; sie waren sehr gut gehalten und merkwürdig gut gepflegt. Mat-Murat's Widder war weiss, mit langer bis auf die halben Beine herabhängender Wolle, er war gedrungen gebaut und zum Kampfe wie geschaffen. Der andere war eleganter, eisengrau, mit eigenthümlich feurigen Augen. Beide waren mit mächtigen gewundenen Hörnern bewehrt, welche ihre Augen schützten.

Sobald Mat-Murat's Widder seinen Gegner erblickt hatte, rannte er seine Führer nieder, und wären die andern nicht gewandt über die Barriere gesprungen, so wäre ein Unglück geschehen. Die ganze Versammlung war in grösster Aufregung; es gab keinen Rangunterschied mehr; ich selbst war von dem wilden Reize des Kampfes mit fortgerissen; bei jedem Zusammenstosse, und es waren 27, stiess ich die nämlichen Rufe aus wie meine Nachbarn! Beide Widder waren geblendet von dem über die Stirne herabrieselnden Blute, aber keiner von beiden gab nach. Der Kampf blieb resultatlos; dem urgentscher Widder war beim 27. Zusammenstosse ein Horn abgebrochen worden; trotzdem wollte er nochmals zum Sprunge ansetzen, als ein Theil der Versammlung in die Reunbahn sprang, um ihm zurückzuhalten, weil unter solchen Umständen der Tod des andern Thieres fast gewiss ist, denn der Stumpf des gegnerischen Hornes dringt ihm in den Schädel ein.

Auf das originelle Fest folgte ein wahrhaft monströses Mahl, zu welchem die gesammte Zuschauerschaft geladen wurde und wobei mein Champagnervorrath zu Ende ging. Der Tag war aber für mich nicht verloren, denn ich hatte eine Photographie des eigenthümlichen Kampfes, dessen Zeuge ich war, aufgenommen.

Ich hatte einen hohen Betrag auf Mat-Murat's Widder gewettet; da der Kampf unentschieden blieb, schlug ich dem Palwan-Diwan, der gegen



E. VAN NUYDEN.

Wilderkampf.

mich gewettet hatte, vor, dass jeder seinen Einsatz zahlen und der ganze Betrag dem Oheim des Chan, Chadscha-Ibrahim, zur Vertheilung an die Armen übergeben werden solle. So geschah es auch und dies hat meinem Ansehen im Lande nicht geschadet.

Die Geschenke, welche ich vertheilte, trugen viel dazu bei, mir Sympathien in Chiwa zu erwerben. Auf Kosten des Chan wird der Gast verpflegt, seine Dienerschaft und Pferde erhalten; er kann also das ganze Land durchreisen, ohne die Börse aufzuthun. Man erwartet aber alles von seiner Freigebigkeit; ich habe sicher an Geschenken mehr ausgegeben, als die Reise mir zu stehen gekommen wäre, wenn ich ihre Kosten bezahlt hätte.



Fig. 100.

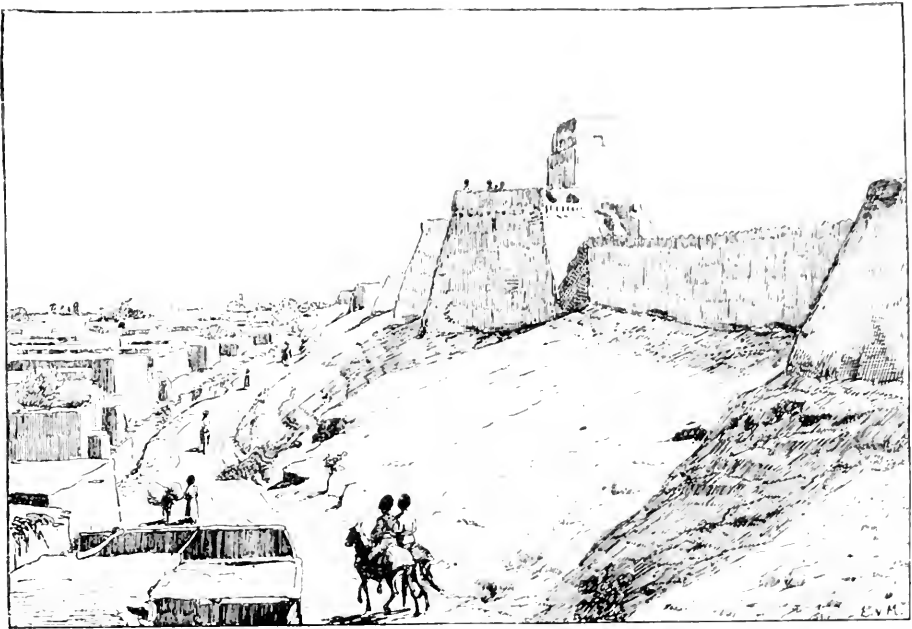
In Centralasien ist es allgemeiner Grundsatz, stets offene Hände zu haben, sei es zum Nehmen oder zum Geben; mit niemand zu feilschen, ist daher ein Gebot der Landessitte. Auf der Strasse vertheilte mein Oberdschigite Tursum-Bay, der stets wunderbar beritten war und seine schönen Seidenkleider trug, reichliche Almosen in kleinem Silbergelde. Mein Vorrath an Chalaten musste noch sehr gross sein, denn in jeder Station, wo ich mich aufhielt, gab ich für jeden mir geleisteten Dienst einen hin. In Chiwa hatte man mir gesagt, dass mit Ausnahme des Chan niemand Geschenke gebe; das hat mich jedoch nicht gehindert, jedem Würdenträger, dem der Chan befohlen hatte, mir ein Fest zu geben, ein Geschenk zu machen. Dafür haben auch sie mich mit Geschenken überhäuft.

Ich habe von Chiwa aus ganze Kisten voll der bewundernswerthesten Gegenstände weggeschickt, welche ich auf diese Art erhalten habe. Die schönsten und zugleich diejenigen, welche mir die grösste Freude machten, waren die Geschenke des Chan, die er mir am Tage vor meiner Abreise sandte. Ich lasse die Chalate aus Seide und Goldbrocat unerwähnt; sie sind sämmtlich wieder in andere Hände übergegangen, bis auf einen einzigen, der mit einer prächtvollen Goldagraffe geschlossen wird. Seine Hoheit hat mir aber ein schönes Pferd aus Merw sammt silbernem Geschirr und dazu gehöriger Decke und Schabrake zum Geschenk gemacht. Diese Gegenstände fallen zwar nicht so bestechend ins Auge wie das bocharische Geschirr, sie sind aber weit werthvoller. Dazu kam noch einer jener Teppiche, die nicht zu kaufen sind, weil sie nur für Könige gemacht werden und unschätzbar sind. Am meisten überraschte mich aber die Ubersendung des „Ptschhaus“ (Ptschaki), eines silbernen Dolches und Ehrenzeichens, welches der Erinnerung zum Jessaul-Baschi gleichkommt und von den Chanen nur selten verliehen wird. Der Padwan-Diwan bemerkte mir bei der Ueberreichung der Insignien im Namen seines Souveräns, dass Seine Hoheit mir sie zur Erinnerung an meinen Aufenthalt in der Hauptstadt übersende.

Ueber diesen Dolch möchte vielleicht mancher Leser lächeln, für mich aber bleibt er das theuerste Andenken an einen Fürsten, der mir herzlich

aufrichtige Güte bewiesen hat. Werde ich jemals Mohammed-Rahim-Chan wiederssehen? Als er mir beim Abschiede die Hand drückte, sagte er, er werde es mir zu wissen thun, wenn er nach Frengistan zum Besuche komme. Ich hoffe, dass sein Wunsch in Erfüllung gehen wird und dass ich Gelegenheit finde, ihm persönlich in meiner Heimat alles zu zeigen, was seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen verdient.

Am Tage meiner Abreise kamen alle meine Fremde und Grosswürden-träger, um mir Lebewohl zu sagen. Mit aufrichtiger Dankbarkeit und nicht ohne ein Gefühl des Bedauerns verliess ich die so gastfreundliche Stadt Chiwa. Die Gefahren und eigentlichen Schwierigkeiten meiner Reise sollten von hier ab erst beginnen.



Citadelle von Chiwa.

Ein Ischkagasi und vier Nuker waren beauftragt, mich bis an die Grenze der Wüste zu geleiten, wo sich der Diwan-Begi befand. Einige Tage vorher erlaubte sich mein tatarischer Dolmetscher öfters langes Ausbleiben, sodass ich selbst fast alles vorbereiten und verpacken musste. Er behauptete, er habe täglich fünfmal beten müssen, damit ihm auf der Reise kein Unglück widerfahre. Am Abend vor der Abreise brachte er mich durch seine Weigerung Hand ans Werk zu legen derart in Wuth, dass ich ihm nach einer ordentlichen Tracht Schläge mit einem Fusstritte zur Thür hinausbeförderte. Das war der dritte dieses Gelichters, dessen ich mich auf diese oder wenigstens ähnliche Weise entledigte.

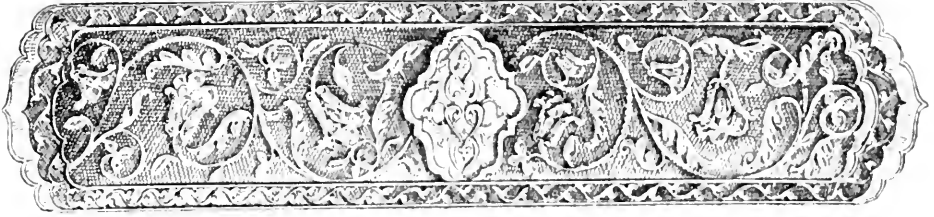
Am nächstfolgenden Tage verliess ich Chiwa ohne Dolmetscher; als einzige Stütze blieb mir mein treuer Kirgise Tursum-Bay, der kirgisisch spricht, ein wenig russisch radebrecht und im Nothfall sich auch in turk-

menischer Sprache verständlich machen kann. Er hatte mich schon lange darauf vorbereitet, dass mein Dolmetscher nicht mit in die Wüste gehen werde; dessen Absicht sei es von jeher gewesen, nur bis Chiwa mitzukommen, wo er, wie er wusste, viele Geschenke erhalten werde, mit welchen er nach Petro-Alexandrowsk zurückzukehren gedachte. Diese Dolmetscher sind für den in Centralasien reisenden Europäer eine wahre Plage. Diebisch, lügnersisch und faul thun sie nichts und haben nur den einen Gedanken, die Ausgaben des Reisenden, den sie begleiten, auszuzahlen, um dabei im grossen und kleinen betrügen zu können. Ich kann gar nicht sagen, wie viele Unannehmlichkeiten ich mit diesen unverschämten Spitzbuben hatte. Sie wissen, dass man ihnen in die Hände gegeben ist; fährt man sie scharf an, so intrigüiren sie hinten und vorn gegen ihren Herrn. Ich möchte jedermann, der Centralasien zu besuchen beabsichtigt, den Rath geben, sich in Konstantinopel oder im Kaukasus mit einem türkischen oder persischen Dolmetscher zu versehen; später habe ich auch solche in meinem Dienste gehabt und kann den Unterschied beurtheilen.

Ich machte die ganze lange Expedition, ohne einen einzigen europäischen Diener bei mir zu haben. Daraus folgte, dass ich alles selbst besorgen musste. Aber bei einer Ausrüstung und einem Gefolge, wie sie für eine solche Reise erforderlich sind, für alles zu sorgen, alles zu verpacken, sogar an die Verpflegung der Leute, Pferde u. s. w. selbst denken zu müssen, das ist eine Arbeitslast, welche einen starken Körper und klaren Kopf braucht.

Ich werde niemand rathen, den gleichen Versuch zu wagen; es gibt Momente, wo man wirklich nicht weiss, wo einem der Kopf steht; überdies schadet es dem Ansehen des Reisenden, denn hierzulande soll der Mann von Stand nichts anrühren. Deshalb machte ich mich bei der Nacht an die Reisevorbereitungen, damit man mich nicht arbeiten sah. Wenn es Tag wurde, musste ich geduldig die langen Abschiedsreden meiner Besucher anhören, deren Höflichkeit mich um viele werthvolle Stunden brachte. Und doch hatte die Sache auch ihre gute Seite; ich brachte es dahin, den Schlaf fast ganz zu entbehren; zwei Stunden genügten, um mich frisch zu erhalten; in der Wüste erfuhr ich, wie nützlich das ist.

Tursum-Bay, dieser grosse Schatz, den Prinz Wittgenstein bei der Abreise von Buchara mir übergab, hatte sich entschlossen, mich bis über die Wüste hinaus zu begleiten. Er hatte begriffen, dass mir die Reise ohne ihn unmöglich gewesen wäre. „Barin (Meister)“, sagte er, „du bist Vater und Mutter für mich; wenn Gott will, werden wir ans Ziel gelangen; geschieht dir ein Unglück, so wird man mich an deiner Seite tödten; also vorwärts, denn Gott will es.“ Besser auch wie ich konnte er die uns erwartenden Gefahren ahnen. Er ging aber nicht täglich fünfmal beten, wie mein Ex-Dolmetscher; gab ich ihm einige Stunden Urkaub, so lief er in den Bazar, kaufte eine Ladung Brot und andere Nahrungsmittel und vertheilte sie unter die Bettler. „Gott wird es mir in der Wüste vergelten“, sagte er. Uebrigens ist es ein charakteristischer Zug im Glauben des Nomaden, dass ein gutes Werk verdienstvoller sei, als alle Gebete der Sarten miteinander.



ZEHNTES KAPITEL.

AUF DER SUCHE NACH DEM DIWAN-BEGI.

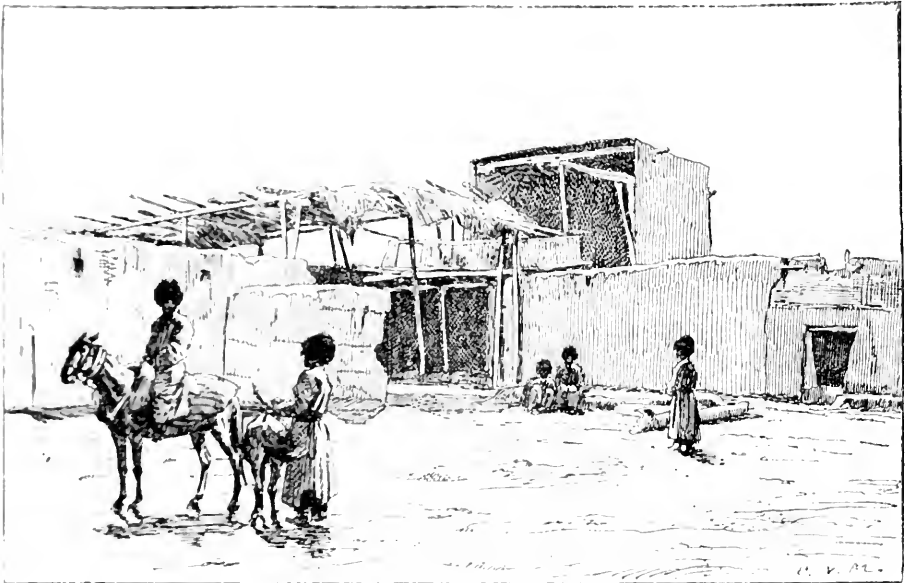
Neuen Geschieden entgegen! — Ein eifersüchtiger Beg. — Die mennonitischen Colonisten. — Ein Jemrali. — Pferdehändler. — Chiwanische Turkmenen. — Tschomur und Tscharwa. — Russische Expedition gegen die Turkmenen. — Ein Fort an der Grenze der Sandwüste. — Die Nuker und ihr Lager. — Der Vezier Mat-Murat. — Sport. — Pferde. — Falkenjagd und Hetzjagd. — Vorbereitungen zum Ritte durch die Wüste. — Neue Gefährten. — Pferdeankäufe.

Donnerstag, den 8. December, verliess ich die Mauern Chiwas; bis an die Thore begleitete mich eine zahlreiche Reiterschar von Freunden, die, obwol seit wenigen Tagen erst erworben, mir darum nicht weniger sympathisch waren. Noch einen letzten Blick auf die Minarete und Thürme der Hauptstadt, die ich niemals wiederschen werde, und dann vorwärts den neuen Geschieden entgegen!

Unsere erste Station, wo wir die Nacht zubringen, ist Schachabat (Schahabad). Der Beg, ein guter alter Usbeke, empfängt uns ausgezeichnet gut; sein ebenfalls anwesender Bruder war in Russland und ist unerschöpflich in Lobeserhebungen über das Land des Weissen Czaren. Wie gewöhnlich umgibt mich eine zahlreiche Gesellschaft, welche jede meiner Bewegungen beobachtet. Das mir angewiesene Gemach, nebenbei gesagt das einzige anständige und insbesondere das einzige mit einem guten Kohlenfeuer, ist das Stelldickein sämmtlicher Freunde des Beg. Nach und nach war ich an diese Umgebung gewöhnt worden. Ich ass, machte Toilette, schrieb, ohne mich um meine Zuschauer zu bekümmern, die, ich muss es zu ihrem Lobe sagen, kein Wort sprechen ohne dazu aufgefordert zu sein, und sich damit begnügen, stillschweigend mein Thun und Treiben mit den Augen zu verfolgen. Will ich zufällig ein Gespräch anknüpfen, so will jeder zuerst eine Frage an mich richten; kurz, die hiesige Bevölkerung ist weitaus sympathischer als in Bochara.

Hier machen die Begs keine Geschenke; ich bezahle also die für die Nacht mir erwiesene Gastfreundschaft mit einem seidenen Chalut und für den Tag, d. h. für die Mahlzeit, einen baumwollenen Chalut.

Das Land, durch welches wir kommen, muss fruchtbar sein; die Wohngebäude sind durchweg gut gebaut und verrathen einen gewissen Wohlstand. Die Strassen sind vortrefflich, und die uns begegnenden Reiter sind sämmtlich bewaffnet. Ich machte die Bemerkung, dass die Feuerwaffen, z. B. die Gewehre, grösstentheils gar nicht oder so schlecht geladen sind, dass sie im Falle eines Angriffs nicht viel nützen würden. Der Usbeker findet aber ein gewisses Vergnügen daran, ein Gewehr zu tragen, welches fast immer in ein mit so vielen Bändern und Knöpfen geschlossenes Futteral verpackt ist, dass man immer eine halbe Stunde braucht, um es heraus zu bekommen. Im Nothfalle würde ihm der Säbel, welchen er trägt, gewiss viel nützlicher sein.

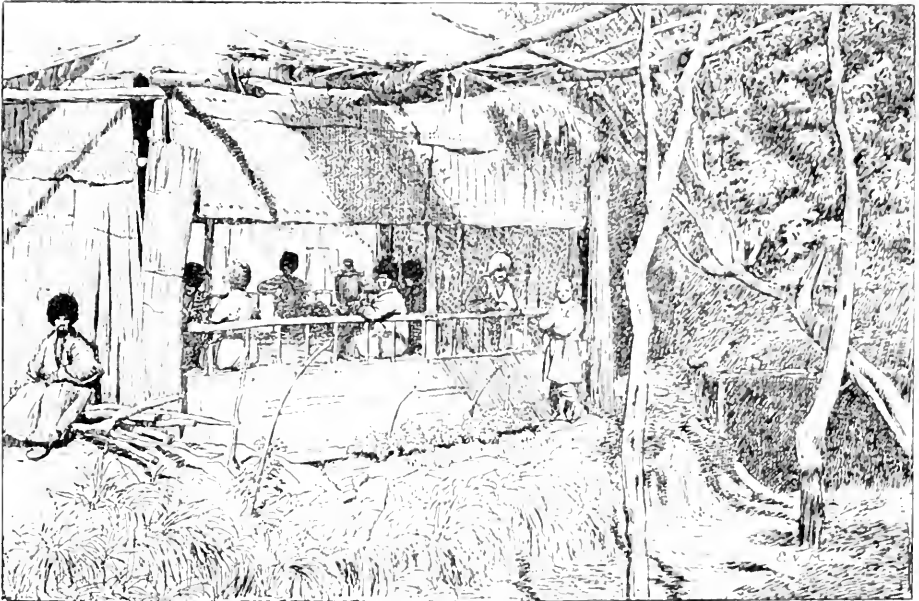


Chiwanischer Markttheil.

Den nächsten Tag schliessen wir in Taschaus; hier ist ein grosser Bazar mit einer erst kürzlich erbauten Festung. Wie in allen Staaten von Chiwa ist kein Soldat zu erblicken, denn der Chan hält keine Armee. An der Grenze der Wüste wachen einige Nuker für die öffentliche Sicherheit.

Taschaus ist das Vorbild einer centralasiatischen Festung. Die Wohngebäude sind alle innerhalb des Walles, der durch eine etwa 20 Fuss hohe Lehmmauer geschützt wird; über dieser ersten erhebt sich eine zweite weniger dicke und nur ungefähr 15 Fuss hohe Mauer aus schlechtgebrannten Ziegeln, deren oberster Theil mit Zinnen versehen ist. Auf der ersten Mauer ist ein schmaler Weg angelegt und in Entfernungen von je 10–12 Fuss sind Nischen mit Schiesscharten angebracht, in welchen sich je ein Soldat aufhalten kann. In Kriegszeiten wird oberhalb dieser Nischen eine hölzerne Galerie hergestellt, auf welcher die eine

zweite Feuerlinie bildenden Soldaten aufgestellt werden. An jeder Ecke erhebt sich ein dicker Thurm und überdies wird jedes Thor von zwei Thürmchen flankirt. Das Ganze sieht ziemlich den Pappel-Citadellen gleich, welche man bei uns den Kindern zum Spielen mit Bleisoldaten gibt. Immerhin sagten mir russische Offiziere, welche den Feldzug in Chiwa mitmachten, dass die Einnahme dieser Forts keine so leichte Sache sei, als man sich auf den ersten Blick einbilden könnte. Es ist sehr schwer, eine Bresche in diese Mauern zu legen. Die Kugeln schlagen nämlich durch oder sie vergraben sich, ohne eine Wirkung wie auf Mauerwerk oder auf eine Erdbrustwehr hervorzubringen. Nach jedem Kanonenschuss er-



Tschaitchane.

hebt sich über der getroffenen Stelle eine Staubwolke, aber die Zerstörung ist fast null.

Der Abend war entzückend schön; ich bestieg das flache Dach auf dem Hause des Beg, um den Sonnenuntergang zu genießen. Es fehlte wenig, so hätte diese Promenade zu einem Skandale Veranlassung gegeben. Ein Hof, in welchen sich meine Blicke verloren, beherbergte den Harem des Hausherrn. Seit dieser Entdeckung hatte der Sonnenuntergang weniger Reiz für mich als das zu meinen Füßen sich entwickelnde Bild. Eine Gruppe brauner Chiwanerinnen lag ihren häuslichen Pflichten ob; weit entfernt sich meinen Blicken zu entziehen, riefen sie auch die andern herbei. Bald entwickelte sich vom Hofe nach dem Dache, wo ich mich befand, ein Austausch freundlicher Worte, die ich meinerseits durch einige stets willkommene Bombonschachteln bestens zu unterstützen bemüht war.

Plötzlich wurde die Unterhaltung durch Flüche unterbrochen, die im Hintergrunde des Hofes erschallten. Der alte Beg, empört über die Unverschämtheit seiner Weiber, schlug heillosen Lärm; auf meine Kosten musste ich die Erfahrung machen, dass ein unschuldiger Blick in den den Frauen vorbehaltenen Raum eine Klage beim „Kazi“ mit darauffolgender Verurtheilung verursachen kann.

Die eine weitere Aussicht gewährenden Dächer sind den Frauen vorbehalten, welche diese Belvedere benutzen, theils um ihre Neugierde zu befriedigen, theils um sich gegenseitig zu beschimpfen.

Vergesslich über mein Misgeschick ging ich in den Strassen spazieren, bis ich endlich eine Tschaihana (Theebude) entdeckte, von wo auch ich einen schönen Ausblick nach den Zugängen zum Bazar und auf einen grossen Theil der Stadt hatte.

Taschans sollte mir noch eine andere Ueberraschung bereiten. Tursum meldete mir, dass zwei russisch sprechende Männer mich zu sprechen wünschten. Ihr Accent verrieth sofort ihre deutsche Nationalität. Es wäre unmöglich, ihre Freude zu beschreiben, als ich sie in ihrer Muttersprache anredete.

Es waren Mennoniten, welche Samara an der Wolga verlassen hatten, um eine neue Heimat aufzusuchen, in welcher sie freie Religionsübung hätten, ohne zu dem gegen ihre Religion verstossenden Militärdienste gezwungen zu werden.

Vierhundert an der Zahl, zogen sie unter unerhörten Leiden, deren Beschreibung die härtesten Herzen rühren würde, durch die Wüsten. Nach vielen Unfällen erreichten sie endlich Kiptschak am Amu. Der Chan von Chiwa räumte ihnen ein bestimmtes Gebiet ein, wo sie ihre elenden Hütten aufschlugen. Unvertraut mit der Anlage und der Verwendung der Bewässerungskanäle fielen ihre ersten Ernten schlecht aus, kaum dass sie ihr Leben fristen konnten. Trotzdem verloren sie den Muth nicht. Ich bewunderte ihren unerschütterlichen Glauben. Wie einst die Hugenotten werden auch diese Leute von ihrem Gottvertrauen in allen Prüfungen aufrecht erhalten. Das erste Holzgebäude, welches sie aufführten, war eine Kirche.

Sie hatten von der Ankunft eines Europäers in der Hauptstadt gehört und schickten eine Deputation an ihn, um ihn um seine Verwendung zu ihren Gunsten zu bitten. „Kommet zu uns“, sagten sie zu mir, „wenn unsere Gastfreundschaft auch ärmlich ist, so ist sie wenigstens herzlich.“

Friedfertig wie sie sind, bedienen sie sich niemals einer Waffe; sie sind daher fortwährend den Räubereien der Turkmenen ausgesetzt, die ihnen ihr Vieh wegtreiben. Gar nicht selten sieht man diese kräftigen Männer, welche die Diebe mit Leichtigkeit vernichten könnten, sich damit begnügen, dass sie ihnen nachkaufen und sie anflehen, ihnen ihr Hab und Gut zurückzugeben; wenn sie sich dann an die Behörden wenden, sind die Diebe verschwunden und die Sache bleibt auf sich beruhen.

Da ich an diesen Leuten, die um ihres Glaubens willen leiden, lebhaftes Interesse nahm, erzählte ich ihnen die Geschichte der Auswanderer

nach der Aufhebung des Edicts von Nantes, welche anfänglich ebenfalls elend im fremden Lande leben mussten, die aber, dank ihrem Muth und ihrem Gottvertrauen, es später zum Wohlstande brachten.

Werden die Mennoniten in diesen weit entfernten barbarischen Gegenden gedeihen? Ich wünsche es ihnen aus vollem Herzen. Wenn ich auch ihre dringenden Bitten nicht erfüllen konnte, so that ich doch mein Möglichstes ihnen nützlich zu sein. Bei meiner Abreise drückte ich diesen braven Leuten die Hand, die mich mit ihren Segenswünschen begleiteten.

Als wir am folgenden Morgen Taschaus verliessen, sahen wir von allen Seiten Reiter herbeiströmen, welche sich auf den Bazar begaben, welcher zweimal wöchentlich die Turkmenen aus der Umgebung herbeizieht: es sind Jomuden und Jemrali. Ich bewunderte ihre prachtvollen Pferde, welche gross, schlank, herrlich gebaut, den bocharischen und chiwanischen Pferden weit überlegen sind. Eine vorüberkommende Reitergruppe, in welcher jeder Einzelne ein Handpferd führte, hielt ich an, um diese Thiere näher zu besehen, von welchen ein isabellfarbenes mir, nach dem Aeussern zu urtheilen, einer der besten Renner zu sein schien, die mir je vorkamen. Als ich nach dem Preise fragte, wurde mir aber bedeutet, dass es nicht zu verkaufen sei.

Alle diese Pferde, die von den Ohren bis zum Schweife in grosse Filzdecken eingehüllt werden, haben gar keine Mähnen; offenbar werden ihnen von den schweren Filzen, welche sie Tag und Nacht tragen, die Haare abgeschauert. Man bringt diese Pferde nach Taschaus, da nächster Tage, 70 Werst von hier, bei Gelegenheit der Verheirathung der Tochter eines Turkmenen eine Baïga stattfinden soll. Die Handpferde sind Renner, welche der Turkmene nur besteigt, wenn es eine Baïga oder einen Alaman gilt. Zwischen Taschaus und Hally, wo wir die nächstfolgende Nacht zubrachten, habe ich die schönsten Pferde gesehen, die ich während meiner Reise angetroffen habe. Entschlossen, eins dieser Pferde mitzunehmen, schickte ich einen meiner Dschigiten zum Beg von Taschaus zurück mit der Bitte, die Jomuden- und Jemrali-Stämme von meiner Absicht und von meinem Wunsche in Kenntniss setzen zu lassen, dass sie verkäufliche Pferde an den Ort bringen möchten, wo sich gegenwärtig der Diwan-Begi aufhalte.

Um 11 Uhr nachts wurde ich geweckt. Ein Jemrali war angekommen, der die Strecke von 65 Werst zwischen Taschaus und Hally zurückgelegt hatte, um mir sein Thier anzubieten. Es gehört aber nicht zu meinen Gewohnheiten, ein Pferd bei Nacht und Nebel zu besichtigen oder gar es zu kaufen; allerdings hatte das jetzt mir vorgeführte Thier ein gar prächtiges Aussehen. Der Eigenthümer verlangte eine den landesüblichen Preis weit übersteigende Summe dafür. Ich sagte ihm, dass ich es morgen früh probiren werde; er aber erwiderte, dass ich mich sogleich entschliessen müsse, denn seine Reisegefährten machten sich schon mit Tagesanbruch von Taschaus aus auf den Weg. Ich war überzeugt, dass diese Geschichte nur ein Rosshändlerwitz sei, und beharrte auf meinem Beschlusse, erst morgen eine Antwort zu geben. Der Turkmene hatte aber nur zu wahr gesprochen; als ich erwachte, war er bereits über alle

Berge und hatte den Rückweg nach Taschaus angetreten, ohne seinem Thiere weder Futter zu geben noch es ausruhen zu lassen, sodass es 130 km in einem Zuge zurücklegte.

Ich bin dem Jemrali gegenüber umgeschickt verfahren. Für die Mühe, die er sich gab, hätte ich ihn empfangen, bewirthen, wenigstens ihm zu essen geben lassen sollen; er ärgerte sich. Ich habe später viele Mühe gehabt, ein Jemrali-Pferd zu kaufen, und ich glaube, dass es nicht so viel werth ist als der Hengst, den ich in jener Nacht sah.

Hally (Hollali) ist das letzte Fort an der Grenze des bebauten Landes und zugleich das letzte von Usbeken bewohnte Kischlak. Am folgenden Tage betraten wir das Turkmenen-Land; unsere Escorte vermehrte sich um die vom Diwan-Begi uns entgegengeschickten vier Nuker und um eine gleiche Anzahl von Dschigiten des Beg von Hally. Die Gepäckkarren fahren nicht mehr voraus, und für einen Alarm sind alle Vorsichtsmaassregeln angeordnet.

Bei Begegnungen mit Reitern, bewaffneten Trupps und sogar mit einfachen Karavanen werden immer Vorbereitungen *ad hoc* getroffen, und die gewöhnlich über dem Rücken getragenen Gewehre werden horizontal über den Sattel gelegt.

Die Karavanen bleiben stehen, sobald sie unser ansichtig werden, denn gut beritten und gut bewaffnet wie wir sind, macht unser Zug einen imposanten Eindruck. In der That würde niemand einen Europäer in dem Reiter vermuthen, der auf einem Rapphengste in der Mitte des kleinen Geschwaders einherzieht. In meinem chiwanischen Pelze, dessen gelbgefärbtes Leder durch aufgenähte Seidenbänder ganz buntscheckig geworden ist, in meiner weiten gestickten Lederhose aus Bochara und unter der grossen eirkassischen weissen Schaffellmütze sehe ich nichts weniger als europäisch aus; denn sogar mein von Sonne und Wind verbranntes Gesicht hat, was die Farbe anbelangt, viel Aehnlichkeit mit einem usbekischen Gesichte.

DIE TURKMENEN IN CHIWA.

Ich habe mich oft gefragt, wie gross die Zahl der Turkmenen sein mag, welche in der Geschichte Chiwas eine so grosse Rolle gespielt haben; die verschiedenen Angaben sind aber so abweichend voneinander und unbestimmt, dass es unmöglich ist eine genaue Ziffer aufzustellen.

Dr. L. Schmidt zählt nur 40000 turkmenische Kibitken am linken Ufer des Amu-Darja, während N. J. Godekow in der hier folgenden Uebersicht eine viel grössere Ziffer, in runden Zahlen berechnet, angibt.

1) Jomuden	in	15—20000	Kibitken.
2) Tschaudor	..	17000	..
3) Jemrali	..	10000	..
4) Ata	..	9000	..
5) Alieli	..	1000	..
6) Sechs andere Stämme	in	1500	..

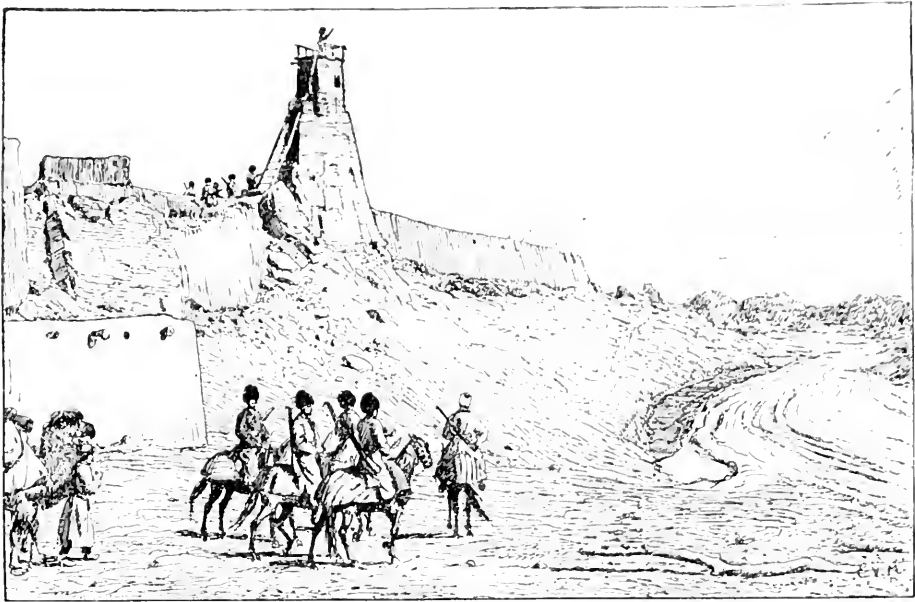


ТУРКМЕНИШЧИ - ТУПЕН

General Kaufmann hat 500000 Zelte angenommen, was, sechs Personen auf jede Kibitke gerechnet, eine Gesamtzahl von 3000000 Turkmenen geben würde, die in zwei Kategorien zerfallen: in „Tschomur“ oder „Tschomri“ (Ansässige) und in „Tscharwar“ (Nomaden).

In der That sind die Turkmenen wie die Kirgisen theils Nomaden, theils Ansässige, je nach dem Stande des Gedeihens ihrer Heerden; jedenfalls ziehen sie die Bewegungsfreiheit vor, daher sie nur so viel Ackerbau treiben als zum Unterhalt nöthig ist.

Seit 1873 hat die Zahl der Ansässigen und damit auch die Ausdehnung des Streifens cultivirten Landes am Rande der Wüste bedeutend zugenommen. Mit der Freiheit, Alamane zu unternehmen, ist es vorbei:



Fort an der Grenze des bebauten Landes.

diese Quelle des Reichthums ist versiegt. Dafür werden die vom Chan erhobenen Steuern, welchen sie sich einstens entzogen, jetzt mit grosser Regelmässigkeit eingefordert.

Wenn auch einige Stämme das Nomadenleben völlig aufgegeben haben, so ist doch die grosse Mehrzahl noch im Uebergangsstadium. Die Turkmenen, die am Rande der Sandwüste einige Parcellen bebauten Landes in Besitz genommen haben, worauf sie ihre primitiven Schuppen zur Bergung ihrer Vorräthe und ihres Viehes erbauten, bewohnen mit ihren Familien die neben diesen Magazinen aufgeschlagene Kibitke. Die reichen Turkmenen führen ein freies Hirtenleben; sie bilden die beneidete Klasse; die andern bleiben in ihren Auls, bebauen den Boden und verfluchen ihre Armuth, welche ihnen diese so sehr verachtete Arbeit aufnöhligt. Sobald sich eine Gelegenheit zeigt, sei es dass sie reicher

wurden, oder aus irgendeinem andern Grunde, werden die Tschomur wieder Tscharwa. Conflicte mit den Häschern des Chan zwingen sie oft auch widerwillig zu diesem Wechsel; sie sind dann die Ausgestossenen und Gefährlichsten.

Ich habe bei den Tscharwa mehr Gastfreundschaft gefunden als bei ihren Brüdern, den Tschomur; aus diesen letztern rekrutirte sich auch die niederträchtige Kaste der Sklavenhändler.

Die Turkmenen, die heute infolge des Feldzuges von 1873 steuerzahlende Unterthanen des Chan von Chiwa sind, spielten einst eine ganz andere Rolle im Chanat. Sie stellten den Chanen die besten Armeen, aber sie zwangen ihnen auch ihren Willen auf; kam es zu bewaffneten Conflicten, so war der Ausgang für die Usbeken nicht immer glücklich. Die Geschichte Chiwas nennt mehrere Souveräne, die von diesen allmächtigen Kriegerern ermordet, und andere, die von ihnen auf den Thron gesetzt wurden.

Am Hofe bildeten sie daher eine einflussreiche Partei, mit welcher die Chanen rechnen mussten. Wenn sie auch einerseits schlechte Steuerzahler waren, so waren sie andererseits stets bereit, zu jeder beliebigen Expedition Truppen zu stellen.

So war der Stand der Dinge bis zur Einnahme von Chiwa. Seid-Mohammed selbst erklärte dem General Kaufmann, dass er den mit Russland abgeschlossenen Friedensvertrag nur in dem Maasse ausführen könne, als die Turkmenen unterworfen werden und sie seine Autorität anerkennen würden.

Eine Contribution von 300000 Rubel wurde den Turkmenen auferlegt; da sie die Zahlung verweigerten, beschloss General Kaufmann, durch einen Gewaltact die Unbotmässigkeit dieser Nomaden, die noch nie einen Herrn gefunden, zu brechen. Diese Mission wurde dem General Golowatschew anvertraut, der auf Kasawat marschirte. Am 25. Juli wurde er in der Gegend von Tschandir von grossen Reitermassen angegriffen, welche, dem Kartätschen- und Schützenfeuer trotzend, sich wiederholt in die Reihen des Feindes stürzten, während es andern durch Umgehung der russischen Stellung gelang, sich der beim Nachtrabe befindlichen Kamele zu bemächtigen. Endlich zwang sie das ausdauernde Feuer der Russen zur Flucht, und sie mussten die erbeuteten Kamele zurücklassen; aber bald hatten sie ihre Schlachtordnung wiederhergestellt, erneuerten den Angriff und verschwanden zuletzt, bis in die Nacht hinein von den Kosaken verfolgt.

Zwei Tage nach dieser Niederlage griffen die Turkmenen vor Tagesanbruch das verschanzte russische Lager zwischen Hally und Kysyl-Tschakala an.

Diese Schlacht war die blutigste des Feldzugs; etwa 10000 Feinde warfen sich mit einer bei den centralasiatischen Moslems bisher noch unbekanntem Energie und Tapferkeit auf das kleine Corps Golowatschew's. Die Reiter hatten auf der Kruppe der Pferde einen zweiten Mann sitzen; diese Leute waren barfüssig und nur mit einem Hemde bekleidet, dessen Aermel heraufgeschoben waren. Wenige Schritte vor den russischen



Lager am Rande der Wüste.

Carrés hielten die Reiter ihre Thiere an; der auf der Kruppe sitzende Mann sprang ab und stürzte sich, die Augen mit der linken Hand bedeckend, den Säbel in der Rechten, unter wildem Geschrei auf die Bajonnete des Feindes. Mann an Mann, Brust gegen Brust wurde gefochten, und die ersten Sonnenstrahlen beleuchteten eine grässlich blutige Scene. Mit dem Fanatismus und der Todesverachtung, welche die wildfeurigen Angriffe dieser Barbaren kennzeichnen, drangen sie in die Carrés ein. Die Artillerie wurde unverwendbar, die blanke Waffe allein wurde gebraucht. Endlich triumphirte die Disciplin und die Kaltblütigkeit des ausgezeichneten Turkestan-Soldaten über den zehnfach stärkern Feind. 800 Turkmenen tränkten das Schlachtfeld mit ihrem Blute. In den Jahrbüchern der Geschichte wird mit diesem Tage stets die Erinnerung an eine hervorragende Waffenthat der russischen Armee verbunden bleiben.

Während der folgenden Tage verfolgte der Herzog von Leuchtenberg die Turkmenen und plünderte drei ihrer verschanzten Lager. Diese Kämpfe kosteten noch 500 Feinden das Leben; 5000 Stück Vieh, Kamele, grosse Beute und viele Waffen fielen in die Hände der Sieger. Diese Reihe von Niederlagen entmuthigte die chiwanischen Turkmenen so vollständig, dass sie sich zu fernerm Widerstand unfähig fühlten und sich unterwarfen.

Ueber Hally (Jellali) hinaus kommen wir in das Land der Jemrali, wo wir erfahren, dass der Diwan-Begi sich 50 Werst weiter südlich in einem kleinen jomudischen Fort aufhält. Auf halbem Wege wird bei einem alten Turkmenen halt gemacht, dem unsere Ankunft angezeigt worden war und dessen Frauen mit der Zubereitung eines reichlichen Mahles vollauf zu thun hatten. Da die Kibitken voll Rauch waren, benutzte ich die Windstille, um meiner Gewohnheit gemäss die Teppiche im Freien auf dem Boden ausbreiten zu lassen, und genoss so in Ruhe das rings um mich herum sich entwickelnde belebte Bild der Rast einer Reitertruppe.

Die an ihren Pflöcken befestigten Pferde machen sich gierig über das ihnen gereichte Heu her; die Windhuude liegen mir zur Seite, und in respectvoller Entfernung hockt Tursum auf einem Teppich und unterhält meinen Ischkagasi und die staunenden Turkmenen von unsern Reiseabenteuern. Uebrigens drehen sich seine Erzählungen stets um die gleichen Dinge: um den Reichthum der erhaltenen und gegebenen Geschenke, um die Jagden mit dem Falken und mit den Hunden, besonders aber um meine Schiesskunst. Wie an mehreren andern Orten schon musste ich nach der von mir selbst in die Höhe geworfenen Flasche schiessen, und Tursum schwört, dass ich sie mit der Kugel herunterschiesse; ebenso, dass ich nie mit der Kugel einen Fasan im Fluge fehle. Dann musste ich meine Waffen zeigen, welche die kriegerischen Turkmenen mit Bewunderung vor dem Frenzi erfüllen. Tursum erklärt ihnen das Schnellfeuer der Repetirgewehre, welche auf 1000 Schritt Entfernung einen Hasen im vollsten Laufe niederstrecken. „Mit solchen Dingen“, fügte er hinzu, „ist jeder von uns soviel werth als 25 Mann des Feindes, denn bevor diese 25 Mann uns auf den Leib kommen, sind sie alle todt.“

Die Turkmenen sind fanatische Waffenliebhaber; ich sah diese Leute, wie sie drei- bis viermal sich näherten, meine Jagdgewehre und Revolver betasteten, die Schlösser spielen liessen, einen Rostfleck wegputzten, und meinem Repetirgewehre verdanke ich das beste Pferd, welches ich mitgenommen habe; für Geld allein hätte ich es nie bekommen.

Am schönen, aber kalten Abend des 11. December sahen wir ein grosses Viereck vor uns; es war das in der Sandwüste erbaute Fort Saekis-Atluk, welches nur während der Steuereinhebung besetzt ist. Das Fort ist ein Quadrat von etwa 100 Schritt Seitenlänge; als Zugang hat es nur ein einziges grosses Thor. Eine fünf Fuss hohe Aussenmauer umschliesst einen Raum, in welchem eine Menge Zelte oder Kibitken aufgeschlagen sind, die der aus 500 Nukern bestehenden Escorte des Diwan-Begi zur Unterkunft dienen.

Die chiwanischen Nuker rekrutiren sich ohne Unterschied aus den verschiedenen Völkerschaften des Landes Chiwa; es gibt Usbeken, Karakalpakken und Turkmenen aller Stämme unter ihnen. Die letztern sind die zahlreichsten; sie werden in den Dienst berufen, wenn man ihrer bedarf, und sie rücken auf eigenen Pferden und mit eigenen Säbeln ein. Beim Dienstantritt erhalten sie ein Gewehr und allgemeinen Unterricht im Gebrauche desselben. Die Bewaffnung ist keine gleichförmige; man sieht Waffen aller Kaliber und aller Systeme, vom alten Vorderlader der russischen Armee angefangen bis zum Hinterladercarabiner; ich habe sogar doppelläufige Jagdgewehre gesehen.

Sobald der Nuker und sein Pferd in den Dienst eintreten, werden sie auf Kosten des Chan erhalten; der Mann erhält ausserdem eine tägliche sehr unbedeutende Entschädigung, etwa 40—60 Pfennig. Die Unteroffiziere werden aus der Mannschaft gewählt; die Offiziere dagegen sind durchwegs Usbeken, ehemalige Offiziere der regulären Armee des Chan.

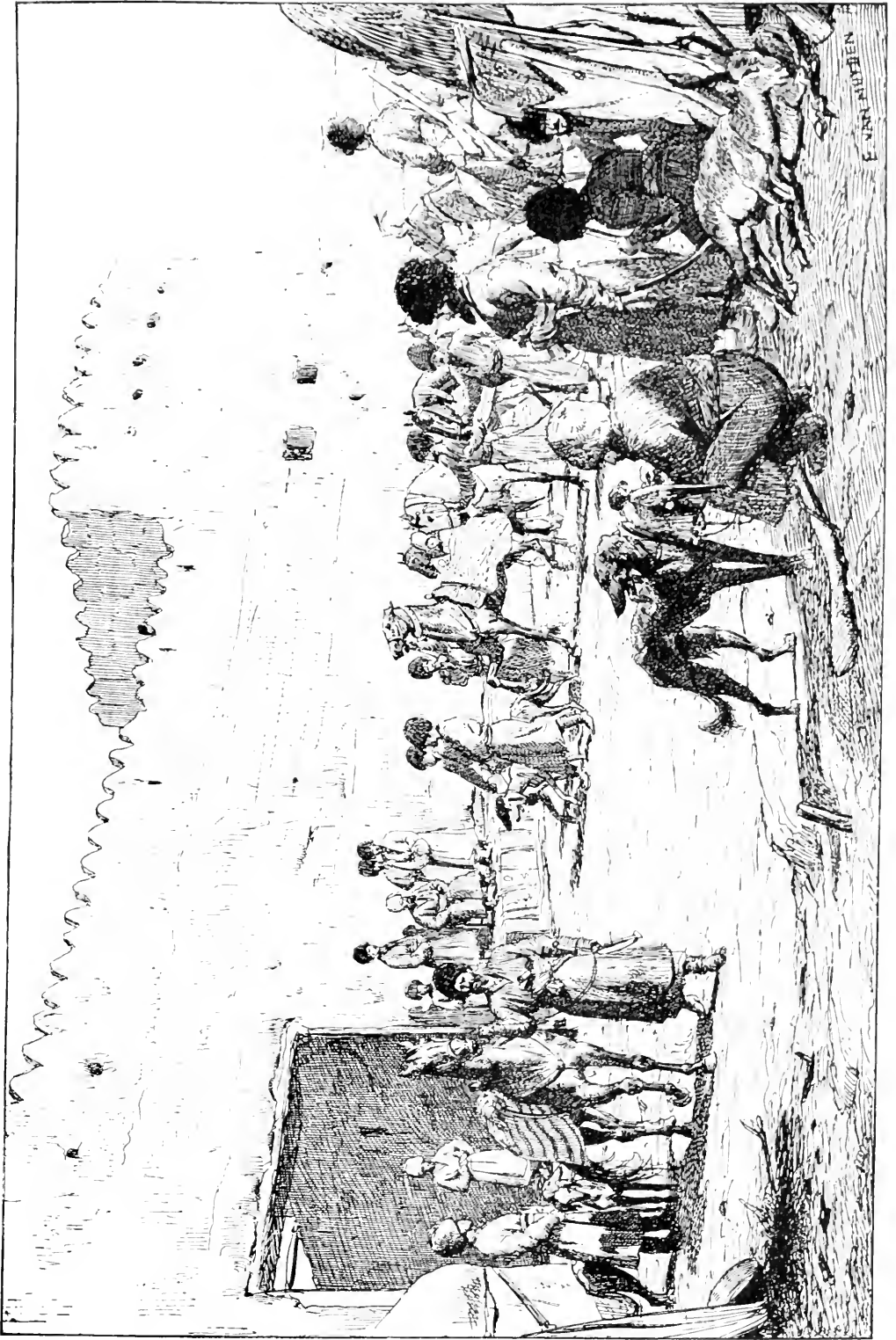
Je näher wir kommen, um so mehr können wir die malerische Unordnung eines einheimischen Cavalerielagers beobachten. Im Vordergrund führen ungefähr 60 Nuker, die eben von einer Expedition zurückgekehrt waren, ihre in grosse Filzdecken eingehüllten Pferde auf und ab; links stehen Zelte aus Bocharaseide, die ohne Zweifel bei irgendeinem Alaman gestohlen worden waren; weiterhin bilden Filzstücke ein Obdach, in welches man nur kriechend hineinkommen kann; dann kommt eine grosse Menge grellfarbiger Teppiche, die aus irgendeinem Ort stammen und jetzt einigen Nukern mit wahren Galgengesichtern als Betten dienen. In der Nähe des Fort sieht man ein grosses Feuer, und einige wenig einladend ausschende Köche hocken, mit der Bereitung des Pilaw beschäftigt, um einen grossen Kessel herum. Andere lehnen an den Lehmmauern und putzen schweigend ihre Waffen; aus der Ferne endlich kommen die nach Brennmaterial ausgesandten Leute zurück, gebeugt unter der Last des gesammelten Saksaul. Dieses so originelle, von der unbegrenzten gelbliehen Wüste umrahmte Fort ist momentan die Residenz des Diwan-Begi Mat-Murat, der Jahr für Jahr das cultivirte Land durchzieht, um die Steuern zu erheben. Er hat Register, in welche alle Kibitken der verschiedenen Stämme und die Zahl der „Tanap“ (Hectare) Land, welche eine Kibitke bebaut, ein-

geschrieben sind. Im Verhältnisse zu den bebauten Feldern wird die Steuer, welche „Salschik“ heisst, entrichtet. Als Grundlage der diesjährigen Steuereinkünfte sind 15 Tilla für 50 Tanap angenommen. Von Kungrad ausgehend, wandert der Diwan-Begi bis in die Nähe von Chiwa und schlägt sein Lager in den kleinen am Rande der Wüste erbauten Forts auf. Die Steuerpflichtigen werden in das Fort citirt; erscheinen sie nicht, so wird eine Abtheilung Nuker ausgeschiedt, welche die Widerständigen vortreiben. Versucht es einer sich durch die Flucht in die Wüste zu entziehen, so treiben die Nuker sein Vieh fort, nehmen ihm seine Kibitken weg und entführen auch die Weiber, wenn nichts anderes vorhanden ist.

Begreiflicherweise führen diese Requisitionen beständig zu bewaffneten Zusammenstössen; nur selten ziehen die Nuker in geringerer Zahl als 50—60 auf solche Expeditionen aus. Es verging kaum ein Tag, ohne dass nicht ein solcher Trupp mit Beute beladen in das Fort zurückgekehrt wäre; denn diese wackern Gensdarmen ziehen nicht umsonst aus, das kann ich versichern. Dafür bekommt aber auch der verabscheute Nuker bei der Ausübung seines Handwerks manchen Hieb weg; ich sah mehr als einen nach Saekis-Atluk zurückkehren, der recht übel zugerichtet war. Die Unzufriedenen und Geplünderten sammeln sich in den Wüsten und bilden Ränderbanden, welche die Karavannen angreifen. Das Nukerhandwerk ist nicht schlecht; man findet dabei immer Gelegenheit, seine eigenen Nebeninteressen nicht zu vergessen; man berechnet sich seine Commissionsgebühr, wie es auf der socialen Leiter Chiwas von oben bis unten jeder thut, der ein Amt hat, und nimmt sich den Schmuck der Frauen, die Teppiche, die Waffen und das Geld, wenn welches vorhanden ist.

Der systematisch betriebene Diebstahl der Beamten hat oft meine Geduld erschöpft. Mir war der bedeutende Betrag, welchen der Chan täglich für meinen Unterhalt während meines Aufenthalts in seinen Staaten bestimmt hatte, nur zu wohl bekannt; trotzdem entbehrten meine Pferde und oft auch meine Kühe das Nothwendigste. Die mit der Bestreitung der Ausgaben beauftragten Diwans oder Mirzas steckten unverschämt einen guten Theil des Geldes in die eigene Tasche. Nur durch die Drohung, dem Chan den Sachverhalt zur Kenntniss zu bringen, gelang es mir, das absolute Nothwendige zu erhalten. Von den Ankäufen, welche man durch diese Spitzbuben besorgen lässt, kann man wol sagen, dass man dabei wie im Walde ausgeplündert wird. Ich bezahlte dem Diwan 600 Rubel für Miete meiner Karavane in Saekis-Atluk; später erfuhr ich, dass mich der Spitzbube wenigstens um den vierten Theil jener Summe bestohlen hatte. Es blieb mir nur die geheime Genugthuung, dass ich ihm gleich im Beginne unserer Bekanntschaft eine ordentliche Tracht Schläge verabreicht hatte.

Ich komme auf die Requisitionen und auf die Nuker zurück. Bei Widerstand mit bewaffneter Hand wird eine starke Abtheilung mit dem Befehl abgeschickt, den ganzen Aul zu plündern und die Kibitken zu verbrennen. Die zerstörten Auls, die ich auf meiner Reise sah, zeigten mir den Weg, den der Diwan-Begi genommen hatte. Es ist mir unbegreiflich,



Sackis - Atluk

wie es die Jomuden anstellen, dass sie die auf ihnen lastenden überschweren Steuern zu bezahlen vermögen.

Früher verschafften sie sich durch die Alamane Baargeld; denn die Sklaven und die Beute, welche sie heimbrachten, waren soviel wie Baargeld. Heute haben sie nicht einmal mehr Sklaven zur Bestellung ihrer Felder. Meistens sind sie zu stolz, den Boden selbst zu bebauen; sie sind daher gänzlich verarmt und die Steuern wachsen, statt sich zu vermindern, denn der Chan zahlt jährlich eine Kriegsecontribution von fast 100000 Rubel an Russland. Man muss aber auch hören, wie der Chan und der russische Einfluss verwünscht werden, weil sie die Alamane und den Sklavenhandel absolut verboten haben.

Meine kleine Truppe, verstärkt durch die Offiziere, welche der Diwan-Begi zu meiner Begrüssung abgeschickt hatte, zog durch das Lager der Nuker, welche mit Neugierde den „Farang“ betrachten, der sich in die Sandwüste gewagt hatte. Das Innere des Fort ist in mehrere Höfe abgetheilt, in welche man mich führt. Ich fand hier eine für mich errichtete gute Kibitke aus Filz. Der Diwan¹ des Diwan-Begi empfängt mich; er ist ein dicker Sarte mit süsslichem, falschem Gesichtsausdruck. Er nimmt mir die Pelze ab und fragt mich, ob ich auszuruhen wünsche, oder ob er seinem Herrn melden dürfe, dass ich ihn sofort empfangen werde. Ich bitte mir Zeit zu meiner Toilette zu lassen, ich werde es sagen lassen, wenn ich in einem Zustande sein werde, den grossen und mächtigen Minister des Chan zu empfangen.

Im Verlaufe meiner Reisen im Orient lernte ich das nothwendige Ceremoniell anwenden. Ich hielt darauf, Mat-Murat im europäischen Costüm zu empfangen, umgeben von dem Luxus und dem Comfort, der in den Augen des Orients eine so grosse Rolle spielt. Meine Leute waren daran gewöhnt, meine Kibitke schnell mit meinen Reisekästchen, Waffen und Möbeln auszustatten; in Zeit von einer halben Stunde war sie in eine sehr comfortable Wohnung umgestaltet. Jetzt erschien der Minister, ein Mann von etwa 50 Jahren, mit einer merkwürdig feinen, schönen, intelligenten Physiognomie. Mat-Murat selbst sagte mir, dass er von einem persischen Sklaven abstamme, welchen jomudische Turkmenen geraubt und nach Chiwa verkauft hatten.

Nach Austausch der üblichen Höflichkeitsformeln sagte ich zu Mat-Murat, dass er mir schon seit langer Zeit bekannt sei; er war offenbar ein wenig überrascht; als ich ihm dann sagte, dass ich auf meiner ganzen Reise von Moskau her überall von ihm sprechen gehört hätte, konnte ich die glückliche Wirkung dieses Compliments beobachten. Er ist offenbar ein Mann von merkwürdig scharfer Urtheilskraft; er ist ein sehr guter Beobachter und hat ausgezeichnet feine Manieren. Eine Woche verbrachte ich in seiner Gesellschaft und bewahre ihm dankbare Erinnerung und aufrichtige Freundschaft. Im Gegensatze zu den grossen Herren und hohen Würdenträgern Centralasiens, deren Intelligenz durch Ausschweifungen mehr oder weniger erlischt, ist Mat-Murat eine Persönlich-

¹ Soviel wie ein bocharischer Mirza und bedeutet Schreiber.

keit voll Energie, welche ihre natürlichen physischen Kräfte durch tägliche Leibesübungen zu erhalten versteht. Er ist ein vollendeter Reiter, guter Schütze und leidenschaftlicher Sportsman. In Begleitung seiner Leibwache haben wir zusammen Jagden und strenge scharfe Ritte gemacht, welche ich nicht vergessen werde.

Bei ihm gibt es weder Musik noch Batscha; dafür besitzt er 60 der auserlesensten Pferde, zehn Windhunde und Jagdfalken, wie sie kein zweiter sein Eigen nennt. Diese Leidenschaft des Ministers des Chan machte uns schnell zu Freunden. Ich habe viel von ihm gelernt, und



Mat-Murat, Diwan-Begi.

wenn ich heute den Wüstensport kenne, so bin ich zum grossen Theile ihm dafür Dank schuldig.

Während meines Aufenthalts in Saekis-Atluk besuchte er mich, so oft ihm seine Geschäfte freie Zeit liessen: wenn das Wetter günstig war, liessen wir satteln. Ganz nahe beim Fort wimmelte es im Röhricht von Wildschweinen, und es war ein permanenter Wettkampf zwischen uns, wer mehr Stücke auf die Strecke bringen werde. Mein englisches Expressgewehr wurde von ihm sehr bald seinem wahren Werthe nach beurtheilt und bewundert. Ich glaubte mich niemals von ihm trennen zu können: Mat-Murat hat aber soviel für mich gethan, dass ich es ihm am Tage meiner Abreise zur Erinnerung an unsere Jagden zum Geschenk machte.

Wenn er mich an Geschicklichkeit auf der Hetzjagd weit übertraf, so war ich ihm wieder im Schiessen auf Federwild vom Sattel aus überlegen. Die auf diese Weise ausgeglichene Eitelkeit liess keine Jäger-eifersucht zwischen uns aufkommen. Hatte ich unter den Fasanen in der Umgebung von Sackis-Atluk ein ordentliches Blutbad angerichtet, so schlug er regelmässig jedesmal einen *Rim* vor. Ich sehe ihn noch auf seinem hohen Sattel vorgebeugt, mit verschmiztem Lächeln sich umsehend, wenn ein Hinderniss, in welches er absichtlich hineingeritten, mich ein langsames Renntempo annehmen liess. „Sie haben kein Vertrauen zu unsern Pferden“, rief er mir zu; „lassen Sie das Pferd freilaufen, seien Sie doch nicht darauf versessen, es leiten zu wollen.“

Wie alle Turkmenen ritt auch er mit fliegenden Zügeln, und die Pferde setzten im Fluge über die Hindernisse weg — wie sich die Chiwaner in ihrer bilderreichen Sprache ausdrücken.

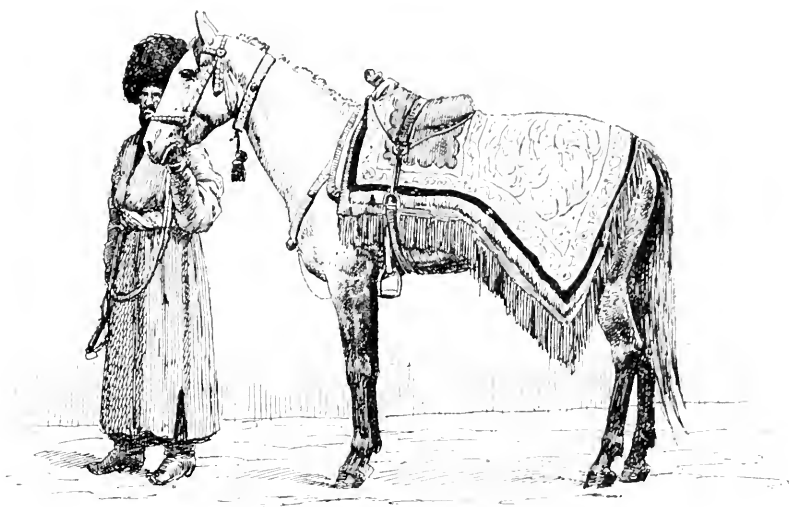
Hier wie in Arabien legt man auf äusserliche Mängel nicht viel Gewicht. Es wäre sogar schwer, ein ganz schulterfreies Thier zu finden. Das ist nicht zu ändern, wenn man weiss, dass die einjährigen Fohlen geritten werden und Baigas (Rennen) von 8 Werst und mit zwei Jahren von 16 Werst mitmachen. Das dreijährige Pferd rennt dagegen nicht mehr. Der Turkmen behauptet, dass jede grössere Anstrengung in diesem Alter der Entwicklung des Thieres schadet. Von 4—10 Jahren und darüber hinaus wird das Pferd zu den grossen Baigas von 40—80 Werst zugelassen. Ich sah Pferde von Rennen von 60 km zurückkommen und kann versichern, dass sie kaum ermüdet aussahen. Uebrigens ist die Baiga nur ein Spiel; der Alaman ist die grosse Hauptsache, und für den Alaman wird der wackere Vierfüssler trainirt.

Der Jomude macht 700 Werst in der Wüste, durchstreift das Gebiet des Tekke-Turkmenen, mit dem er beständig im Kriege lebt, um am andern Ufer des Atrek, 1000—1200 Werst von seinem Aul entfernt, zu plündern. Dann tritt er mit einem an Händen und Füssen gefesselten Weibe, das wie ein Sack auf der Kruppe hängt, den Rückweg an. Mit dieser doppelten Last, wozu noch Wasser und Lebensmittel für alle drei kommen, legt er täglich 100—150 Werst zurück. Das ist kaum glaublich und doch habe ich bei diesen gewaltigen Reitern erlebt.

Niemals reitet der Jomude eine Stute; die Tekke benutzen sie bisweilen zu Alamanen in der Nähe. Kein jomudisches Pferd wird beschlagen; mit seinen Stammverwandten ist es schrecklich, mit dem Menschen ist es sanft wie ein Lamm. Ich fasse alle vier Füsse meiner jomudischen Hengste an und gehe unter ihrem Leibe durch. Ich habe in der Wüste immer so geruht, dass meine turkmenischen Pferde neben meiner Lagerstätte befestigt waren: sie suchten in meinen Taschen nach einem Stück Zucker, aber ich bin nie von ihnen gebissen oder sonst belästigt worden. Man muss aber auch gesehen haben, wie sehr der Steppenräuber sein Pferd liebt; dieser Wilde, der kein Erbarmen mit einem persischen Gefangenen hat, theilt seinen letzten Tropfen Wasser mit seinem Gaul. Dabei darf man aber ja nicht glauben, dass er das Thier pflegt; er putzt es nie und Bürste und Striegel sind ihm völlig unbekannte Dinge.

Sein Pferd ist Tag und Nacht gesattelt; am Morgen nimmt er ihm den Sattel ab und führt ihm mit dem Aermel des Chakat über den Rücken, um die etwa aufgestandenen Haare glatt zu streichen; dann legt er ihm die 3 oder 4 weichen Filze auf den Widerrist, an welchem Narben und Wunden zu sehen sind, um die sich der Reiter gar nicht kümmert. Endlich bringt er auch den hohen Sattel wieder an seine Stelle, über welchen zwei, drei, ja sogar vier weite Filzdecken gebreitet werden, die das Pferd von den Ohren bis zum Schweife bedecken; dies geschieht nicht um zu verhüten, dass sich das Pferd im Winter nicht erkälte, denn im Sommer werden ihm noch mehr aufgelegt.

Der Turkmene behauptet, dass diese schweren Decken das Pferd im Fettwerden und am Schwitzen verhindern, wenn man es gadopiren lässt.



Jomudenpferd, Geschenk für den Kaiser von Oesterreich.

In der That sind alle diese Renner trocken: sie haben nur Haut, Knochen und Muskeln, aber kein Atom Fett. Wenn sie rennen sollen, nimmt der Reiter die auf der Kruppe liegenden Filze auf den Sattel und schlägt die den Hals deckenden Filze auf den Widerrist zurück; sobald das Pferd stehen bleibt, werden sie wieder aufgerollt. Uebrigens wird weder für Tränke noch für Futter gesorgt. Das turkmenische Pferd ist gewöhnt, alles zu fressen; seine Nahrung ist oft sehr schlecht. Ich habe es erlebt, dass meine kirgisischen Pferde, die gewiss nicht verwöhnt sind, die turkmenische Fourrage nicht angenommen haben. Auf Alamane nimmt der Jomude für sich und seinen Gaul nur ein Gemisch von Mehl und Schaf-fett mit, woraus er Klösse bereitet. Daheim wird das Pferd mit Gerste und „Dschughara“, einer Art Grütze, und mit getrocknetem Klee gefüttert. Ich glaube schon gesagt zu haben, dass das Wüstenpferd nur zwei Gangarten hat, den Schritt und den Galop; der Trab ist ihm unbekannt.

Das turkmenische Pferd misst am Widerrist 170 cm und ist kräftig gegliedert. Es hat breite Brust, lange Vorderfüsse; auch die Fessel ist im allgemeinen lang, der Widerrist sehr hoch gestellt; die Hinterhand ist weniger entwickelt als die Vorderhand; die Stirn ist breit wie beim arabischen Pferde, der Kopf ist knochig und gebogen. Das Tokke-Pferd ist zwar leichter und deshalb ein schärferer Renner; als Rasse würde ich jedoch immerhin das Jomuden- oder das Jemrali-Pferd vorziehen.

Insoweit das Wetter es erlaubte, gingen Mat-Murat und ich jeden Morgen auf eine Terrasse vor dem Fort. Dann belebte sich das Lager; die Offiziere nahmen hockend ihre Plätze ein; im Kreise um sie herum standen die Soldaten. Dann wurden in langen Reihen die Pferde des Ministers vorgeführt, der sich erhob, um den feinen, intelligenten Kopf seiner Lieblinge zu streicheln. Während die Pferde an uns vorübergeführt wurden, erzählte mir mein Wirth ihre Grossthaten und ihre Geschichte; denn die Genealogie der Thiere aus vornehmen Geschlechtern ist bis in die zehnte Generation bekannt.

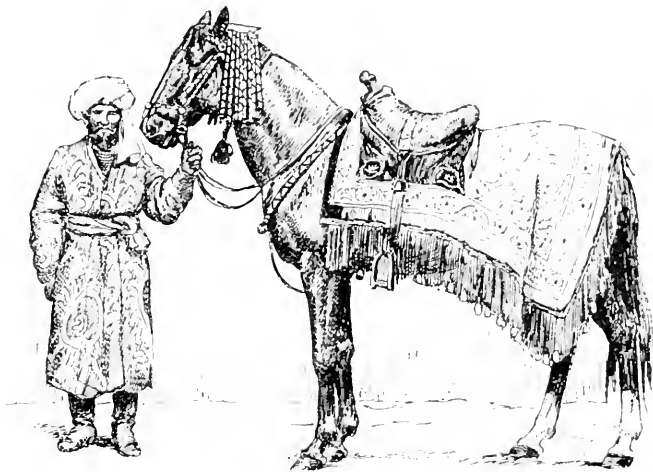
Nach den Pferden kommt die Reihe an die Windhunde; sie wurden an der Leine geführt und waren mit Filzmänteln bedeckt, die man ihnen nur auf der Jagd abnimmt und die sie tragen, sobald die Temperatur frisch wird; dergestalt verummumt nehmen sich diese Thiere sehr drollig aus. Dann kamen die Falken, für welche Mat-Murat, der ein bedeutendes Vermögen besitzt, sehr grosse Summen ausgibt; in seinem Dienste stehen die berühmtesten Falkeniere Centralasiens, meistens Kirgisen und Turkmenen. Zusammen mit Mat-Murat habe ich Saigaks¹ mit seinen Falken gejagt und zugehört, wie der Vogel zu dieser Arbeit abgerichtet wird. Die Sache ist so eigenthümlich, dass es wol der Mühe werth ist, sie hier mit einigen Worten zu beschreiben.

Man beginnt mit dem Aushungern des Vogels, dann befestigt man Stücke rohen Fleisches an abgeschnittenen Kopfe eines Saigak und setzt dieses Manöver wochenlang fort, bis der Vogel nach Abnahme der Kappe sich sofort auf den Kopf stürzt, auch wenn er satt ist. Dann ändert man das Verfahren; nachdem der Vogel ausgehungert wurde, stellt man ihm gegenüber einen Saigak-Kopf auf, an welchem kein rohes Fleisch mehr befestigt ist. Ist der Vogel gut, so zerfetzt er die Haut und verschlingt die Augen aus dem Kopfe; er gewöhnt sich, auf diese Weise sich zu sättigen. Jetzt steht der Vogel auf der zweiten Stufe der Abrichtung; die dritte Stufe entscheidet über seinen Werth. Man nimmt gewöhnlich im Frühjahr junge Saigaks, die an den Füssen gebunden werden, und lässt den Vogel los, der den Kopf des lebenden Thieres zerfleischt; stufenweise kommt man dahin, den jungen Saigak innerhalb einer Einfriedigung auch loszulassen. Es gibt Fäden, die, wenn sie von den Hörnern des sich vertheidigenden Saigak verletzt werden, sich weigern, wieder auf ihn loszugehen; aus solchen wird niemals etwas Rechtes. Andere dagegen stürzen sich, einmal losgelassen, auf das im vollen Laufe befindliche Thier — und das sind dann die „grossen Falken“.

¹ Eine Antilope von der Stärke eines grossen Rehcs.

Mat-Murat besass vier bewunderungswürdige Vögel dieser Art, die ich an der Arbeit sah. Von allen Hetzjagden, die ich mitmachte, war dies die aufregendste.

Am Tage nach meiner Ankunft meldete man uns die Anwesenheit eines Rudels Saigaks in einer Entfernung von einigen Flintenschüssen vom Fort. Fünf Minuten später sassen wir im Sattel, begleitet von 50 Nukern, zu welchen noch die Falkeniere und vier Windhunde kamen. Im Halbkreise und versteckt hinter Saksaulgebüsch rückten wir vor. Die Antilopen hatten unsere Ankunft nicht gewittert; sobald sie uns eräugten, schlugen sie anfangs im Schritte die Richtung nach der Wüste ein. Solange sie nicht Miene machten zu fliehen, näherten wir uns, ohne uns zu übereilen; als das erste Stück, das die Heerde führte und sich bisweilen nach rückwärts umsah, in Galop überging, wurden zwei Falken die Kappen



Jemralipferd, Geschenk für den Kaiser von Oesterreich.

abgenommen, und nachdem sie aufgelogen waren, rüstete sich jedermann zu dem nun folgenden Rennen. Wir sahen die Falken schweben und herabstossen; in diesem Augenblicke wurden auch die Hunde losgelassen, und es begann ein hitziges, rasendes, von vielem Geschrei begleitetes Verfolgen.

Bald trennten sich zwei Antilopen von dem Gros des Rudels; wir sahen sie umkehren, stürzen, sich wieder aufrichten; die für diese Jagd abgerichteten Hunde liessen von der übrigen Heerde ab und verfolgten nun die beiden Opfer. Unmerklich kamen unsere Renner den abgetrennten Antilopen näher; diejenige, die ich zu erreichen mich bemühte, war ein starker Bock. Der Falke hatte seine Fänge in den Kopf des Thieres eingegraben und blindete es durch Flügelschläge, indem er ihm gleichzeitig Fetzen von der Haut mit dem Schnabel herabriss. Das unglückliche Thier stürmte in wahnsinnigem Laufe dahin und zerschlug sich an den Gebüsch; einen Moment später hatten es die Hunde niedergerrissen,

man gab ihm den Gnadenstoss, indem man ihm durch einen Schlag mit der Nagaika die Wirbelsäule brach.

Ich will zugeben, dass diese Jagd grausam ist, sie ist aber auch im höchsten Grade aufregend und nicht ohne Gefahr. Hunde und Reiter sind Verletzungen durch die Hornstösse des Saigak ausgesetzt, der geblendet mit solcher Kraft sich auf die Seite wirft, dass der Reiter durch den Anprall gestürzt und schwer verwundet werden kann.

Ich käme aber nie zu Ende, wenn ich alle von Sackis-Atluk aus unternommenen Ritte beschreiben wollte. Wenn wir die Tage im Freien zubrachten, so waren die Abende langen Gesprächen gewidmet, in welchen ich viel über die Sitten und Gebräuche der Turkmenen lernte. Von den Schilderungen der gegenwärtigen Zustände Europas, die ich andererseits entwarf, interessirte sich Mat-Murat im höchsten Grade für die Mittheilungen über den Fürsten Bismarek, den ich den Mat-Murat Deutschlands nannte. War dieser entzückt von diesem Vergleiche, so dürfte sich der grosse Kanzler vielleicht weniger geschmeichelt fühlen.

VORBEREITUNGEN FÜR DEN RITT DURCH DIE WÜSTE.

Die Ausrüstung meiner Karavane für den Marsch durch die Wüste hat mir viel zu schaffen gemacht. Alles musste erst organisirt werden; von Chiwa hatte ich die Filzzelte mitgenommen, und in Sackis-Atluk handelte es sich jetzt um die Vervollständigung meiner Vorräthe. General Grotenhjem hatte mich mit einer „Julameika“, einem kleinen Filzzelte versehen, welches leichter zu transportiren ist als eine Jurte und von den russischen Offizieren für diese Art von Expeditionen allgemein gebraucht wird.

Mat-Murat hatte persönlich die Leute gewählt, die mich begleiten sollten. Der wichtigste Mann war der Serdar oder Führer. Der Serdar ist ein Mann, der die Wege durch die Wüste genau kennt; er weiss alle Brunnen, Entfernungen, versteht es sich zu orientiren und ist überhaupt fähig, Expeditionen zu leiten. Wird ein Akunan beschlossen, so wählt man einen Serdar, welchem während des Marsches jedermann Gehorsam schuldig ist: seine Beschlüsse sind unwiderruflich, und man streitet nicht mit ihm. Mambet-Serdar, der mich führen sollte, genoss grossen Ruf bei den Jomuden; er war ungefähr 50 Jahre alt, klein, untersetzt und sah wild und entschlossen aus. Ein Bajonnetstich, den er aus dem letzten Feldzuge davontrug, hatte ihm die linke Wange zerfleischt. Uebrigens war er ein im höchsten Grade schweigsamer Mensch.

Wenn alle, welche mich durch die Sandwüste begleiteten, mir zuletzt persönlich anhänglich waren, so bin ich doch überzeugt, dass dieser Mann, der mir hervorragende Dienste leistete, im Grunde seines Herzens mir stets feindselig gesinnt blieb. Er hat seine Pflicht erfüllt, und als ich ihm in Kysyl-Arwat entliess, musste ich ihm das Zeugniß geben, dass er sich seiner Aufgabe gut entledigt hat. Er nahm das Geschenk an, das ich ihm gab, aber ich konnte deutlich bemerken, dass er mit



Jagd mit Falken.

derselben Abneigung gegen den Ungläubigen, welchen er wohlbehalten in die Hände der russischen Behörden zu übergeben sich verpflichtet hatte, in die Sandwüste zurückkehrte, mit der er zu mir gekommen war.

Mat-Murat hatte mich vorbereitet und in meiner Gegenwart erklärte er allen, die mich begleiteten, dass wenn mir ein Unglück zustiesse und wenn nur ein einziger zurückkehren sollte, seine Kibitke dem Erdboden gleich gemacht und er selbst gehängt werden würde; das Gleiche würde geschehen, wenn einer von ihnen zurückkäme, ohne Ueberbringer des Zeugnisses zu sein, dass ich wohlbehalten und zufrieden mit ihm auf russischem Gebiete angekommen sei.

Die zweite nicht minder wichtige Persönlichkeit ist der Karavanen-Baschi; der meinige war ein Tschik-Turkmenen Namens Gild-Mohammed; ich habe es auf dem Gewissen, ihm fürchterlich gequält zu haben. Ihm liegt die Sorge ob für das materielle Wohl, die Verantwortlichkeit für das Reisegepäck und die Auswahl der Kamele. Unsere erste Sorge war, im Einvernehmen mit dem Diwan die Karavane zu organisiren und die Zahl der mitzunehmenden Leute sowie die Menge der mitzuführenden Vorräthe festzusetzen. Nach einer Inspection meines Gepäcks wurde beschlossen, dass der Karavanen-Baschi 14 der stärksten „Kizil-mars“¹, die aufzutreiben seien, zu mieten habe.

Der Effectivbestand meiner Karavane war folgender:

Mambet-Serdar und sein Dschigite,

Batter²-Nesser-Bay, einer der kecksten Bursche, die je den Sand der Wüste betreten; er ist Nuker-Unteroffizier und Commandant der Leibwache Mat-Murat's, der mir ihn als „Perle“, wie er sagte, abtrat; „er wird nichts thun“, fügte er hinzu, „aber kämpfen wird er, wenn es sein muss, wie ein Widder; er hat nur eine Leidenschaft, Pulver zu riechen.“ In wenigen Worten lasse ich hier meines Batter-Nesser's Personalbeschreibung folgen: Alter 30 Jahre, schlank, hübscher Bursche, muthig, herrlich beritten und Gefahren über alles liebend. Wie man später sehen wird, fasste dieser Mann eine aufrichtige Zuneigung zu mir. Wie der Serdar, war auch er von einem Dschigiten begleitet, denn hier zu Lande findet jede, wenn auch nicht hervorragende Persönlichkeit stets einen Diener, der ihr das Pferd füttert, den „Kalian“ (Pfeife) anzündet und das Lager bereitet.

Tiura-Bay-Dauliat war ein junger Kirgise von der kriegerischen Adai-Horde am Kaspischen Meere, welcher sich freiwillig und ohne Lohn angeboten hatte, den „Farang“ zu begleiten. Das offene Gesicht des sechs- undzwanzigjährigen Burschen, sein fröhliches Aussehen und seine gute Laune bestimmten mich, seine und seines Dieners Dienste anzunehmen; denn Tiura stammt aus einer Sultan-Familie. Stolz auf seine Ahnen geht er weder auf Geld noch auf Gewinn aus; gegenwärtig ist er ein richtiger fahrender Ritter, der zu seiner „Tomascha“ das Freughistan-Land besuchen möchte.

¹ Grosse turkmenische Kamele.

² „Batter“ heisst soviel wie „Ritter“; dieser Titel wird für geleistete Thaten persönlicher Tapferkeit gegeben.

Zu diesem durch den Karavanden-Baschi und die drei Kameltreiber vervollständigten einheimischen Personale kamen dann noch meine eigenen Leute, nämlich mein braver Tursun-Bay, Dschigiten-Chef; Koseh-Nazar, zweiter Dschigite, ein Ata-Turkmene und zwei usbekische Diener; daher im ganzen, mich inbegriffen, 11 Reiter und 14 Pferde. Meine drei besten Pferde wurden an der Hand geführt.

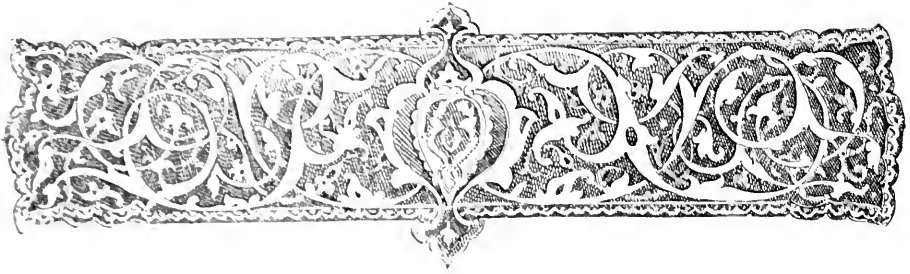
Das Gepäck war folgendermassen vertheilt:

Drei Kamele trugen die für Menschen und Thiere nothwendigen Schläuche mit Wasser; drei andere trugen Gerste und Dschughara für die Pferde, zwei das Heu und eins meine Filz-Julameika; ein anderes war mit den verschiedenen Mundvorräthen und den Küchengeräthen, vier endlich waren mit meinen eigenen Effecten und denjenigen meiner Leute beladen.

Man hatte mir viele Pferde zugeführt und es war schwer geworden, eine Auswahl zu treffen. Auf Mat-Murat's Rath entschloss ich mich endlich für ein Jemrali-Pferd, ein fünfjähriges, schulterfreies dunkelbraunes Thier, das leicht wie ein Vogel und dabei kräftig war. Ich bezahlte es sehr theuer, aber Mat-Murat war der Ansicht, dass noch nie ein solches Pferd nach Europa gebracht worden sei. Er hatte seine Gründe, mich kein jomudisches Pferd kaufen zu lassen; denn am Tage meiner Abreise brachte man mir sein Lieblingspferd, einen eisengrauen Hengst, den ich ihm abzukaufen vergebens versucht hatte. Das war ein ebenso fürstliches, wie in liebenswürdigster Weise angebotenes Geschenk. Ich hatte also drei turkmenische Hengste, die an der Hand geführt wurden, meinen kirgisischen Passgänger als Reisepferd und vier Dschigitenpferde bei mir; von den 14 mitzunehmenden Pferden waren acht mein Eigenthum. Unterwegs erlag mein ausgezeichnetes Kirgisenpferd und konnte nicht mehr weiter; so zog ich denn in Kysyl-Arwat auf dem von Mat-Murat mir geschenkten Pferde ein, welches nach dem langen Ritte ebenso frisch war, wie am Tage der Abreise.



Widderhörner.



ELFTES KAPITEL.

DURCH DIE TURKMENISCHE WÜSTE.

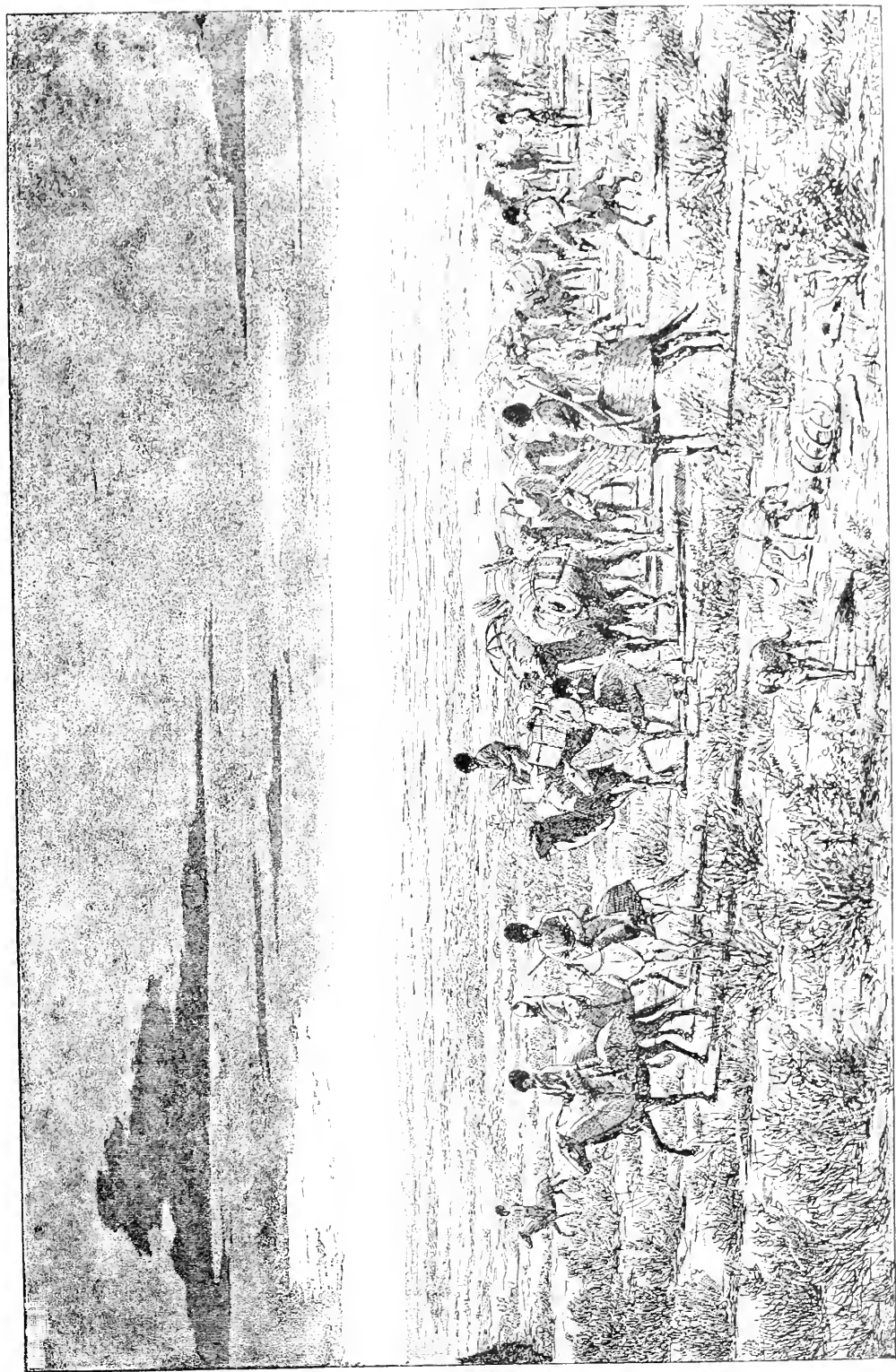
Unannehmlichkeiten einer Karavanenreise. — Die letzte menschliche Wohnung. — Ein guter Rath ist oft mehr werth als ein Geschenk. — Aenderung der Reiseroute. — Dem Verräther gehört meine erste Kugel. — Düstere Traurigkeit der Wüste. — Brunnen und Vorsichtsmaassregeln, wenn man sich ihnen nähert. — Lager. — Nachtwache und Unterhaltung. — Nachtmärsche. — Zusammentreffen. — Markozow und seine Colonne werden von der Wüste besiegt. — Eine traurige Erinnerung. — Die Berge am Horizonte und das Ende unserer Leiden. — Schaitan wird wieder ein guter Kerl. — Ungastlicher Empfang.

In herzlichster Weise verabschiedete ich mich von Mat-Murat, dem gastfreundlichen Minister des Chan; er bestand darauf, mich auf eine ziemlich grosse Entfernung mit seinen Nukern zu begleiten. Noch lange nachdem er bereits umgekehrt war, konnte ich seinen weissen Tschugermah wahrnehmen, der das ganze Gefolge überragte; dann verschwand er und liess mich allein dem Unbekannten gegenüber in der düstern Traurigkeit der turkmenischen Wüste, die wir hier betreten.

Am Anfange der Sandwüste sieht man in weiter Ferne noch einige Auls und bebaute Felder herum; dann folgt von neuem endloser Sand mit der traurigen Saksaul-Vegetation; von lebenden Wesen hört und sieht man nur einige wenige Steppenderchen.

Zum ersten mal sehe ich mich gezwungen, meinen Marsch nach dem langsamen und taktmässigen Gange meiner Kamele einzurichten. Bis Saeki-Atluk liess ich sie immer unter guter Escorte marschiren; gewöhnlich zogen sie früher ab als ich; wenn ich ihnen dann unterwegs wieder vorkam, so trafen wir auf der Nachtstation wieder zusammen.

Mit dem Eintritt in die Sandwüste musste diese comfortable Reiseart gründlich geändert werden; hier gab es keine gastfreundliche Unterkunft, keinen Dastarchan. Schutzdächer, Pferdefutter, kurz alles, was zum Lager und zur Existenz des Reisenden in der Wüste gehört, musste unter unserer beständigen Ueberwachung bleiben. Anfangs ist diese so



Karavane in der Wüste.

sehr verschiedene Reismethode ganz danach angethan, die Geduld eines Märtyrers zu erschöpfen, denn wir kamen nur zum Verzweifeln langsam vorwärts. Statt 8–9 km in der Stunde zurückzulegen, wie es meine Pferde gewohnt sind, machen wir nur die Hälfte, und zwar mit Pferden, welchen die Rast in Sackis-Atluk ihre volle Lebhaftigkeit wiedergegeben hatte. Es ist schwer, sie im Zaume zu halten; nur dadurch, dass man ihnen bisweilen die Zügel frei und sie eine Zeit lang galopiren lässt, gelingt es, ihr Feuer zu mässigen.

An der Spitze marschirt der Serdar, ihm folgt der Karavane-Baschi, welcher das erste Kamel führt. Die 13 andern sind mit Stricken aneinander gebunden und folgen in langer Reihe, angetrieben durch die Zurufe der Kameltreiber. Mit Ausnahme Kosch-Nazar's, dem die Ueberwachung des Gepäcks obliegt, umschwärmen die übrigen Reiter die Karavane ohne bestimmte Plätze einzunehmen.

Wir werden uns nicht aufhalten, denn der Wasservorrath muss eingenommen werden, und Batter bittet mich, für heute die Gastfreundschaft seines Bruders Medrim-Serdar anzunehmen; dieser wohnt in Uas-Aul, an der äussersten Grenze des bebauten Landes, im letzten Aul vor denjenigen der Tekke des transkaspischen Territoriums. Medrim-Serdar ist bei den Jomuden eine hochangesehene Persönlichkeit. Sein Vater war Diwan-Begi des Chan von Chiwa und Anführer der Jomuden. Jetzt ist der Sohn arm, verwundet und unglücklich; eine russische Kugel hat ihm die Hüfte zerschmettert, und er kann nur mit Mühe zu Pferde sitzen.

Wir erreichen seinen Aul, in dem wir Platz für das Gepäck und für mein Zelt finden; die Pferde werden spazieren geführt und dann an ihre Pflicke gebunden. Bald habe ich das Schauspiel der Rast einer Karavane vor Augen. In dem kleinen Bach, an dessen Rande der jomudische Aul errichtet wurde, füllen wir die Schläuche mit dem kostbaren Wasser, das letzte Süßwasser, welches wir auf unserm Wege finden. Durch die Güte des Generals Grotenhjem war ich, für meinen persönlichen Gebrauch, mit zwei Wasserfässern versehen worden; in den Schläuchen bekommt es einen sehr unangenehmen Bocksgeschmack.

Da die Tageszeit noch nicht sehr vorgerrückt ist, begeben mich auf die Jagd und erlege einige Fasanen, um meinen Vorrath zu vergrössern. Vom Fort hatte ich ungefähr zehn dieser Vögel mitgenommen; mit denjenigen, welche ich an diesem Nachmittag schoss, bekam ich Vorrath für den Anfang der Reise; ist man einmal in der Sandwüste, so gibt es keine Fasanen mehr! Von der Jagd zurückgekehrt, fand ich mein Zelt aufgeschlagen und das Essen fertig. Mein Tisch und mein Gedeck standen in der Kibitke des Serdars bereit, und schon war eine Flasche des ausgezeichneten taschkenter Rothweins entkorkt. Bei der Abreise hatte ich einen gehörigen Vorrath mitgenommen und ich bereute es nicht, denn er hielt bis nach Transkaspien aus. Wenn meine Kräfte sich bis zuletzt aufrecht erhielten, so hatte ich dies, meines Erachtens, diesem Stärkungsmittel zu verdanken. Von Taschkent bis Kysyl-Arwat kam kein Tropfen Wasser über meine Lippen. Ich hatte mich gewöhnt, so wenig wie möglich davon zu trinken; ich wusste, wie oben gesagt,

welche schauerhaften Krankheiten der Genuss des schlechten Wassers in diesem Theile Centralasiens mit sich bringt. Eine Flasche Rothwein und der Thee genügten mir vollständig.

Am Abend hatte ich mit Medrim-Serdar eine lange Unterredung. Er schilderte mir mit grellen Farben die traurige Lage seines Volkes, welches unter dem chiwanischen Joche seufzt und das Los der Ata und der Tekke beneidet, dieser zinspflichtigen Untergebenen der Russen, die unendlich weniger Steuern bezahlen. Wenn auch der Turkmene ein Räuber, ein Mörder und fanatischer Anhänger der Plünderung und der Mamane ist, so ist er doch kein Betrüger und Dieb. In meinen Kibitken habe ich stets alles offen stehen lassen; die Turkmenen gingen aus und ein; in der Sandwüste wurde mir nichts gestohlen. In Chiwa und Bochara dagegen hatte ich bei jedem Schritt, den ich ausserhalb meiner Wohnung that, einen „Karaul“ als Wache nöthig, und doch wurde ich bestohlen. Was die Turkmenen, abgesehen von den schweren Steuern, die sie dem Chan bezahlen, am meisten ärgert, das sind die usbekischen Beamten, eine Rasse, die sie gründlich verachten und von der sie auf jeder Stufe der Beamtenhierarchie auf das schamloseste geplündert werden. Jeder Beamte will bestochen sein; geht der Steuerpflichtige nicht darauf ein, so wird er gequält und seine Steuer erhöht.

„Wäre es nicht möglich, dass wir durch Sie die Gunst erhielten, unsere Steuern direct an den russischen Commandanten in Petro-Alexandrowsk bezahlen zu können?“ sagte mir Medrim. „Da dieses Geld schliesslich doch an den russischen Natschalnik kommt, so würden wir auf diese Art das ersparen, was in den Taschen des Chan und seiner Häscher bleibt.“

Ich bekam einen schlagenden Beweis dieses Diebessystems. Bei den Jomuden hatte ich durch den Diwan Reisefilze für Decken kaufen lassen; nun erfuhr ich durch Medrim, dass der Diwan die Einkäufe in seinem Aul gemacht hatte; anstatt 49 Tilla, die ich bezahlen musste, hatte er 25 gegeben; der Diwan hatte also bei diesem Handel allein schon 24 Tilla gestohlen. Steht die Sache so, wenn ein fremder Gast im Spiel ist, so kann man sich denken, wie es um die Nomaden bestellt ist, die sich nirgends beschweren können.

Medrim glaubte mit allen seinen Landsleuten, dass ich als Europäer Arzneimittel kennen müsse, die im Stande wären, ihn zu heilen; er bat mich, seine Wunde, welche seit Jahren eiterte und ihn seiner Kräfte beraubte, zu untersuchen. Diese Wunde bot einen trostlosen Anblick, und wie man sich wol denken kann, konnte ich Medrim nichts für seine Genesung verordnen. Da ich aber sehr wünschte, ihm meinen Dank für sein freundliches Entgegenkommen zu bezeugen und überdies froh war, einen dankbaren Menschen hinter mir zu lassen, so gab ich ihm an diesem Abend einen Brief an den General Grotenhjem, worin ich diesen bat, Medrim dem russischen Bataillonsarzt in Petro-Alexandrowsk zu empfehlen, damit die Kugel, die, wie es mir schien, noch im Knochen sass, sobald wie möglich herausgezogen würde.

Medrim, in dessen Anwesenheit ich den Brief geschrieben hatte, drehte und wendete ihn, ohne ein Wort zu sagen. Es war spät, und

ehe ich mich zurückzog, gab ich ihm den seidenen bocharischen Chalat, den ich gern in jeder Station, wo ich die Nacht verbrachte, hinterliess; dazu fügte ich eine kleine Summe, um die Kosten seines Aufenthalts in Petro-Alexandrowsk zum Theil zu decken. „Wenn ich reich wäre“, sagte darauf Medrim, „würde ich es als meine Pflicht ansehen, dir Geschenke zu machen. Ich habe nichts als mein Pferd, Bayar (Herr), du hast es abgeschlagen und du bist es, der mir Geschenke macht. Der Jomude ist nicht wie der Usbeke. Er kann diejenigen erkennen, die ihm Gutes thun, und er denkt an sie. Du bist reich und ich arm, aber Medrim wird dir einen Rath geben; oft ist ein guter Rath mehr werth als ein Geschenk. Höre und erwäge!“

„Von Chiwa bis Kungrad weiss das ganze Chanat von der Ankunft und der Durchreise des reichen Bayar Farang; deine Leute haben alle gesagt, du würdest den geraden Weg nach Askabad einschlagen. Du hast 14 ergebene Männer und du allein bist soviel werth wie sie alle zusammen. Was würdet ihr aber gegen einen grossen Alaman thun? Bis Merw kennt man heute deinen Weg.“

„Es gibt viele Unzufriedene, deren Kibitken zerstört wurden und die in der Wüste sich herumtreiben; die Frauen hat der Chan genommen und ihre Männer vermehren die Zahl der herumstreifenden Reiter, deren Hauptquartier Merw ist.“

„Man hat zu viel von deiner Reise gesprochen, und selbst Mat-Murat kennt die Gefahren nicht, denen du dich aussetzest. Er glaubt, der Serdar und mein Bruder genügen, um dich vor einem Angriff zu schützen; aber trotz aller seiner Vorsichtsmassregeln werden sie dir mehr schaden wie nützen. Hättest du einige Kosaken und trügest du die russische Uniform, so würde man es vielleicht nicht wagen, dich anzugreifen. Man kennt in Merw die Folgen eines Alamans gegen die Russen; viele Köpfe fielen dieses Jahr für zwei getödtete Kosaken. Aber du bist Farang, und die Engländer, welche in Merw gewohnt haben, gaben den Chanen zu verstehen, welcher Unterschied zwischen euch und den Russen ist. Medrim rathet es dir, Bayar, schlage nicht den Weg nach Askabad ein; ich hätte es dir in Sacki-Atluk sagen können, aber es ist noch besser, dass es niemand erfahren hat, denn es könnte mir Uebles widerfahren, wenn man vernehmen sollte, dass ich es bin, der dir diesen Rath gegeben hat. Wähle! Willst du den directen Weg nach Askabad einschlagen? Dann gehe ich mit dir, und wenn ich nicht mehr reiten kann, lässt du mich auf ein Kamel binden. Mein Bruder und ich, wir werden mit dir kämpfen. Aber es ist besser, du wählst den Weg nach Kysyl-Arwat. Sage kein Wort davon bis auf den letzten Augenblick; es sind 200 Werst mehr, aber niemand wird es erfahren.“

Man kann sich denken, welchen Eindruck diese kurze Ansprache auf mich machte. Ich schaute Medrim in die Augen und bekam die Ueberzeugung, dass er die Wahrheit gesprochen. An diesem Abend dankte ich der Vorsehung, die mir mitten in der Wüste diesen unerwarteten Freund zugeschickt hatte. Am andern Morgen bei Tagesanbruch, wie vorher ausgemacht, standen die Kamele beladen, und von Medrim begleitet

verliess ich die letzte menschliche Wohnung, um die Sandwüste zu betreten.

Gegen Mittag erreichten wir die Stelle, wo die Wege auseinandergehen, links nach Askabad, rechts nach Kysyl-Arwat. Medrim und ich waren die einzigen, welche das Vorhaben, die Reise zu ändern, kannten. Wie er mir anempfohlen, hatte ich mit niemand davon gesprochen. Gross war das Erstaunen des Serdar Mambet, als er erfuhr, dass ich beschlossen hatte, den Weg nach Kysyl-Arwat einzuschlagen, und niemals werde ich den bösen Blick vergessen, den er auf Medrim warf. Man wird mir nicht ausreden können, dass mein Vorhaben seinen persönlichen Interessen zuwiderlief.

Von diesem Augenblick an, wurde er noch schweigsamer und verschlossener. Erst machte er Einwendungen: er behauptete, man hätte ihn für Askabad gedungen und nicht für Kysyl-Arwat, und er kenne auf dem letztern Wege die Brunnen nur schlecht. Als Medrim ihm sagte, er lüge, und als ich meinerseits ihm zu verstehen gab, dass ich ihn von zwei sichern Dschigiten begleitet nach Sackis-Atluk zurückschicken würde, bis Mat-Murat mir einen andern Serdar besorgt hätte, machte er gute Miene zum bösen Spiel und erklärte sich bereit, vorwärts zu ziehen.

Der ganze Rest meines Geleites begriff, ohne ein Wort zu verlieren, die Wichtigkeit dieser Aenderung. Der Karavanen-Baschi und Kosch-Nazar sagten, sie hätten öfters diesen Weg gemacht, und boten sich an, wenn es nöthig wäre, die Karavane zu führen, auch ohne die Hilfe des Serdar Mambet.

Nun beschloss ich eine kurze Rast, während welcher ich die Munition vertheilte. Vier mit Repetirgewehren bewaffnete Männer, welche sie auch zu handhaben wussten, bekamen jeder 20 Patronen: zwei Mann trugen meine Jagdflinten. Mat-Murat hatte seine Leute mit Gewehren aus seinem Arsenal versehen, ich fügte einen Revolver für jeden Mann hinzu: jeder Reiter trug ausserdem seinen Säbel; ich selbst hatte einen Winchestercarabiner an meinem Sattelknopf hängen und trug ebenfalls einen Revolver.

Da das in Chiwa gekaufte Pulver des Serdar herzlich schlecht war, hatte ich den guten Einfall, die Flinten meiner Escorte entladen zu lassen und englisches Pulver zu vertheilen. Wie alle Turkmenen, so tragen auch die, welche mich begleiten, ihr Pulver in einem winzig kleinen Horn und ihre Kugeln in einem ledernen Beutel, beides am Gürtel befestigt. Uebrigens bewies mir ihre primitive Art, die Waffen zu laden, dass nach dem ersten Schuss diese Waffen als überflüssig zu betrachten sein würden: dagegen sind ihre Säbel scharf, ebenso ihre langen spitzen Messer: es sind dies die Lieblingswaffen der Bewohner der Wüste.

Ehe wir uns ernstlich auf den Weg begaben, versammelte ich meine ganze Escorte und hielt eine kurze, aber bedeutsame Ansprache. Im Falle einer Gefahr oder eines Angriffs während der Reise sollten die Pferde sogleich im Kreise aufgestellt werden, die Reiter in der Mitte. Nur auf meinen Befehl sollte geschossen werden. Ich würde denjenigen erschliessen, der Miene machte zu fliehen oder der nicht gehorchte. Gäbe es unter ihnen einen Verräther, so würde meine erste Kugel für

ihm sein; meine Flinten, wie sie alle aus Erfahrung wüssten, schössen weit und sicher. Ich sähe mit Vergnügen, dass meine Escorte sich gut betrug und jeder entschlossen sei, sich zu vertheidigen. — Später kam ich zu der Ueberzeugung, dass, solange ihr Anführer ihnen Vertrauen einflösst, diese Leute sich muthig verhalten.

Lange zogen wir stillschweigend dahin. Vor uns hatten wir die ergreifende Einöde der Wüste, hinter uns die civilisirte Welt. Jeder überlegte und der Stärkste stellte sich die Gefahren der Lage vor die Augen. Hatte ich wohlgethan, mich so ganz allein der Gefahr auszusetzen? Gewiss, in spätern Zeiten sind solche Erinnerungen angenehm; dennoch, obgleich ich nicht zurückweiche, wenn es an den Mann geht, kann ich versichern, dass meine Gedanken nicht sehr heitere waren. Aber der erste Schritt war gethan; nun musste ich vorwärts. Tursum-Bay, der die Gewohnheit angenommen hatte, laut mit mir zu denken, schien denselben Ideengang zu verfolgen: „Barin“, sagte er zu mir, „diese Turkmenen gefallen mir alle nicht, aber Sie, der Adai und ich, wir wiegen sie alle auf. Was Gott will, wird geschehen; aber Ihre Kirgisen werden mit Ihnen sterben, wenn es sein muss; und nun will ich singen, das hindert mich am Denken.“ — Wie oft haben mich die eintönigen, aber ansprechenden Lieder des braven Tursum geistig gestärkt! Nachts, während des Marsches, liess er sie erschallen. Stets war er derselbe, lustig und guter Dinge, und ich frage mich, was ohne ihn aus mir geworden wäre.

Die Reise geht langsam von statten. Die unbeschreibliche Traurigkeit der Wüste erfasst mich allmählich; stillschweigend entwickelt sich meine kleine Colonne und schlängelt sich durch die düstere Einförmigkeit der Ebene, über die der Blick durch nichts gehindert schweift. Ueberall bietet diese unendliche Fläche, zwischen Persien und Afghanistan im Süden, dem Amu-Darja und der Oase von Chiwa im Norden und dem Kaspischen Meere im Westen, welche man Kara-Kum (schwarzer Sand) oder turkimenische Wüste nennt, scharfe Contraste. Bald reitet man über von der Sonne ausgetrockneten Thon, auf dem die Hufe der Pferde ertönen; bald sieht man Sandwellen, die an die Oberfläche des bewegten Meeres erinnern; es bilden sich sogar Sandhügel, kleinen Bergketten ähnlich.

Obgleich die Vegetation in einem grossen Theile der Wüste gänzlich fehlt, so findet man doch hier und da Strecken, die mit Heidekraut, Wermut, Tamarisken und namentlich Saksaul, verkrüppelte Bäume oder ärmliches Gebüsch, bedeckt sind. Diese Strecken werden immer von den Karavananen aufgesucht, da sie im Ueberfluss die dürftige Nahrung der Kamele bieten, welche sich mit Saksak- und Saksaulzweigen begnügen. Was man aber überall wiederfindet, das ist die düstere Traurigkeit, die ewige Einförmigkeit, die centnerschwer auf dem Geiste aller derjenigen lasten, welche diese Einöden durchziehen.

Mehrere Wege durchkreuzen den Kara-Kum; es sind dies keine gebahnten Strassen, nur Spuren von Kamel- und Pferdetritten, die von einem Brunnen zum andern leiten. Die meistbetretenen Wege sind diejenigen, welche an der grössten Anzahl Brunnen vorbeiführen; sie durchziehen übrigens die Wüste nur von Norden nach Süden, und der Reisende,

der zum Beispiel von Kysyl-Arwat nach Tschardschui zu kommen wünscht, wird es vorziehen, den bewohnten Saum des Wüstensandes bis an die Stelle zu verfolgen, wo dieser die geringste Breite bietet.

Das Innere des Kara-Kum ist vollständig unbewohnt und unbewohnbar; am Saume allein, welchen Kanäle fruchtbar gemacht haben, hausen die Turkmenen, die ihre Heerden in der Umgegend der die Aufs umgebenden Brunnen weiden lassen.

Der Theil der Wüste, in dem wir uns befinden, ist nicht ganz eben. Eine Hügelkette durchkreuzt ihn von Osten nach Südwesten; sie hat eine Höhe von 3—400 Fuss. Es muss jedoch diese ganze Sandwüste ehemals ein bevölkertes Land gewesen sein, denn wir begegneten einer ziemlichen Anzahl von zerfallenen Festungswerken, und der Boden ist mit Topf- und Glasscherben übersät; ich habe mir sogar eine kleine Sammlung mitgenommen; später dürfte es vielleicht der Mühe werth sein, sie näher zu untersuchen.

Für unsern ersten Ruheplatz wählten wir die Ruinen einer dieser frühern Festungen, Namens Kysyl-Tschakala. Bevor wir dort ankamen, hielten wir bei dem Brunnen desselben Namens; im Herbst und im Frühjahr enthält er ein schlammiges Wasser, höchstens gut genug um die Pferde zu tränken.

Die Turkmenen nennen diese Art Brunnen „Urpaa“; dagegen bezeichnen sie mit dem Namen „Kuduk“ oder „Kuju“ die tiefen Brunnen, welche das ganze Jahr hindurch trinkbares Wasser enthalten.

Nichts zeigt das Vorhandensein eines Brunnens in der Wüste an, es sei denn die Anzahl der Fussstapfen, welche sich nach dieser Richtung hin vermehren; man findet alsdann im allgemeinen eine oder mehrere Oefnungen, ohne Randeinfassung und Aufzug, welche man in der Entfernung kaum bemerkt und deren nicht gemauerte Wände einfach mit Saksaulzweigen verbolzt sind.

Nähert man sich einem Brunnen, namentlich in der Nachbarschaft der bewohnten Ortschaften, so müssen Vorsichtsmassregeln getroffen werden; hier können in der That unangenehme Zusammenstösse stattfinden. Einige Werst von Kysyl-Tschakala nahm ich deshalb Mambet-Serdar, Batter und Koseh-Nazar mit mir, um voranzureiten und die Umgegend des Brunnens zu recognosciren. Den Serdar an der Spitze, machen wir einen grossen Umweg, um alle Spuren genau zu untersuchen; die Serdars verstehen nach dem Aussehen der Spuren zu entscheiden, ob die Karavane, welche sich dem Brunnen genähert haben, vor längerer oder kürzerer Zeit vorbeizogen. Die Spuren der Reiter, welche nicht von Kamelen begleitet sind, werden mit grösserer Genauigkeit beobachtet. Ich habe mich oft über den merkwürdigen Instinct gewundert, welchen die Serdars bei diesen Gelegenheiten zeigen: ein Abdruck im Sande offenbart ihnen, wenn sogar einige Zeit verflossen, zu welchem Stamme die Reiter gehören, welche hier durchritten; ja Mambet nannte gewisse Reiter, welche er an den Abdrücken ihrer Pferde erkannte, bei ihrem Namen.

Während unsere Colonne sich nähert, haben sich die Serdars an den höchsten Punkten der Umgegend aufgestellt; sie untersuchen den Horizont,

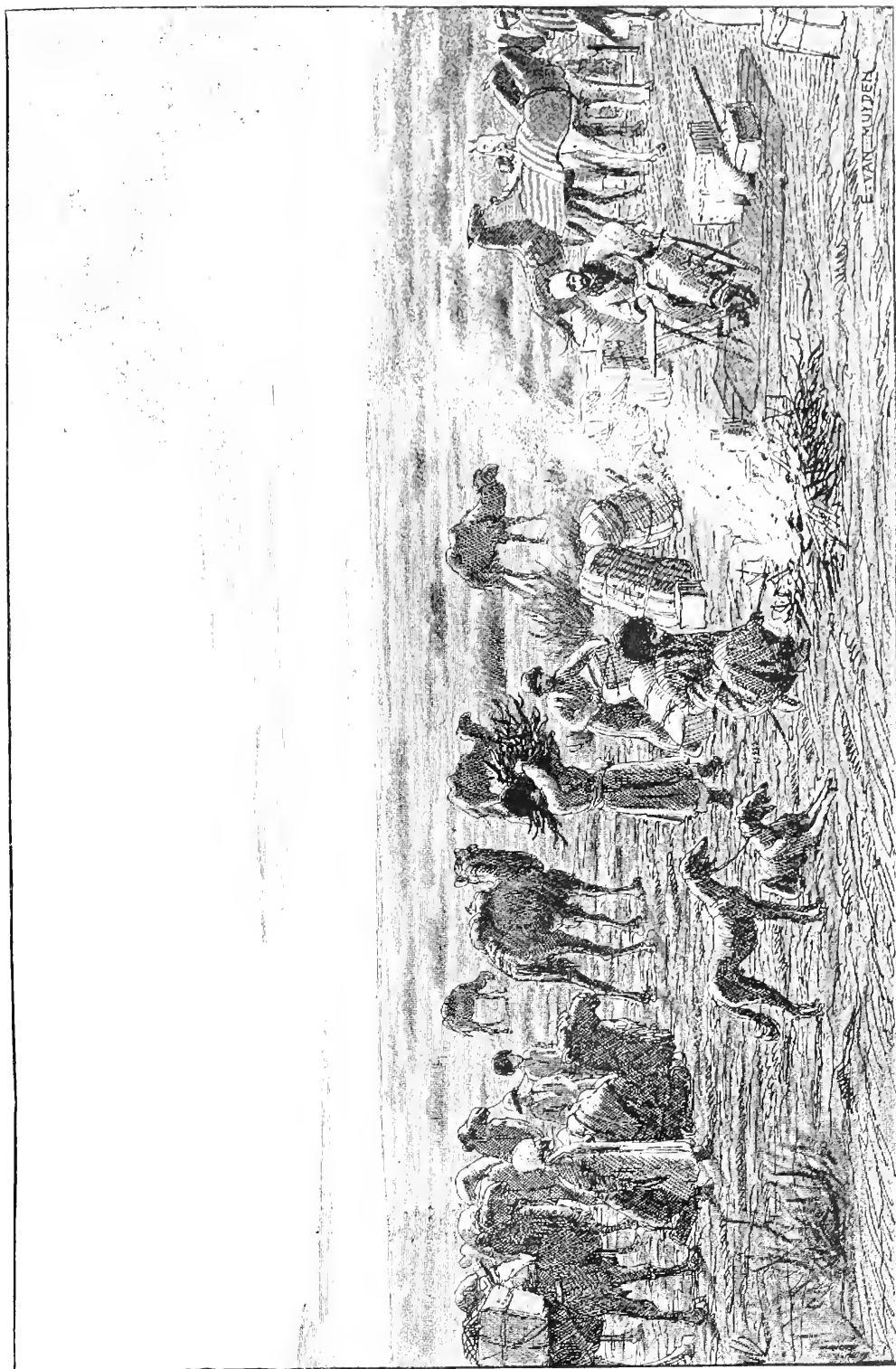
um sich zu vergewissern, dass nichts Ungewöhnliches sich zeigt; die Männer reihen sich um den Brunnen, die „Arkaner“ (lange Stricke) werden an die eisernen Eimer gebunden, um zuerst die Kamele und dann die Pferde zu tränken.

Wenn diese Operation glücklich vollendet ist, stelle ich mich an die Spitze der Karavane und, gefolgt von den Reitern, begeben wir uns auf eine Entfernung von einigen Werst, um das Terrain für das Nachtlager zu studieren. Ein gehöriger Galop hat den Vortheil, unsere Thiere zu erwärmen, nachdem sie getrunken haben. Dieses Verfahren ist den Pferden sehr gesund, die alsdann mit gutem Appetit fressen, sobald sie am Halteplatz angekommen sind; verzögert man aber das Tränken vier bis fünf Stunden, so leiden sie und die Nahrung bleibt nutzlos.

Die erste Bedingung eines guten Lagerplatzes ist die Nähe von Futter und Brennmaterial. Niemals darf man sich in einer Bodenvertiefung niederlassen; ausgenommen wenn ein Sturmwind ging, habe ich immer einen erhöhten Punkt vorgezogen. War der Platz einmal gewählt, so liess ich meine Kamele im Halbkreis aufstellen; ein Ruck an dem Seile, welches durch den Nasenknorpel geht, zwingt sie die Knie zu beugen, aber ohne erbärmliches Geschrei und Stöhnen geht das nicht ab. Das Gepäck auf ihrem Rücken, oben stark befestigt und auf beiden Seiten herabhängend, wie ein Saumsattel, berührt dann die Erde und bildet so die innere Einfassung des Lagers. Sind die Thiere von ihrer Last befreit, so jagt man sie in die Wüste, wo jedes Nahrung, in dieser Jahreszeit sehr knapp, sucht; hier und da ein paar ärmliche Grashalme, meistens Zweige von Tamarisken, Wermut, Kandim, Sasak und Saksaul.

Gleich nach der Ankunft ist der Lagerplatz sehr bewegt; die Kameltreiber, mit der Balta (Beil) bewaffnet, suchen Holz zusammen, das von den Wurzeln und knorrigem Stämmen der Saksaul geliefert wird; diese sind so hart, dass die Schneide des Beiles nicht angreift, während ein Hieb mit der Rückseite sie wie Glas zerbricht. Eine der wichtigsten Bedingungen ist, genug Brennmaterial zu besitzen, um das Feuer und die Beleuchtung des Lagers die ganze Nacht zu unterhalten.

Die letzte Tageshelle wird noch benutzt, um die Dschughara-Rationen abzumessen; sie werden in kleine Säcke vertheilt, welche jeder Turkemene am Kopf seines Pferdes mit sich führt. Die Vorräthe werden ausgepackt, der Koch stellt seine Dreifüsse auf, macht seine Tiegel zurecht, wäscht den Reis und zerschneidet das Fleisch. Meine vier Hengste, im Innern meiner Abtheilung an eiserne Pflöcke gebunden, werden abgezäumt, leichter gegürtet und mit dem letzten dicken Filz für die Nacht bedeckt. Bei den ersten Lagern hatte ich meine Julameika aufstellen lassen; es war dies aber eine lange Arbeit, die ich später vereinfachte, weil sie zu viel Zeit in Anspruch nahm. Sobald die Nacht hereingebrochen ist, tritt an die Stelle der allgemeinen Geschäftigkeit Ruhe; meine Escorte lässt sich um die Feuer nieder, die in der Nähe meines Platzes angezündet sind. Die Kamele und die Pferde bilden die zweite Einfassung meines Lagers, und hier muss ich sagen, dass das Kizil-nar, das grosse turkmenische Kamel, neben allen seinen Eigenschaften noch den Instinct besitzt, das



BEZANKMUNDEN

Nachtlager in der Wüste.

Annähern von Fremden während der Nacht durch ein bedeutsames Murren anzuzeigen; dieses Thier bildet daher eine ausgezeichnete Schildwache, eine Art Vorposten des Lagers.

Während meiner Reise hatte ich, sobald meine Befehle gegeben und die Wache bezeichnet war, ungefähr zwei Stunden Ruhe, bis zum Augenblick wo der Pilau für unser Abendessen fertig war. Ich benutzte diese Zeit, um, in meinem Pelzmantel gehüllt und das Sattelkissen unter dem Kopf, einige Augenblicke auszuruhen; nach der gewaltigen Austrengung hatte ich es wohlverdient.

Das Abendessen in diesen Bivouaks hat mir angenehme Erinnerungen hinterlassen. Ich empfand jedesmal eine wahre Wollust, wenn mir, gemüthlich auf meinen Filzen sitzend, die dampfende Schüssel mit dem ausgezeichneten Pilau gebracht wurde, den man stets gern isst und dem ich an guten Tagen irgendeine Delicatesse aus den Vorraths-Kurdschuns beifügte, das Ganze mit ausgezeichnetem taschkenter Rothwein anfeuchtend. Von 8 Uhr bis Mitternacht ruhten meine Leute, in ihre Pelzmäntel gewickelt und auf ihren Filzdecken um die Feuer herum liegend; die Wache allein blieb munter und wurde alle zwei Stunden abgelöst. Sie bestand aus einem Turkmenen und einem meiner Diener. Während der eine draussen die Runde machte, wärmte sich der andere am Feuer. Für mich waren mein Tisch und mein Feldstuhl neben dem Feuer aufgestellt; nahe dabei stand der Kungan mit dem Thee, aus dem ich zahllose Gläser eines ausgezeichneten Getränkes schöpfte, welches ich entweder mit Wein oder mit Cognak mischte, um im Geschmack zu wechseln und mich wach zu halten. Dann schrieb ich meine Notizen, meine erstarrten Hände oft an die Flamme haltend, oder träumte in Gedanken verloren, während ich den Himmel betrachtete, von dem fernen Vaterlande, von den geliebten Wesen, die dem in der traurigen Einöde verlorenen Reisenden doppelt lieb werden. Wenn ich hinzufügte, dass diese Notizen, die ich jetzt durchlese, sogar einige gereimte Phantasien enthielten, so würden vielleicht meine Leser lächeln; ich weiss zu gut, was ich ihnen schuldig bin, als dass ich ihnen eine Probe davon gäbe.

Wollte der Schlaf mich überwältigen, dann nahm ich meine Büchse, und über die Schlafenden hinwegschreitend ging ich hinaus, in der nächtlichen Dunkelheit herumspürend. Von Zeit zu Zeit, namentlich wenn die Reihe an Batter kam sich zum Feuer zu setzen, gesellte er sich zu mir. Ein gutes Glas Thee, mit Cognak gewürzt, löste ihm die Zunge, und diesen Stunden verdanke ich manche Geschichte von Alamanen, von Wunden und Beulen, die dieser Schnapphahn der Wüste seinen Erinnerungen aus „der guten alten Zeit“, wie er sie nannte, entnahm. Gern hielt er die Nachtwache, um in meiner Gesellschaft zu sein, und dann unterhielten wir uns mit Tursum. Batter erzählte seine Streifzüge nach Persien, seine Kämpfe mit den Tekke, diesen grimmigen Feinden der Jomuden, und ihre Taktik bei diesen Begegnungen: der nächtliche Ueberfall, der Raub der Frauen und Kinder, dann die Flucht mit verhängtem Zügel, jeder Reiter mit einem Gefangenen hinter sich. Im Falle einer Verfolgung wurden alle Gefangenen zusammengebunden und von einigen

Reitern bewacht, während die andern mit den Verfolgern kämpften. „Und wenn einer von unsern Leuten getödtet wurde, so brachten die Unserigen zwei Gefangene um“, fügte er mit der grössten Seelenruhe hinzu.

Zwischen Mitternacht und 1 Uhr weckte ich meine Leute; dann wurden alle Feuer von neuem angezündet und bei ihrem Scheine das Lager abgebrochen; Tursum-Bay hatte dabei die Leitung. Nun konnte ich mich ausruhen; ich schlief zwei Stunden, dann, wenn alles zum Aufbruch fertig war, wurde ich geweckt. Gegen 3 Uhr, bei dunkler Nacht, setzte sich die Karavane in Bewegung, um unter der Führung des Serdar bis zu Tagesanbruch zu marschiren; es war dies die schwierigste Strecke. Der Schlaf muss überwältigt werden, und nur durch das Gehen bringt man es fertig, sich ein wenig zu erwärmen. Sogar mein braver Tursum-Bay beklagte sich. Was mich mit meiner geschwächten Gesundheit betrifft, so war es meine Willenskraft allein, die mir erlaubte, immer ohne Rast vorwärts zu marschiren; ich wusste, dass die grossen „Burane“, welche die Turkmenen „Kara-jeh“ (schwarzer Wind) nennen, die Schneestürme, uns einholen würden, wenn wir unsere Reise nicht beschleunigten.

Nachts marschirten wir vorsichtig, zuerst der Serdar, dann ich, gefolgt von Tursum-Bay, alle andern rechts und links von der Karavane oder hinterdrein. Von Zeit zu Zeit machte ich selbst die Runde, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei, und namentlich um meine Leute, die auf den Pferden schliefen, zu wecken. Sobald ich einen auf dem Sattel schwanken sah, liess ich ihn absteigen. Die Hiebe mit meiner Nagaika wurden nicht gespart. Man fürchtete mich wie den Teufel; daher hiess ich auch nicht mehr anders als „Schaitan“ (Teufel).

Bei jedem Halteplatz forderte ich die gleiche Pflege für meine Pferde, wie während des Aufenthalts in den Städten. Tursum-Bay und diejenigen, welche weiterher gekommen und bei den Festgelagen von Bochara und Chiwa fett geworden waren, verloren rasch den Ueberschuss an Fett. Es durfte übrigens keinem einfallen, die Arbeit zu verweigern. Einmal beharrte mein junger Adai dabei, ein Kamel, das gestürzt war, nicht aufheben zu helfen; ich sprang vom Pferde und that es an seiner Stelle, während er mit der grössten Ruhe zusah; als aber das Thier auf den Füssen stand, versetzte ich ihm mit dem Griff meiner Peitsche einen wuchtigen Hieb auf die Zähne. „Ich mache mich bezahlt“, sagte ich ihm, „dafür, dass ich deine Arbeit gethan habe.“

Ich sah, wie er nach seinem Messer griff, aber ehe die Klinge aus der Scheide war, hatte ihn ein zweiter Hieb vom Pferde geworfen. Ich liess ihn auf ein Kamel binden, und als ich ihn am folgenden Morgen vor mich bringen liess, war er überzeugt, seine letzte Stunde habe geschlagen. Auf diese Art hielt ich im Lager die Zucht aufrecht. Man wusste, dass ich so gut wie die andern arbeitete und dass ich sie obendrein bewachte.

Drei lange einförmige Märsche, im Durchschnitt fählich 15 Stunden zu Pferde, brachten uns zu den Brunnen von Orta-Kuju (Urta-Kuduk). O wie unendlich lang erscheinen die 14 Nachtstunden dieser Jahreszeit! Ich erinnere mich, dass bei einem schrecklichen nächtlichen Sturmwind

der Serdar, der eine Laterne trug, um den Zug zu orientiren, plötzlich die Karavane anhielt: „Ich habe den Weg verloren“, sagte er zu mir: „Wir können unmöglich weiter: sobald es hell wird, muss ich zurück.“ Mein Compass rettete uns, wie er es schon mehrmals gethan hatte; ich konnte ihm mit voller Sicherheit die Richtungen Ost und West angeben. Die Turkmenen kennen dieses nützliche Instrument nicht. Der Karavane-Baschi hatte von Reisenden davon sprechen hören, nie aber ein solches gesehen. Um eine Idee von dem wilden Zustand dieser Völker zu haben, genügt es zu sagen, dass sie nicht einmal das Stundenmaass kennen. Sie rechnen mit Vierteltagen und theilen den Tag in zwei Hälften: die erste von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, die zweite von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang; die Viertel werden in Lanzen eingetheilt: sie sagen zum Beispiel: „die Sonne ist eine, zwei oder drei Lanzen über dem Horizont“. Die Art, wie sie die Schnelligkeit eines Pferdes bezeichnen, ist ebenfalls sehr originell; der Turkmene sagt: „Ich bin eine, zwei oder drei Fäuste geritten“, das heisst, zwischen dem Bauch des Thieres und dem Boden blieb ein Raum von einer Faust oder von zwei, drei Fäusten; natürlich ist die Geschwindigkeit desto grösser, je geringer die Fäustezahl. Dieser Ausdruck hat eine überraschende Aehnlichkeit mit der französischen Redensart: *aller ventre à terre*.

Nach dieser Abweichung komme ich auf meine Reise zurück und führe drei Tage ohne Wasser an: es war die höchste Zeit, dass endlich ein Brunnen erschien, denn der Durst wurde fühlbar. Da ein Kamel stürzte, zerbrach eins der von Petro-Alexandrowsk mitgenommenen Wasserfässer und die kostbare, für meinen persönlichen Gebrauch bestimmte Flüssigkeit verschwand im Sand. Wir mussten ohne Rast bis Sonnenuntergang weiterziehen; da aber die Kamele nicht mehr vorwärts wollten, wurde es unmöglich, die Reise fortzusetzen. Wir beschlossen, Batter, meinen Ataturkmenen und zwei Dschigiten zurückzulassen und selbst zu Pferde bis zu den Brunnen vorzudringen. Gegen 10 Uhr abends meldete der uns führende Serdar, dass wir uns dem Brunnen näherten, aber gleich darauf entdeckten wir Lagerfeuer. In solchem Falle ist man misstrauisch und der Serdar war ich auch nicht ganz sicher; ich liess ihn rufen und fragte, was zu thun sei. Er war selbst ziemlich erregt. Zurückreiten ohne die Pferde getränkt zu haben, war unmöglich; wir mussten daher vorwärts. Ich übergab die Handpferde zwei Wachen; mit den andern, unsere Waffen bereit haltend, zogen wir weiter. Ich hatte den Serdar vor mir, fest entschlossen ihn niederzuschliessen, wenn Verrath im Spiele wäre. Als wir uns den Feuern näherten, es waren deren vier oder fünf, entdeckten wir auf dem Boden liegende Eingeborene, sowie Kamele und Pferde. Die Schildwache schlug Alarm, und in einem Augenblick war alles auf den Beinen; die Säbel flogen aus den Scheiden und die Multuks bewegten sich. Man befahl uns, nicht näherzukommen.

Mehrere Reiter, die auf ihre Pferde gesprungen waren, kamen durch die Nacht herangezogen. Der Serdar setzte ihnen auseinander, wer wir wären; ich sprach selber mit ihnen auf russisch und bat um einen Platz an ihrem Feuer, was uns bewilligt wurde.

In geschlossener Reihe hielten wir unsern Einzug in das Lager, und wie es die Gewohnheit ist, wenn man die Gastfreundschaft annimmt, legte ich meine Waffen ab und setzte mich an das Feuer.

Es waren Tekke von Kysyl-Arwat, die nach Chiwa zogen, um ihre Teppiche und die Producte ihrer Industrie zu verkaufen. Jomuden und Tekke maassen sich mit feindlichen Blicken, aber ich hatte mich nicht über das Benehmen der Tekke zu beklagen; was sie zu essen hatten, boten sie mir an und ich meinerseits gab ihnen Zucker und Thee. Wir verbrachten so eine gute Stunde bei ihnen am Feuer, die Pferde bekamen zu trinken, und auf den Rath des Serdar hin kehrten wir zu unserm Lager zurück.

Wir hatten an diesem Tage 18 Stunden im Sattel gesessen; es war die längste Strecke, die ich ohne Rast zurückgelegt habe. Am andern Morgen gewahrte ich, dass zwei Pferde am Widerrist wund und mein kirgisches Pferd verschlagen war.

Aus meinem Reisetagebuche ersah ich, dass in der civilisirten Welt an diesem Abend Sylvester gefeiert wurde; darum öffnete ich meinen Korb mit den Vorräthen ganz bedeutend, und meine ganze Escorte feierte den Bairam des Bayar; wir leerten sogar meine letzte Flasche Champagner und Tursum-Bay sang seine kirgisischen Balladen.

Einer der trostlosesten und traurigsten Theile der Wüste ist das Gebiet zwischen Orta-Kuju und Bala-Ischem. Nirgends sah ich so viele in der Sonne gebleichte Knochen und Kamelgerippe. Vambéry hat gewiss in keiner Hinsicht die Schrecken der Wüste übertrieben; wenn ich seine ergreifenden Schilderungen wieder durchlese, kann ich jedes Wort darin unterschreiben; ich bedauere nur, nicht die Feder des gewandten Schriftstellers zu besitzen, um meinen Lesern eine genaue Idee von den Qualen derjenigen geben zu können, welche sich in diese Einöden wagen.

Man könnte übrigens keine ergreifendere Schilderung dieser Leiden erdenken, als die Geschichte von dem Marsche der Markozow'schen Abtheilung bietet, welche, wie schon an einer andern Stelle bemerkt, im Jahre 1873 den Auftrag erhalten hatte, bei der Eroberung von Chiwa mit den kaukasischen Truppen zusammenzuwirken.

Die beiden Colonnen dieser Abtheilung, von welchen die eine von Tschikischliar, die andere von Krasnowodsk ausgezogen war, um sich am Brunnen von Aidin im Osten des grossen Balkan zu vereinigen, mussten von Anfang an mit den grössten Schwierigkeiten kämpfen. Ohne Unterlass von den Turkmenen beunruhigt und Durst leidend, kamen sie an den Brunnen von Igdy am Usboj, der von Feinden besetzt war, die ein kurzes Gefecht in die Flucht jagte.

Die Hitze wurde immer grösser, und da der zu verfolgende Weg durch den sonnenverbrannten Sand ging, füllten sie sorgsam jedes Gefäss, welches Wasser fassen konnte, und die Abtheilung setzte sich wieder in Bewegung. Sie kam zuerst in eine Steppe, wo hohe Dünen das Vorücken ausserordentlich langsam und beschwerlich machten; am andern Tag wurde die Hitze erstickend, und da die Pferde nicht mehr vorwärts konnten, stiegen die Kosaken ab, um sie am Zaume zu führen.

Es war nicht mehr möglich, in geschlossener Colonne zu bleiben; der

Truppenzusammenschluss wurde locker wie bei einer Karavane, und um das Unglück zu vergrössern, verdampfte der Wasservorrath, der zwei Tage dauern sollte, in diesem Backofen mit einer schrecklichen Geschwindigkeit.

Nach den Erklärungen der Führer in Igdy zu schliessen, glaubte man nur noch 25 Werst entfernt zu sein, aber die unabsehbar aufeinanderfolgenden Hügel boten dem Erklimmen immer grössere Schwierigkeiten; es war kein Sand mehr, sondern ein feiner, glühender Staub, in welchem Menschen und Pferde, bis an die Knie vergraben, buchstäblich erstickten.

Die Ambulanz war unzulänglich: die erschöpften Soldaten musste man am Wege liegen lassen, während der Rest der Colonne bis Mitternacht sich mühsam fortschleppte, in der Hoffnung, den Brunnen zu erreichen, der die Unglücklichen, denen der Durst mit seinen unsäglichen Qualen den Gebrauch der Stimme versagte, wieder beleben sollte.

Da die Dunkelheit den Marsch sehr erschwerte, machte die schweigsame und entkräftete Colonne halt. Ein Führer und einige Kosaken wurden ausgesandt, um die Brunnen von Orta-Kuju aufzusuchen, sie kamen aber nicht wieder. Die Lage war nun eine schreckliche und die Gefahr, vor Durst zu sterben, sehr nahe, denn der Wasservorrath war längst erschöpft.

Nach einem angstvollen dreistündigen Halt einsehend, dass es unmöglich sei, aufs gerathewohl in der Dunkelheit weiterzureiten, zog Markozow rückwärts, während eine kleine Truppe Kosaken mit den Kamelen nach den Brunnen von Bala-Ischem, ostwärts von dem Wege von Igdy nach Orta-Kuju, geschickt wurde.

Die aufgehende Sonne brachte den Qualen keine Linderung; dieselben stiegen im Gegentheil mit der Hitze, die nicht mehr gemessen werden konnte, da sämtliche Thermometer gesprungen waren. Aber die Rettung nahte; gegen Abend erschienen die nach Wasser ausgesandten Kosaken; ihre Kamele waren mit der kostbaren Flüssigkeit beladen. An demselben Abend noch setzte sich die Abtheilung nach Bala-Ischem in Bewegung, wo Markozow ihr einige Tage Ruhe gönnte.

Da fast sämtliche Kamele während dieser furchterlichen Tage umgekommen waren, hatte man sich genöthigt gesehen, das Gepäck und die Lebensmittel im Sande liegenzulassen. Unter diesen Umständen wurde es unmöglich, den Marsch fortzusetzen, denn der noch zurückzulegende Weg bis zur Oase von Chiwa, war bei weitem schlimmer als der bereits zurückgelegte. Markozow, von der Wüste besiegt, gab das Zeichen zum Rückzug.

Von Bala-Ischem habe ich einen Gegenstand mitgebracht, welcher den Charakter dieser traurigen Gegend wohl kennzeichnet. Ich machte wie gewöhnlich meine nächtliche Runde; der Himmel war schwarz, und der mit Schneegestöber gemischte Sturmwind peitschte mir das Gesicht; wenn von Zeit zu Zeit unsere Feuer hellere Lichtstrahlen in die Finsterniss warfen, sah ich bei meinem langsamen und gemessenen Gange die Gebüsche phantastische Formen annehmen. Bald hatte die Einbildungskraft, welche die Schatten der Nacht verkörpert, eine Legion kriechender Turkmenen und in der Dunkelheit fliehende Reiter um mich herum ge-

zaubert, aber als mein Fuss gegen ein Hinderniss stiess, das einen dumpfen Ton von sich gab, kam ich zur Wirklichkeit zurück; ich bückte mich, um diesen Gegenstand zu berühren, und fühlte, nicht ohne einen leichten Schauer, dass es ein menschlicher Schädel war. Ich packte ihn ein, als *Memento* dieser düstern Nachtwachen. — Es ist übrigens nur eine Probe von der grossen Anzahl der im Sande von der Sonne gebleichten Knochen. Wem hat er gehört? Wenn dieser hohle Kopf sprechen könnte, welche traurige Geschichte von Elend und Schmerzen würde er uns erzählen? War es ein gefangener Perser, der mit seinen Henkern den Weg zu Fuss nicht weiter machen konnte? War es ein Reisender wie ich, während eines *Amans* getödtet, oder ein Kaufmann, der wegen seiner Waaren umgebracht wurde?

Der erste Brunnen nach Bala-Ischem ist Kysyl-Keti.

Je weiter wir kamen, desto mehr vereinfachte sich unsere Küche. Während der letzten Hälfte der Reise liess ich nur einmal täglich kochen, und zwar bei der Abendrast; ich vertheilte unter meine Leute Brotrationen, d. h. eine Art kleiner Kuchen, die in Chiwa bereitet werden, und gebratenes Hammelfleisch, das sie assen, nachdem sie es einfach am Ladestock aufgespiessst und am Feuer erwärmt hatten; dazu bekamen sie soviel Thee als sie wollten; abends niemals Branntwein, wol aber des Nachts beim Aufbrechen der Karavane sowie bei der Ankunft am Morgenrastplatz je ein Glas; den Karavanen-Baschi ausgenommen, haben sie sich alle daran gewöhnt.

Während der 12 Tagemärsche durch die Wüste hatten wir nur zwei Begegnungen. Ich habe soeben die erste erzählt. Die zweite war das Zusammentreffen mit acht sehr gut berittenen Tekketurkmenen, die sich unserm Nachtlager näherten. Batter, welcher mit mir wachte, hatte die Schritte ihrer Pferde gehört und schlug Alarm im ganzen Lager; wir sassen alsbald im Sattel, denn zwei Pferde blieben abwechselnd die ganze Nacht gezäumt. Wir näherten uns ihnen; Tursun-Bay schrie, sie sollten nicht weiter vorrücken, wenn sie sich nicht unsern Kugeln aussetzen wollten, und einer von ihnen möge allein in das Lager kommen, um sich zu erkennen zu geben. Sie sagten, sie wären turkmenische Tekke, auf der Verfolgung eines Diebes begriffen, der ein Pferd in dieser Richtung mit sich genommen habe; sie fragten, ob wir niemand gesehen hätten. Der Serdar, welcher die Spuren eines einzelnen Reiters beobachtet hatte, konnte ihnen die verlangte Auskunft geben; trotzdem hielt ich es für sicherer, sie zu bitten, ihr Feuer in einiger Entfernung anzuzünden; übrigens sandte ich ihnen Lebensmittel, Wasser und Taback.

In Kysyl-Keti entschloss ich mich, acht meiner Kamele zwei Männern meiner Escorte und einem Kameltreiber zu überlassen. Obgleich die gesündesten Thiere, die man hatte finden können, gewählt worden waren, so hatten die Eilmärsche sie doch stark mitgenommen, sodass sie uns aufhielten. Das werthvollste Gepäck und ein hinreichendes Quantum Wasser wurden auf die sechs andern Kamele geladen.

Am 6. Januar verliessen wir mit Tagesanbruch und bei einem starken Nebel Demirdschen, den letzten Brunnen. Schon am Tage vorher hatten

wir die Spuren von Schafen beobachtet, die zu dieser Jahreszeit in der Umgegend der Brunnen weiden. Die Wege kreuzten sich nach allen Himmelsgegenden, und mein Compass allein konnte uns auf dem richtigen Wege halten. Gegen Mittag zeigte sich endlich eine Lücke im Nebel, und von einer Erhöhung aus konnte ich am Horizont die Berge von Kysyl-Arwat entdecken. Wir hatten uns nicht geirrt; unsere zwölfwägige Reise durch den Wüstensand hatte uns in gerader Linie nach der Station Kysyl-Arwat in der transkaspischen Provinz gebracht.

Ich habe mit meinen Pferden in 12 Tagen einen Weg zurückgelegt, zu dem die Karavane 18–20 Tage brauchen. Bis zu 15 Stunden des Tages sass ich im Sattel und alle Schrecken der Wüste habe ich durchgemacht: Sturmwind, Regen, Schnee und eisige Kälte, denn bei Tagesanbruch zeigte das Thermometer bis zu 15° unter Null. Man kann sich gar nicht vorstellen, was man bei einer solchen Kälte leidet, wenn man vier Stunden durch die Nacht geritten ist. Endlich, dort am Fusse dieser Berge, sollten wir eine Colonie Europäer treffen, die Sicherheit, ein Obdach, das Ende aller unserer Sorgen und Anstrengungen. Ich dankte dem Herrn, der uns während dieses langen Weges vor allen Gefahren geschützt hatte. Man kann sich den Eindruck nicht vorstellen, den das bewohnte Land macht nach der Stille, der Leere, der Trostlosigkeit dieser unendlichen Wüste, welche wir soeben durchzogen hatten.

Obgleich ich viele Länder bereist, viel gesehen habe und Erinnerungen jeglicher Art von meinen frühern Irrfahrten behielt, kann ich doch nichts vergleichen mit den Eindrücken dieser Reise. Wenn ich nicht der erste Europäer bin, der diesen Weg zurückgelegt hat, so bin ich doch der erste, der es ganz allein fertig gebracht hat, im Vertrauen auf eine jomudische Escorte. Die Entbehnungen, die Strapazen, welche ich gelitten habe, bedeuten nichts; ein jeder wird dasselbe fertig bringen, wenn er nur die nöthige physische Kraft dazu besitzt. Aber erst musste ich die moralische Kraft in mir fühlen, um das Unternehmen zu wagen; ich beglückwünsche mich jetzt, mich auf die Probe gestellt zu haben; was den Erfolg betrifft, ich wiederhole es, danke ich Gott.

Gleichsam als wollte die Sonne sich mit uns freuen, verschwanden gegen Mittag die Nebel; die sandigen, wellenförmigen Hügel haben grossen Pfützen Platz gemacht, welche in den Bodenvertiefungen, die Kuschin „Takire“ nannte, kleine Seen bilden und in denen das Schnee- und Regenwasser sich vom Herbst bis zum Frühling sammelt, um mit der grossen Hitze zu verschwinden. Die Sonne erzeugt auf diesen Wasserflächen seltsame Spiegelbilder, und der dröhnende Hufschlag unserer Pferde erschreckt unzählige Heerden von Kulanen, welche sich tausendweise in diesem Theile der Wüste finden; es sind dies anmuthige wilde Esel, die leider zu scheu waren, um sich jemals bis auf Schussweite anschleichen zu lassen. Meine Windhunde, gleich als ob auch sie das Ende ihres Elendes fühlten, machen, obgleich mit ihren dicken Filzen bedeckt, vergebliche Versuche, diese leichtfüssigen Bewohner des Wüstenrandes einzuholen.

Je näher wir an die Berge kommen, die sich am Horizont abzeichnen, desto grösser wird die Freude in meiner kleinen Colonne: jeder Groll ist

vergessen und selbst der „Schaitan“ der Wüste ist wieder ein guter Herr geworden, der unter seiner Escorte die letzten Reste aus seiner Speisekammer und seinem Keller vertheilt.

Aber in welchem Zustand hielten wir unsern Einzug in Kysyl-Arwat! In 12 Tagen hatte ich mich einmal waschen können. Wir waren abgezehrt, vom Winde verbrannt, so schmutzig wie nur möglich, und sassen auf halbverhungerten Thieren. Bei der Ankunft begrüßte ich wie einen Bruder den ersten russischen Soldaten, dem ich begegnete: er war übrigens betrunken. Ich betrete den Flecken; eine lange Reihe von Häusern aus Lehm, elend aussehend; in den Strassen unfreundliche Gesichter, eine



Turkmenischer Reiter.

mir ganz unbekannte Bevölkerung, Perser, Armenier, der Auswurf der Einwohner des Kaukasus, die sich seit der russischen Eroberung hierher verschlagen haben.

Von Empfehlungen besass ich nur einen Brief des Generals Grotenhjem an den Generalstabschef in Askabad, für Kysyl-Arwat aber nichts. Ich suche nach einem Zimmer, einem Obdach; man gibt mir zur Antwort, es gäbe keins. Ich frage nach dem Platzcommandanten; man zeigt mir das einzige ordentlich gebaute Haus der Colonie, von dem Eisenbahndirector bewohnt. Ich wende mich mit meinen Leuten dorthin. Ich ziehe die Klingel, ein Bedienter öffnet behutsam.

„Was willst du?“

„Ist der Commandant zu Hause?“

„Was verlangst du von ihm?“

„Ich möchte mit ihm sprechen.“

„Komme ein anderes mal wieder.“

Das war zu arg. Hier, wo ich einen freundlichen Empfang erwartet hatte, eine solche Behandlung!

„Hundekerk!“ sagte ich zu dem Bedienten, „so spricht man nicht mit mir!“ Und ich drehte dieser ungestlichen Behandlung den Rücken. Ich hatte vergessen, dass ich in chiwanischer Tracht war und dass der gemeinste russische Soldat gewohnt ist, mit den Eingeborenen auf diese Art umzugehen.

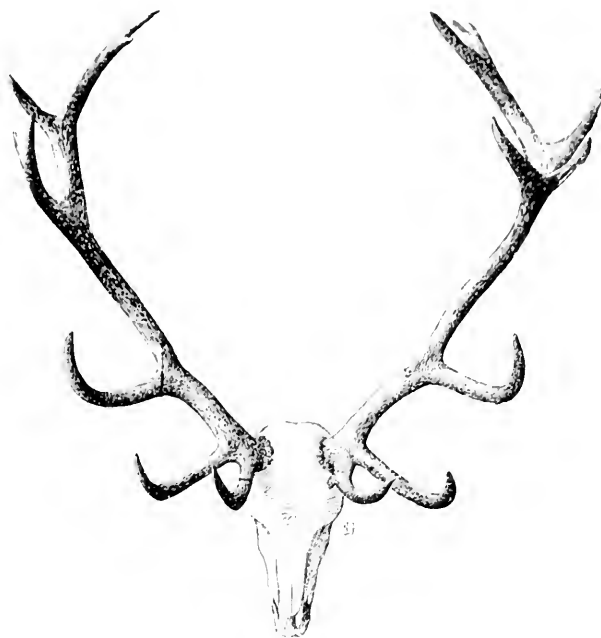
Ich kehrte niedergeschlagen in den Flecken zurück; ein Soldat geruhte mir gegen Bezahlung einen Stall zu zeigen, wo ich meine entkräfteten Pferde unterbringen konnte, dann fing ich meine Jagd nach einer Wohnung wieder an. Man führte mich in eine übelausschende Schenke. Beim Eintreten traf ich einen hochgewachsenen Mann in europäischer Tracht, der mich mit einer gewissen Aufmerksamkeit musterte. Als er hörte, dass ich mit der Hausbesitzerin verhandelte — ich schlug ihr vor, mir die ganze Hütte zu vermieten — sprach er mich auf französisch an. Es war Ferrari, ein italienischer vom Kaukasus kommender Dolmetscher, welcher mit einem jungen italienischen Gelehrten, Lamberto Loria aus Florenz, zwei Monate im Tekke-Land gelebt hatte; beide wohnten in der Herberge. Er zeigte sich liebenswürdiger als die Russen und bot mir an, in dem schlechten Zimmerchen, das er bewohnte, auszuruhen. Ich verdankte ihm, dass, wie durch eine Fügung der Vorsehung, der General Meyer sich in Kysyl-Arwat befände und dass er bei dem Eisenbahndirector mit Herrn Loria zu Mittag ässe. Alsbald sandte ich Ferrari mit meinem Empfehlungsbrief zu dem General Meyer und eine halbe Stunde später sah ich den General selbst mit dem jungen Italiener ankommen; ich weiss nicht, was ohne seine Vermittelung hier aus mir geworden wäre. Ich fand in ihm nicht allein einen Mann der besten Gesellschaft und einen Gelehrten, sondern auch noch einen halben Landsmann, denn sein Vater war ein Schweizer, aus St. Gallen gebürtig, wo seine Familie noch heute ansässig ist.

Er war für mich die Vorsehung des unter diese buntzusammengewürfelte Bevölkerung verirrtten Reisenden; er beschäftigte sich mit allen Einzelheiten meiner weitem Reise, stets bereit mir nützlich zu sein. Meine Dankbarkeit für diesen ausgezeichneten Mann ist grenzenlos, denn er allein machte eine Ausnahme bei dem eisigen Empfang, den ich von dieser wunderlichen russischen Gesellschaft in dem neueroberten Lande erfuhr.

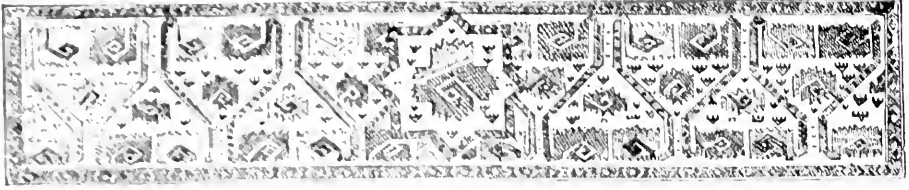
Von Kysyl-Arwat wollte ich zuerst geradeswegs über die Berge im Süden nach Asterabad; allein diese Reise ist unausführbar. Auf der andern Seite des Atrek, zwischen Tschikischliar und Asterabad, sind die Turkmenen, Jomuden und Goklanen in Aufstand; jede Verbindung ist unterbrochen. Ich werde mich daher nach Askabad oder womöglich nach Merw wenden und sehen, ob ich von dort nach Persien gelangen kann. Wird man mir die Durchreise gestatten, und wird es mir gelingen, durch dieses fast gänzlich

unbekannte Land an mein Ziel zu kommen? Gott weiss es. Mit Muth und Ausdauer gelingt es, die Hindernisse der Natur zu besiegen, auch das Klima und sogar die Räuber; aber nichts kann den bösen Willen der Behörden bewältigen.

Jedenfalls werde ich von hier aus mein ganzes Gefolge fortschicken. Ich gebe die Karavanenreise auf und habe vor, mit so wenig Gepäck wie möglich meine Reise zu Pferde fortzusetzen.



Hirschgeweih.



ZWÖLFTES KAPITEL.

DAS TURKMENENLAND.

Die Provinz Transkaspien. — Die Achal-Oase. — Skobelew und die Einnahme von Gök-Tepi. — Die Tekke. — „Du wirst Chan sein.“ — Turkmenische Pferde und ihre Pflege. — Die Alamane. — Serdar. — Nüchternhe Ueberfälle und Sklavensold. — Baschi-Serdar. — Die Tekke-Frauen. — Tragisches Ende der Tochter Kib-Bour's. — Die tekkeschen Festungswerke. — Bewässerung. — Askabad. — Der General Komarow. — Sklaveneinkaufe. — Die Oase von Merw. — Verfahren, Münze zu schlagen. — Gul-Dschamal, die Witwe von Nur-Werdi. — Occupation von Merw durch die Russen. — Der Atek. — Das streitige Gebiet im englisch-russischen Conflict. — Russische Politik in Centralasien.

Als ich im verflossenen Jahre mich in Kysyl-Arwat aufhielt, war die neue russische Provinz, bekannt unter dem Namen transkaspisches Territorium, von einem in Askabad wohnenden und von dem Generalgouverneur des Kaukasus abhängigen Militärgouverneur verwaltet. Sie theilte sich in drei Bezirke, den von Mangischlak, von den Adai-Kirgisen und ungefähr 400 Kibitken der Tekke-Turkmenen bewohnt; den vom Atek, im Westen durch das Kaspische Meer und im Süden durch Persien begrenzt, mit turkmenischen, jomudischen und goklanischen Stämmen, und den Bezirk von Askabad, von Kysyl-Arwat bis Baba-Durma, mit der Achal-Tekke-Oase, von ungefähr 100000 Tekke, dem wildesten turkmenischen Stamme, bewohnt.

Die Achal-Oase, im Südwesten durch die Berge des Kopet-Dagh begrenzt, ist eins der reichsten Länder von Centralasien. Es ist ein fruchtbarer Landstrich, ungefähr 240 Werst lang, von unregelmässiger Breite, abhängig von der Wassermenge, die von den Ariks (Kanäle) und den von den steilen Abhängen des Kopet-Dagh herabfliessenden Bächen geliefert wird. Hier gibt es keine eigentlichen Flüsse; da die grossen Thäler alle Längsthäler sind, ergiessen sie ihre Gewässer in das Kaspische Meer durch den Atek und den Gurgen. Ueberall wo das Wasser fehlt ist die Oase durch sandige oder felsige Regionen durchschnitten. Die

Dörfer ziehen sich längs der Ariks manchmal in dichten Gruppen hin. Das ganze Land trägt die Spuren einer frühern Civilisation; man findet sogar die Ruinen mehrerer grossen Städte, über deren Ursprung aber die Eingeborenen nicht die leiseste Andeutung geben können.

Im Jahre 1869 setzten sich die Russen zum ersten mal am östlichen Ufer des Kaspischen Meeres fest. Der General Stoljetow gründete an der Stelle eines kosakischen Fischerdorfes die Militärstation von Krasnowodsk. 1871 nahmen die Russen Tschikischliar, an der Mündung des Atrak, aber diese Niederlassung wurde bald nach ihrer Gründung wegen ihrer unfruchtbaren und ungesunden Nachbarschaft aufgegeben. Uebrigens bot der kleine Hafen von Tschikischliar nur einen schlechten Landungsplatz; dennoch benutzte ihn der General Lazarew im Jahre 1878 als Ausgangspunkt seiner Expedition gegen die Tekke, welche ihre Räubereien bis vor den Mauern von Krasnowodsk ausübten. Die Russen, die Zahl und den Muth der hinter den Wällen von Gök-Tepe stark verschauzten Feinde nicht ahnend, wurden geschlagen. Um den Einfluss des russischen Namens aufrecht zu erhalten, musste um jeden Preis Gök-Tepe genommen werden. Diese wichtige Mission wurde dem General Skobelew anvertraut. Obgleich der Gang dieses Kampfes bekannt ist, so wollen wir doch hier einige Einzelheiten aus dem Briefe eines Landsmanns, Offizier in der russischen Armee, mittheilen. Die Schwierigkeiten eines Marsches durch die Wüste vorherrschend, theilte Skobelew seine Armee in zwei Colonnen: die eine sollte von Tschikischliar, die andere von der Bucht von Michailow anrücken; das Zusammentreffen sollte in Bami stattfinden, einem tekkesischen Festungswerk am Eingang der Achal-Oase. Obgleich die Eisenbahn von Michailow nach Kysyl-Arwat erst im September 1881 vollständig fertig sein konnte, benutzte dennoch der General einen Theil davon, um das Material und die Truppen zu befördern. Am 10. Juni nahm die von Skobelew commandirte Vorhut Bami. Der General zog im Juli, nachdem er Bami befestigt und verproviantirt hatte, mit 400 Mann und 16 Kanonen zu einer Recognoscirung bis unter die Mauern von Gök-Tepe; erst in den letzten Tagen des December 1880 konnte er den Platz mit 58 Kanonen und 8000 Soldaten einschliessen. Gök-Tepe bildete ein Quadrat von 8 Werst im Umfang; die 7 m hohen, sehr dicken Lehmmauern waren von einem theilweise mit Wasser gefüllten Graben umgeben. Drei von ausgezeichneten Schützen besetzte vorgeschobene Festungswerke sicherten den Platz vor jeder Annäherung, während ein im Nordosten gelegener befestigter und mit einer Haubitze bewaffneter kleiner Berg die ganze Festung beherrschte. Im Innern des Platzes, den der berühmte Tokma-Serdar befehligte, hatten die Tekke beinahe 9000 Zelte für die geflüchtete Einwohnerschaft der Oase aufgestellt, sodass im Augenblick des Angriffs Gök-Tepe wol 30—40000 Personen enthielt; die Festung war ausserdem von einem Corps von 7000 Reitern vertheidigt. Skobelew begriff sofort die Schwierigkeit, einer solchen Position durch einen Handstreich Meister zu werden, und entschloss sich zu einer Belagerung. Als die Russen zwei Tekke gefangen genommen hatten, wurde diesen Männern erlaubt, in die Festung zurückzukehren,

wenn sie die Besatzung auffordern wollten, sich zu ergeben oder, im verneinenden Falle, die Greise, Frauen und Kinder abziehen zu lassen. Die Antwort liess nicht auf sich warten: Tokma-Serdar schickte nebst einem Briefe voll Beleidigungen die Köpfe der beiden Emissare in einem Sack zurück.

Als Skobelew eines Tages die feindlichen Festungswerke in der Nähe besichtigte, wurde er mit einem wahren Kugelregen begrüsst; mehrere Soldaten seiner Escorte wurden verwundet. Da einige Offiziere ihn aufforderten, sein Leben nicht so tollkühn auszusetzen, liess sich der General statt jeder Antwort einen Stuhl und Thee bringen; dann setzte er sich in einer Entfernung von 300 m vom Feinde nieder und studierte aufmerksam die Festung, dabei Thee trinkend und rauchend, während die Kugeln um ihn herum pfliffen. Als aber die grosse Haubitze sich ins Spiel mischte und ein Geschoss wenige Schritte von seinem Stuhl in den Boden fuhr, grüsste Skobelew die Artilleristen mit seiner Mütze und kehrte langsam zu seinem Stabe zurück. Bald nachher fing die Beschiessung an; die Laufgräben wurden mit der grössten Energie, unter häufigen Ausfällen der Belagerten, weitergebaut. Trotz eines unaufhörlichen Scharfschützenfeuers waren die Kanonen im Handumdrehen überwältigt. Die Tekke stürzten sich blindlings auf die Infanterie; über die Leichen springend, ergriffen sie mit der einen Hand die Flinten der Russen und säbelten so wüthend mit der andern, dass an manchen Stellen der Boden mit Köpfen, Schultern, Armen, Händen und Beinen übersät war. Es gibt nichts Schrecklicheres als diese Kämpfe Mann gegen Mann, während deren man nichts mehr hörte als das Klirren der Säbel und Bajonnete, gedämpftes Fluchen, dumpfes Stöhnen, herzerreissendes Geschrei und die Rufe: „Abah!“ und „Hurrah!“ Von dieser denkwürdigen Belagerung sprechend, erzählt Skobelew Folgendes: „Bei ihren nächtlichen Angriffen sprangen die Tekke auf die Brustwehren meiner Laufgräben und säbelten dort meine Schützen von oben nieder, ohne dass es mir möglich war, die Leute zu beschützen. Als ich eines Abends meine Runde bei den Vorposten machte, hörte ich einen Soldaten zu seinem Kameraden sagen: «Der General handelt unklug, uns nachts in den Gräben aufzustellen, denn die Tekke springen auf die Brustwehren und hauen uns zusammen, ohne dass wir uns wehren können. Wenn er uns 10 Schritt weiter zurück aufstellte, müssten die Tekke in die Laufgräben springen, wo wir sie ohne Gefahr vernichten könnten.» — Dies war eine Offenbarung für mich; am andern Morgen lagen Hunderte von Feinden in den Gräben.» Besagter Soldat bekam den St.-Georgsorden.

Als die Laufgräben hinreichend vorgeschoben waren, wurde der Sturm beschlossen. Am Morgen des 24. Januar begannen die Kanonen ihr Vernichtungswerk. Die Mauern stürzten in die Gräben, während die Vertheidiger die Breschen mit Säcken voll Erde verstopften, die einige Augenblicke später in Fetzen bis zum Fusse der Mauer herabrollten. Als die Breschen breit genug waren, um den Sturm zu erlauben, verwandelte die Artillerie das Innere der Festung in eine Hölle. Man denke sich diesen weitläufigen Platz, gedrängt voll Soldaten, die bei den Schiessscharten und Breschen in dichten Massen standen; 7000 Frauen und Kinder in ihren Filz-



EV. VAN MUDDEN

TRICAPLET

Tekke - Turkmene.

kibitken und in Mauernischen versteckt, alle dem Schnellfeuer so vieler Kanonen ausgesetzt, welche jede Minute hunderte von Granaten unter die Menschenmenge warfen, wo sie zersprangen. Man kann sich denken, wie es da aussah. Plötzlich hörte man einen fürchterlichen Knall; die Erde zitterte; eine schwarze Dampfsäule stieg gen Himmel; es war eine Mine, welche soeben einen Theil der Festung und ihrer Vertheidiger vernichtet hatte. Die Russen warfen sich in die Breschen, ein schrecklicher Kampf entstand, und diesmal flüchteten die Tekke, von den Kosaken verfolgt, von denen sie ohne Gnade niedergemetzelt wurden. Am Abend wurden im Innern der Festung 6000 Leichen gesammelt; 1500 verwundete Frauen und Kinder, die einzigen Ueberlebenden, irrten, wahnsinnig vor Schrecken, in diesen Ruinen umher. Die Einnahme dieser Festung erregte ein so gewaltiges Entsetzen in der Achal-Oase, dass jeglicher Widerstand alsbald aufhörte und der wildeste Turkmenenstamm den Siegern seine Unterwerfung anbot. Die Häupter der Dörfer und sogar Tokma-Serdar, der Vertheidiger von Gök-Tepe, kamen in das Hauptquartier, um den Schwur der Treue zu leisten.

Der neue Bezirk Achal, dessen Hauptort Askabad ist, zählt beinahe 60000 Kibitken; die Bewohner sind Tekke (Ziegen), ein Beinamen, welcher wahrscheinlich seinen Ursprung in der Behendigkeit hat, mit der sie die steilen Abhänge der Berge am südlichen Saum ihrer Oase zu Pferde erklettern. Die Tekke bilden ebenfalls den grössten Theil der Bevölkerung der Oase von Merw. Grolekow sagt, dass sie ehemals die Halbinsel Mangischlak bewohnten, aus der sie im J. 1718 durch die Kalmüken — Vambéry sagt durch Kaisaken — verdrängt wurden. Nach Süden flüchtend, verdrängten sie die Jomuden aus Kysyl-Arwat, eroberten die Achal-Oase, nachdem sie die Kurden und die Alieli verjagt, und erklärten sich dem Chan von Chiwa zinspflichtig, dem sie für jedes Dorf eine Steuer von einem Kamel bezahlten und Geiseln schickten; gleichzeitig erkannten sie die Obergewalt von Persien unter Nadir-Schah an, was sie keineswegs hinderte, mit bewaffneter Hand Einfälle in die Länder ihrer Lehnsherren zu machen. Im J. 1855 schlugen die Tekke die Armee des Chan von Chiwa, Mohammed-Emin; letzterer wurde in einem Treffen in der Nähe von Sarachs getödtet; seitdem erklärten sie sich für unabhängig, ohne Unterbrechung mit Chiwa, Bochara und Persien Krieg führend.

Die Tekke theilen sich in zwei grosse Familien (Ottamisch, Tochtamisch), welche Stämme bilden (Bek, Wakil, Bachschi-Dasch-Ajak, Tschitschmas); diese verzweigen sich wiederum ins Unendliche. Sie sind sunnitische Muselmanen und je nach ihrem Reichthum gehen sie wie alle Turkmenen vom Nomadenleben zum Ackerbau über. Inmitten ihrer Felder erheben sich ihre Festungswerke, grosse Mauern aus Lehm, stellenweise mit Thürmen versehen, mit einem einzigen Thor. Diese Festungswerke, Kala genannt, sind im allgemeinen nur zur Saat- und Erntezeit bewohnt; ausserhalb dieser Zeit, folgt der Aul seinen Heerden auf die Weiden; bloß wenn ein Feind gemeldet wurde, stellen sie ihre Kibitken im Innern der befestigten Mauern auf, deren Eingang sie verbarrikadiren.



TURKMINISCHE FESTUNG IM ATERK-GEBIET

Bis zu ihrer Unterwerfung unter Russland erkannten die Tekke keine Obergewalt an und ihr Verwaltungssystem war äusserst einfach. Eine Versammlung der „Ischane“ und der angesehensten Männer der verschiedenen Auls berieth über diejenigen Angelegenheiten, welche für den ganzen Stamm Interesse hatten, zum Beispiel das Massenaufgebot. Diese Versammlung ernannte auch die Chane, von denen der eine in Merw, der andere in Askabad residirte. Die Einsetzungsfeier hätte nicht republikanischer sein können: der Aelteste der Versammlung sagte einfach zu dem Ernannten: „Du wirst Chan sein!“ und wenn dieser Würdenträger seinen streitsüchtigen Wählern nicht mehr gefiel, setzten sie ihn ab mit den Worten: „Du wirst nicht mehr Chan sein!“

Die Würde eines Chan war übrigens kaum beneidenswerth; keine Ehren wurden diesem Oberhaupt erwiesen und sein Einfluss war fast null. Der Chan stellte die Executivgewalt vor und verfügte über 40 Dschigiten, um seine Befehle ausführen zu lassen; in Wirklichkeit war er der erste Diener seines Stammes, er hatte nicht einmal das Recht Steuern zu erheben. Der Titel Chan wurde auch ausnahmsweise, als Ehrenzeichen, an diejenigen verliehen, welche in den Kriegen grosse Tapferkeit bewiesen hatten.

Der berühmteste Chan der Achal-Oase war Nur-Werdi, vom Stamme der Wakil; er schlug 1855 die Chiwaner, 1861 die Perser und 1869 die Russen vor Gök-Tepe. Als er an der Spitze von 2000 Tekke die Saryk vernichtet hatte, wurde seine Tapferkeit mit der Hand des schönsten und intelligentesten Mädchens von Merw, Gul-Dschamal, belohnt. Die Güter, die er durch diese Heirath bekam, erlaubten ihm, bald in der Achal-Oase, bald an den Ufern des Murgab zu wohnen. Dieser unerschrockene, gerechte und gastfreundliche Fürst behielt bis 1880 einen grossen Einfluss. Er starb im Alter von 50 Jahren; sein Sohn Machtum-Kuli-Chan folgte ihm in der Regierung, besass aber nicht die grossen Eigenschaften seines Vaters.

DAS TURKMENISCHE PFERD.

Wie bei allen Turkmenen finden wir auch bei den Tekke die Ansässigen oder Tschomur und die Nomaden oder Tscharwa. Die Heerden bilden den einzigen Reichthum der letztern; sie ziehen grosse kräftige Kamele und eine ausgezeichnete Rasse Schafe, doch sind es hauptsächlich ihre Pferde, die den grössten Ruf, sogar ausserhalb Centralasiens haben. Schon zu Zeiten Alexander's des Grossen waren die Pferde von Sogdiana berühmt. Marco Polo spricht von den ausgezeichneten Pferden Centralasiens, welche die Sage von Bucephalus abstammen lässt, und er sagt, ihre Hufe wären so hart, dass man keine Hufeisen mehr brauche. Wenn das tekkeseche Pferd direct von dieser Rasse abstammt, so ist doch sein Blut öfters aufgefrischt worden; so zum Beispiel vertheilte Timur 5000 Stuten unter die Turkmenen, und in unserm Jahrhundert gab ihnen Nasr-Eddin 600 Stück. Trotzdem weist das jetzige tekkeseche Pferd die

charakteristischen Merkmale der arabischen Rasse nicht auf; es ähnelt eher dem englischen Vollblut: es ist gross, mager, mit zarten Gliedern und schmaler Brust; sein Hals ist lang und dünn, der Widerrist sehr aufgerichtet, der Kopf oft schwer, die Hinterhand verhältnissmässig wenig entwickelt. Es fehlt diesem Pferde das Hauptkennzeichen des arabischen: der hohe Schweifansatz. Das Tekkepferd hat oft ein abschüssiges Kreuz und wird darum der Schweif hässlich getragen; der Kopf ist gebogen oder wenigstens gerade, fast immer schwer und in keinem Verhältniss zu den andern Theilen; dagegen ist das Auge bemerkenswerth gross.

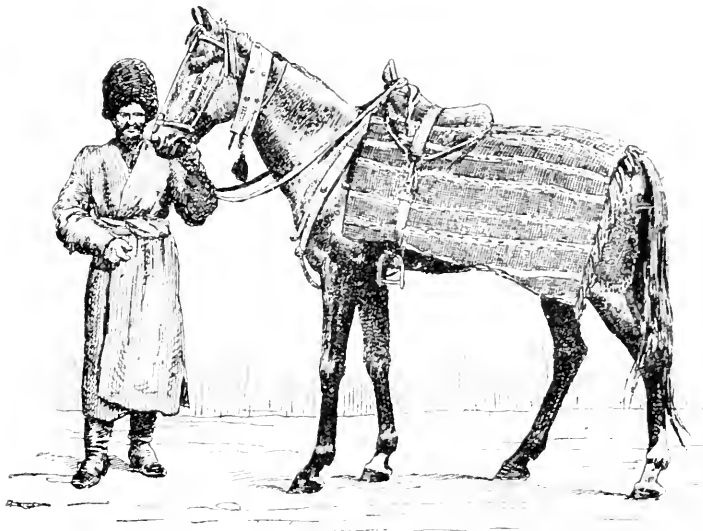
Die Tekke kennen keine Gestüte; die Pferde werden im Aul erzogen und die Stuten allein folgen den Heerden der Tscharwa auf die Weiden; sie werden wenig geritten und nur auf kleine Entfernungen verwendet. Da der Hengst bei den Behausungen aufgezogen wird, ist er gegen den Reiter sehr sanftmüthig und von einer seltenen Intelligenz.

Ein turkmenisches Sprichwort sagt: „Um aus einem Füllen ein Pferd zu machen, muss der Besitzer sich zum Hunde machen (sich opfern).“ Es ist dies aber nur ein Spruch von Faulenzern, denn Striegel und Bürste sind hier unbekannt; die Wartung ist sehr vereinfacht. Der Turkmene kratzt das Pferd mit seinem Messer immer in derselben Richtung ab und begnügt sich, es mit dem Aermel seines Chalates oder mit einem Stück Filz glattzustreichen. Das Füllen bleibt Tag und Nacht mit Filzdecken belegt, deren Zahl mit dem Alter zunimmt. Zwei oder drei schabrackenförmige Filze bedecken den Widerrist des erwachsenen Pferdes, der gewöhnlich mit Wunden übersät ist; die Decken können darum nur mit der grössten Vorsicht gehoben werden. Der Tekke behauptet, dass die Luft und namentlich die Sonne diesem so zarten Theile der Wirbelsäule schädlich sind.

Auf diesen Filzen ruht der Sattel, welcher aus Holz und Horn besteht und dem Holze des alten ungarischen Sattels ähnelnd sieht; der lanzenförmige Sattelknopf ist sehr lang. Die erste Decke, aus einem buntfarbigem Seiden- oder Baumwollstoff, liegt auf dem Kreuze bis zum Anfang des Halses; sie wird über den Sattel gelegt und über der Brust geschnürt. Dann kommt ein zweiter, grösserer Filz, welcher das Pferd von den Ohren bis zum Anfang des Schweifes bedeckt. Endlich vervollständigt eine dritte Decke, im allgemeinen weiss und reich gestickt, die Bekleidung des Renners. Fünf Oeffnungen befinden sich in allen Filzen, zum Durchlassen des Sattelknopfes, der Steigriemen und des letzten Gurtes, welcher sich rund um diese umfangreiche Hülle schlingt und dem Pferde nur an Haupttrenntagen abgenommen wird; in der übrigen Zeit, Sommer und Winter, bei Nacht wie bei Tag, behält der Wüstenrenner seine warme Kleidung. So schmilzt das Fett unserer Reitthiere, meinen die Tekke. In der That haben sie nur Muskeln. Haut und Haar erlangen durch diesen Ueberfluss an Decken eine Feinheit, die man bei keinem andern Pferde wiederfindet; das glänzende Haar nimmt unglaubliche Farben an, ein kupferiges, goldenes Fuchstroth, das bei Sonnenschein ganz überraschende Wirkungen bietet.

Die Tekke verstehen die Dressur des Pferdes sehr gut; während sie

seine Leistungsfähigkeit entwickeln, bringen sie es fertig, seine Nahrung und namentlich das Wasser auf ein unglaubliches Minimum zu reduciren; die getrocknete Luzerne wird durch gehacktes Stroh ersetzt und unser Hafer durch mit Hammelfett gemischtes Gerstennmehl. Die Turkmenen wenden gegen die Krankheiten der Pferde wenig Heilmittel an; Aderlass, Diät und empirische Behandlung spielen die grösste Rolle; nichtsdestoweniger lernte ich von ihnen verschiedene Verfahren, welche mir gute Dienste geleistet haben. So zum Beispiel heilte ich das Schulterhinken durch Auflegen eines zuerst in gesättigtem Salzwasser gekochten Filzes. Was die Wunden am Widerrist betrifft, welche so häufig auf Reisen vorkommen, so habe ich es dem tekkesehen Verfahren zu verdanken, dass mir nie ein Pferd unbrauchbar wurde. Nachdem die Wunde mit lauwarmem Wasser



Tekkepferd, Geschenk für den Kaiser von Oe-sterreich.

ausgewaschen worden war, liess ich nachts einen Teig von Pferdemist auflegen, den man in warmem Wasser anrührte; am andern Morgen wurde nach gründlichem Waschen mit lauwarmem Wasser ein Stück verkohlten Filzes auf die Wunde gelegt und dieselbe vernarbte binnen 24 Stunden.

Wenn dem Pferd der Sattel abgenommen worden ist, werden die Decken mit einem viermal um den Körper geschlungenen Gurt befestigt; die erste Wendung liegt da, wo bei uns die Pferde gegürtet werden, die zweite geht unter dem Bauche in der Lendengegend durch. So bekleidet bleibt das Pferd an einem langen Seile oder einer Kette in der Nähe der Kibitke gefesselt. Infolge der fortwährenden Reibung der Decken auf dem Halse entwickelt sich die Mähne nur wenig oder gar nicht und da wo sie sich zeigt, wird sie mit einer Schere abgeschnitten. Der Tekke lässt dem Pferde nur den Haarbüschel auf der Stirn. Der Schweif ist lang, aber nicht dicht. Der Turkmene kennt das Gebiss nicht; seine Zügel

sind dünn; er gebraucht weder Sporen noch Peitsche, beide sind wegen der Decken überflüssig; die winzige Peitsche, die er handhabt, ist ein blosses Spielzeug. Selten bestraft der Tekke sein Pferd; wenn er es thut, hebt er die Filze auf, welche die Kruppe bedecken, und während dieser sehr complicirten Arbeit hat seine Wuth Zeit, sich zu beruhigen.

Der Tekke reitet mit schlaffen Zügeln, dem Pferde, welches den Kopf von selbst schön trägt, seine ganze Freiheit überlassend. Das Thier wählt selbst mit einem merkwürdigen Instinct seinen Weg durch die steilen Schluchten der Berge. Die Decken zwingen den sehr hoch im Sattel sitzenden Reiter, die Beine gerade und sehr gespreizt zu halten; beim Galop steht der Reiter im Steigbügel, den Körper vorwärts gebeugt. Das tekkesche Pferd kennt nur den Galop und eine Gangart, die dem Terzschrift ähnelt; in diesem Schritt macht der Turkmene seine grossen, achtägigen Züge; im Mittel legt er 200 Werst im Tag zurück und bleibt 20 Stunden des Tags im Sattel. Ich habe mich gewundert, in der Achal-Oase hinsichtlich der Pferde denselben Aberglauben wie bei den Ural-Kosaken zu finden; ein Pferd, das z. B. einen weissen Huf an den gegenüberstehenden Gliedern hat, bringt dem Besitzer Unglück; ein Pferd, welches weiss um das Maul ist, liefert den Beweis, dass die Frau des Reiters ihm untreu ist.

DIE ALAMANE.

Vielleicht ist es nicht so sehr die Rasse des turkmenischen Pferdes als die Arbeit, die von ihm gefordert wird, aus der seine Ueberlegenheit entsteht. Die Alamane, die Razzias mit bewaffneter Hand, haben die tekkeschen Pferde geschaffen und ihre wunderbaren Eigenschaften entwickelt; wenn einmal die Alamane unmöglich sind und die Tekke ihre Pferde nicht mehr für diese langen Unternehmungen dressiren werden, wird auch der Werth dieser Pferde unter denjenigen der jemralischen Renner fallen, die unser Erachtens einen ausgezeichneten Typus darstellen. Der Turkmene behält, was er an zarten Gefühlen besitzt, für sein Pferd, mit dem er seine letzte Handvoll Gerste und seinen letzten Tropfen Wasser theilt. Da dieses Thier niemals geschlagen wird, zeigt es den Menschen gegenüber einen merkwürdig sanften Charakter, obwol es mit seinesgleichen wild und bössartig ist; gelingt es einem Hengst sich loszureissen, so entstehen bisweilen schreckliche und für die Leute in der Nähe oft sehr gefährliche Kämpfe. Es ist unnöthig, sich ins Mittel zu werfen, wenn der Besitzer nicht zugegen ist; diesem dagegen gelingt es oft mit seinem einfachen: „Dur! Dur!“ (ruhig), seinen Renner zu beschwichtigen, während ein Fremder seine Knochen aufs Spiel setzen würde. Aber die Liebe des Tekke für sein Pferd ist im Grunde nicht uneigennützig, denn das Thier ist für ihn das Mittel zum Broterwerb, die Quelle des Reichthums. Der Tekke ist schmutzig; er trägt abscheuliche Lumpen, er legt sogar in seinen Waffen keinen Luxus an den Tag; aber sein Pferd und seine Frau bezeugen seinen Wohlstand; Geschirr und Zügel sind mit Silber

beschlagen, in demselben Maasse wie seine Frau mit werthvollen, auf den Alamanen eroberten Juwelen bedeckt ist.

Das Sprichwort sagt: „Es wäre leichter, jedes Sandkorn der Wüste anzunehmen, als den Turkmenen festzubalten.“ Ein anderes: „Der Turkmene zu Pferde kennt seinen Vater nicht.“ Dieser wilde, unbändige, durch seinen flüchtigen Renner ausgezeichnete kühne Reiter ist infolge der Feigheit seiner Nachbarn der gefürchtetste Räuber geworden, welcher lange Jahre hindurch Schrecken auf seinem Durchzug verbreitete. Der Alaman war der Zweck seines Daseins, das einzige Mittel für ihn, Ruhm und Reichthum zu erwerben; der Alamantschik, welchen man anderswo Strauchdieb nennen würde, weit entfernt verachtet zu sein, wurde von den Dichtern als ein tapferer Ritter besungen. Diese gegen einen feindlichen Stamm gerichtete Menschenjagd brachte dem Sieger Vieh und Lösegeld liefernde Gefangene ein. Bei ihren Einfällen in die Länder der Ungläubigen, wie Persien, führten die Alamantschiks Heerden von Kizilbaschis (verächtlicher Ausdruck für die Perser) heim, welche auf die Sklavenmärkte von Centralasien geschleppt wurden.

Die Zahl der an einem Alaman theilnehmenden Reiter schwankte zwischen drei und 1000 oder mehr. In seinem Aul kennt der Turkmene keinen Herrn, während des Alamans aber wählte er einen Anführer, dem er blindlings gehorchte. Eine genaue Kenntniss der Wege, der Brunnen, die Gabe des Befehlens und persönlicher Muth waren nothwendige Bedingungen, um „Serdar“ (Commandant des Zuges) zu werden; persönlicher Muth allein gab den Titel „Batter“ oder „Batyr“ (Held, Ritter). In der Achal-Oase, welche die berühmtesten Serdars des letzten Krieges geliefert hat, gab es einige, deren Specialität darin bestand, die Alamanen in die Staaten des Emirs von Bochara zu leiten; andere, welche die Hilfsmittel und die Brunnen der grossen Wüste kannten, führten ihre Banden gegen die Turkmenen von Chiwa; die Mehrzahl endlich leitete ihre Züge nach Südwesten, in die Provinzen von Budschnurd, Kelat und Deregos. Ein Alamantschik braucht zu seinem Handwerk ein gutes Pferd, Waffen, Muth und Todesverachtung. Ein Waffenstillstand trat bei den turkmenischen Alamanen im heissen Sommer ein, nur die Tekke übten ihr Gewerbe das ganze Jahr hindurch aus; für sie gab es keine stille Jahreszeit.

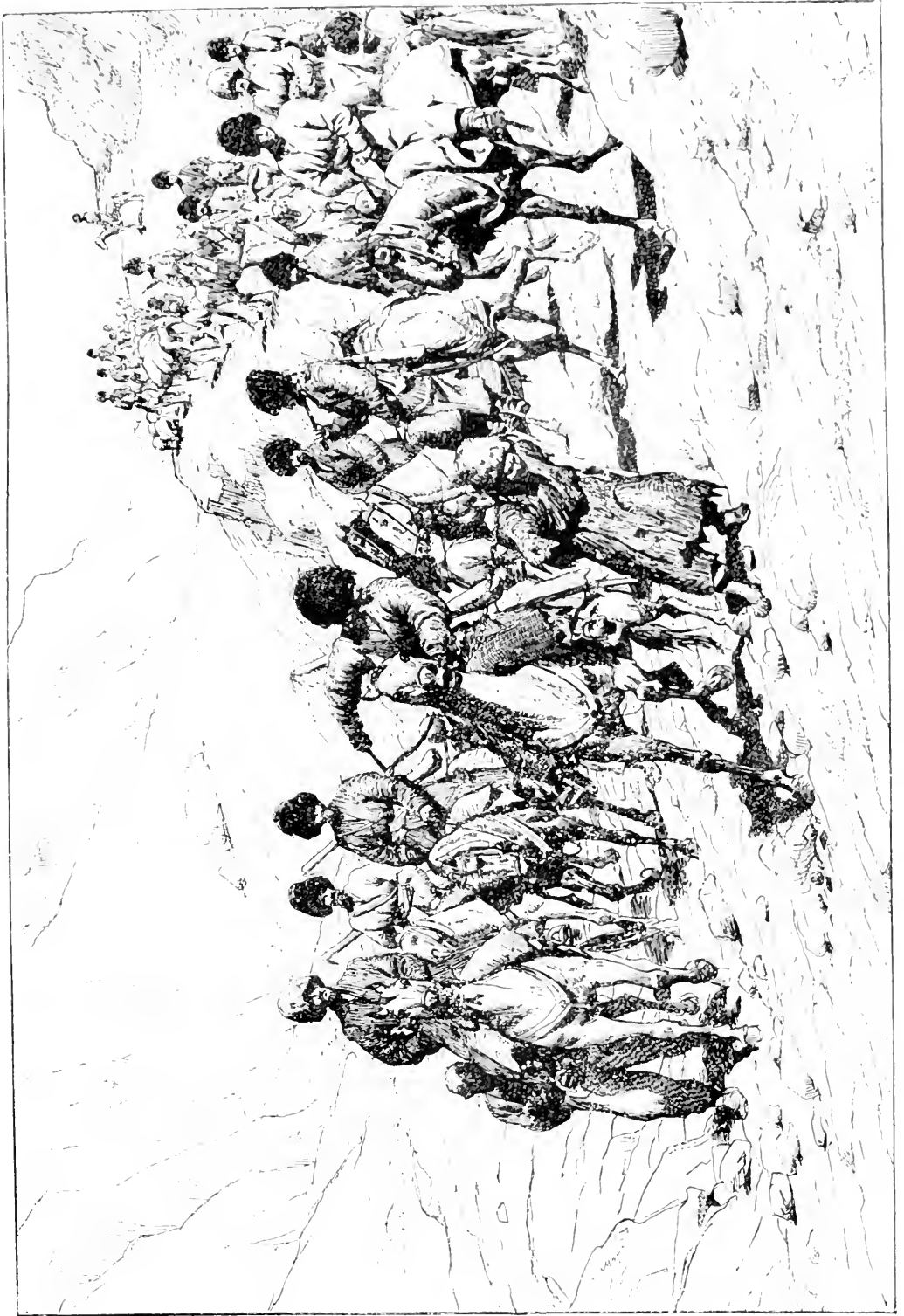
In der Achal-Oase verbreiten sich Neuigkeiten rasch. Sobald das Gerücht ging, dass einer der bekannten Serdars einen Raubzug organisire, sah man die Alamantschiks von allen Seiten herbeieilen, um sich unter seinen Befehl zu stellen. Der Serdar bestimmte den Ort und die Zeit des Stelldichein, vertraute aber keinem Menschen das Ziel des Unternehmens an. Am Tage des Abmarsches versammelten sich die auf ihren Hengsten sitzenden und oft ein zweites Pferd hinter sich führenden Reiter um ihr Oberhaupt. Sobald sich der Alaman in Bewegung gesetzt hatte, war der Serdar unumschränkter Herr über seine Leute; er besass das Recht über Leben und Tod. Wenn der Zug nach Persien ging, erklimmte die schweigsame Truppe nachts die Gehänge des Kopet-Dagh und stieg, entsetzliche Wege verfolgend, in die Abgründe der Berge, um sich während des Tages in den dem Serdar allein bekannten Verstecken aufzuhalten. Wenn

der Alaman eine Ortschaft der fruchtbaren Ebene von Chorasán zum Ziele hatte, dann machte die Bande, auf dem südlichen Abhange des Berges angekommen, halt; die Vorräthe und die Handpferde wurden unter der Obhut einiger Reiter in einem schwer zugänglichen Versteck zurückgelassen. Der Tag ging über den Rüstungen zum Kampfe hin, und gegen die Dämmerung überfielen die Streiter, ihren Schlupfwinkel verlassend, eine Kurdenfestung oder ein Dorf in der Ebene, indem sie versuchten, in das Innere der Ortschaft im Augenblick der Rückkehr der Heerden einzudringen. Wenn dieses Manöver gelang, erfolgte ein schauerhaftes Blutbad. Nach der Plünderung trieben diese Räuber die gesunde Einwohnerschaft vor sich her und zogen wieder nach den Bergen.

Eine andere namentlich gegen die Kurdenfestungen gebräuchliche Taktik bestand in der Anwendung von Sturmleitern, um, während die Einwohner schliefen, in den Platz zu gelangen. Schilwa-Tscheschme wurde auf diese Weise erobert. Von einer Bevölkerung von 480 Personen konnten nur 40 entfliehen, alle andern wurden niedergemetzelt oder als Sklaven fortgeschleppt. Einer der Ueberlebenden dieses unglücklichen Ortes erzählte mir in Schilwa-Tscheschme selbst die entsetzliche Scene. Die Tekke tödteten aus reiner Mordlust; die Aermel zurückgeschlagen, in der Hand den Ptschak, ein langes spitzes Messer, „arbeiteten“ sie, wie er sich ausdrückte, um ihren Blutdurst zu stillen. Belagerungen gehörten nicht zu ihrer Taktik; der Alaman bestand nur in nächtlichen Ueberfällen; trafen sie auf Widerstand, so schlugen sich die Muthigsten, während die andern plünderten und die Gefangenen hinwegführten.

Die Tekke flössten überall eine so grosse Furcht ein, dass ihre Angriffe fast immer Erfolg hatten. Waren sie einmal im Orte, so hatte die bestürzte Bevölkerung selten Muth genug, die Angreifer, so gering ihre Anzahl auch sein mochte, fortzujagen. Die Einzelheiten dieser Plünderungen, welche ich mir an Ort und Stelle von den Kurden erzählen liess, übersteigen jede Einbildungskraft. War der Ort bewacht und vertheidigt, dann zogen sich die Tekke gewöhnlich zurück, um eine leichtere Beute anzugreifen. Wenn sie sich in die Ebene wagten, griffen sie die Karavane mit grossem Geschrei an. Vor der Einnahme von Gök-Tepe war die Hauptstrasse von Mesched nach Teheran von den Tekke so unsicher gemacht, dass die Karavane zu bestimmten Zeiten Schahrud in Begleitung von Infanterie, Cavalerie und sogar Artillerie verliessen. Die Furcht vor den Turkmenen war so gross, dass kein Landmann unbewaffnet an die Arbeit ging. Auf ihren Feldern hatten sie runde Thürme mit sehr kleinen Eingängen gebaut; sobald sie einen turkmenischen Reiter auch nur von fern sahen, flüchteten sie sich in diese Thürme und verraummelten die Thüre im Innern mit Steinhaufen.

Wenn die Kurden die Gefangenen und die Heerden zu befreien suchten, erwarteten sie die Räuber in ihren Gebirgsschluchten und lieferten ihnen blutige Kämpfe, in denen die Tekke sich bis auf den Letzten niederhauen liessen. Diese Schlachtfelder sind durch zahlreiche, zum Andenken an die Todten errichtete Pyramiden bezeichnet. Ich habe mehr als einen dieser Friedhöfe in den Engpässen des Ala-Dagh gesehen.



Rückkehr von einem Aman.

Die iransche Bevölkerung der Ebene bot den Räubern ein leichteres Arbeitsfeld. Man erzählt, dass ein wohlbewaffneter Perser, der von einem Räuber angefallen worden war, diesen besiegt hatte. „Was machst du?“ rief der auf dem Boden liegende Gegner. „Weisst du nicht, dass ich ein Tekke bin?“ Bei diesen Worten überkam den Perser eine solche Furcht, dass er sich binden und von dem Tekke, den er soeben in seiner Gewalt hatte, als Gefangener fortschleppen liess. Godekow führt an, dass zur Zeit der grossen Hungersnoth, welche Persien 1871 verwüstete, die iransche Bevölkerung in der Umgegend von Sarachs so feige geworden war, dass die ärmsten Tekke, nur mit einem Knüttel bewaffnet und auf einem Esel sitzend, die Insassen der Dörfer vor sich her jagten, um sie auf dem Markte in Merw zu verkaufen.

Wenn der Marsch durch die Berge vor einem Angriff nachts in tiefster Stille vor sich ging, hing andererseits die glückliche Rückkehr natürlich von der Geschwindigkeit der Pferde ab. Die Kinder, die jungen und schönen Frauen wurden hinten auf das Pferd gebunden, und mit dieser doppelten Last musste das Thier oft ohne Aufenthalt die Hunderte von Werst zurücklegen, die es vom Aul seines Herrn noch entfernt war. Die starken Männer, in einem Halseisen, dessen lange und schwere Kette am Sattelknopfe befestigt war, liefen, durch die Peitsche des Alamantschik aufgemuntert, solange es ihre Kräfte erlaubten. Wenn der Rückzug ein sehr beschleunigter war und der Gefangene nicht schnell genug vorwärts konnte, so machte ein Säbelloch seinen Leiden ein Ende.

Das Gefühl des Mitleids scheint dem Turkmenen gänzlich zu fehlen; in seinen Augen ist der Sklave nur eine Waare. Seine Barbarei und Grausamkeit kennen keine Grenzen. Sklaven, die von Sarachs nach Merw geschleppt wurden, behaupten, auf dem ganzen Wege keine Nahrung bekommen zu haben; höchstens erhielten sie einen Schluck Wasser, wenn sie vor Ermattung zusammenbrachen.

Die durch einen Eilboten vorher angekündigte Rückkehr der Alamantschiks gab zu öffentlichen Vergnügungen Veranlassung; alle Bewohner des Auls kamen ihnen entgegen, um desto früher diese müthigen Krieger und ihre reiche Beute bewundern zu können.

Vambéry erzählt in seinen „Skizzen aus Mittelasien“, S. 38, dass vor etwa 20 Jahren, als bei der Rückkehr eines Alaman ein junger Turkmene den Bewohnern eines Auls seine Heldenthaten erzählt hatte, alle ihm folgten, um seine Gefangenen zu besichtigen, und Vambéry mit ihnen ging; dabei sah er Folgendes: „Schrecklich war das Bild, welches sich meinen Augen im Zelt darbot. In der Mitte lagen zwei todtbleich ausschende, mit getrocknetem Blut, Schmutz und Staub bedeckte Perser, deren gebrochenen Gliedern man eben Eisen anlegte, und da bei einem die Ringe der Fesseln zu enge waren, so schrie er wild auf, als der grausame Turkmene sie ihm gewaltsam auf die Knöchel befestigen wollte. In dem einen Winkel sassen zwei junge Kinder bleich und zitternd auf der Erde, mit wehmuthsvollen Augen auf den gepinigten Perser hinstehend, denn der Unglückliche war ihr Vater; sie wollten weinen, doch sie wagten es nicht; ein Blick des Räubers, den sie zuweilen zähmelklappernd ansahen, genügte, um ihre



ТУРКМЭН-ТУРКМЭН АЭС ДИВА ЧАЛГЕРД

Thränen zu unterdrücken. In dem andern Winkel hockte ein Mädchen von 15 bis 16 Jahren, mit wirr aufgelösten Haaren, zerrissenen Kleidern und beinahe ganz mit Blut bedeckt. Dasselbe ächzte und schluchzte, das Gesicht in die Hände verbergend. Einige Turkmeninnen, durch Mitleid oder Neugierde bewegt, fragten es, was ihm fehle, und ob es verwundet sei? «Ich bin nicht verwundet», rief das Mädchen mit einer tiefkläglichen Stimme. «Dieses Blut ist das Blut meiner Mutter, meiner einzigen, seelensguten Mutter. O, ana dschan, ana dschan! (theuere Mutter!)» So klagte es und schlug sich den Kopf an das gitterartige Holzwerk des Zeltcs, dass dieses beinahe umstürzte. Ein dargereichter Trunk Wasser löste des Mädchens Zunge noch mehr, und dasselbe erzählte, wie es (natürlich als werthvolle Beute) neben dem Räuber im Sattel sitzend, die Mutter aber zu Fuss, an den Steigbügel gebunden, den Weg hierher machen musste. Nach einem einständigen Ritt wurde die Mutter so müde, dass sie jeden Augenblick zusammensank. Der Turkmene versuchte, letztere erst durch Peitschenhiebe zur Kraft zu bringen, doch da er so kein Ziel erreichte und von der Truppe nicht zurückbleiben wollte, so wurde er wüthend, zog sein Schwert, und in einem Nu hieb er ihr den Kopf ab. Das aufspritzende Blut hatte Tochter, Reiter und Pferd bedeckt, und als erstere auf die rothen Flecken ihres Kleides hinsah, weinte sie laut und bitterlich.

„Während dies im Innern des Zeltcs vorging, waren draussen die Familienmitglieder des heimgekehrten Räubers mit Besichtigung der erbeuteten Gegenstände beschäftigt. Die ältern Weiber griffen mit Gier nach dem einen oder andern Hausgeräthe, die lustig umherspringende Jugend versuchte das eine oder andere Kleidungsstück anzulegen, was oft ein tolles Gelächter hervorrief.

„Hier jauchzte und frohlockte alles, nicht weit davon das Bild des tiefsten Kummers und Schmerzes.“

Bis zur Eroberung Chiwas brachten die Alamane und der Sklavenverkauf Reichthum in die Aul; das Jahr 1873 machte dieser Sachlage ein Ende. Da die Tekke ihre Gefangenen nicht mehr verkaufen konnten, begnügten sie sich, sie zu peinigen, um ein Lösegeld zu bekommen. Seit der Besetzung der Achal-Oase durch die Russen ist die friedliche und arbeitsame Bevölkerung von Chorasán von dieser Plage befreit. Von Afghanistan bis zu den Grenzen Sibiriens werden, nach jahrhundertlangen Kämpfen, Ordnung und Ruhe herrschen und Centralasien wird unter dem Schutze einer starken Regierung wieder werden, was es einst war, eins der bevorzugtesten Länder der Erde.

DIE ACHAL-OASE UND IHRE BEWOHNER.

Am 17. Januar verliess ich gern den traurigen Ort Kysyl-Arwat, obgleich ich dort in der Person des General Meyer eine wahre Vorsehung gefunden hatte; besonders hatte er mir einen officiellen Serdar verschafft, der mich durch die Achal-Oase begleiten sollte. Ein Wort über diesen

Führer, Baschi-Serdar. Er war einer der gefürchtetsten Anführer der Tekke; er war es, der im J. 1874 den Alaman gegen Kelat befehligte, wo er mehr als 200 Gefangene machte. Seine alten Reiter sagten von ihm: „Sein Ptschak hat mehr Menschen erstochen als er Haare im Barte zählt.“ Baschi-Serdar sprach nicht viel. Als ich ihm eines Tages vorwarf, dass er niemals von seinen Thaten spreche, antwortete er: „Der Mann, der tödlet, spricht nicht davon; spitzes Messer und spitze Zunge sind selten bei demselben Menschen vereinigt.“ Ich sehe ihn noch vor mir, meine kleine Colonne durch den Sand führend, auf einem riesigen Tekke-Hengst sitzend, dessen Goldfarbe, die ich nirgends als in der Achal-Oase sah, fast gänzlich unter drei Filzdecken verschwand. Er war 53 Jahre alt, und die rauhen Züge seines von Narben durchfurchten Gesichts trugen den Stempel des ausgeprägtesten mongolischen Typus. Er war ziemlich mager und sein ganzes Auftreten bewies eine grosse physische Kraft. Selten sah ich ihn seinen Gleichmuth aufgeben; niemals schrie er, niemals wurde er böse. Bemerkenswerth ist, dass unter diesen Räubern, im Gegensatz zu den andern Orientalen, Flüche nicht beliebt sind. Das grobe Schimpfwort, welches der Muselman der Mutter oder der Tochter desjenigen, den er beleidigen will, an den Kopf wirft, ist in ihrer Sprache unbekannt. „Feigling!“ ist die grösste Injurie unter den Tekke.

Um Askabad zu erreichen, haben wir die Achal-Oase in 5 Tagen, ohne die Aufenthalte zu zählen, durchzogen; also legten wir bei jedem Marsche 50-60 Werst zurück. Jeden Abend ersuchten wir in einem Tekke-Aul oder Festungswerk um gastfreundliche Aufnahme und überall wurden wir von den Turkmenen, welche den Besuch des Serdar als eine Ehre betrachten, liebenswürdig empfangen. Die Gastfreundschaft ist den Turkmenen heilig; unter Landsleuten ist sie unentgeltlich und nicht abzuweisen, obgleich sie nicht gern gewährt wird; für den Fremden dagegen, der reichlich bezahlt, sind sie immer bei der Hand. Daher wurde alles versucht, um meinen Serdar zu gewinnen, und wenn ich seinen Rath befolgt hätte, wäre ich in jeder Kibitke der Achal-Oase sitzen geblieben und meine Reise hätte eine Ewigkeit gedauert. Da ich mein schweres Gepäck vorausgeschickt hatte, reiste ich nur mit meinen Leuten und meinen Sattelpferden; seitdem ich das turkmenische Gebiet betreten, hatte ich mein Gefolge sehr verringert. Dennoch besass ich 12 Pferde und 10 Reiter, für die jeden Abend die Nahrung gefunden werden musste. Seit der Eroberung sind die Tekke sehr arm und die Nahrungsmittel unerschwinglich; man kann daher vernünftigerweise mit einem Gefolge wie das meinige ein unentgeltliches Unterkommen von diesen armen Nomaden nicht annehmen. Wenn auch die Reise durch das Tekkeland mir viel gekostet hat, so hat sie mir aber auch viele anziehende Erinnerungen hinterlassen; niemals werde ich die langen Abende vergessen, die wir unter der Jurte zubrachten, dem Stelldichein der einflussreichen Männer, welche zur Tomascha kamen, um den Frengi von seinem entfernten Lande erzählen zu hören. Die Frauen bereiteten den Pilau; meine Diener boten Thee an und oft zog sich das Gespräch bis spät in die Nacht hinein. Bei diesen Abendversammlungen wagten sich die verheiratheten



VAN MUYDEN del.

TH. G. RAPPEL sc.

Turkmenische Frauen.

Frauen und die heirathsfähigen Mädchen selten in die Gesellschaft der Männer: sie hielten sich abseits, den untern Theil des Gesichtes zum Zeichen der Ehrfurcht mit ihrem Burundschuk (seidene Mantille) bedeckend; die jungen Mädchen und die ältern Frauen allein verschleiern sich nicht. Morgens aber, wenn ich allein war, schlüpfen sie versthohlen in das Zelt, neugierig wie jede Tochter Eva's: sie wollten der Toilette des Fremden beiwohnen und befragten ihn über den Inhalt seines Reisekästchens, welches sie ungemein interessirte.

Die Kleidung der Tekke-Frau, obgleich sehr einfach, lässt ihre Reize zur Geltung kommen: sie besteht aus einem langen wallenden, blau- oder rothseidenen Hemde, das von keinem Gürtel gehalten wird. Dieses Hemd ist um den Hals und bis zum Ende der Taille mit Münzen und Silberplatten überladen, woraus eine Art Panzer entsteht, zu dem kleine Silberglöckchen gehören, die bei jedem Schritte erklingen. Diese verschiedenen Münzen, Platten, Glöckchen, sowie auch die Armbänder, womit die Frauen geschmückt sind, beweisen nicht allein den Reichthum des Mannes, sondern auch seinen Muth, denn diese Kleinodien, obgleich von einheimischen Künstlern in turkmenischem Geschmack gearbeitet, stammen von den Raubzügen des Gemahls: die Frau trägt die Siegeszeichen. Der Kopf der verheiratheten Frau ist mit einer kleinen runden, gestickten Mütze bedeckt, aus der das lange Haar hervorquillt. Das junge Mädchen trägt die Haare unbedeckt, in Flechten. Die Tekke-Frau ist schön, gross und schlank: sie ist die einzige Frau in Centralasien, die das Gehen versteht. Nichts ist anmutliger als ein Mädchen dieser Rasse mit dem grossen Krug auf der Schulter nach einem Brunnen wandeln zu sehen: oft stand ich still, um dieses Schauspiel zu geniessen, das mich die hässlichen Masken von Chiwa und Bochara vergessen liess. Ich hatte noch einige Arm- und Halsbänder und sonstige Kleinigkeiten übrig, die ich unter meine schönen Besucherinnen vertheilte; sie brachten mir dafür von ihnen angefertigte Handarbeiten, denn die Tekke-Frau ist eine Künstlerin, und unsere feinen europäischen Damen würden sich sehr verwundern, wenn sie sähen, was eine arme Wilde mit ihren Fingern zu Werke bringt. Ich besitze Burundschukstickereien, welche kleine Wunder sind. Die Teppiche, welche die Weiber herstellen, sind die schönsten und dauerhaftesten von allen. Uebrigens stehen die Preise sehr hoch, denn in der Achal-Oase selbst kostet wol ein kleiner Bettteppich, wenn er schön ist, 40 Rubel. Grössere Arbeiten dieser Art, die ich zu Gesicht bekam, wurden bis zu 6000—8000 Mark geschätzt. Nöthigenfalls wird diese selbe Frau eine Heldin: bei der Eroberung von Gök-Tepe durch die Russen kämpften die Frauen neben den Männern; ein Blatt ihrer langen Scheere, am Ende eines Stockes befestigt, bildete die Lanze, von der noch heute mancher russische Soldat die Spuren trägt.

Obgleich die Vielweiberei im turkmenischen Lande sehr verbreitet ist, behält dennoch die Frau ein gewisses Ansehen. Es gibt sogar einige, die auf die öffentlichen Angelegenheiten Einfluss ausüben. In Merw z. B. erfreute sich die Witwe Nur-Werdi-Chau's eines grossen Ansehens, und die Tekke sagten: „Sie regiert in Merw“. Auch hier fordert die

Liebe ihre Opfer: als ich durch Budschnurd zog, wurde ich von einer weinenden Schönen angefleht, ihr zu Hülfe zu kommen. Sie war soeben mit einem Manne, den sie liebte, ihrem Mann aus der Achal-Oase davongelaufen. Auf die Klage des letztern hatte der russische Agent in Budschnurd den Liebhaber arretiren lassen, der auch bereits hinter Schloss und Riegel sass. Unglücklicherweise hatte der Schuldige, nicht zufrieden mit der Frau, dem Manne ein Dutzend Kamele mitgenommen und aus diesem Grunde wurde er in Askabad einfach als Dieb zurückgefordert. Da nun das Gericht sich um die Angelegenheit bekümmerte, sah ich mich, zu meinem grossen Bedauern, genöthigt der Flehenden zu erklären, dass meine Einmischung keinen Erfolg haben würde. Sie vergoss nun keine Thräne mehr und sagte mir kaltblütig, man könnte sie eher in Stücke schneiden, als dass sie zu ihrem Manne zurückginge. Ein merkwürdiger Umstand verdient noch erzählt zu werden: auf ihre eigene Bitte hatte der Mann, dem sie gefolgt war und der seinerseits zwei Gattinnen in der Oase besass, diesen die Mittel geschickt, zu ihm zu kommen. Sie wollte nicht, dass der Ruf ihres Liebhabers dadurch, dass er seine Frauen ohne Existenzmittel zurückliess, beeinträchtigt würde.

Der Bräutigam kauft seine Frau ihrem Vater ab. Der „Kalim“ (Kaufpreis) bestand ehemals in einer gewissen, im voraus bestimmten Anzahl von Sklaven. Kam der festgesetzte Tag und hatte der Käufer die verlangte Summe nicht zusammengebracht, so dauerte die Ehe nur wenige Tage, und der Vater nahm seine Tochter wieder zu sich, bis die Schuld gänzlich getilgt war. Vor der russischen Eroberung schwankte der Preis einer Frau zwischen 1000—1600 Mark, aber seit dem Blutbad von Gök-Tepe sind die Frauen viel zahlreicher als die Männer und ihr Preis ist stark gefallen. Tekke-Frauen heirathen nur wieder Tekke: nur wenn die Mamantschiks schöne Iranierinnen mitbrachten, kam es vor, dass sie diese als Sklavinnen oder als Frauen in ihren Zelten bewachen mussten. Die Tekke-Frau ist arbeitsam; neben den häuslichen Arbeiten webt sie auch und verfertigt die Kleidungsstücke. Die Frau, die sich verheirathet, bringt als Mitgift eine gewisse Anzahl Filze, welche sie in ihren Mussestunden angefertigt hat und unter denen sich eine sehr feine Decke für das Pferd ihres Gemahls befinden muss. Eins der Sprichwörter der Tekke sagt: „Je feiner der Filz für den Renner ist, desto grösser ist die Liebe für den Reiter“. Die Ehescheidung geschieht ohne viel Förmlichkeiten und ohne Richterspruch; Untreue der Frau aber gibt dem Manne das Recht, sie zu tödten. Ein anderer turkmenischer Spruch gilt als oberstes Gesetz: „Die Schande ist schlimmer als der Tod“.

Da die Tekke-Frauen weder in einen Harem eingeschlossen noch ganz verschleiert sind, geniessen sie fast dieselben Rechte wie die Männer, mit denen sie so frei verkehren wie bei uns. Romanhafte Begebenheiten, selbst Dramen fehlen in der Achal-Oase nicht: davon zeugt folgender Fall. Kul-Batter-Serdar hatte eine Tochter, deren Schönheit in der ganzen Oase berühmt war. Sie war schlank, anmuthig, besass ein prachtvolles Haar und hatte einen so sanften Blick, dass mancher junge Tekke, mancher Graubart für sie entbrannte. Alle diese Anbeter gaben sich umsonst

Mühe; die Schöne liebte schon lange. Ein Nebenbuhler des Auserwählten beschloss beider Verderben. Als Kul-Batter-Serdar von einem Alaman zurückkam, zog er ihm entgegen und theilte ihm mit, dass seine Tochter während seiner Abwesenheit entehrt worden sei. Die Tochter des Serdar empfing ihren Vater auf der Schwelle der Wohnung. Kul-Batter-Serdar, von der Schande überzeugt, war kaum aus dem Sattel gesprungen, als er seinen Dolch zog und ihn in die Brust seines Kindes stieß. Da die Aksakale die Unschuld des Opfers beweisen konnten, musste der Urheber des Verbrechens in der Versammlung der Aeltesten erscheinen, welche ihn wegen Verleumdung zum Tod verurtheilten. Die Hinrichtung geschah sofort; jeder der Anwesenden durchstach den Schuft mit seinem Messer.

Die Erzählungen von ritterlichen Abenteuern bilden den Ausgangspunkt der turkmenischen Gespräche, sowie der Taback und der Thee ihre Hauptausgaben sind. Unter sich sehr geschwätzig, zeigen sie sich sehr zurückhaltend dem Fremden gegenüber, der viel Mühe hat über ihre Sitten Nachrichten einzuziehen. Mit Ausnahme der Mollahs sind die Tekke unwissend, aber sehr schlau beim Antworten, und obgleich sie nicht gern lügen, verstehen sie es, so zweideutig zu sprechen, dass man wohl thut, ihnen nicht zu trauen. Dem Turkmenen ist wahrhaft „die Sprache gegeben worden, um seine Gedanken zu verbergen“. Diese Kinder der Wüste besitzen dagegen eine schöne Eigenschaft, welche sogar die Russen in Erstaunen setzte: unter ihnen hat sich noch nie ein Spion gefunden. Der Verräther wird von seinem Stamme ohne weitem Process getödtet, seine Familie wird verjagt und seine Habe wird vernichtet; der Verrath ist in diesem Lande das grösste Verbrechen.

Von Kysyl-Arwat bis Kodsch ist der Weg zum Verzweifeln eiförmig. In Artschman lagerten wir am Ufer eines Baches, dessen Wasser einen ausgesprochenen Schwefelgeschmack besass; daneben zeigte man mir das Grab eines Heiligen, der die Hautkrankheiten heilt. Die Haufen Lumpen, welche die Gläubigen an dieser Stelle als *Ex-voto* ausgestellt haben, bescheinigen die heilsame Kraft des Heiligen oder vielmehr des schwefelhaltigen Wassers. Je weiter wir kommen, desto steiler werden zu unserer Rechten die Berge, denen die Russen den Namen Kopet-Dagh gegeben haben. Links liegt die unermessliche Ebene, der endlose Sand; die Festungen rücken näher zusammen. Wir durchqueren offene Flächen, in denen an Stelle der Jurten Häuser aus Ziegelsteinen oder aus an der Sonne getrockneter Erde erscheinen. Es sind dies, wie Gök-Tepe, Auls, deren Einwohner das ganze Jahr hindurch dableiben, um die grossen mit Mauern umgebenen Gärten zu bebauen und das Land gegen die Angriffe der Berg-Kurden zu schützen, welche oft zahlreich erschienen und in der Achal-Oase plünderten. Das Innere dieser befestigten Ortschaften enthält, wenn sie bewohnt sind, entweder Filzkibitken, den Kirgisen-Jurten ähnlich, nur dass das Dach nicht so kegelförmig ist, oder Wohnungen der Tschomur, d. h. viereckige oder runde, mit Filz oder Stroh gedeckte Erdhütten. Man findet dort auch Kibitken mit Rohrwänden.

Das Innere einer turkmenischen Festung ist ungemein freundlich. Wir sind in den ersten Tagen des Januar, und die Felder fangen wieder



Turkmenische Festung.

an zu grünen. Zur Mittagszeit ist es warm, und ich lagere mich, wenn ich halt machen lasse, besonders gern auf Teppiche, welche vor den Jurten ausgebreitet werden. Diese Jurten, in gerader Linie aufgestellt, bilden Strassen. Die Pferde, mit ihren Decken versorgt, an Pflöcke gebunden, betrachten mit ihren grossen intelligenten Augen alles was sie umgibt; die turkmenischen Windhunde in ihren graziösen Stellungen wärmen sich an der Sonne, und vor den Jurten arbeiten die Frauen und Mädchen an ihren Teppichen. Um ihre angeborene Neugierde zu befriedigen, finden sie genügend Vorwände, sich unserer Gruppe zu nähern; bald ist ein Launm zu weit gelaufen, ein Kind muss auf den Arm genommen werden u. dgl. Sie verstehen es, sich mit einer lebenswürdigen Grazie zu setzen; jede ihrer Bewegungen bezeugt einen natürlichen Adel. Sollte man glauben, dass diese ruhige, höfliche Menge, die meinen Erzählungen mit so viel Artigkeit und Aufmerksamkeit lauscht, aus diesen schauerhaften Schlächtern besteht, deren plötzliches Erscheinen, wo sie sich hinwendeten, alles erstarren machte! Eines Tages fragte ich Baschi-Serdar: „Was hättet ihr mit mir angefangen, wenn ich vor vier Jahren zu euch gekommen wäre?“ „Du wärest ein guter Fang gewesen“, antwortete er ruhig, „denn es wäre viel Lösegeld für dich bezahlt worden.“ Als werthvolles Andenken an dieses Land habe ich die Kette und das Halseisen mitgebracht, welche Baschi-Serdar in seinen Feldzügen gebrauchte. „Nimm sie“, sagte er zu mir, „die guten Zeiten sind vorüber; Baschi-Serdar ist kein Krieger mehr. Wenn er seine Waffen noch gebrauchen sollte, so wird es im Dienste des Czaren sein und dieser hat uns verboten, Gefangene zu machen.“ Der Turkmene hat sich vollständig in die Herrschaft Russlands gefunden. Er spricht sich darüber folgendermassen aus: „Wir haben den Chan von Chiwa, den Emir von Bochara, den Schah von Persien bekämpft; überall waren wir siegreich; heute noch, obgleich unsere Zahl sehr verringert ist, würden wir Teheran nehmen, wenn man uns gewähren liesse. Der Russe hat drei Jahre gebraucht, um uns mit seinen Kanonen zu unterwerfen; dass er unsere Väter und unsere muthigsten Krieger getödtet, können wir nicht vergessen, aber wir werden ihm ehrlich dienen, denn wir achten ihn als einen tapfern, ehrlichen Sieger. Der Engländer hat uns 12 Jahre lang in den Kampf gehetzt und uns alles versprochen; er hat nie sein Wort gehalten; ihn verachten wir.“ Leider hat die grosse Anzahl der Frauen und die Faulheit der Männer einen schlechten Einfluss auf die männliche Bevölkerung ausgeübt; die Greise bemerken zu ihrem grossen Kummer die traurigen Wirkungen des Branntweins und des Opiums; vor der Eroberung noch unbekannt, fällt diesen jetzt schon mancher zum Opfer. „Wenn unsere Besieger in dieser Hinsicht nicht strenger werden“, sagte mir Baschi-Serdar, „so vergessen die Turkmenen in einigen Jahren ihre alte Ehrlichkeit. Ehemals gab es keine Diebe unter uns; wenn das so fortgeht, werden die Worte Tekke und Dieb dasselbe bedeuten.“

Die Turkmenen sind ausgezeichnete Schachspieler. Bemerkt man irgendwo eine Versammlung, so kann man voraussagen, dass es sich um eine Schachpartie handelt. Auf dem Boden kauend, das Bret zwischen



1911. — АШГАБАТ. М. В. ВАСИЛЬЕВ. 1911.

TURKMENISCHE MÜHLE BEI ASCHABAD

sich, spielen die Gegner. Die Zuschauer nehmen an der Partie theil, indem sie um einen oder zwei Kran¹ wetten. Für den einen oder den andern Spieler steigen die Einsätze oft sehr hoch, denn es gibt Fälle, in denen die Zuschauer aus grossen Entfernungen zusammenströmen, je nach der Stärke der Spieler. Bei jedem schönen Zuge klatscht die ganze Versammlung Beifall; das Geschrei und der Jubel erreichen ihren höchsten Punkt, wenn ein entscheidender Zug gethan worden ist. Beim Spiele allein sah ich den Tekke seine unerschütterliche Kaltblütigkeit verlieren, wodurch er, selbst in Asien, eine Ausnahme bildet.

Die Oase erreicht ihre grösste Breite zwischen Gök-Tepe und Askabad; man findet dort eine unaufhörliche Reihe von befestigten Dörfern; sie liegen inmitten der Felder und werden durch runde Thürme vertheidigt, die den Ackerbauern, wenn Alarm geschlagen wird, als Zufluchtsstätte dienen. Während des übrigen Theiles des Jahres, wenn die Zelte den Heerden auf die Weiden folgen, die um die Brunnen in der Wüste oder in den Bergen liegen, sieht man in diesen Blockhäusern nur noch einige Männer, welche sich der Reihe nach ablösen, um die Ariks zu unterhalten und die Bewässerung der Felder zu besorgen. Die Tekke arbeiten wenig. Ehemals bebauten die in Persien geraubten Sklaven ihre Felder. Diesen Sklaven haben sie die Obstbaumzucht und namentlich den Weinbau, der in der Umgegend von Askabad stark vertreten ist, zu verdanken; heutigentags liegt ihren Frauen diese Arbeit ob.

In der Achal-Oase bildet wie in der Miankal-Oase (die Oase des Sarafshan) das Wasser den Reichthum des Ackerbauers. Wir finden dort wieder die Arikaksakals (Kanalaufseher), hier unter dem Namen „Mirab“ bekannt. Sie haben die Aufsicht über die Wasservertheilung und ernennen die Arbeiter. In dieser Oase besitzen die Tekke allein das Wasser, welches sie oft für einen Theil der Ernte verkaufen oder vermieten. Die lange unfruchtbare Bergkette, welche Achal im Süden begrenzt, besitzt die Eigenthümlichkeit, dass es dort in den Thälern keine Bäche gibt, da infolge der Schichtenlage und der Porosität der Gesteine das Wasser innerlich bis zum Fuss der Berge durchsickert. Gräbt man hier Brunnen, oft 25 m tief und 30—50 Schritt voneinander entfernt, so trifft man Quellen, deren Wasser in unterirdischen gemauerten 2 m hohen Kanälen gesammelt wird; in einer gewissen Entfernung münden sie in die Ebene, wo das Wasser in die Ariks läuft.

Am Abend unserer fünften Tagereise von Kysyl-Arwat ab, sahen wir in der Ebene vor uns die russische Colonie Askabad auftauchen; mit seinem kleinen Fort, seiner Kirche und den nach russischer Art geweissten Häusern sieht das Ganze reinlich und heiter aus. In drei Jahren aus dem Boden geschossen, hat diese improvisirte Stadt schon ein schmuckes Aussehen. Eine doppelte Ladenreihe bildet eine breite Strasse, wo die Produkte des Occidents ausgestellt sind; darunter nehmen die Liqueure und der Brantwein den ersten Platz ein. Die Händler sind Armenier, frühere Marketender, die im Gefolge der Armee hierher gekommen sind. Als bei

¹ Persisches Geldstück im Werthe von 80 Pfennig.

der Eroberung die russischen Soldaten ganze Hände voll tekkescher Juwelen oder prachtvolle Teppiche gegen eine Flasche Wodka vertauschten, wurden sie reich. Aber wenn auch die Zeit vorüber ist, wo der Gemeine das Silber pudweise durch die Hände laufen liess, so stürzen sie sich heute auf die Unglücklichen, welche der Zwang der Lage in ihre Gewalt bringt. Ein Haarkünstler, den ich rufen liess, um mich von meinem in der Wüste üppig gediehenen Haarwuchs zu befreien, der mir das Aussehen eines Wilden gab, verlangte von mir für diese Operation die Summe von 5 Rubel. Da er gleichzeitig als Schneider fungirte, machte er mir für sehr notwendige Reparaturen an meiner Toilette eine Rechnung, deren Betrag in Europa hingereicht hätte, um den schönsten Anzug beim ersten Schneider zu bezahlen.

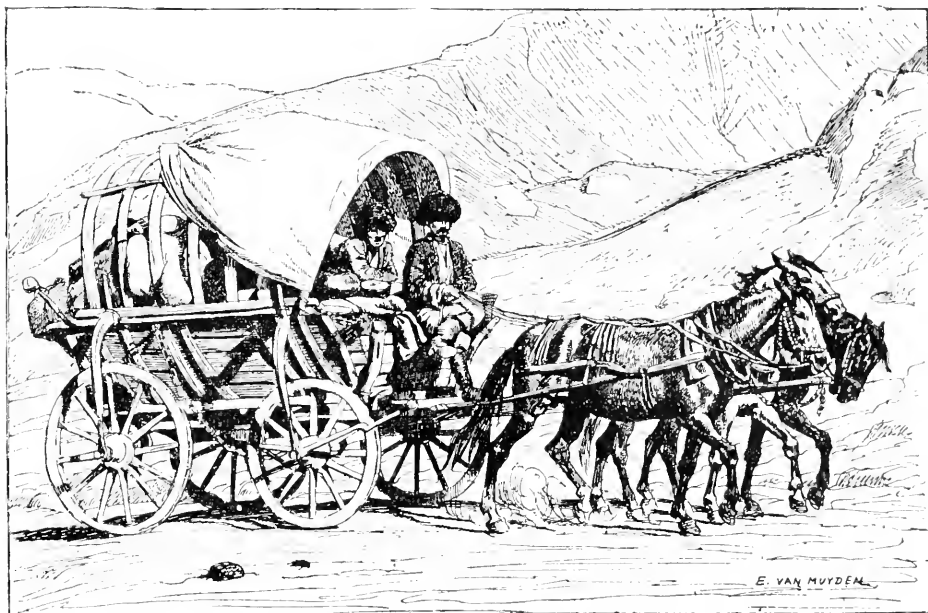
Mein Dolmetscher, welcher einen Tag vorausgereist war, um die Wohnungen zu besorgen, hatte ein Häuschen mit einem grossen Hof für die Pferde und mein Gefolge ausfindig gemacht. Ich fand mein Feldbett mit schönen weissen Tüchern aufgestellt, und den Ofen, den ich bei meinem Gepäck mit mir führe, geheizt; als ich den Hammam (Bad) verlassen und mich gründlich von dem schrecklichen Ungeziefer, dieser Plage der Reisenden in Centralasien, befreit hatte, setzte ich mich mit wahren Wohlbehagen vor eine gute Kohlsuppe. Ich fühlte mich noch zufriedener, als auf diese stärkende Suppe ein Gericht folgte, welches mich dunkel an mein Vaterland erinnerte: es war dies eine angenehme Ueberraschung, die ich der Frau meines Miethsherrn zu verdanken hatte, eine brave Deutsche aus den Wolga-Colonien, die, weil sie wusste, dass ich von weither kam, gehofft hatte, in meiner Person einen Landsmann zu finden. Sie kam über und über roth und ganz verlegen hinter ihrem Ofen hervor, um mir ihre kleine Familie vorzustellen, alle wahre „Kalbasniks“¹. Diese Nacht schlief ich wie ein König: 4000 km. in langen Strecken, hatte ich hinter mir und ich war entschlossen, an diesem Orte mich geraume Zeit aufzuhalten, um meine Kräfte wiederherzustellen.

Am andern Tag begab ich mich in ziemlicher Unruhe zur Behausung des Gouverneurs von Transkaspien. Ich fragte mich, wie ich von diesem allmächtigen Manne, an den ich nur sehr wenige officielle Empfehlungen besass, empfangen würde; ich wusste auch, dass er nicht auf dem besten Fusse mit meinem Beschützer, dem General Tschernajew, stand. Es genügte ein Wort von ihm, und ich hätte mich gezwungen gesehen, umzukehren, denn es ist nicht leicht über die Grenze zu kommen; soviel ich weiss hat es, wenigstens in dieser Gegend, nie ein Tourist gewagt. Aber ich hatte das Glück, in der Person des Generals Komarow einen grossen Gelehrten, einen hervorragenden Archäologen und Entomologen und auch einen wahren russischen Edelmann zu finden, der für einen von so weither gekommenen Fremden gastfreundlich und wohlwollend war. Die traurigen Eindrücke von Kysyl-Arwat vergass ich bei der Güte des Generalgouverneurs von Transkaspien. Meine schönsten Stunden in Askabad habe ich in seinem Hause zugebracht, wo seine liebenswürdige,

¹ Schweinemetzger, ein Spitzname, den die Russen den Deutschen geben.

ganz europäische Familie die gute Gesellschaft der Stadt um sich versammelt. Die schon im Kaukasus begonnenen archäologischen Sammlungen des Generals enthalten grosse Schätze, und ich verdanke seiner Grossmuth eine Münzensammlung und Fundstücke von Ausgrabungen, welche ich zu den werthvollsten Gegenständen rechne, die ich von meinen Reisen mitgebracht habe.

Ogleich er sehr beschäftigt und besorgt war, — denn während meines Aufenthalts in Askabad war eine sehr ernste Arbeit im Gange: die friedliche Annexion von Merw — so hatte er dennoch Zeit, mir seine Schätze zu zeigen und mit mir zu photographiren. In meiner Anwesen-



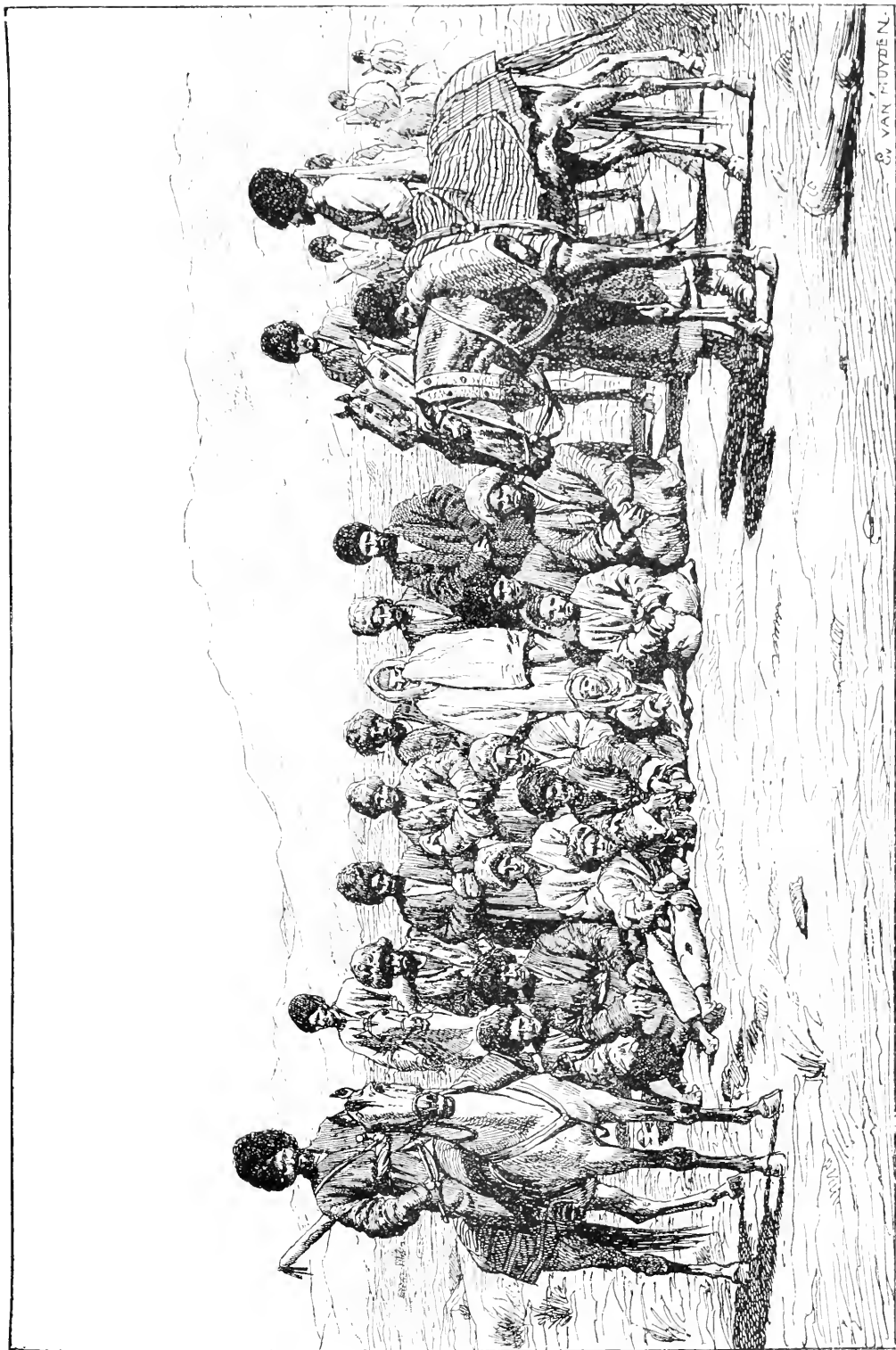
Russischer Gepäckwagen in der Achal-Oase.

heit kamen die Nachrichten von dem ersten Erfolge der Vorhut, jener Truppenabtheilung, welche die Grenze bei Baba-Durma passirte, was die Absendung der grossen Deputation von Merw nach Askabad zur Folge hatte; aber ich sollte ein weit interessanteres Schauspiel geniessen. An jenem Tage ass ich ruhig und guter Dinge bei dem Lieutenant Lopatinski, dem Befehlshaber einer Schwadron Eingeborener, zu Mittag; wir hatten soeben einige Flaschen ausgezeichneten kachetiner Weines, aus dem Kaukasus stammend, geleert, als sein Ordonnanzoffizier, ein Tscherkesse, hereintrat, um ihm die Meldung von der Ankunft von 40 eingeborenen Reitern seiner Schwadron zu machen, welche Kuls (Sklaven) aus Merw zurückbrachten. Ein merkwürdiges Schauspiel erwartete uns; vor der Wohnung des Lieutenants hatte sich der Zug aufgestellt, aus den kühnsten Reitern ausgewählte Leute, die soeben aus der Oase angekommen waren; es war eine Freude, diese Männer zu sehen, auf ihren

Pferden, in dem malerischen Costüm ihres Landes, mit ihren Kriegswaffen, bedeckt vom Staube des langen Weges, den sie zurückgelegt hatten. 17 von ihnen trugen hinter sich, auf der Kruppe des Pferdes, fleischlose, abgemagerte, verstört um sich blickende menschliche Wesen, darunter auch Frauen und Kinder. Wir sahen die letzten persischen Sklaven vor uns, welche durch einen Alaman von Merw im Herbst 1883 an der Grenze des persischen Chorasan geraubt worden waren und die der russischen Regierung auf Verlangen des General Komarow zurückgesandt wurden.

Das war gewiss ein seltsamer Contrast, diese Tekke, alle frühere Alamantschiks, die heute im Dienste des Czaren nach Merw reiten, um dort Sklaven wegzunehmen und sie nach Askabad zu bringen, damit die russische Regierung ihnen die Freiheit schenke. Die Unglücklichen verstanden nicht, was mit ihnen vorging. Ehemals von Turkmenen geraubt, waren sie von andern Turkmenen wieder genommen worden und unterwegs zwischen Merw und Askabad von den irregulären Reitern behandelt, wie diese gewöhnlich die Ksilbaschen behandelten. Ich hatte vor meinen Augen das Bild eines heimgkehrten Alaman: geradeso kamen diese Reiter von einem einträglichen Ausfluge nach Persien in ihre Heimat zurück: ihre Gefangenen konnten nicht elender, entsetzter ausssehen, als die armen Geschöpfe, die ich vor mir sah. Diese Auslieferung war der Mission des Machtum-Kuli-Chan zu verdanken, einem russenfreundlichen Tekke, Sohn der so einflussreichen Frau in Merw, von der ich oben sprach; mit dem Kapitän Michanow hatte er, im Namen des Generals Komarow, die Herausgabe der Sklaven gefordert: die Forderung war übrigens durch das kleine Corps des Oberst Maratow, welches sich zu der Zeit in Kari-Bent aufhielt, kräftig unterstützt worden.

Als der Befehlshaber des von Merw angekommenen Zuges, ein alter, mit einem grossen grauen Bart ausgestatteter Tekke vom Stamme der Wakil, seine Meldung gemacht hatte, hiess der Lieutenant die Sklaven absteigen. Mittlerweile hatte sich eine grosse Menschenmenge um unsere Gruppe versammelt. Erst als man den Unglücklichen Nahrung und Kleidungsstücke brachte, fingen sie an zu begreifen, dass ihr Elend sein Ende erreichte. In meinem Gepäck besass ich Wäsche und warme Kleider, die ich einem der Gefangenen gab; unterwegs zeigte er mir seinen Hals, der nur eine grosse Wunde bildete, ein schreckenerregender Abdruck des Eisens, das er so lange getragen. Diese Leute können ihren Dank nicht aussprechen, aber ich fühlte mich hinreichend belohnt, als ich ein armes Mädchen von 7–8 Jahren sich in einen alten Plaid rollen und die Ueberbleibsel unsers Mahles verschlingen sah. Gescheit wie die Perser sind, waren sie von diesem Augenblicke an überzeugt, dass sich alles für sie geändert hatte. Am andern Morgen fand ich sie schon hier und da zerstreut, ihre frühern Drangsale erzählend und von Neugierigen umringt, die nicht verfehlten, ihnen, ehe sie fortgingen, einige kleine Geschenke zu hinterlassen.



Heimkehr von Sklaven aus Merw.

MERW UND DIE NEUANNECTIRTEN LÄNDER.

Die Oase von Merw, auf beiden Seiten des Murgab, befindet sich im Südosten der turkmenischen Wüste, 130 Werst östlich von Sarachs, 250 Werst von Herat, 400 Werst von Chiwa und 180 Werst von Tschardschui. Der Murgab, der 24 Kanäle mit Hülfe eines sorgsam erhaltenen Deichsystems mit Wasser versieht, ist ein Fluss, der im Norden von Herat im Paropanisusgebirge entspringt und sich hinter Merw im Sande verliert. Pietruszewitsch behauptet, diese Oase enthalte 48000 Kibitken, folglich 240000 Einwohner; einige andere dagegen finden diese Zahl zu hoch gegriffen und nehmen nur 125000 an; den letztern zufolge könne das Wasser des Murgab unmöglich mehr Personen ernähren. Die Oase dehnt sich bis auf 40 Werst im Norden der Hauptstadt aus, aber in einer Entfernung von 10 Werst findet man schon Hügel von Flugsand. Grodekow schätzt die Fläche auf 3600 Quadratwerst. Das Klima ist ungesund; die Sümpfe des Murgab erzeugen gefährliche Fieber. Es regnet selten; die Temperatur, im Sommer sehr hoch (36° im Schatten), fällt im Winter bis zu 7° unter Null; Schnee ist im Monat Januar nicht selten; dagegen wird der Aufenthalt in Merw im Sommer durch Insekten aller Art den Europäern unerträglich.

Je weiter man in das Innere der Oase kommt, desto zahlreicher werden die Auls; stellenweise trifft man anstatt der Kibitken Hütten aus Lehm. Der Boden ist gut bebaut: die Kanäle sind sehr zahlreich und die Wege oder vielmehr die Fusspfade, welche die Dörfer verbinden, schlängeln sich durch Wassermelonenanpflanzungen, Gersten- und Reisfelder. Die neueste Uebersicht gibt folgende Zahlen an: 7800 Kamele, 160000 Schafe, 11500 Pferde, 25000 Esel und 46000 Stück Rindvieh. Wild ist reichlich vertreten.

Der Hauptort der Oase ist Kauschut-*chan-kala*, eine von einer 4 Werst im Umfang messenden Mauer umgebene Festung; im Innern befinden sich einige hundert ärmliche Hütten und ein schlechter Bazar. Das ist das berühmte Merw, das man sich als eine wundersame, reiche Stadt vorgestellt hat. Merw ist keine Stadt, thatsächlich ist es nur eine geographische Bezeichnung für einen gewissen Theil cultivirten Landes. Die Tekke, vor der russischen Besitznahme die Herren der Oase, lebten von Raub; jetzt treiben sie Ackerbau. Der Bazar ist nicht mehr so belebt wie früher, als die bocharischen und chiwanischen Kaufleute mit einem grossen Gefolge kamen, um ihren Vorrath an Menschenwaare mitzunehmen und ihre verschiedenen Manufacturwaaren auszutauschen. Kurzum, die Leute von Merw sind arm und keineswegs gewerbsam, die Frauen ausgenommen, die im Verfertigen von Teppichen und von Seidenstoffen ihresgleichen suchen. Die Thatsache, dass es vor der russischen Eroberung keine besondere merwische Münze gab, ist ein schlagender Beweis seiner geringen commerziellen Bedeutung. Man hatte den persischen Kran (80 Pfennig), den Tenge von Bochara; seit kurzer Zeit findet man russische Banknoten; übrigens schlug jeder Geld nach seinem Bedürfniss.

P. Lessar, der kühne und sympathische Forscher, dem die russische Regierung glücklicherweise die Unterhandlungen betreffs der Grenzbestimmung anvertraute, erzählt, dass er eines Tages den Besuch eines Münzmeisters erhielt. Es war ein liebenswürdiger, lustiger Mann; in der Hand trug er einen grossen Sack, der sein ganzes Handwerkszeug, Metallstücke und fertige Münzen enthielt. „Wir haben keinen Padischah“, sagte er, „das erlaubt uns, unser Geld selber zu schlagen. Jeder hat das Recht, welches zu machen, aber man muss sein Handwerk kennen“, und in dieser Hinsicht hatte der Fabrikant keinen ebenbürtigen Concurrenten. Der Münzkünstler zeigte ihm seine Stempel und Proben seines Fabrikats; er schlug russische, chiwanische, bocharische und persische Münzen von geringem Werth. Da die neuen persischen Kran schwer nachzuahmen waren, prägte er wenig davon. Die Legirung seiner Münzen bestand aus einem Drittel Silber und zwei Drittel Kupfer; unter den Merwern war er sehr geachtet als Sachverständiger für werthvolle Metalle. Bei Abschätzungen und beim Auslesen von falschen Stücken im Falle grösserer Zahlungen wendete man sich an ihn.

Das alte Merw, auch Meru, Maur oder Mareh genannt, welches mit Balch wetteiferte, dieser einst so blühenden Stadt, die man die Königin der Welt nannte, befand sich 40 Werst weiter nach Osten, in einer von Kanälen durchkreuzten und von bemerkenswerthen Ruinen bedeckten Ebene, welche heute von den Eingeborenen Kobar-Kala genannt wird. Sie behaupten, dass die Stadt von Iskander oder Alexander dem Grossen erbaut worden sei. Nicht weit von diesem Schutthaufen findet man die Ruinen der Residenz des Sultan Sandscher, mit Resten von Thürmen und Gräbern. Im Südwesten von dieser Stelle befindet sich der Platz von Bairam-Ali-Chan, der letzten gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zerstörten Stadt der Oase. Der Reisende Regel behauptet auf Grund einer bei den Turkmenen geglaubten Sage, dass das alte Merw oder Mareh nichts anderes als das jetzige Askabad sei. Es wäre aber überflüssig, bei den Sagen der Turkmenen über die Ruinen von Centralasien nur einen Augenblick zu verharren, aus dem einfachen Grunde, weil sie diese Länder seit zu kurzer Zeit bewohnen und die alte Einwohnerschaft verschwunden ist. Sie kennen überhaupt nur zwei Namen: Alexander und Dschingis-Chan; in ihren Augen stellen diese das ganze Alterthum vor; sie sind es daher, welche die Städte und die grossen Arbeiten geschaffen haben, die in gewaltigen Ruinen heute vor ihren erstaunten Blicken zu Tage liegen.

Sicher ist, dass Merw eine der ältesten Städte der Welt war, denn schon im Zend-Avesta finden wir sie angegeben. Später wurde sie von den Persern erobert und einer der Satrapien des Alexandrinischen Reiches einverleibt. Vom 5. bis zum 8. Jahrh. war Merw grösstentheils christlich; die im Orient verfolgten Nestorianer, die sich dorthin flüchteten, erwarben unter den Parsen so viele Anhänger, dass die Stadt in ein Erzbisthum umgewandelt wurde. Als die Araber zwei Jahrhunderte später die Stadt am Murgab einnahmen, war sie ein sehr wichtiges geistiges Centrum, das Spitäler und zahlreiche Bibliotheken besass; sie wurde zur

Hauptstadt von Chorasán und stieg im 11. Jahrh. während der türkischen Herrschaft auf den Gipfel ihrer Grösse. Dschingis-Chan schonte diese Stadt, aber sein Sohn Tuli-Chan zerstörte sie und liess 700000 Menschen niedermetzeln; 400 Handwerker, unter den geschicktesten ausgewählt, liess der Sieger leben und schleppte sie mit. Nach dem Falle der Timuriden im Jahre 1505 besetzten die Usbeken die Stadt, welche fünf Jahre später von den Persern genommen wurde. Im Jahre 1790 fiel sie in die Hände der Saryk; da die Perser unter Schah-Murad diese Letztern nicht mit den Waffen bezwingen konnten, zerstörten sie 1795 oberhalb der Oase den grossen Damm des künstlichen Sees, den der Murgab speiste und aus dem sämtliche Kanäle des Landes entsprangen; die antike „Königin der Welt“, welche stets aus ihrer Asche auferstanden war, nun des Wassers beraubt, bot bald nur noch einen unförmlichen Haufen von Ruinen, den der Wüstensand überdeckte. Die unglücklichen Merwer trugen ihre Penaten 40 Werst weiter nach Westen, an das neue Bett des Flusses, und fielen 20 Jahre später in die Gewalt der Chiwaner, denen sie bis 1835 zinspflichtig blieben. Im Jahre 1856 wurden dann die Saryk durch die Tekke in die Berge im Süden verdrängt; die Tekke verwandelten die Oase in eine wahre Räuberhöhle. So kam es, dass nach dem Falle von Gök-Tepe die friedlich gesinnten Leute von Merw von ganzem Herzen für die Russen schwärmten.

Die Ankunft von Alichanow, einem frühern Offizier in der russischen Armee, gab 1882 der merwschen Frage in kurzer Zeit eine neue Wendung. Dieser Kaukasier, der Sohn eines Offiziers der daghestanischen Miliz, intelligent und ehrgeizig, gab sich mit Erfolg die grösste Mühe, die russische Partei an das Ruder zu bringen, und verstand es, für seine Sache Gul-Dschamal, die Witwe Nur-Werdi-Chan's, zu gewinnen, die ihn kräftig in seinem Unternehmen unterstützte. Da die Merwer das Vorrücken der Abtheilung Muratow's im December 1883 als eine offensive Massregel betrachteten, wurde es ihnen angst. Sie hörten auf den Rath Alichanow's, schenkten allen ihren Sklaven die Freiheit und schickten eine Deputation nach Askabad. Dieselbe bestand aus 24 Abgeordneten, welche die grossen Ariks der Oase vertraten; an ihrer Spitze standen Jussuf-Chan, Maili-Chan, Sary-Batir-Chan und Beg-Murad-Chan, die Häupter der vier merwschen Tekke-Stämme; sie leisteten am 31. Januar 1884 in die Hände des Generals Komarow Seiner Majestät dem Kaiser von Russland den Eid der Treue.

Am 3. März erschienen die russischen Truppen vor Kauschut-chankala, dem Hauptort der Oase, wo die Unzufriedenen, durch den Afghänen Siak-Pusch aufgewiegelt, einen schnell unterdrückten Widerstand versuchten; am 30. April wurde der Fürst Dondukow-Korsakow, Gouverneur des Kaukasus, von den Eingeborenen mit Begeisterung empfangen. Im Namen des Czaren brachte er Gul-Dschamal, deren Verhalten viel zu der friedlichen Besetzung der Oase beigetragen hatte, reiche Geschenke. Am 26. Mai konnte der Fürst nach Petersburg einen Bericht erstatten, in dem er die vollständige Ruhe der Merwer und das Ende der Räubereien in diesem alten Diebesneste bestätigte. Kurze Zeit nachher folgte der turk-



PHOT. BRUNNEN-VERLAG, L. V. 10. 1930

BRÜCKE ÜBER DEN TEDJENT BEI PUL Y CHUTUN

menische Stamm der Saryk, ungefähr 13000 Kibitken stark, dem Beispiel der merwschen Tekke. Dann folgte rasch die Unterwerfung der Atek-Oase, welche sich von Giams bis Sarachs ausdehnt und die Verlängerung der Achal-Oase bildet. Hier wechseln ebenfalls die fruchtbaren Ländereien mit Sandwüsten und grossen felsigen Strecken ab. Der bewohnteste Theil der Oase befindet sich zwischen Lütffabad, von Iraniern bewohnt, und Kaachka, einem Flecken von 600 Häusern. Seit der Unterwerfung der Tekke und vor der russischen Besitznahme, besteuerten die kurdischen Helani, Gouverneure der angrenzenden Provinzen von Dereges und Kelat, die Auls der Atek-Oase, deren Fruchtbarkeit von den Strömen abhängt, deren Quellen in diesen beiden Provinzen liegen. Sarachs, 280 Werst von Askabad entfernt, ist ein persisches Festungswerk am linken Ufer des Herirud; 4 Werst weiter, auf dem entgegengesetzten Ufer, befindet sich Alt-Sarachs, jetzt von den Russen besetzt. Dieser strategisch wichtige Ort, am Kreuzungspunkt verschiedener Strassen gelegen, war ehemals eine grosse Stadt; heute ist er nur noch ein auf einer Anhöhe erbautes, verfallenes turkmenisches Dorf.

Die allgemeine Amnestie, die Skobelow den Vertheidigern von Gök-Tepe, sogar für diejenigen, die sich nach Merw geflüchtet hatten, gewährte, in Verbindung mit dem Eindruck, den die Krönung in Moskau auf die turkmenischen Vertreter machte, war hauptsächlich der Grund, warum diese Völker sich dem Weissen Czaren unterwarfen, der, so schrecklich in der Schlacht, so grossmüthig nach dem Siege war.

Im Norden von Sarachs bis Merw ist der Boden mit Ruinen bedeckt; sie beweisen, dass diese Gegend früher fruchtbar und bewohnt war. Man erklärt ihre jetzige Verödung durch die Einfälle der Merwer. Von Sarachs führen zwei Hauptwege nach Kussan im Norden von Herat, der eine auf dem rechten, der andere auf dem linken Ufer des Herirud. Der auf dem linken Ufer, den die Abtheilung des General Lumsden einschlug, ist bis Pul-i-Chatum fahrbar, aber das viel höher gelegene rechte Ufer beherrscht ihn. Nach englischen Mittheilungen zu schliessen, bietet das Thal zwischen Sarachs und Kussan, das persische Fort Norus-Abad ausgenommen, keine Spar von einer Anwesenheit des Menschen: die Turkmenen haben alles zerstört. Oberhalb Pul-i-Chatum hört der Weg auf dem linken Ufer auf fahrbar zu sein, während der von Lessar entdeckte Weg auf dem rechten Ufer eine offene Gegend durchzieht. Im Osten des Flusses ist die Hochebene in einer grossen Ausdehnung nur bei den Uebergängen von Gernab und Sulfagar (Zulficar) zugänglich: es sind dies gewundene Schluchten, welche sich gegen den Herirud öffnen und die in früherer Zeit von den merwschen Turkmenen durchzogen wurden, um Chorasán zu verwüsten. Der erste dieser Uebergänge befindet sich 8 km, der zweite 53 km oberhalb Pul-i-Chatum. Die bis jetzt wenig bekannte Gegend zwischen dem Herirud und dem Murgab bietet nach der Aussage von Lessar und der Engländer, von den Höhen des Paropamisus gesehen, das Schauspiel eines aufgeregten, erstarrten Meeres.

Im Norden von Herat gehen vom Paropamisus zwei Aeste ab, der eine nach Nordwesten, der andere nach Westen; der letztere ist nur eine

mit Disteln und *Asa-foetida* bedeckte Hügelreihe. Der Paropamisus ist daher nicht eine hohe Bergkette, sondern ein einfacher Zweig des Kuli-Baba, welcher terrassenförmig bis zur turkmenischen Wüste abfällt. Am nördlichen Abhang des Paropamisus entspringt der Murgab mit seinen zahlreichen Nebenflüssen, wovon der Kuschik der bedeutendste ist; das Land, welches von diesen Flüssen bewässert wird, führt den Namen Badgis (windig). Ueberall wo Wasser vorhanden ist, sind die Thäler cultivirt; die Berge dagegen sind gänzlich entwaldet, aber reich an Wild. Die zerstörten Dörfer und die Ruinen der Wasserleitungen bezeugen, dass diese Gegend früher sehr bevölkert war.

Als das Badgisgebiet von den Tataren bewohnt war, wurde es durch Schah-Abbas verwüstet. Nadir-Schah verpflanzte dorthin die Dschemschiden und die Schar-Aimak, welche in unserm Jahrhundert viel von den merwischen Mamanen zu leiden hatten. Der Kuschik fliesst zwischen zwei entwaldeten Hügelketten, die mit Dörfern und Hütten aus Lehm übersät sind. Dieses Thal wird von ungefähr 4000, eine ausgezeichnete Pferderasse ziehenden, friedlichen Dschemschidenfamilien bewohnt; es sind Nomaden, welche im Sommer unter Zelten, im Winter in ihren Lehmhütten leben, in deren Umgegend sie einige Felder bebauen. Der Murgab durchströmt ein fruchtbares Thal, dessen Hauptortschaft, Bala-Murgab, ein strategisch wichtiger, den Weg nach Maimene beherrschender Punkt ist. In der letzten Zeit liess der Emir Abdurrahman mehrere hundert Dschemschiden- und Hasarafamilien dorthin bringen, um den Flecken wieder zu bevölkern. Stromabwärts befindet sich die Festung Merutschak, wo das Thal bedeutend breiter wird; man findet da noch die Reste einer steinernen Brücke. 60 km im Norden von Bala-Murgab erhebt sich auf einer Anhöhe der befestigte Flecken Pandschde, welchen die Engländer als einen der Schlüssel von Herat betrachten. Die Oase von Pandschde, mit einer Fläche von 420 qkm, bildet den Uebergang zu den Wüsten, welche sie von der Oase von Merw trennen, und den fruchtbaren Regionen des Südens. 8000 Saryk-Turkmenen bewohnen diese Oase; sie beschäftigen sich vorzugsweise mit Viehzucht und bebauen einige Reis- und Weizenfelder. Die Teppiche, die sehr feinen Wollengewebe von Kamelhaar aus Pandschde erfreuen sich eines gerechten Rufes. Durch eine Vergrösserung des Ariknetzes würde die Oase von Pandschde eine der fruchtbarsten der neuen russischen Besitzungen werden.

Seitdem der englisch-russische Conflict die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen hat, entnimmt die europäische Presse grösstentheils ihre Erkundigungen den Zeitungen jenseit des Kanals. Wenn auch die Stimme der russischen Zeitungen hörbar wird, so gelingt es ihr doch nicht, die allgemein angenommene Ansicht von einer in den Angelegenheiten Centralasiens betrügerischen und hinterlistigen Politik der Slawen zu zerstören. Der Nutzen der Feldzüge, welche nach und nach die Engländer bis an die Grenzen von Afghanistan gebracht haben, ist oft, sogar im Parlament, bestritten worden; geradeso ist es mit den Vorrücken der Russen in Centralasien bis an den Fuss des Hindukusch, und democh

ist die Nothwendigkeit, für beide Länder endlich eine natürliche Grenze zu finden, sowol in England als in Russland anerkannt.

Der kriegerische Ton der englischen Presse hat die civilisatorische Rolle der Russen in Centralasien nicht erkennen lassen. Man leugnet nicht ihren günstigen Einfluss in Turkestan, was die Sicherheit der Strassen betrifft, aber man vergisst zu sagen, dass die Industrie, die Agricultur und der Handel durch die Vergrößerung der Zahl der Besitzenden, welche vor der russischen Eroberung sehr gering war, einen grossen Aufschwung genommen haben. Die Steuern wurden festgesetzt und sehr verringert. Die Herstellung einer Ordnung war in Centralasien



Russische Soldaten in Transkaspien.

schwieriger als in Indien. Gewiss gibt es Unzufriedene in Turkestan; solche findet man aber sicherlich auch in Hindustan. Wenn die russische Regierung nicht alle wünschenswerthen Reformen vornimmt, so muss man nicht vergessen, dass das Deficit des turkestanischen Budgets von 1868 bis 1879 66800000 Rubel betrug und dass noch viele Jahre verfließen werden, ehe dieses Land genügende Summen aufbringt, um die Verwaltungs- und Armeekosten zu bestreiten. Uebrigens ist es gewiss, dass die Russen in Asien beliebter sind als die Engländer, und was den Einfluss der letztern auf Afghanistan betrifft, so hat der Feldzug von 1880 bewiesen, wieweit die Sympathien der Unterthanen des Emirs für sie gehen, während die russischen Abgesandten von der Bevölkerung stets gut aufgenommen wurden.

Jetzt, da Afghanistan allein die britischen Besitzungen von den russischen trennt, ist es natürlich, dass beide Regierungen alles auf-

wenden, um ihren Einfluss geltend zu machen; England wird mit seinem Golde siegen, Russland mit dem Schwerte; die Afghanen sind zu gute Orientalen, um es nicht zu verstehen, den englischen Kohl und die russische Ziege behutsam zu behandeln. Die kleine Komödie, die in Rawul-Pindi gespielt wurde, hat im Grunde die Sachlage nicht geändert und die Engländer bei den Afghanen nicht beliebter gemacht. Abdurrahman, der durch Erfahrung die Annehmlichkeiten des Exils kennt, wird zur rechten Zeit den Weg nach Askabad zu finden wissen; man wird ihn weniger pomphaft empfangen; auch ist es möglich, dass man mit ihm unterhandelt, wenn es zeitgemäss erscheinen sollte, in seiner Person den Fürsten von Afghanistan noch anzuerkennen. Für den Augenblick hat er neue Hilfgelder bekommen, aber selbst in England scheint man sich nicht mehr über den Werth dieses Verbündeten zu täuschen, der selbst dem Leichtgläubigsten wenig Vertrauen einflösst.

Der ausgebrochene Conflict, der einige Zeit die ganze Welt so lebhaft bewegte, scheint in ein ruhigeres Stadium eingetreten zu sein, seitdem die Ehre und der Ruf der beiden Nationen beiseite gelassen wurde und nur noch die einfach praktische Frage der Grenzbestimmung im Spiele ist. Der Vorfall von Kuschk und der Sieg des Generals Komarow über die Afghanen wurden von allen denen, welche Centralasien kennen, vorausgesehen. Der Grund dieses Scharmützens war die Anwesenheit des Generals Lumsden mit seiner grossen Militärescorte auf afghanischem Boden. Wenn man selbst zugibt, dass weder er noch seine Offiziere die Afghanen zum Angriffe bestimmt hatten, so musste seine Anwesenheit allein dieses, so wenig zu den Ideen und der Politik des Emirs stimmende Resultat zur Folge haben. Das Auftreten des Generals Komarow in diesem Falle kann nicht genug hervorgehoben werden, da es in vollständigem Widerspruch mit den kriegerischen Tendenzen steht, welche die englische Presse den russischen, halbasiatischen Generalen vorwirft, und da er diesen Erfolg nicht benutzte, um vorzurücken und Herat einzunehmen, zu dem die Strasse offen vor ihm lag. In der russischen Politik kann man eine entschlossene und bestimmte Handlungsweise herausfinden, die durch die Nothwendigkeit bedingt ist, endlich den Besitzungen Russlands in Centralasien eine südliche Grenze zu geben. Es ist nicht anzunehmen, dass Russland je die Demüthigung auf sich nehmen würde, seine Vorposten, welche jetzt in Pul-i-Chisti (Dasch-Kepri) am Murgab und in den Engpässen von Sulfagar am Herirud stehen, zurückzuziehen. Die öffentliche Meinung, die Ruhe in Turkestan und das Ansehen den Eingeborenen gegenüber verbieten das. Die Verträge mit England wegen der Grenzfrage haben besonders auf die Armee, welche der Diplomatie ihre Niederlagen vorwirft, einen bösen Eindruck gemacht. Namentlich entstand eine tiefe Unzufriedenheit bei Gelegenheit der Festsetzung der persischen Grenze, wobei das Jomudenland Persien gegeben wurde, da doch, wie dieses Volk behauptet, bis dahin niemals ein Perser auf eine andere Weise zu ihm gekommen war als mit dem Strick am Halse.

Die Art und Weise wie der englische Einfluss in Centralasien sich geltend macht, ist nicht derart, dass in Turkestan freundschaftliche

Gesinnungen für England entstehen könnten; nur verstohlen macht er sich fühlbar, aber den Gewohnheiten der Eingeborenen sehr angepasst. Der mächtige Hebel ist das Geld, welches stets im richtigen Augenblick da war, um die schlechte Sache und die Unzufriedenen in ihrem Widerstand zu unterstützen. Ich konnte es während meiner Reisen beobachten. Wenn einmal die Überzeugung feststand, dass ich kein Russe war, musste ich nothgedrungen ein englischer Sendbote sein. Am Hofe von Bochara, der doch so vorsichtig ist, wurden für mich verschiedene Unterredungen angesetzt, welche mir bewiesen, dass man mir die Gelegenheit bieten wollte, Vorschläge zu machen. Der Chan in Chiwa, ungeschickter als sein Nachbar, schien sehr erstaunt, dass ich keine andere Aufgabe haben sollte als seinen Thee zu trinken und seine Hauptstadt zu besuchen. Träumte er vielleicht, dass meine Jachtane (Reisekoffer) voll englischer Sovereigns sein sollten? Ich kann es nicht sagen, aber es schien mir als ob die letzten Audienzen nicht so begeistert wie die ersten gewesen wären. Der Misserfolg des Abgesandten Siak-Pusch in Merw, das ganze Betragen Abdurrahman's, sowie die ausgesprochene Geringschätzung, welche die Turkmenen für England an den Tag legen, beweisen, dass wenn auch das englische Gold immer noch Abnehmer in Centralasien findet, der Einfluss Englands dort doch sehr abgenommen hat. Ein Kampf zwischen England und Russland in Centralasien ist für die nächste Zukunft unwahrscheinlich. Warum sollte ihm Russland wünschen, da es ja doch auf friedlichem Wege zu seinem Ziele kommt, immer vorausgesetzt, dass seine Pläne ihre Sanction in dem engen Zusammenschluss der drei Kaiserreiche finden, welche gegenwärtig, von dem gleichen Wunsche nach Erhaltung des Friedens beseelt, die europäische Politik leiten. Vergessen wir nicht, dass Russland jetzt in Asien die aufsteigende Macht ist, welche sich nur durch die Ereignisse leiten zu lassen braucht, um seinen Zweck zu erreichen. Und das ist es gerade, was den Engländern ihre Eifersucht gegen die Russen einflösst, die sie nächstens im Industhal auftauchen zu sehen fürchten.

Durch die Gewissheit, dass der russische Einfluss in Centralasien so gross geworden ist, dass er keine Rivalität mehr zu befürchten hat, ist in England eine gewaltige Erbitterung entstanden. Der unbestreitbare Beweis dieses überwiegenden Einflusses liegt in der friedlichen Besitznahme von Merw; sie hat bewiesen, dass das Zeitalter der blutigen Feldzüge einer neuen Epoche Platz gemacht hat, einer Epoche, die lange im voraus durch eine weise, den Eingeborenen freundliche Politik angebahnt wurde, denn letztere melden sich heute freiwillig, um sich dem Weissen Czaren zu unterwerfen und seinen Staaten einverleibt zu werden.

Die englische Presse hat diese Fortschritte der slawischen Cultur in Centralasien als eine Verletzung der Rechte Englands ausgebeutet. Dadurch dass sich der nordische Eroberer Herat, dem Schlüssel Indiens, nähert, wird er da nicht für die britischen Besitzungen ein äusserst bedrohlicher Factor? Die Unterwerfung einiger Raubnester, mehr als 800 km von Indien entfernt, hatte einen Ruf zu den Waffen zufolge, welcher beinahe das Gleichgewicht Europas gestört hätte, und doch ist die Behauptung

Herat sei der „Schlüssel Indiens“ ein Unsinn, denn wenn man die Entfernung dieser Stadt von den englischen Besitzungen in Betracht zieht, lautet das so, als wenn man aus Warschau den Schlüssel von Frankreich machen wollte. Woher stammt dieser Irrthum, der sich so leicht verbreitet? Einfach daher, dass die Karten, welche den meisten Leuten zur Verfügung stehen, einen zu kleinen Maasstab haben.

Gewiss ist Herat ein wichtiger Platz, denn diese Stadt von 15000 Einwohnern kann 30000 Menschen ernähren, während sich die transkaspische Armee nur schwer verproviantirt, sei es in Chorasán, sei es durch Transporte, welche ihr auf dem Kaspischen Meer und der Eisenbahn von Kysyl-Arwat zukommen. Für den Augenblick — die jüngsten Ereignisse haben es bewiesen — handelt es sich keineswegs darum, Herat zu besetzen. Bei den Unterhandlungen, welche in London zur Grenzbestimmung eröffnet wurden, war nur von den turkmenischen Ländern die Rede; die Bewohner hatten die Einverleibung in das Czarenreich verlangt, und das Oberlehensrecht des Emirs ist hier sehr problematisch. Es denkt auch niemand daran, Herat mit dem Kaspischen Meere durch eine Eisenbahn zu verbinden, denn das hiesse Centralasien für die Producte der englischen Industrie eröffnen, welche den russischen Fabrikanten eine vernichtende Concurrenz machen würde.

Bis-hier fehlte den Russen in Centralasien eine Basis; das ist nun anders geworden, seitdem für sie eine natürliche Grenze in Aussicht steht, welche ihnen eine starke Vertheidigungslinie sichern würde: im Süden die unterworfenen Turkmenen und die durch eine Eisenbahn hergestellte Verbindung zwischen Sarachs und dem Kaspischen Meere. Russland, welches bis-jetzt grundsätzlich nur europäische Truppen verwendete, kann von nun an mit Hilfe dieser Eisenbahn in wenig Zeit und ohne Schwierigkeit eine grosse Armee in das Innere Asiens werfen, und das Kaspische Meer besitzt genug Schiffe, um rasch die Truppen des Kaukasus bis an die transkaspische Eisenbahn zu bringen. Die englisch-indische Armee hat einen Effectivbestand von 160000 Mann und 360 Kanonen; nur der vierte Theil dieser Truppen besteht aus Engländern. Wäre es nun, wenn der Krieg an der Grenze Afghanistans ausbrechen sollte, möglich, 30000 Streiter von dieser Armee zu trennen? Und wenn es auch thunlich wäre, ein doppeltes Contingent eingeborener Truppen auszuheben, welches Vertrauen könnte England im Falle eines übeln Ausgangs zu diesen Südlern haben? Stellt man sich auch in England recht vor, welchen Einfluss die Nachricht von einer Niederlage auf eine Bevölkerung von 230 Millionen Eingeborenen ausüben würde, die zum Theile feindselig gesinnt und von 40000 Mann englischer Truppen bewacht ist, bei einer Grenzlinie, die vom Himalaya bis zur Mündung des Indus keine ernsthaften Festungen hat? Oder bildet man sich etwa ein, dass die paar kleinen, halb zerfallenen Festungswerke der Eingeborenen und die Blockhäuser, die den Grenzwächtern als Obdach dienen, eine Invasionsarmee aufhalten würden, welche durch weit ernstere Hülffstruppen verstärkt sein dürfte als diejenigen, worüber England in Indien verfügt? Man weiss in Russland recht gut, welche gewichtige Unterstützung die Eingeborenen-

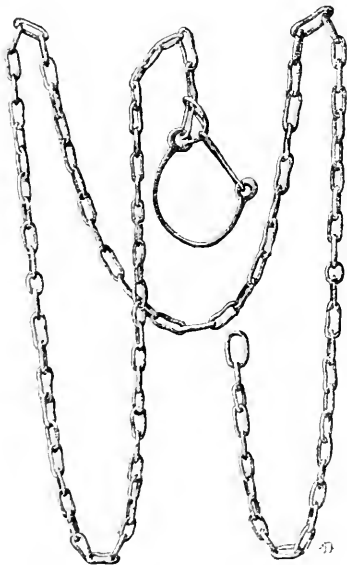
Contingente bieten würden. Das kleine, vom Lieutenant Lopatinski befehligte turkmenische Elitecorps hat bewiesen, dass es möglich ist, in sehr kurzer Zeit aus diesen Nomaden eine ausgezeichnete Cavalerie zu bilden. Die Kirgisen haben bereits ihre Anhänglichkeit und ihre Treue in dem Feldzug gegen Chiwa an den Tag gelegt. Man zeige den armen Bewohnern von Centralasien den Weg, den ihre Vorfahren nahmen, um in das Pendschab zu dringen, und die Turkmenen von Chiwa und vom Gurgan, Kirgisen und Afghanen werden so zahlreich im Hauptquartier eintreffen, dass man nicht mehr wissen wird, was mit ihnen anfangen. Das gäbe einen grossartigen Alaman, eine Wiederholung der mongolischen Völkerwanderungen, und ich kann aus Erfahrung sagen, dass man unter dem Filzzelte des Nomaden viel mehr als in den officiellen Empfangssälen der russischen Colonien in Turkestan davon spricht.

Durch die Besitznahme von Merw und die Bestimmung seiner Südgrenze hat Russland nur die letzten turkmenischen Räuberbanden unterwerfen wollen, denn solange diese nicht in seiner Macht sind, kann von Ordnung und Ruhe in Transkaspien keine Rede sein. Wie alle Länder Europas so bezweckt auch Russland, durch seine asiatische Politik neue Absatzquellen für seine nationale Industrie zu finden. Dazu braucht Russland bei seinen unermesslichen Besitzungen in der Alten Welt keine überseeischen Colonien; will es aber einigen Nutzen aus ihnen ziehen, so ist es unumgänglich nothwendig, durch die Unterwerfung der turkmenischen Räuber Sicherheit zu gewinnen und die Grenze bis in die Nähe civilisirter Staaten vorzurücken, welche die Ruhe in ihrem Innern aufrecht zu erhalten im Stande sind, damit die Karavannen frei umherziehen können. Ist dieser Zweck einmal erreicht, so müssen Strassen gebaut werden, um diese entfernten Provinzen unter sich und mit den grossen Handelsplätzen des Kaiserreichs zu verbinden. Ist der Weg über Ust-Urt eröffnet, verkehrt eine Flotille auf dem Oxus und dem Syr, wird vielleicht Taschkent später mit der sibirischen Eisenbahn, Sarachs auf dieselbe Weise einerseits mit der transkaspiischen Linie, andererseits mit Merw und dem Amu-Darja verbunden, so beginnt für Centralasien eine neue Aera der Beziehungen mit China durch Kaschgar und mit Persien durch die reiche Provinz Chorasán, welche dank der Unterwerfung der Turkmenen infolge der Fruchtbarkeit des Bodens und der Thätigkeit der Einwohner wieder ein productives Land werden wird.

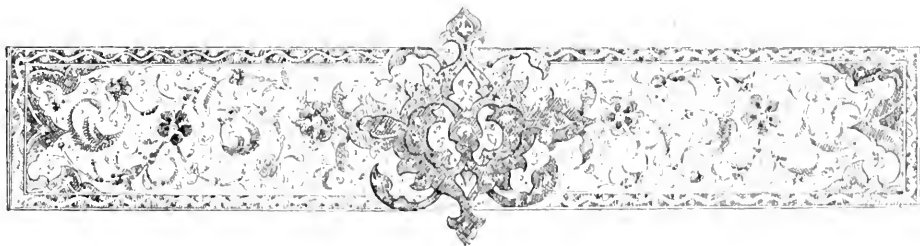
Seitdem Russland sich durch Schutzzölle von Westeuropa abgesperrt hat, seitdem Russland sich ungeheuere Opfer auferlegt hat, um seine Nationalindustrie zu entwickeln, ist Asien die wichtigste Gegend für dasselbe geworden, denn Asien ist das einzige Absatzgebiet, wo Russland die directe Concurrenz der andern Völker nicht zu fürchten hat. Die Gründung einer regelmässigen Messe in Baku ähnlich der von Nischnij-Nowgorod, wo die mit der transkaspiischen Eisenbahn und den Dampfern des Kaspischen Meeres herbeikommenden Kaufleute von Centralasien und vom Norden Persiens ihre Waaren gegen die Producte des Occidents umtauschen können, wird die civilisatorische Rolle Russlands in diesen Gegenden würdig krönen. Damit aber dieser Plan sich verwirklichen

kann, müssen die Nomadenstämme Centralasiens bis zum Paropamisus und bis zum Hindukusch das Oberlebensrecht nicht Afghanistans sondern Russlands anerkennen, weil die Erfahrung gezeigt hat, dass Afghanistan nicht im Stande ist, die Ordnung und die Ruhe an seinen Grenzen aufrecht zu erhalten.

Was die Staaten des Emirs betrifft, so werden sie, sobald ihre Grenzen durch ein Uebereinkommen bestimmt sind, eine neutrale Zone bilden, die, wie wir es hoffen wollen, die beiden Grossstaaten, welche so nahe daran waren, sich zu bekriegen, noch lange Zeit trennen. Hatte man dieses Ende vorhergesehen, mit andern Worten, erwartete man einen Conflict? Wer weiss es? Unter denen, die mit wachsamem Auge die Colonialpolitik des grossen Kanzlers verfolgen und die Gefahr einer französisch-russischen Allianz für das junge Deutschland würdigen können, gibt es einige, welche mit Recht oder mit Unrecht behaupten, ein kriegerischer Conflict wäre der deutschen Politik angenehm gewesen. Wir wollen hoffen, dass die eingeleiteten Unterhandlungen schliesslich ein aufrichtiges Einverständniss, einen gleichzeitigen Einfluss Russlands und Englands auf die Politik des Emirs erzielen werden, nicht einen vorwiegenden Einfluss einer der beiden Nationen, wodurch gewiss endlose Reibereien entstehen würden. Kabul sollte wie Teheran ein neutraler Boden werden: das wäre für den Augenblick der wünschenswertheste Ausgang.



Halseisen und Kette Baschi-Serdar's.



DREIZEHNTES KAPITEL.

VON ASKABAD NACH BUDSCHNURD.

Ich werde gezwungen, meinem Wunsche, Herat zu sehen, zu entsagen. — Scheban. — Ein Nachkomme Mazeppa's. — Das Wildschwein vom Kopet-Dagh. — Die Rennjagd und Hallali in den Felsen. — Gjarmab. — Im Kurdenland. — Die Frauen von Rabad. — Schilwa-Tscheschme. — Wie man die Wäsche in Persien wechselt. — Alaman! — Die Argalijagd. — Budschnurd. — Der Hammam. — Jagia-Beg. — Neue Enttäuschung. — Mohammed-Kuli-Chan. — Ein Hadji im Schmutz. — Kinder eines kurdischen Ilehani sprechen französisch. — Der Besuch des Schah kommt einem Hungerjahre gleich. — Weigerung Geschenke zu machen. — Die Nagaïka, das beste Ueberredungsmittel in Persien.

Während meines Aufenthalts in Askabad hatte ich die Ereignisse, welche so wichtige Folgen haben sollten, unter meinen Augen sich entwickeln sehen; ich empfand daher den lebhaftesten Wunsch, Merw und Herat zu besuchen. Eines Tages wagte ich es, dem General Komarow gegenüber eine Anspielung zu machen, aber ich wurde höflich abgewiesen und ich begriff schliesslich, dass man es lieber hätte, wenn ich vor der Ankunft der vielgenannten Gesandtschaft wieder weiter wanderte. Auf meinen Irrfahrten durch Centralasien habe ich gelernt, mich in einer Ortschaft nicht zu verewigen, und zu gehen, bevor man mich dazu auffordert. Es war sonnenklar, dass ich mich jetzt wieder in diesem psychologischen Moment befand, und ich verliess Askabad, freilich mit Bedauern, im interessantesten Augenblick. General Komarow hatte mich jedoch mit Empfehlungsbriefen an den russischen Agenten in Budschnurd und an die persischen Behörden reichlich versehen.

Vor meiner Abreise nahm ich Abschied von meinen braven Dienern, meinen getreuen Reisegefährten. Ich schied mit schwerem Herzen von Tursum-Bay, meinem treuen Kirgisen, dessen Anhänglichkeit und Ehrlichkeit seit Bochara durch alle Gefahren, alle Schicksale unserer langen und schwierigen Reise hindurch sich nicht einen Augenblick verleugnet hatte; er war mir ein Freund geworden. Nichts bringt die Menschen einander

so sehr näher als getheilte Gefahren; so war denn auch die Kluft zwischen dem Herrn und dem Diener verschwunden. Aber ich konnte ihn nicht weiter mitnehmen; mit meinem Ata-Turkmenen, Kosch-Nazar, zog er in sein Vaterland zurück, und ich glaube fast, es sind meine Augen etwas trübt geworden, als ich zum letzten mal diesen braven Leuten die Hand drückte.

An einem kalten, regnerischen Januartage machte sich meine kleine Karavane, durch zwei gute, in Askabad gekaufte Tekkopferde verstärkt, auf den Weg nach Gök-Tepe. Uebrigens hatte ich als Neugeworbenen und als Vertrauensperson einen Tscherkessen bei mir, der sich angeboten hatte, mich zu begleiten. Er war der Sohn eines tscherkessischen Obersten, der unter dem General Skobelew, in dessen Gefolge er sich auszeichnete, als Freiwilliger den Feldzug gegen die Turkmenen mitgemacht hatte.

Scheban ist ein Muselman. Seine sämmtlichen Brüder sind Offiziere im russischen Heere; er selbst ist ein zu windiger Kamerad, um jemals Offizier zu werden; übrigens hat er einige Kleinigkeiten, die man anderswo Mord u. dgl. nennen würde, wenn nicht auf dem Gewissen, so doch auf seiner Führungsliste. Er ist tapfer wie sein Säbel, fürchtet nichts und trachtet nur nach Hieben und Narben, Abenteuern und Kämpfen. Er ist ein prächtiger Kerl, den man mit Vergnügen in seiner tscherkessischen Tracht, mit seinen stets geputzten, funkelnden Waffen sieht. Der General trat ihm mir nicht gern ab.

Es wäre ziemlich schwer zu sagen, welche Stellung Scheban bei mir einnimmt. Ich gebe ihm keine Besoldung, und er lässt sich genau so wie ich von meinen Bedienten aufwarten; den Dolmetscher, obgleich er Europäer und Christ ist, behandelt er wie einen Hund. Wenn ich allein bin, isst Scheban mit mir; wenn niemand da ist, um mich zu bedienen, wird er nöthigenfalls meine Schuhe wischen, ohne dass ich es verlange; sobald aber ein Diener sich um mich befindet, rührt er keinen Finger mehr. Habe ich Besuch, so ist er im Zimmer anwesend, allerdings stehend, aber bereit an der Unterredung theilzunehmen. Ich duze ihn und er nennt mich „Palkownik“ (Oberst); nie würde ich ihn dazu bringen „Barin“ (Herr) zu sagen. Wenn er Geld braucht, verlangt er welches. Neulich gab ich ihm fünf Toman; er gab mir drei zurück mit den Worten: „Sie mögen mir zwei oder fünf geben, morgen bleibt doch nichts davon übrig.“ Aber für einen bösen Blick, wegen eines an mich gerichteten ungebührlichen Wortes wirft er einen Mann zu Boden, ehe ich es selbst gemerkt habe. Dies ist in kurzen Zügen mein neuer Begleiter.

Scheban hat meine Leute angeworben. Es sind: Allah-Werdi, ein junger Turkmene, Sohn eines berühmten Serdar aus der Achal-Oase, welcher neugierig ist, Persien zu sehen, von dem sein Vater ihm so oft gesprochen hat; er ist ein guter Reiter und hat keinen andern Dienst, als meine Hengste abwechselnd zu reiten; ich bezahle ihm keinen Sold; Achmet, ein Tscherkesse aus Daghestan, hat sein Vaterland wegen einiger Missethaten verlassen; er war ein zur Ruhe gesetzter Pferdedieb. „Mit ihm“, sagte Scheban, „brauchen wir nichts für unsere Pferde zu

befürchten; er schläft nur mit einem Auge.“ Der Dolmetscher, mein Bedienter, ein persischer Koch und ein Pferdeknecht vervollständigen mein Personal.

Ich habe sieben Pferde, die mir gehören; drei davon werden am Zaum geführt. Scheban, Achmet und mein Bedienter reiten Pferde, die ich ihnen überlassen habe. Das von Maulthieren getragene Gepäck steht unter der Obhut eines Tscharwodar (Maulthiertreiber) und seines Gehülfen, welche ich für den Weg von Askabad nach Budschnurd gedungen habe. Meine Karavane steht unter der Leitung eines Tekke-Serdar, Unteroffizier in der Schwadron der Eingeborenen, und eines turkmenischen



Scheban.

Dschigiten. Ich habe mein Gefolge soviel wie möglich reducirt, und dennoch sind wir zehn Mann mit zwölf Pferden, sechs Maulthieren und zwei Maulthiertreiber.

Es ist wol unnöthig, alle Unannehmlichkeiten zu erzählen, welche wir bei der Abreise und dann auf den Anfangsstrecken mit einem solchen Gefolge und mit unerprobten Leuten erfuhren. Aber meine Nagaika und mein Fluchen brachten schliesslich etwas Ordnung in das Ganze. Selbst Scheban, der in den ersten Tagen keine gute Miene machte, ergab sich alsdann darein, einen guten Theil der Arbeit auf sich zu nehmen, und ich liess ihn schalten und walten. Die Plage dieser Reisen ist, neben dem Ungeziefer, gegen das jede Vertheidigung überflüssig zu sein scheint, der Dolmetscher. Der meinige, welcher 5 Rubel für den Tag bekam, war in Askabad von morgens bis abends und von abends bis morgens betrunken;

er war auf 50 Rubel Monatslohn herabgesetzt worden, und ich musste diesen alten Esel bis Teberau hinter mir her schleppen, wo ich meinem guten Stern dankte, als ich ihn fortschicken konnte.

Wir hatten Askabad an einem kalten, regnerischen Tage verlassen und kamen mitten in der Nacht nass und fröstelnd in Gök-Tepe an. Glücklicherweise war durch die Güte des Kapitän Stetzenko alles vorbereitet worden. In Askabad hatte ich beschlossen, das Land nicht zu verlassen, ohne nähere Bekanntschaft mit diesem Manne gemacht zu haben, dessen Name jedem als der einer der ausserordentlichsten Persönlichkeiten dieses merkwürdigen Landes bekannt ist. Eine mir zugekommene Einladung hatte mich bewogen wieder umzukehren, um ihn kennen zu lernen.

Der Kapitän ist 26 Jahre alt; er stammt aus Kleirussland, dessen Sprache er mit Vorliebe spricht; er ist stolz auf seine Abstammung in gerader Linie von dem berühmten Hetman Mazeppa. Er ist ein schöner Mann, blond, über mittelgross, mit grüngrauen Augen, elegantem Auftreten, geschmeidigen, von einer aussergewöhnlichen Kraft zeugenden Bewegungen; er trägt die glänzende Uniform der Kubankosaken. Stetzenko ist der vollendete Typus des saporogischen Kosaken, dessen Heldenmuth und Waghalsigkeit sprichwörtlich geworden sind; mit 26 Jahren hat er sieben Wunden, alle russischen Militärorden mit den Schwertern und einem besonders verliehenen St.-Georgskreuz. Mit der Erzählung seiner Thaten könnte man ein ganzes Buch füllen. Er hat aber auch einen bösen Kopf; als er Lieutenant war, tödtete er vor der Front des Regiments den Oberst, Fürst O., der ihn „Durak“ (dummer Mensch) genannt hatte. Sechs Wochen vor meiner Ankunft hatte er an einem geselligen Abend mitten im Club seinen Revolver zweimal auf seinen jetzigen Chef abgefeuert und einem seiner Freunde die Klinge seines Kindschal (Dolch) durch den Leib gerannt. Der Mann war also wol werth, dass ich 50 km zu Pferde zurücklegte, um ihn zu sehen, und ich habe mit ihm einige Tage verbracht, die mir lange im Gedächtnisse bleiben werden.

Stetzenko, der in einer grossen Garnison nicht gut zu halten ist, wurde mit seiner Sotnja (Kosakenschwadron) in die Berge, an die persische Grenze versetzt. Er hat altes Kosakenblut in den Adern, ist demnach ein Jäger, und von dieser Seite beschen will ich ihn bekannt machen.

Bei Tagesanbruch sassen wir im Sattel. Stetzenko war mit einem Theil seiner Hunde, seinen Pferden aus der Kabarda und sieben seiner besten Jäger von den Bergen herabgekommen. Dieser Aufbruch bot einen prächtigen Anblick! Die Kosaken sitzen in ihren hohen Sätteln, das Berdaugewehr umgehängt, den langen Dolch im Gürtel; ihre Renner sind ausgezeichnete vollhaarige, kaukasische Pferde; gewaltige Hunde, Kreuzungen von englischen Bulldoggen und kaukasischen oder turkmenischen Schäferhunden, die alle Narben tragen, umgeben sie; von den 60 Hunden der Meute befindet sich immer ein guter Theil in Pflege. Wir ziehen dem gefürchteten Wildschwein vom Kopet-Dagh entgegen; es ist das gefährlichste, von dem ich je gehört habe. Mit ihm verglichen muss man seinen euro-

päischen Verwandten als sehr unschuldig ansehen. Daher ist Stetzenko der einzige Jäger in Transkaspien, der sich auf diese Jagd wagt.

Wir reiten gerade auf die Bergkette los. Die Hunde sind vorausgelaufen und erklettern die Felswände, die gegen die Ebene abfallen; von Zeit zu Zeit sieht man einen von ihnen auf der Höhe. Ein Theil unserer Kosaken folgt uns in der Ebene; die andern verlieren sich im Berglabyrinth. Ueberall stossen wir auf frische Spuren von Wildschweinen, Rehen, Antilopen, welche nachts das flache Land aufsuchen. Bis gegen Mittag ziehen wir ohne Resultat; einige Invaliden der Meute, noch matt von den Rüsselhieben, die sie erhielten, sind zu uns gestossen und suchen nicht mehr. Wir entschliessen uns halt zu machen; die Vorräthe werden herbeigebracht und wir lagern uns auf einem kleinen Hügel, die unermessliche, grenzenlose Wüste vor uns, im Rücken die hohen Berggipfel.

„Hier“, sagte mir der Kapitän, „habe ich vor kaum einem Jahre einen traurigen Halt gemacht. Wir waren zu sieben ausgerückt, ein Freund, ich und fünf Kosaken. Es lag so viel Schnee, dass die Pferde kaum vorwärts konnten; plötzlich hörten wir die Hunde ganz in der Nähe anschlagen. Wir sitzen ab, um zu Fusse zu gehen, und finden die Meute im Kampfe mit einem Wildschwein, das sich wehrte. Ehe wir Zeit hatten, uns in Vertheidigungszustand zu setzen, macht sich das Wildschwein von den Hunden los und stürzt auf uns zu. Ein Kosake, der Vorderste, gibt Feuer; im selben Augenblick wird er niedergeworfen; ein zweiter Schuss fällt, der das Thier verwundet, aber in einem Augenblick ist es bei uns: ich sehe mit schrecklicher Geschwindigkeit alle meine Begleiter um mich her fallen, ohne dass ich einen einzigen Schuss hätte abfeuern können, bis endlich mein Berdan, das Thier fast berührend, ihm durch eine Kugel den Gar aus macht. Ich stand allein; drei meiner Begleiter lagen todt am Platze; die drei andern waren verwundet, zwei davon erheblich. Von diesem Kampfe kamen nur zwei lebend davon: Bieli, mein bester Jäger, und ich.“

Man hatte mir also die Wahrheit gesagt, als man mir in Askabad von diesem Bergwildschwein erzählt hatte, dessen an der Spitze weisse Borsten ihm eine graue Farbe geben, welche derjenigen der Felsen, in denen es haust, zum Verwecheln ähnlich ist. Es ist nicht sehr gross, aber es greift den Menschen an, selbst ohne verwundet zu sein.

„Das wussten Sie“, sagte Stetzenko, „und Sie sind doch gekommen? Das macht mir wirklich Vergnügen, denn seit jenem Abenteuer ging ich stets allein auf die Jagd.“

Ich dagegen, an meiner Cigarre kauend, dachte darüber nach, ob ich nicht vernünftiger gehandelt hätte, meinen Weg nach Budschurd zu verfolgen und den Kapitän allein diesen allzustarken Jagdaufregungen zu überlassen; ich bedauerte sogar, dass man hier zu Lande nicht ein in meinem Vaterlande von einem meiner Freunde gebrauchtes Mittel anwenden konnte, das darin bestand, sich auf einen Holzstoss zu schwingen, wenn bei einer Treibjagd Wildschweine gemeldet wurden. Der Verlauf dieser weisen Ueberlegung wurde plötzlich durch einen Ruf von der Höhe herab gestört. Augenblicklich waren wir aufgesprungen; es war Bieli, der uns anzeigte, die Hunde hätten angegriffen.

Jeder Jäger wird begreifen, dass ich nicht der letzte im Sattel war. Wie wir diese Felswände erklimmen haben, weiss ich nicht; einmal zu Pferde, dann wieder an den Schwanz des Thieres geklammert, beim Abstieg gewinnend, was wir beim Aufstieg verloren, athemlos, fieberhaft aufgeregter kommen wir an, durch das Hundegebell geleitet; wir geniessen ein prächtiges Schauspiel, das sich auf dem entgegengesetzten Abhang des engen Thales vor uns entwickelt. 11 Wildschweine in einem Haufen rissen vor den Hunden aus und versuchten die Anhöhe zu erreichen; wenn die Hunde zu nahe kamen, trennte sich hier und da eins der grossen Thiere von der Gruppe, drehte sich herum und verjagte die Angreifer nach allen Richtungen. Da hier die Berge ganz kahl sind, konnten wir alle Einzelheiten dieser interessanten Verfolgung gemüthlich studiren; übrigens mussten wir unthätige Zuschauer bleiben, denn in das Thal steigen und dann wieder den andern Hang hinaufklettern, hätte uns zu viel Zeit gekostet.

Was der Kapitän, der an diese Jagd gewöhnt war, vorausgesehen hatte, geschah: zwei der Wildschweine trennten sich von der Gruppe und wurden von den Hunden umzingelt; anstatt den andern zu folgen, suchten sie ihr Heil in der Flucht, die Hunde hinter sich, und bald waren sie ausser Sicht. Nun war für uns der Augenblick gekommen zu handeln; wir mussten den Flüchtlingen den Weg verlegen, ehe sie in die Ebene kamen. Wieder fängt eine schreckliche Steeple-chase an; das Pferd, als wenn es wüsste um was es sich handelt, sucht seinen Weg selbst; fast auf der Hinterhand sitzend, springt es von einem Felsen zum andern; es gewähren lassen und namentlich die Zügel nicht anziehen, bietet für den Reiter die einzige Hoffnung auf guten Ausgang. Dieses wahnsinnige Rennen in den Felsen war mein erstes Auftreten dieser Art; ich gestehe, dass ich mich nicht an der Spitze befand; Stetzenko war mir weit voraus. Ich hatte soeben einen Felsabhang, so steil wie ein Dach, erklimmen und hielt mich am Schwanz meines Pferdes fest, als ich zu meinen Füssen in einem Abgrund, von Hunden wie von Blutegeln bedeckt, eine schwarze Masse sich herumschlagen sah. Stetzenko, der sein Pferd verlassen hatte, näherte sich in kurzen Sätzen dem Kampfplatz; in einer Entfernung von zehn Schritt hielt er still, legte an und feuerte. Als ich ebenfalls ankam, hatte ich Musse das todte Thier zu betrachten; es war eine starke Sau, von der wir nur mit der grössten Mühe die Hunde abhalten konnten, welche den Aufbruch des Thieres mit Ungeduld erwarteten. Ich hatte keinen Schuss gethan, aber doch alle Aufregungen der Jagd mitempfinden.

Man brachte uns frische Pferde, und wir zogen weiter nach Kalite, einem turkmenischen Festungswerk, wo wir die Nacht zubringen wollten. In kurzer Zeit waren die besten Stücke unsers Wildprets verschwunden und der Rest den Hunden überlassen. An diesem Tage hatten wir keinen weitem Erfolg; im Vorbeigehen schoss ich einige rothe Rebhühner, welche in gewaltigen Massen auf den Felsen an dem Saum der Ebene nisteten.

Der armenische Marketender des Postens in Kalite bereitete uns ein ausgezeichnetes Mahl, zu dem kachetiner Wein getrunken wurde; es

war schon spät abends, als wir uns auf die mit unsern Burkas¹ bedeckten,



Wildschweinjagd.

hölzernen Bänke der Schenke legten. Ich hörte dort zum ersten mal

¹ Der kaukasische Filzburnus.

die Saporoglieder der kleinrussischen Kosaken, deren Melodien so herrlich sind, dass ich die ganze Nacht hätte wachbleiben können. Einige Stunden Schlaf, dann eine gute Tasse heissen Thee, und ehe der Tag graute sassen wir wieder im Sattel.

Diesmal gilt es, die hohen, mit Schnee bedeckten Gipfel, die uns in der Ebene gegenüber gestanden hatten, zu erreichen. Vier Stunden brauchen wir um oben anzukommen, und was für Wege, du lieber Gott! Ich kann versichern, dass unsere Alpenmaulthiere kaum hindurchkommen würden; ich bin auf der Gemsjagd gewesen und kenne den Schwindel nicht, aber an dem Tage habe ich oft meine Augen von den Abgründen, an denen wir vorbeiritten, abgewendet: ein einziger Fehltritt des Pferdes und der Mensch rollt in den Abgrund. Keins unserer Thiere ist gestürzt; sie fahren mit dem losen Gesteine ab und bleiben immer auf den vier Füssen.

Dieser Anblick, wenn man auf der Spitze angekommen ist! Zu unsern Füssen die Achal-Oase, ein breiter cultivirter Streifen, mit ihren Festungswerken und ihren Auls; darüber hinweg die endlose Wüste und um uns her das Labyrinth von Spitzten, Gräben und Schluchten der mächtigen Bergkette, deren erste Vorgebirge wir erklommen haben. Während wir dort stehen und diese Contrastse betrachten, steigen die Kosaken und die Hunde den andern Abhang hinab und zerstreuen sich in den Schluchten. Zu unsern Füssen schlägt einer der Hunde plötzlich an; auf sein Geheul antwortet die ganze Meute, und das Echo wiederholt es in furchtbarem Concert. Wo wird die Jagd beginnen? Wir sehen noch nichts, aber die Musik, welche wir hören, zeigt uns genügend an, dass ein Wildschwein verfolgt wird. — es erscheint im tiefen Thal, die Hunde von sich fern haltend und das Unheil verkündende Grunzen ausstossend, das vor dem Angriff ertönt. Das schwindlige Remmen des vorigen Tages fängt wieder an, diesmal gefährlicher, da der Boden schwieriger ist. Ich kann nicht umhin, einen Blick hinter mich auf das wunderschöne Schauspiel zu werfen, das diese Pferde bieten, wenn sie beim Abstieg in vollem Lauf von Fels zu Fels springen.

Ich reite das beste Pferd Stetzenko's, der geschworen hat, dass ich heute zum Schuss käme. Während der Kapitän in gerader Linie herabreitet, habe ich den schrägen Weg eingeschlagen. Die Jagd, die zuerst zwischen den Felsen des jenseitigen Gehänges stattfand, kommt allmählich zu uns: ich befinde mich am Eingange einer Schlucht, aus der man die Schmerzensschreie der verwundeten Hunde hervortönen hört; noch ein paar Schritt und vor meinen Augen zeigt sich ein doppelter Kampf: zwei Wildschweine sind mit den Hunden im Kampfe. Stetzenko erscheint auf der andern Seite auf der Anhöhe, näher als ich. Wird er wieder wie gestern die Ehre der Jagd davontragen? Die Mehrzahl der Hunde ist mit dem Thier beschäftigt, welches auf der Seite des Kapitäns kämpft. Ich höre einen Schuss, aber in demselben Augenblick macht das zweite Wildschwein eine verzweifelte Anstrengung, wirft mit einem Rüsselstoss einen der angreifenden Hunde zu Boden, schüttelt die andern ab und stürzt nach kurzem Bedenken wie der Sturmwind auf mich zu. Glücklicherweise befinde ich mich auf einer kleinen Anhöhe; ich lege an. Das Wild-

schwein hat es richtig auf mich abgesehen, denn es kommt in gerader Linie auf mich los; ein Felsblock ändert ein wenig seinen Lauf; während einer halben Secunde zeigt es mir seine Schulter; ich ziehe ein wenig nach vorn; der kurze Knall meines Express dröhnt wie ein Kanonenschuss in den Felsen, und das kolossale Thier stürzt, rollt und rollt und erhebt sich wieder, die Augen mit Blut unterlaufen; die tapfern Hunde fallen darüber her, und mit dem zweiten Lauf gelingt es mir, in unmittelbarer Nähe eine Kugel zwischen die beiden Augen zu schicken. Wenn mein erster in den Karpathen erlegter Bär mir Vergnügen machte, so hat dieses viel gefährlichere Wildschwein mich nicht weniger bewegt, und die Glückwünsche des Kapitäns waren mir eine wirkliche Genugthuung.

Nachdem wir einen Theil des Weges bei Mondschein zurückgelegt hatten, hielten wir um Mitternacht unsern Einzug in Gjarmab; wir waren 15 Stunden im Sattel gewesen; nur ein turkmenisches oder kabardisches Pferd kann das leisten. Was die Reiter anbelangt, welche eine lange, durch die Berggründe und Engpässe sich schlängelnde Linie bildeten, so kann ich versichern, dass sie meistens während des letzten Theils des Marsches schliefen; ich glaube fast, dass ich auch zu diesen gehörte.

Gjarmab, die Station der Sotnie Stetzenko's, ist eine alte kurdische Festung; die Ortschaft ist auf einem schmalen Plateau gebaut und von steilen Felswänden überall umgeben. Dieser Trichter ist ein kleines Paradies; prachtvolle Gärten liegen auf allen Seiten um die weissen Wohnhäuser, welche die Kosaken sich gebaut haben. Es ist der Sommeraufenthalt der Behörden von Askabad; von dieser Stadt führt bis zum Posten ein guter fahrbarer Weg, der Anfang zu einer strategischen, in die Felsen gehauenen Strasse. Gegen alle Winde geschützt, gedeihen hier der Weinstock, der Mandel- und Pfirsichbaum; obgleich die Gipfel in der Umgegend mit Schnee bedeckt sind, ist die Temperatur äusserst angenehm; im Monat Januar nehmen wir unsere Mahlzeiten unter freiem Himmel ein.

Wenn ich nicht befürchtete, den Leser zu ermüden, würde ich in der Erzählung der Jagdpartien, die ich während meines Aufenthalts in Gjarmab mitmachte, fortfahren; ich erlegte dort Girane, Rehe und Mufflone. Abends vertrieben wir uns die Zeit mit Anhören der Gesänge der Kosaken, deren ich nicht müde wurde; ungefähr 20 der besten Sänger, unter Leitung eines Oberwachtmeisters, der den Takt mit seinem Yatagan schlug, liessen uns Melodien hören, so sanft, wenn die Liebe besungen wird, so wild, wenn sie an die grossen Thaten der saporogischen Krieger erinnern. Diese vierstimmigen Lieder, wobei einer der Sänger die Kopfstimme gebraucht, sind wahrhaft einzig; das Repertoire ist übrigens unerschöpflich; dazwischen werden Tänze eingeschaltet. Die Musik ist äusserst einfach; eine Ziehharmonika und ein Dudelsack; die Kosaken bilden einen Kreis um den Tänzer und schlagen mit den Händen den Takt.

Scheban führte den Nationaltanz der Krieger seines Landes auf; derselbe besteht aus Sprüngen und Drehungen, welche mit erschreckender Geschwindigkeit aufeinanderfolgen, während in jeder Hand ein Kindschal (Dolch) gehalten wird, dessen Spitze abwechselnd auf den Hals, die Brust

und die Augen gerichtet ist: wenn zufällig ein Zuschauer nur einen leichten Druck auf die vom Körper abstehenden Ellenbogen ausgeübt hätte, so wäre das Auge verloren gegangen. Jeder schaudert, der diesen Tanz zum ersten mal sieht, und man bedenke, dass mein Schoban betrunken war, als er ihn ausführte, denn wenn die Kosaken gute Jäger und gute Sänger sind, so sind sie noch bessere Trinker, namentlich wenn es Branntwein gibt. Die anmuthige Seite dieser Abende bestand für uns in dem grusischen Nationaltanz, den ein hübsches Mädchen aus diesem Lande uns vorführte, welche Stetzenko wie ein Pudel folgt und dafür, wie es mir scheint, mehr Liebe als gute Worte bekommt.

Stetzenko wird von seinen Kosaken vergöttert: an hoher Stelle kennt man diese Verehrung und dies wird wol der Grund sein, warum ihm eine Unmasse Missethaten, welche man ihm zur Last legen kann, straflos ausgehen. Skobelew hatte es begriffen, welchen Nutzen man aus einer solchen Persönlichkeit ziehen kann. Er gab ihm das Commando über die „Achetniks“ (Freiwilligen), mit denen er Heldenthaten ausführte, die noch bei allen Abendunterhaltungen der Kosaken besprochen werden. Ebenso muss man Stetzenko vom General sprechen hören, den er hoch verehrt.

Bei meiner Abreise geleitete mich der Kapitän auf eine grosse Entfernung und gab mir, um mir meinen Marsch zu erleichtern, einen Unteroffizier und drei seiner Kosaken mit dem Auftrage mit, mir beim Ritt durch den ersten grossen Engpass zu helfen.

IM KURDENLAND.

Auf die traurigen Wüsten Turkestans folgen ohne Uebergang die mächtigen Bergketten des Kopet-Dagh und des Ala-Dagh, welche das gewaltige Labyrinth von öden Gipfeln zwischen Turkestan und den Ebenen Chorasans bilden und fruchtbare Thäler einschliessen, deren Gewässer sich durch den Atrek in das Kaspische Meer ergiessen. Diese fast unzugänglichen Thäler sind im allgemeinen durch enge Schluchten geschlossen und von schroffen Felsen begleitet; sie haben ihre Bewohner in den Stand gesetzt, mit Erfolg den blutgierigen Tekke zu widerstehen. Die kahlen Berge sind verhältnissmässig reich an Wild; man findet dort das Argali, die Wildziege und zahllose rothe Rebhühner; die Vegetation besteht hier und da aus verkrüppelten Wachholderstauden. Auf den Hochebenen findet man einige Weideflächen, wo die kurdischen Schäfer ihre Heerden grasen lassen. Das Land ist absolut waldlos.

Von Gjarmab an erklettert meine Karavane langsam die Höhen des Passes von Kötal, der ungefähr 7000 Fuss über dem Meeresspiegel liegt. Der Pfad ist schmal und folgt von Zeit zu Zeit dem Bette eines ausgetrockneten Bergbaches; bald führt er uns an den Rand von Abgründen, bald in enge Schluchten, die uns nöthigen, Maulthiere zu entlasten und die Ballen meines Gepäcks auf den Armen zu tragen. Dazu tiefer Schnee, ohne irgendeine Fussspur. In Gjarmab waren unsere Pferde mit dem

üblichen Eisen versehen worden; es ist flach, dünn wie Pappdeckel, bedeckt aber den Huf und lässt nur eine Oeffnung von der Grösse eines Fünffrancstückes. Ich bemerke mit Erstaunen, dass meine grossen turkmenischen Pferde durch die schwierigsten Engpässe lustig und sicher schreiten. Wie in der Ebene lassen wir unsere Thiere gewähren, und sie springen mit Sicherheit von Felsen zu Felsen ohne einen Fehltritt und suchen sich ihren Weg selbst.

Der turkmenische Serdar zieht an der Spitze, während ich die Nachhut bilde, um die Maulthiere zu beobachten, die jeden Augenblick stürzen und uns auf diese Weise zu zahlreichen Halten zwingen, um das Gepäck loszubinden und den Thieren wieder auf die Beine zu helfen. Dank der Hülfe der Kosaken vom Kuban, die mich begleiten und die sich im Kaukasus an diese Art von Expeditionen gewöhnt haben, kommen wir ziemlich geschwind vorwärts; nach sechs Stunden ermüdenden Aufstiegs erreichen wir die Höhe des Passes; vor uns ein senkrechter Abfall, eine tiefe, schreckenerregende aber wildpoetische Stille.

Auf diesen Höhen erheben sich bescheidene, wackelige, aus aufeinandergeschüfften Steinen gebildete Pyramiden. Diese Monumente, welche die Zeit nie festkitten wird, bewegen das Herz unsers Serdar; er selbst hatte ehemals an den Kämpfen theilgenommen, an welche sie erinnern, und bei ihrem Anblick wird sein alter Turkmenenstolz wach. Er, der gewöhnlich düster und stumm bleibt, erhebt sich im Sattel und findet in diesen Engpässen, den Zeugen seiner frühern Heldenthaten, die Stimme wieder: „Hier“, sagte er, „ist viel Blut geflossen, und die Kurden haben die Todten ehren wollen.“

Jeder Vorüberziehende legt einen Stein auf den unförmlichen Haufen dieses Denkmals, nicht ohne an die düstern Tage zu denken, die augenblicklich wiederkämen, für uns so gut wie für die spätern Reisenden, wenn der schützende Arm Russlands sich nicht über diese Länder ausgestreckt hätte.

Zu unsern Füssen dehnt sich eine grosse, mit Schnee bedeckte Ebene aus; im Mittelpunkte liegt Rabad, der erste kurdische Flecken. Um dorthin zu gelangen, durchwaten wir einen Schneeteppich von ein Fuss Mächtigkeit; alle Verbindungen sind in dieser Jahreszeit vollständig abgeschnitten, der Weg ist nicht bezeichnet, und wir kommen nur mit Mühe vorwärts. Unsere Karavane, welche wie eine lange schwarze Schlange auf einem unbefleckten weissen Grunde aussieht, ist rasch angemeldet; wir sehen die flachen Dächer der Häuser sich mit den zum Theil mit Luntentinten bewaffneten Einwohnern bedecken. Das einzige Einlass gewährende Thor wird geschlossen; erst nachdem wir einen unserer Kosaken abgesandt hatten, um mit dem Vorsteher des Dorfes zu parlamentiren, wurde uns der Zutritt in die Mauern erlaubt.

Rabad hat ungefähr 500 kurdische Bewohner, die einige Felder um die sehr kläglich aussehende Festung bebauen; an die äussern Mauern, welche aus Felsblöcken und Lehm gebaut sind, lehnen sich ärmliche Hütten aus gestampfter Erde, mit einer niedrigen Thüre und ohne Fenster; in den Höfen vor den Wohnungen sieht man mageres Vieh, einige

Schafe, weder Pferde noch Maulthiere, die ich dringend nöthig hätte, um meine vollständig entkräfteten Thiere zu ersetzen; inmitten des Dorfes liegt ein kleiner Platz, wo allein es möglich ist abzusetzen, denn in den kleinen Strassen, die zu ihm führen, wadet man im Schmutz bis über die Knöchel.

Ich lasse Säcke mit gebacktem Stroh bringen und sie auf diesen Morast ausleeren; darauf werden meine Teppiche ausgebreitet, damit ich mich im Sonnenschein lagern kann und mich ein wenig erwärme. Während meine Kosaken in den am besten aussehenden Häusern fouragiren, um Futter für meine Thiere und etwas Nahrung für unsere seit dem Morgen leeren Magen zu finden, habe ich Zeit, meine Umgebung zu mustern. Die Dächer der Häuser um den freien Platz sind nun mit Frauen besetzt, die so neugierig wie anderswo zu sein scheinen und kaum verschleiert sind; ihre Kleidung besteht aus langen, weiten Hosen von dunkeln Baumwollstoff, mit einem langen Hemd darüber. Sie unterscheiden sich wesentlich von den Tekke-Frauen: weniger elegant und schlank wie jene, deren kleine Köpfe charakteristisch sind, haben die Kurdinnen eine dunkle Gesichtsfarbe, ein Gesicht, das dem semitischen Typus ähnelt; die Augen sind schön geschlitzt, gross und ausdrucksvoll; bei vielen ist die Nase gebogen und die Augen stehen nahe beieinander. Ich glaubte unter diesen Frauen zwei wohlunterschiedene Rassen beobachtet zu haben, die Zigeunerin und die Jüdin. Während die Frauen sich entfernt halten, ist die Jugend beider Geschlechter um so kühner: die Finger in der Nase, gerade wie bei uns, nähern sich die Kinder, die mit ihren grossen Augen trotz ihrer schmutzigen Lumpen schön sind, um den Eindringling anzuschauen.

Die Männer, die ihre Waffen abgelegt haben, folgen meinen Leuten mit unruhigem Blick: das Schauspiel, das diese schneidigen Burschen bieten, die von allen Seiten angelaufen kommen, die einen mit Futter beladen, die andern mit Hühnern, denen sie den Hals umgedreht haben, und mit kurdischem Backwerk, ist den Kurden fremdartig. Ich lasse verschiedene Jungen auf meine Pferde setzen, damit diese sich etwas gesunde Bewegung machen, denn die Müdigkeit hindert nicht einen Katarrh zu bekommen; ich nehme mein einfaches Mahl ein, bestehend aus einem unter meiner Aufsicht gebackenen Pfannkuchen, Weizenbackwerk und Thee, ein Getränk, das trotz der Sättigung stets gesund ist.

Das ganze Dorf hat sich versammelt; der Aelteste, ein alter Kurde, dessen Bart mit Henna roth gefärbt ist, lässt mich fragen, ob ich seinem Sohne, der studiert hat, erlauben möchte, mir zu Ehren ein Poem zur freundlichen Begrüssung vorzutragen. Nach ertheilter Erlaubniß stimmt der junge Künstler mit einer kreischenden Stimme ein Klagelied an, das ich wegen seiner übermässigen Länge unterbreche. Nichtsdestoweniger wollte der Poet, dass ich eine Idee von seinem Talente behielte; er schenkte mir daher sein Opus, das ich als Andenken an den ersten freundlichen Empfang bei den Kurden mitnahm.

Nachdem ich diesen Empfang zum Erstaunen meiner Wirthte reichlich bezahlt habe, besteigen wir wiederum unsere Pferde, um mein Gepäck einzuholen; ich hatte es unter der Leitung meines Tscherkessen Scheban

vorangeschickt; mit seiner Nagaika verstand er es, die Maulthiere aufzumuntern; er bewies, dass ich ihm meine Sachen anvertrauen kann, was für mich eine grosse Erleichterung war.

Die zwei Stunden Ruhe haben den Pferden gut gethan; sie stampfen muthig in den tiefen Schnee des Plateaus, welches wir durchqueren, um in ein breites, auf beiden Seiten von hohen Bergen eingesäumtes Thal einzudringen. Ein Ritt von fünf Stunden, währenddessen wir, wenn es der Weg erlaubt, galopiren, bringt uns wieder in die Berge. Wir treffen Wolfspuren und an der Biegung eines Engpasses bemerke ich auf der Höhe eine Heerde von Wildziogen, leider zu fern um einen Schuss zu



Sklavenraub.

wagen. Dafür wimmelt es von rothen Rebhühnern, sodass ich für unser Abendessen einen gehörigen Vorrath einheimsen kann. In den über die Strasse hereinhängenden Felsen müssen Leoparden ihre Höhlen haben, denn überall finde ich ihre Spuren. Ein rascher Abstieg führt uns durch eine tiefe Schlucht, in der ein durch Schneeschmelzwasser gebildeter Bach fliesst, vor die kurdische Festung Schilwa-Tscheschnie oder Halwa-Tschischne (Süsswasserquelle), wo wir bei schönem Mondschein anlangen.

Durch die vorausgezogene Karavane angemeldet, finden wir gute Aufnahme. Scheban hat das grösste Haus räumen lassen; die Maulthiere und die Pferde stehen im Hofe, und man ist schon daran, mein Feldbett in einem Zimmer aufzustellen, das dadurch sogleich ein behagliches Ansehen annimmt. Mit Freude bemerke ich ein Feuer, dessen Rauch nicht wie in Turkestan durch das Dach, sondern durch einen richtigen Kamin

zieht. Hier fängt bereits die persische Civilisation an; mit jedem Schritt, der mich der Hauptstadt näher bringt, wird sie entschiedener auftreten.

Da der Schmutz es nicht erlaubt, in den Gässchen der Festung einen Spaziergang zu machen, nehme ich auf dem Dache Platz, von wo ich ein sehr malerisches Schauspiel geniesse. Die Festung ist wie ein Adlerhorst an den Felsen geklebt; man möchte sagen, sie wäre uneinnehmbar, und doch erzählte mir der mich begleitende kurdische Dorfälteste, dass vor zwölf Jahren die Tekke nachts, ohne dass man hätte Alarm schlagen können, die Mauern mit Leitern erklimmen hätten, in den Platz gedrungen wären und alle Männer, die Miene zur Gegenwehr machten, niedermetzten. Von 480 Bewohnern entkamen kaum 40 mit heiler Haut. Die andern wurden getödtet oder zu Sklaven gemacht.

„Ich bin einer der Ueberlebenden“, sagte er mir; „mein Vater, meine Brüder, meine ganze Familie ist an jenem Tage verschwunden. Als die russischen Truppen Chiwa besetzten, hofften wir, dass sie uns zurückgegeben würden, aber niemand kam wieder. Leben sie noch oder sind sie in ihren Ketten gestorben, wir wissen es nicht; aber was wir aus guter Quelle wissen, ist, dass viele der Unserigen noch unter dem barbarischen Joche der Usbeken und Turkmenen schmachten. Obgleich der Gouverneur sie für frei erklärt hat, behält man sie doch unter scharfer Aufsicht, und sie wagen es nicht um ihre Freiheit anzuhalten, denn sie wissen, welch trauriger Rache sie sich aussetzen, wenn ihre Flucht entdeckt werden sollte. Was die Frauen betrifft, kann sie sogar der Arm der russischen Behörden nicht befreien, denn das Serail oder Enderum ist für die Nachforschungen der Befreier unzugänglich.“

Schilwa-Tscheschme sowie das ganze Gebiet von Rabad gehört zu dem Bezirk, welchen der Hehani von Kutschan, einer der erblichen Kurdenchane, verwaltet; er erhebt zum voraus die Steuern durch Verwandte, an die er die Districte seines Gebiets verpachtet, und diese Steuern belaufen sich auf 8 Kran (ungefähr 6 Mark) für jedes Haus. Diese kurdische Bevölkerung bildet zwischen dem persischen Chorasán und dem Lande der Turkmenen eine Art Militärgrenze. Nachdem sie aus ihrem Vaterlande Kurdistán wegen ihrer ewigen religiösen und civilen Streitigkeiten verjagt worden waren, liessen die persischen Schahs, die einen sagen Ismail, die andern Schah-Abbas, sie von der türkischen Grenze erst nach Masenderán, dann an die Grenze von Turkmenien überführen; hier bilden sie eine bewaffnete, fortwährend in Bewegung befindliche Schranke, welche die friedlichen persischen Völker Chorasáns beschützt.

Diese Ausgewanderten behaupten, dass vor ihnen zwölf Generationen ihrer Vorfahren diese Engpässe und Weidellächen in Besitz gehabt hätten. Ueberall haben sie Festungen errichtet; ihr Leben ging dahin mit der Cultur einiger kürglicher Felder, der Ausbesserung ihrer Burgen und mit dem Kampf mit den Turkmenen. Es gelang ihnen von Zeit zu Zeit, sie zu besiegen; dann behandelten sie ihre Gefangenen auf die gleiche Weise, wie sie selbst unter ähndlichen Verhältnissen behandelt worden waren; sie verkauften dieselben nach Teherán. Man gab ihnen bedeutende Summen für die Tekke-Frauen, die für die persischen Harems stark verlangt waren.

Für einen männlichen Gefangenen bezahlte der Schah fünf Pferde, für einen Tekkekopf 100 Kran (80 Mark).

Ihre Art, die Köpfe von Feinden zu transportiren, ist merkwürdig genug. Nachdem sie den Verwundeten den Kopf abgeschnitten hatten, zogen sie die Kopfhaut ab, und mit Kleie oder geklacktem Stroh gefüllt zierten diese ausgestopften Köpfe später die Thore der Stadt Teheran. Mein turkmenischer Serdar, welcher phlegmatisch den Geschichten des Kurden zuhörte, sagte ihm sehr ruhig: „Dreiviertel der Köpfe, die ehemals die Thore von Teheran krönten, waren eure eigenen Kurdenköpfe, welche ihr für turkmenische ausgab.“

Die Bevölkerung dieser Festungen empfängt die Russen als Befreier mit offenen Armen, und wäre gern in den noch nicht genau bestimmten russischen Grenzstrich mit einbegriffen.

Ihre Chane dagegen fühlen sich bei der russischen Nachbarschaft nicht so glücklich. Seitdem die Tekke unterworfen und die Mamane aufgehört haben, hat die kurdische Militärgrenze viel von ihrem Werth verloren. Ehemals waren die Hchani sehr selbständig; stolz auf die Dienste, die sie erwiesen, spotteten sie der Befehle, die aus Teheran kamen, und thaten was sie wollten; sie bezahlten keinen Tribut, da sie behaupteten, dass der Unterhalt ihrer kurdischen Cavalieregimenter ihre ganze Einnahme verzehre, und in Teheran musste man sich anstatt mit Geld mit dieser Erklärung zufrieden geben: die Bedeutung dieser widerspenstigen Unterthanen für die Sicherheit der Grenze war zu gross.

Seit der Besitznahme der Achal-Oase durch die Russen hat der Schah den Einfluss, den er verloren hatte, wiedergewonnen, und die Chane, die bis dahin sehr unabhängig waren, sind zu einfachen Provinzgouverneuren herabgesunken und werden noch dazu von persischen Agenten controlirt. Die Nachbarschaft des nordischen Eroberers flösst ihnen daher keine grosse Freude ein: der Chan von Kutschan tröstete sich, indem er ein Erzsäufer wurde; er träumt nur von den Besuchen beim russischen Gouverneur von Transkaspien, seinem Nachbar, weil er weiss, dass an seinem Tisch der Champagner stets *à discrétion* oder vielmehr *à indiscrétion* zu haben ist. Er brachte in der That die officiellen Keller so aufs Trockne, dass, um diese Empfangskosten kleiner zu machen, einer der Flügeladjutanten des Gouverneurs, ein praktischer Kopf, einen geistreichen Plan erfinden musste. Auf seinen Rath hin wurde gewöhnlicher Cognak in starker Dosis dem werthvollen Göttertrank beigemischt; daher der doppelte Vorzug des transkaspischen Roederer, zugleich dem Chan durch seinen Geschmackzuwachs willkommener zu sein und seinem Wirthe nicht so viel zu kosten.

Der Aufbruch am Morgen bringt jeden Tag unfehlbar eine neue Vertheilung von Püffen mit sich. Das Bepacken der Maulthiere nimmt eine bedeutende Zeit in Anspruch; wenn ich nicht selbst dabei bin, will jeder befehlen und die Arbeit geht nicht von statten. Deshalb schlafe ich vollständig angezogen; so ist das Aufstehen und das Toilettemachen rasch geschehen. Die verschiedenen Insektenpulver sind kaum im Stande, mich von den wimmelnden Schmarotzern zu befreien; die Wäsche wechseln

heisst soviel als sie fortwerfen, denn man könnte es nicht wagen, sie in die Koffer einzuschliessen, ohne befürchten zu müssen, diese ebenfalls bald wimmelnd zu finden. Wenn es nicht zu kalt ist, schlenkert man des Morgens im Freien sein rothseidenes Hemd aus; dann wendet man es jede Woche, um die Illusion von reiner Wäsche zu haben. Bei kurzgeschnittenen Haaren genügt ein Strich mit der Bürste; bleiben noch die Hände, die man nach jeder Mahlzeit wäscht.

Wenn diese summarische Toilette zu Ende ist, steigt man, in den chiwanischen Pelzrock aus gelbem Leder gehüllt, die Flinte auf dem Rücken, Revolver und Messer im Gürtel, in den Sattel; meine Begleiter und ich sehen dann wie wahrhaftige Räuber aus. Aus diesen bis an die Zähne bewaffneten Leuten würde man schwerlich den frühern Besucher europäischer Salons herausfinden.

Auf den durchrittenen langen Strecken war die Jagd mein einziger Zeitvertreib; mein jomudisches Pferd, geschickt wie eine Ziege, erlaubte mir die steilsten Felsen zu erklimmen. Wenn ich nur rothe Rebhühner schiesse, so liegt der Fehler nicht am Mangel von grösserm Wild; aber dieses bleibt immer ausser Schussweite, und da ich mich nicht zu weit von der Karavane entfernen darf, wird es mir unmöglich, die Mufflone in diesem Labyrinth von Schluchten und Gipfeln zu verfolgen. Ein breites Thal bringt uns an den Bach, den die Kurden Kura-Tschai nennen und der ihnen zufolge in den Atrek mündet. Wir kommen an den Mauern von zwei kleinen Festungen, Pyrais und Ali-Mohammed-Kala, vorbei, wo ich einen Jäger treffe, den ich auffordere uns zu folgen.

Ausserhalb der Mauern lagern Zigeuner unter Zelten; ihr Typus erinnert mich an ihre ungarischen Verwandten; wie in Europa führen sie hier ein ganz nomadisches Leben, sind als Diebe berüchtigt, sagen wahr und leben von ziemlich verdächtigem Almosen.

Durch ein Gebirge, Tek-Biran genannt, und den Engpass von Kurd-Erais führt uns eine enge Schlucht zwischen zwei Felsmauern auf ein anderes Hochplateau, welches die Einwohner von Schich bebauen; sie haben ihre Festung, ein wahres Adlernest, das an den Felsen zu kleben scheint, am Ausgang eines Thales aufgebaut. Die Dächer der ersten Häuserstufe berühren den Fuss der zweiten Stufe. Es ist unbegreiflich, wie man dieses Bauwunder hat ausführen können. Zwei kegelförmige Thürme bilden den höchsten Punkt der Citadelle; der Zugang ist nur an einer Seite möglich, nur ein Reiter kann ihn auf einmal passiren. Sobald wir uns nähern, bedecken sich die Zinnen der Mauern wie überall mit besorgten Zuschauern.

Ich habe die grösste Mühe, meine Leute zu beruhigen, welche eine der Wohnungen, wo uns der Zutritt verboten wird, im Sturm nehmen wollen. Die Frauen schreien: „Alaman!“ und die Männer entschliessen sich nur schwer, uns als friedfertige Russen zu betrachten. Der Chan von Schich, ein noch junger Mann, erscheint und lässt endlich die Wohnung, welche meine Escorte für unser Quartier gewählt hat, räumen. Die Frauen schleppen ihre Kinder und ihre ärmlichen Habseligkeiten fort, während die Männer den tiefen Schmutz im Hofe zu entfernen geruhen.

Ich erfahre, dass wir uns auf dem Territorium des Chan von Budschmurd befinden, von dem der Chan von Schich ein entfernter Verwandter ist; er erhebt die Steuern, 10 Kran (6 Mark) für jede Wohnung, und schlichtet die Zwistigkeiten seiner Untergebenen.

Die Eingeborenen sind Ackerbauer und besitzen einige Schafe, sowie einige wenige Stück Rindvieh. Gegenwärtig bezahlen sie ihre Steuern dem kurdischen Oberhaupt, aber es dünkt mir, als wäre es ihnen lieber, Russen zu werden. Der Chan urtheilt ohne Gesetzbuch nach seinem Gewissen und nach den Gebräuchen des Landes. Diebstähle sind selten; wenn der Fall vorkommt, begnügt sich der Chan, dem Missethäter alles was



Zigeunerin.

er besitzt abzunehmen und von seiner Familie eine hinreichende Sicherheit zu fordern, dass er nicht mehr stiehlt. Im Wiederholungsfalle schickt er den Schuldigen seinem Vorgesetzten in Budschmurd mit der Empfehlung, ihm die Arme kürzer zu machen, ein Ohr abzuschneiden oder ihm ein Auge auszustechen. Die hervorragendsten Züge dieser kurdischen Rasse sind grosse Ehrlichkeit, viel Offenherzigkeit und ein seltener Diensteifer.

Sobald gute Beziehungen angebahnt sind, will jeder uns Vorräthe anbieten: Eier, Hühner, frisches Backwerk, das uns von den Frauen unentgeltlich gebracht wird. Vor unsern Augen bereiten sie den persischen Pilau mit Schafbutter und aromatischem Wildziegenfleisch.

Da die letzten Märsche meine Pferde ermüdet haben, beschliesse ich bis zum andern Tag auszuruhen. Um diese gezwungene Reiseunterbrechung zu benutzen, gehe ich schon bei Tagesanbruch mit dem Chan, zwei Jägern

und dem Tscherkessen Scheban auf die Jagd. Wir schlagen die Richtung nach den Bergen von Tek-Biran ein. Bei einem Lager von kurdischen Schäfern angekommen lassen wir unsere Pferde unter ihrer Obhut. Von da aus erklettern wir mit grösster Mühe und sozusagen auf allen Vieren die Felswände vor uns; eine Stunde auf diesem mühsamen Wege treibt uns den Schweiss auf die Stirn.

Soweit wir sehen können, ist alles auf den Bergen und darüber hinaus mit Schnee bedeckt; an den Stellen, wo die Sonne die weisse Decke geschmolzen hat, weiden die Argali. Nicht lange dauert es und unsere Jäger signalisiren eine Heerde; mit meinem Fernrohr kann ich sie sehr gut beobachten. Wie unsere Gemen stellen die Argali Schildwachen auf, die der Heerde erlauben, ohne plötzlichen Ueberfall weiden zu können. Nach einem Gang von einer halben Stunde nähern wir uns dem Wilde. Wir gewinnen den Wind ab. In einer Entfernung von einigen hundert Metern erhebt sich ein Felsen, den wir kriechend erreichen, und alle Müdigkeit verschwindet vor dem Schauspiel, das sich uns aufthut.

Man denke sich auf der entgegengesetzten Seite der Schlucht ungefähr 30 Wildschafe: die Böcke erkenntlich an ihren grossen, wagrecht stehenden, wie Pfropfenzieher gewundenen Hörnern, an ihrem Hals, von dem eine röthlichgelbe Mähne bis auf die Brust herunterfällt; die jungen Thiere mit ihren geraden und kurzen Hörnern weiden ohne Argwohn. Ich war in der Betrachtung dieses anziehenden Schauspiels verloren, als ich fühlte wie der Chan, der hinter mir stand, mich am Rockärmel zupfte; er flüsterte: „Chodsch“ (Argali) und zeigte mir zur Rechten in einer Entfernung von höchstens 50 Schritt einen grossen Bock, der arglos auf uns zukam.

Ohne mich von der Stelle zu rühren, schiesse ich: das Thier ist getroffen, aber der dicke Rauch hindert mich, die Wirkung meines Schusses zu beobachten. Als der Rauch sich verzogen hatte, sah ich plötzlich zu meinem grossen Erstaunen die ganze Heerde sich schmurgerade auf uns losstürzen! Kaum habe ich Zeit, meinen Begleitern ein Zeichen zu geben, und schon erscheint das erste Schaf auf dem Bergkamme, die ganze Heerde hinter sich. Begrüsst von einem tüchtigen Feuer aus unsern Flinten, rennt es in geringer Entfernung an unserm Versteck vorbei, aber wie es gewöhnlich in solchen Fällen geht, unser Erstaunen war schuld daran, dass wir es fehlten. Die Heerde verschwindet, und obgleich wir Blutspuren auf dem Schnee entdecken, ist doch kein Stück auf dem Platze geblieben.

Wenn ich an diese merkwürdige Flucht denke, die ich seitdem öfters beobachtet habe, erkläre ich sie mir auf folgende Weise. Der Knall wird von den Felswänden zurückgeworfen, und die Schallwirkung muss derart sein, dass das Wild, durch das Echo getäuscht und von plötzlichem Schrecken erfasst, sich nach der Seite der Gefahr hin wirft. Unten in der Schlucht angekommen hatten wir das Glück, meinen Argali in den letzten Zuckungen am Boden liegen zu sehen. Es war der erste grosse Bock, den ich erlegte; seine Hörner hatten 14 Jahresringe und er wog ausgeweidet 23 „Batman“ (146 kg), meine und meiner Begleiter Freude lässt sich

denken. Meine Feldflasche wurde geleert. Die inländischen Jäger nehmen



Argalijagd.

nur die besten Stücke in ihre Dörfer mit; die Hörner und das andere bleiben im Gebirge liegen.

Da ich einen Argali kunstgerecht ausstopfen wollte, hatten wir Schäfer mitgenommen: diese Leute trugen uns die schöne Probe der Fauna Chorasans nach. Uebrigens fing der Tag erst an. Ein Treibjagen auf Teke (Wildziegen) war erfolgreicher als der Anstand. Sehr müde, aber durch die Ereignisse dieses glücklichen Tages freudig gestimmt, kehrten wir bei Mondschein mit einer ganzen Last frischen Fleisches und prachtvollen Hörnern für meine Sammlung zu unserm Lager zurück.

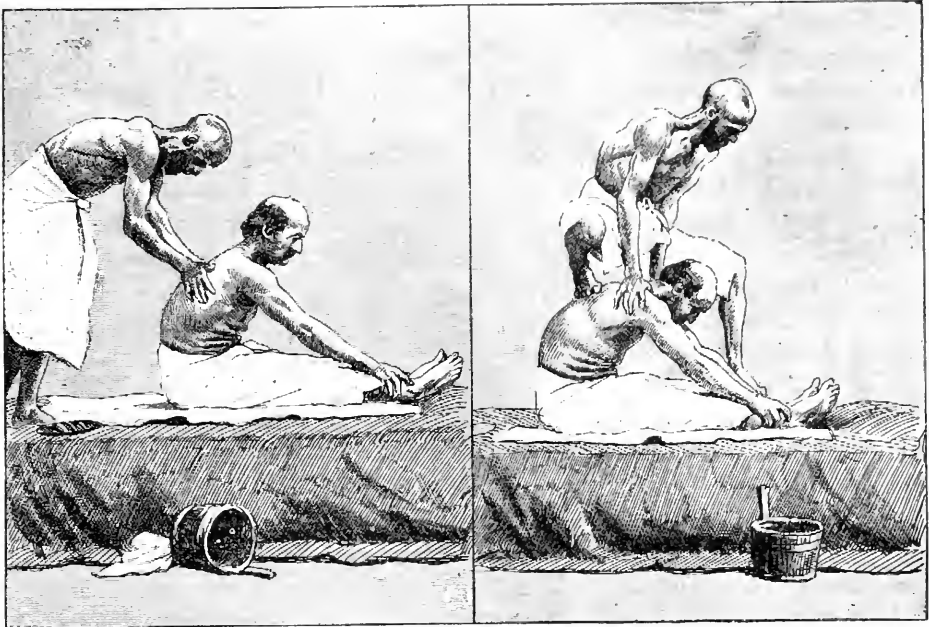
Unsere Pferde hatten ausgeruht, mein Gefolge war munter und guter Dinge, was ich der Gastfreundschaft von Schich zu verdanken hatte; so ging denn unser schwieriger Marsch durch neue Schluchten lustig von statten. Nahe bei der Festung Gjarmischan setzten wir über den Atrek, einen klaren, mächtigen Bergstrom, und kamen am 29. Januar in Sicht von Budschnurd, der Residenz des erblichen Chan und Oberhauptes der Provinz gleichen Namens, Tributär des Schah von Persien.

Budschnurd (37° 29' 10" nördl. Breite und 27° 0' 15" östl. Länge von Pulkowa oder 57° 18' 21" östl. Länge von Greenwich) ist ein grosses befestigtes Viereck, mit einer Citadelle und einer verfallenen Moschee, welche sich auf einer kleinen Anhöhe in der Mitte des Fleckens erhebt. Die Stadt selbst, mit ungefähr 750 Häusern, liegt in der Mitte eines 25 Werst langen und 15 Werst breiten Plateaus, welches die hohen Gipfel des Ala-Dagh im Süden begrenzen. Von Budschnurd aus sieht man auf dieser Hochebene und auf den Abhängen der Berge 12 Dörfer, aber keine Spur von Bäumen, ausgenommen diejenigen, welche sich ausserhalb der Stadtmauern in den Gärten des Chan befinden. Diese Gärten sind mit Kiosken geschmückt, deren elegante Kuppeln das Auge erfreuen. Als kürzlich Nasreddin-Schah auf seiner Wallfahrt nach Meshhed durch Budschnurd kam, waren sie ihm zu Ehren erbaut worden.

Ich schickte einen meiner Tscherkessen voraus, um die Behörden von meiner Ankunft in Kenntniss zu setzen: ich fand daher eine freundliche Aufnahme und genügendes Quartier für meine Karavane bei Jagia-Beg-Tairow, dem russischen diplomatischen Agenten, ein muselmanischer Tatar aus dem Kaukasus, dem der General Komarow meine Reise durch Budschnurd mitgetheilt hatte. Ich bemerke mit Erstaunen, dass die Residenz sehr regelmässig gebaut ist; die Strassen und Gassen sind rechtwinklig, wie nach der Schmur gebaut und theilen die Stadt in gleich-grosse Viertel. Nachdem ich meine Maulesel und Pferde in dem ersten geräumigen Hof, der vor der Wohnung meines Wirthes liegt, gelassen hatte, werde ich durch zwei andere Höfe hindurch in meine Zimmer geführt. Aber was für ein unerwarteter und für die Gegend seltsamer Luxus! Auf der ganzen Vorderseite des Zimmers, in welchem ich wohnen soll, erblicke ich eine Reihe Glasfenster: im Sommer muss es prächtig sein, aber in diesem Augenblicke herrscht hier eine Hundekälte, denn keiner der Rahmen schliesst luftdicht: im Hintergrunde des Zimmers finde ich in einer Nische einen gewaltigen Kamin, eine schöne Stuckarbeit.

Während unser Mahl bereitet wird, nehme ich in dem geschmackvollen Hammam des Hauses ein persisches Bad mit vollständiger Massage. Mein Massirer, ein Kerl wie ein Hercules, legt mich auf die Marmor-

platten des Bades und arbeitet wie toll an meinem armen Körper herum: alle meine Knochen krachen und bald wäre ich erstickt, als der Unglückliche, nicht zufrieden mich mit seinen kräftigen Händen zu kneten, nun auch auf meinem Rücken sitzend mit seinen Füßen anfang mich nach allen Richtungen zu bearbeiten: ich glaubte den Geist aufzugeben. Aber als ich seinen Händen entronnen war, schien es mir, als ob ich ein anderer Mensch geworden wäre: leicht wie eine Feder, befreit von der Menagerie, welche auf meinem Körper ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte, in einen warmen Pelzbalat gewickelt, bin ich sehr aufgelegt, der reichlichen Mahlzeit, die man mir bereitet hat, alle Ehre anzuthun.



Hammam.

Jagia-Bog, der sehr gut russisch spricht und schreibt, verachtet, obgleich Muselman, die Spirituosen nicht. Ich finde den Tisch auf russische Art gedeckt: verschiedene Flaschen mit silbernem Halse beweisen, dass Ernst gemacht werden soll. Zuerst kommt eine Kohlsuppe, begleitet von Piraschkis (*bouchées à la reine*), die einem brillanten Mahle die Krone aufsetzen. Sogleich entsteht eine herzliche Freundschaft zwischen mir und meinem Gegenüber, einem wackern Zecher, der mit Vorliebe eine Mischung von Cassis aus der Fabrik von Colombier und russischem Wodka schlürft.

Die Mahlzeit ist ausgezeichnet, dagegen sind die Neuigkeiten unangenehm. Der Chan von Budschnurd, für den ich Briefe vom Gouverneur von Transkaspien besitze, ist mit seinen Reitern auf einen Feldzug ausgezogen; die persischen Jomuden von Gurgun sind in vollem Aufstand;

einige hunderttausend Schafe sind auf einem Alaman den persischen Schäfern in dem Gouvernement von Schahrud gestohlen worden. Der Weg ist unterbrochen, unmöglich weiter zu kommen! Mein Entschluss ist rasch gefasst. „Ich werde“, sagte ich zu dem Agenten, „den Chan in Gurgen aufsuchen.“ Nichts hätte mich mehr angezogen, als einem Zuge gegen die Turkmenen beizuwohnen.

Aus Transkaspien verbannt, in die Berge von Chorasán während einer Jahreszeit gejagt, wo niemand die Durchreise versucht, möchte ich wol wütend werden bei dem Gedanken, dass die Besitznahme von Merw ohne mein Beisein stattfinden sollte, da ich doch diese Besitznahme während der letzten Monate langsam und auf kluge Weise hatte einfädeln sehen. Als Ersatz blieben mir nur die Erregungen einer Campagne gegen die Jomuden. Meine Tscherkessen, die bei dem Mahle zugegen waren, stimmten enthusiastisch bei. In jener Nacht träumte ich von Wunden und Lieben und schöner Beute. Ach! es sollte alles ganz anders kommen.

Am andern Tag erklärte mir Jagia-Beg, der gewiss sehr bestimmte Anweisungen über meine Person erhalten hatte, er könne mir nicht erlauben den Hehani aufzusuchen: es wäre zu unvorsichtig, einen russischen Unterthanen der Mordlust der persischen Turkmenen sich aussetzen zu lassen. Um meine Reise zum Chan genehmigen zu können, müsste man zuerst in Askabad anfragen, und so wäre ich zu mindestens 10—14 Tagen Aufenthalt in Budschmurd gezwungen. Mit der Zeit war ich an alle diese Hindernisse, welche überall meine Reise störten, gewöhnt; wol tobte ich an jenem Tage ein wenig, aber dank dem Einflusse, den der orientalische Fatalismus auf mich ausübte, wurde ich ruhiger und vergass diese neue Unannehmlichkeit.

Ich hatte die Hoffnung gehegt, dass wenigstens der persische Agent in Budschmurd eine Stütze für mich und meine Pläne sein würde; auch hier wurde ich rasch enttäuscht. Mohammed-Kuli-Chan, der Vertreter des Schah, ein richtiger Irani, besuchte mich am andern Morgen. Grenzenlos ehrerbietig, begann er damit, dass er mir in einer blumenreichen Sprache allerlei Complimente und Dienstaneerbietungen machte; wenn sie auch kaum offen gemeint waren, so waren sie doch sehr schmeichelhaft für mich.

Es war der erste höhere persische Beamte, mit dem ich zu thun hatte. Da er ein gelungener Typus aus dieser ganzen Verwaltungshierarchie war, mit der ich mich so oft herumgezankt habe, ist es wol am Platze, ihn zu schildern. Mohammed-Kuli-Chan nennt sich Irani, — ein Name, den die Perser sich selbst nach demjenigen ihres Landes Iran geben: er ist Schiite, das heisst abtrünnig vom Standpunkte der orthodoxen Muselmanen. Der Schiite glaubt nicht an die Summa (Auslegung des Koran) und schreibt Ali die Gewalt zu, welche die Summiten (Orthodoxen) ihrem Propheten Mohammed geben. Um dazu zu kommen, in Persien ein Amt zu bekleiden, muss man erstens einen Beschützer und zweitens Gold besitzen; Fähigkeiten bedeuten nichts. Da es in einem Staate, der weder Gesetze noch eine Regierung hat und in dem der

Monarch in seiner Person die ganze Gewalt vereinigt, keinen Erbadel gibt, so kann der Sklave, der Eunuche, sogar der niedrigste Bediente, der die Aufmerksamkeit seines Herrschers auf sich gerichtet hat, unerwartet die höchsten Aemter bekleiden. Bildung und Erziehung mangeln den persischen Beamten, aber gewiss nicht die Intelligenz und die diplomatische Routine. Sie sind falsch, durchtrieben und überreich an leeren Beteuerungen, sie haben nur ein Ziel, reich zu werden, solange sie zu befehlen haben, damit sie später den Wirkungen der Ungnade und der immerwährenden Ränke sicher entschlüpfen können. Das Wort Tugend kommt im Persischen nicht vor; Ehrlichkeit ist hier eine unbekannte und



Perser.

lächerliche Sache; dagegen ist der Sinn für die Familie bei diesem Volke sehr entwickelt. Die Ernennung eines neuen Ministers oder Gouverneurs ist das Signal zu einer vollständigen Umwälzung aller Sinecuren und Begünstigungen, zu denen der neue Emporkömmling seiner ganzen Sippe, seinen Freunden und Günstlingen verhilft.

Während meiner Wanderungen quer durch Persien habe ich nur eins gefunden, was man nicht bezahlte, die Complimente und schönen Worte. Wieviel verlorene Zeit kostete mich dieser Schwulst von glänzenden Phrasen!

Ehe ich nach Transkaspien ging und nicht wusste, wie ich dort aufgenommen würde, auch meine Reise nach Persien einleiten wollte, wendete ich mich an den immer werthvollen Schutz des fernen Vaterlandes. Mein

Ruf wurde zweimal gehört. Es ist hier am Platze, Herrn Ruchonnet, damals Bundespräsident und Vorstand der auswärtigen Abtheilung, meinen vollen Dank für seine warme Empfehlung auszusprechen, welche mir durch Vermittelung des französischen Gesandten in Teheran einen sehr warmen Empfang von seiten der persischen Behörden verschaffte. An der ganzen nördlichen Grenze waren die Gouverneure von Teheran aus von meiner Ankunft benachrichtigt worden. Der persische Agent zu Budschnurd theilte mir dies zuerst mit und stellte sich zu meiner Verfügung. Ich glaubte hierdurch für meine Pläne etwas Hoffnung schöpfen zu dürfen. Leider sollte ich in der Folge bemerken, dass ich mich geirrt hatte; Jagia-Beg verstand es, alle meine Versuche zum Scheitern zu bringen.

Ich trug dem Perser meine Pläne vor. Er bewunderte ausserordentlich meinen Muth und versprach sofort alle nöthigen Schritte zu thun, um mein Zusammentreffen mit dem Kurdenchan in dem Jomudenland zu erleichtern. Schon glaubte ich gesiegt zu haben, als am andern Morgen dieser verschmitzte Kamerad nach vielen Freundschaftsbetheuerungen mir eröffnete, dass zu seinem grossen Leidwesen meine persönliche Sicherheit, für die er verantwortlich wäre, ihn dazu zwingt, mir von dem gefassten Plan abzurathen, denn wenn mir ein Unglück zustiesse, würde er untröstlich sein: die Wuth seines Herrn würde ihn vernichten. Uebrigens wisse niemand genau, wo der Chan von Budschnurd sich befände, und da die Stadt von Truppen entblösst sei, würde es ihm unmöglich sein, mir eine genügende Escorte zu geben, um ein aufständisches Gebiet zu betreten.

„Von allen Seiten“, sagte er, „ziehen Truppen an den Gurgan. Unsere tapfern Soldaten werden sich für ihren Fürsten tödten lassen, und sind einmal die Jomuden unterworfen, dann können Sie diese Gegend, die heute unzugänglich ist, besichtigen.“ Ich musste nothgedrungen meine starke Unzufriedenheit verhehlen und mich bei diesem sehr vorsichtigen Freunde bedanken.

Als ich sein Haus verliess, erwartete mich ein Empfang im Palaste des Chan. Von dem unvermeidlichen Jagia-Beg begleitet, der mir als Dolmetscher diente, folgten wir der Bazarstrasse, welche in gerader Linie von dem Stadthor bis an die Citadelle reicht. Die elenden Bazarbuden enthalten russische Manufacturwaaren und einige englische Producte in buntem Durcheinander mit Metallgeräthschaften, wie Kessel und Theemaschinen: die Händler sind Perser und besitzen das Monopol für die eingeführten Waaren. Die Kurden, welche Handwerker sind, fertigen im Lande gebräuchliche Pantoffel mit gebogenen Spitzen, bearbeiten das Leder und verkaufen grobes inländisches Baumwollgewebe.

Die grimmige Kälte, durch Schneegestöber noch unangenehmer gemacht, der merkbar böse Wille der Iranier, welche befürchten, dass ich ihre Waaren anrühre (dem der Ungläubige macht sie dadurch unrein), bringen meinen Zorn auf das äusserste. Ich galopire durch den Bazar, von meinen Tscherkessen gefolgt, die gern auf die Kisilbaschen¹ los-

¹ Verächtliche Bezeichnung der Turkmenen für die Perser.

geschlagen hätten. Die Gelegenheit, unserer Wuth Luft zu machen, sollte bald kommen; ein persischer Hadschi, den mein Pferd bespritzt hatte, erlaubt sich eine unverschämte Bemerkung. Scheban wirft ihm mit einem Ruck seines Pferdes in den Koth, und wir reiten weiter, von dem Volke gesegnet, das sich immer über das Unglück eines Kalirs¹ freut, namentlich wenn es in sicherer Entfernung und ohne Gefahr Zeuge davon ist. Aber hinter uns werden Schreie laut. Wir kehren um und die Peitsche in der Hand säubern wir die Strasse. Meine Begleiter behaupteten, sie hätten sich für ihre allzu grosse Geduld bezahlt gemacht.

Sehr erheitert treten wir in den geräumigen, von hohen Mauern umgebenen Hof vor dem Garten des Chan. Zwei Eingeborene kommen mir



Der Hchani von Budschnurd und sein Hof.

auf dem halben Wege entgegen; es sind zwei Jungen von 9 und 11 Jahren, mit der persischen Mütze und dem hässlichen Rock, der jetzt in Persien Mode ist. Es sind die Söhne von Jar-Mohammed-Saham-Daulet, Chan von Budschnurd; hinter ihnen schreitet in der ersten Reihe der persische Agent, gefolgt von den hohen Beamten des budschnurdur Hofes. Unter ihnen erblicken wir prächtige Kurdenköpfe. Das Oberhaupt der Stadt, ein Mann von aussergewöhnlicher Grösse, sieht ernst und imponierend aus und sticht auf das merkwürdigste gegen den Polizeidirector ab, einen kleinen, olivenfarbigen Iranier. Der persische Agent besorgt die Vorstellungen; dann durchschreite ich, von den zwei Kindern begleitet, einen schönen Garten mit einem ausgedehnten Teich in der Mitte. Das

¹ Ein Ungläubiger.

ganze Gefolge zieht unter der Veranda eines Kiosk einher, wandelt dann durch einen grossen Saal, dessen Decke kuppelförmig gewölbt ist und den ein Marmorbecken in der Mitte ziert, um endlich in einen quadratischen Saal, mit Aussicht auf den Wintergarten, zu gelangen. Drei Sessel stehen vor einem guten Kaminfeuer; der russische und der persische Agent bleiben stehen.

Als man den Thee servirt, wende ich mich an die beiden Jungen und sage ihnen, dass ich Briefe vom Gouverneur von Transkaspien für den Hehaini, ihren Vater, besitze und dass es mich sehr unangenehm berühre, ihn nicht aufsuchen zu können. Man denke sich mein Erstaunen, als der Älteste mir auf französisch antwortete! Das war doch das Höchste! Man hatte mir diese kleine Ueberraschung aufgespart, und ich erfuhr von dem jungen Prinzen selbst, dass ihre Erziehung von einem Franzosen Namens Decroix geleitet wurde, den der Zufall in diese Gegend verschlagen hatte. Da ich bemerkte, dass die in den anschliessenden Zimmern versammelten Höflinge ein grosses Vergütigen empfanden, mich mit ihren jungen Herren französisch sprechen zu hören, erkundigte ich mich bei den Kindern über die Person ihres Professors, den sie sehr vermissten.

Herr Decroix, der Lehrer geworden war wie andere Krämer werden, hatte auf verschiedene Weise sein Leben durchzubringen versucht; man konnte mir aber seinen dermaligen Wohnort nicht angeben. Sein Aufenthalt in der kurdischen Hauptstadt hat indess ein noch dauerhafteres Andenken hinterlassen als sein Unterricht war. Eins von den Zimmern des Kiosk ist mit französischen geographischen Karten bedeckt; sie hängen da in schönen Stuckrahmen unter Glas, wie bei uns die Pastelle und werthvollen Kupferstiche. Trotz alles guten Willens, der bei dieser Ausstellung an den Tag gelegt worden war, haben sich doch einige Verkehrlheiten eingeschlichen; so fand ich unter anderm eine Karte von Italien mit dem Absatz des Stiefels nach oben. Globen und Planetarien, einige Barometer ohne Quecksilber und eine Reihe von Uhren, der Grösse nach an die Wand gehängt, bezeugten von dem wissenschaftlichen Streben des Chan, den ich nun doppelt vermisste.

Die jungen Schüler des französischen Geographen wünschten mir eine Probe ihrer Gelehrsamkeit zu geben; sie nannten mir das Schwarze, das Weisse, das Røthe und sogar das Grüne Meer; als ich sie fragte, wo sich dieses letztere befände, konnten sie es nicht bestimmt sagen und waren sehr entzückt zu erfahren, dass ihr Vaterland sich im Centrum dieses Meeres befände und die „Grüne Insel“ heisse. Tief gerührt von dem Interesse, das ich an den jungen Hoheiten nahm, liess mich der Kammerherr schüchtern fragen, ob ich nicht gesonnen sei, in einem so schönen Lande zu bleiben, um einen so trefflich begomenen Unterricht zu vervollständigen. Ich musste dieses lockende Anerbieten mit dem Bemerkten ablehnen, dass andere Pflichten mich zwingen, einen so ehrenden Antrag nicht anzunehmen.

Der Palast, den ich besichtigte, ist vor nicht langer Zeit gebaut worden. Er wurde zu Ehren der Durchreise Nasr-Eddin-Schah's errichtet.

Der Schah hatte nur eine kleine Escorte von 12000 Soldaten und Höflingen und aus Sparsamkeit sowie aus Enthaltensamkeit nur 28 Frauen aus seinem Enderum bei sich. Ein solcher Besuch bedeutet für eine Provinz soviel wie ein Jahr lang Hungersnoth; man sollte meinen, die Heuschrecken wären darübergekommen.

Ihm zu Ehren waren Gärten aus dem Boden gestampft worden; Kioske, Minarete hatte man gebaut; der Palast, den der Herrscher bewohnt hatte, war innen wie aussen gleich anmuthig. Ueberall erblickt man verschwenderische Vergoldungen, prachtvollen Marmor, Zimmer, in denen erfrischende Quellen murmeln; das Täfelwerk ist eine kunstvolle Holzmosaik. Ein Hammam, in welchen das Tageslicht durch dünne Merscheder Marmorplatten mit goldigen Adern fällt, ist ausserordentlich reich ausgestattet. Welcher Unterschied gegen die alten, vom Rauch geschwärzten Gebäude des Chan von Chiwa! Man bemerkt, dass man sich Teheran nähert, dessen Literatur und Kunst für Asien der Ausgangspunkt jedes Fortschrittes der Civilisation gewesen sind.

Als ich in meine Wohnung zurückgekehrt war, geriethen die Höflinge in eine grosse Aufregung; sie hatten mir das Geleit gegeben, um die Geschenke, die man von mir erwartete, in den Palast zu tragen. Als ich erklärte, da ich den Chan nicht sehen könne, machte ich auch keine Geschenke, waren sie ausser sich. Man hielt mir entgegen, dass mein fränkischer Vorgänger Napier-Sahib, der englische Reisende, sehr schöne Geschenke vertheilt habe; ich blieb bei meinem Entschluss. Ich schickte den Kindern Schachteln mit Zuckerwerk und einige kleine Gegenstände, die ich in Askabad gekauft hatte; dem grossen persischen Diplomaten liess ich 25 Flaschen des in Askabad nach meinem Recept fabricirten Champagner (halb Brauselimonade und halb Cognak) überreichen. Er wird an dem Getränk nicht gestorben sein, aber im voraus freute ich mich, so schlecht war mein Gewissen infolge der Ränke geworden, auf das prächtige Kopfweh, das auf meinen Champagner folgte.

Da ich bestimmt erklärt hatte, ich würde am andern Morgen nöthigenfalls allein mit meinem tscherkessischen Gefolge und meinem Bedienten nach Teheran abreisen, weil man mich hinderte, den Weg nach Gurgun einzuschlagen, brachte man mir noch am selben Abend officiële Briefe an alle Oberhäupter der Dörfer und an die Chane des ganzen Regierungsbezirkes Budschmurd. Meine turkmenische Escorte, die braven Tekke, die mich bis hierher gebracht hatten, sollten in ihre Heimat zurückkehren und durch einen „Twengler-Baschi“, Unteroffizier im Eingeborenenregiment des Chan von Budschmurd, und zwei Reiter desselben Regiments ersetzt werden.

Der russische Agent, welcher in seinen Musstunden Geschäfte treibt, die ihm soviel wie sein Posten einbringen, hat Sorge getragen, mir bis Schahrud, welches in einer Entfernung von 7 Menzil oder 7 Stationen liegt, einen Tscharwodar mit Maulthieren zu verschaffen. Als der Augenblick kam, um das Handgeld zu bezahlen, verlangt dieser Schurke 5 Toman (30 Mark) für das Maulthier, anstatt des gewöhnlichen Preises von 1 Toman (6 Mark). Ich finde das Ansinnen ein wenig zu stark und fühle

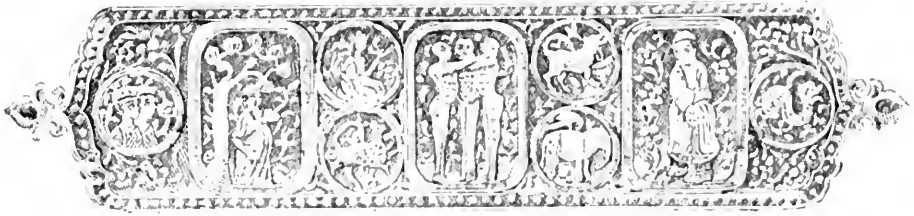
mich bewegen, den Tscharwodar und seine Thiere hinauszuerfen; dann lasse ich dem Intendanten des Chan melden, dass ich auf der Stelle Maulesel verlange. Da mein Gesuch durch die Gegenwart Scheban's unterstützt wird, der den Persern eine unbeschreibliche Angst einflösst, sehe ich ihn mit einer Karavane von elenden, abgemagerten Thieren heranziehen. Das seien, sagt man mir, Maulthiere aus den fürstlichen Ställen, welche man mir wegen meines Ranges zum Preise von 2 Toman für jedes Thier bis Schahrud abtreten wolle.

Ich antwortete auf diese liebenswürdige Rede: „Da ich den doppelten Werth bezahle, edler Intendant, erwarten Sie gewiss nicht, dass ich Ihnen danke. Wenn Ihre Thiere unterwegs draufgehen, werde ich sie auf Ihre Kosten ersetzen lassen. Auch werden Sie mir nicht die Schande anthun, Angeld zu verlangen, denn es könnte sein, dass ich die Maulthiere bis Teheran behielte, wo ich dann den Minister fragen würde, ob ich Ihnen etwas schuldig bin.“ Diese sehr persische Anrede schien den Zuhörern einzuleuchten und sie fanden, dass der Franke sie kenne.

In Turkestan hatte ich viele Schwierigkeiten auf der Reise, dagegen fand ich dort eine gewisse Ehrlichkeit und namentlich stets eine herzliche Gastfreundschaft. In Persien musste ich erfahren, dass man alles bezahlen muss, sogar die Gastfreundschaft. In diesem Lande, wo bei jedem Handelsgeschäft immer ein Dieb und ein Bestohlener zu finden ist, ist und bleibt die russische Nagaika durch alle Klassen der Gesellschaft hindurch die beste Münze; wenn ich die Geduld verlor, griff ich stets zu diesem letzten Mittel, welches jedesmal die Widerspenstigen zum Entschlusse brachte.



Argaliborner.



VIERZEHNTES KAPITEL.

VON BUDSCHNURD NACH TEHERAN.

Abenteuer in Feruse. — Ein Schneesturm in den kurdischen Engpässen. — Angstvolle Nacht. — Gerettet! — Der Mollah von Hassor-Kala. — Die letzten Engpässe des Ma-Dagh. — Die Ebene, das Frühjahr. — Iranier und Iranierinnen. — Oberst, ich möchte mich verheirathen! — Heirath auf Zeit. — Heldennuth der persischen Soldaten. — Weder Russ noch Engli. — Unfreundlicher Empfang. — Eine neue That Scheban's. — Das alte Dschadschem. — Opium und Haschisch. — Mohammed-Chan, Gouverneur von Schahrud. — Der Armenier, der Jude des Orients. — Die eheliche Liebe meines Kochs bringt ihm Stockschläge ein. — In Persien kauft man die Frau, in Frenghistan den Mann. — Die Karavanserais. — Beerdigung eines persischen Fürsten. — Krank und verlassen.

Am 31. Januar zog meine Karavane aus den Mauern von Budschnurd. Wir durchqueren die Hochebene in der Richtung gegen die Gipfel des Ma-Dagh, welche am Horizont mit einem ewig weissen Diadem schimmern. Meine Turkmenen sind durch Ali-Mohammed-Ogli, den neuen kurdischen Serdar, der als Mehmandar Dienst thut, und seine zwei Reiter ersetzt worden. Ich habe überdies einen kurdischen Stallknecht und einen Koch gemiethet; wir sind daher 11 Reiter und zwei Tscharwodars (Maulthierreiber) mit sechs Mauleseln.

Nach anderthalb Achatsch (etwa 14 km) erreichen wir Feruse, ein schönes befestigtes Dörfchen in einer Schlucht, welche ein Bach belebt, der die Hochebene von Budschnurd durchfließt. Der graue Himmel, das Schneegestöber, welche die Aussicht hemmen, machen das Steigen mühsam. Scheban meldet, dass zwei Maulthiere nicht weiter können, und bittet um die Erlaubniss, im Dorfe andere zu requiriren. Während wir uns durch einen Felsen geschützt bescheiden restauriren, erscheint Scheban, den Vorsteher des Dorfes hinter sich herschleppend, welcher schwört, keinen einzigen Maulesel übrigzuhaben.

„Willst du mir gutwillig einige verschaffen?“ fragte ich ihn. „Ich bezahle sie dir im voraus. Oder ziehst du vor, dass meine Leute sie holen?“

Wenn sie dann solche finden, verspreche ich dir einen Buckel voll Schläge.“ Als der Mann sah, dass seine abschlägliche Antwort ihm nichts helfen würde, entschloss er sich, uns das zu geben, was wir verlangten. F Achatsch, also 36 km, trennten uns noch von Hassor-Kala. — „Bei einem Wetter wie dieses“, sagte mir mein Führer, „ist es in den Bergen nicht angenehm. Lasst uns hier bleiben, vielleicht wird morgen der Himmel heiterer.“ Da ich aus Erfahrung den schädlichen Einfluss der Reiseunterbrechungen kannte, gab ich den Befehl zum Weitermarsch.

Ein gewaltiger Sturmwind, der uns in den Schluchten fast aus dem Sattel wirft, zwingt uns, an den gefährlichen Stellen die Maulthiere festzuhalten, damit sie nicht in den Abgrund stürzen. Der Schnee blendet uns und macht uns starr; durch alle Oeffnungen der Kleider dringt er ein. Er wirbelt in so dichten Massen, dass wir kaum den Reiter vor uns sehen können. Das Geschrei, das Schimpfen des Gefolges, um die Maulthiere vorwärts zu treiben, verhindern allein, dass wir uns verlieren. Manchmal müssen wir absitzen, bis an die Knie im Schnee waten, die Pferde am Zügel ziehen und schweisstriefend kommen wir nur mühsam weiter. Und dann, kaum wieder im Sattel, erstarrt uns der greuliche Orkan, der rund um uns heult.

Ich bemerke, dass meine Begleiter nach und nach müde werden; bei den Halten scheinen die Pferde, das Hintertheil dem Winde zugekehrt, unbeweglich, zum ersten mal entkräftet. Die Kurden, auf dem Schnee lagernd, suchen ihre Zuflucht in dem orientalischen Fatalismus; sie beklagen sich kaum, scheinen aber nicht mehr die nöthige Energie zu besitzen, um gegen die Elemente ankämpfen zu können. Der Serdar schlägt vor, nach einem ihm bekannten Zufluchtsort zu ziehen; er spricht von einer Höhle, wo wir nöthigenfalls den kommenden Tag erwarten könnten. Ich sehe ein, dass es das einzig Rathsame ist; aber welche Anstrengungen, um das Ziel zu erreichen!

Endlich kommen wir ganz entkräftet an. Dieser Zufluchtsort besteht aus einem Felshaufwerk mit einer Höhle dahinter, in die man nur auf allen Vieren kriechend hinein kann. Trotz unserer ausserordentlichen Mattigkeit entlasten wir zuerst die Maulthiere und bedecken die Pferde mit unsern Filzen. Dann versammle ich meine Leute, um zu berathschlagen. Es koste was es wolle, wir müssen nach Hassor-Kala. Ohne Feuer, ohne Futter könnte ein Nachtlager in solcher Lage sehr schlimme Folgen haben. Wir beschliessen daher, dass Mi-Mohammed und Scheban die besten Pferde nehmen und versuchen sollen, Hassor-Kala zu erreichen; von dort sollen sie Hülfe und vor allem Holz und Futter bringen. Meine Uhr steht still, der Abend bricht an und bald wird es Nacht sein. Kerzen, welche wir vorsichtshalber mitgenommen hatten, erleuchten unser trauriges Obdach, wo wir die Stunden zählen, während draussen ein wüthender Orkan seine traurige Melodie heult. Was für trübselige Gedanken da kommen!

Ich gebe meinen durchpässen, fröstelnden Leuten einige Paar Strümpfe, dann Brantwein in kleinen Schlucken und verhindere sie durch alle möglichen Mittel am Schlafen. Wir reiben uns die vor Kälte steifgewordenen Glieder. Die Pfeife bleibt da noch das beste Hülfsmittel; sie erwärmt die erstarrten Finger und hebt den wankenden Muth.

Werden unsere Sendlinge wiederkommen? Warum diese Verzögerung? Haben sie sich verirrt und sind wir bis zum kommenden Morgen zur Haft in diesem dunkeln, unheimlichen Loche verurtheilt? Das sind die Gedanken, die jeden von uns beschäftigen. Was gäbe man nicht für ein Glas heissen Thee? Aber nicht ein Grashalm, nicht ein Stückchen Holz ist vorhanden; man muss sich gedulden und sich in sein Schicksal ergeben. Von Zeit zu Zeit kriecht einer der Kurden heraus, um einen wilden Schrei auszustossen, der vielleicht zu Ohren der Abwesenden dringt, deren Rückkehr so sehr gewünscht wird. Aber statt aller Antwort Todtenstille, nur von dem Geheul des Sturmes unterbrochen. Nichts, noch immer nichts! Ich empfinde eine grosse Mattigkeit; die Lust zu schlafen überfällt mich, aber unter solchen Umständen ist der Schlaf der Bruder des Todes.

Da auf einmal erhebt Karakul, mein grosser turkmenischer Windhund, der in meinen Pelz gerollt neben mir liegt, seinen intelligenten Kopf. Ich höre ihn ein dumpfes Knurren ausstossen, der erste Hoffnungsschimmer. Ich stehe sogleich auf, mache, von meinem Hund begleitet, einige Schritte und schieesse meinen Revolver ab. Eng aneinandergedrängt erwarten wir in ängstlicher Stimmung das Resultat dieses Signals. — Wir sind gerettet; die Befreiung ist da! Wir sehen unsere Befreier noch nicht, aber wir hören sie. Scheban und der Serdar mit einer Abtheilung Kurden traten ein, schneebedeckt. Die braven Männer! Sie haben keine Zeit verloren, da sie unser Unglück kannten.

Von Mehub-Ali-Aga geführt, dem Mollah von Hassor, kommen sie uns zu Hülfe. Bald lodert ein Feuer und der Samowar lässt seine dem Reisenden so liebliche Musik ertönen. Nun die Pferde gefüttert, die Leute gesättigt und erwärmt, und wir verlassen die Höhle, die uns beschützt hat, um bergab zu steigen. Die Maulthiere werden bei Tage nachkommen.

Der Mollah marschirt an der Spitze, eine Laterne in der Hand; wir folgen zu Fuss. Der Weg ist lang, mühsam, und von Zeit zu Zeit will der Sturm uns fast mitnehmen. Aber welche Erleichterung empfinden wir, als wir zu unsern Füssen die Lichter der Festung erblicken! Der Mollah bietet uns ein Unterkommen in seiner Moschee an, wo für uns ein prächtiges Feuer brennt. Aber zuvor muss an die Pferde gedacht werden. Eine Mauer wird eingerissen, um die Thiere in einen für sie bestimmten Schuppen zu bringen, dessen Thüren für meine grossen turkmenischen Renner zu niedrig sind. Wie gut habe ich dann nach der Angst dieser Nacht neben dem Feuer in meinen Pelz gerollt geschlafen!

Der Sturm hat sich gelegt. Am andern Morgen belebt die Sonne mit ihren warmen Strahlen das grossartige Schauspiel rings um uns. Die Festung Hassor ist auf dem südlichen Abhang einer Felswand gebaut; ihre viereckigen Lehmmauern, eine über der andern, ähneln einer gigantischen Treppe; auf der höchsten Erhebung liegt die eigentliche, mit kegelförmigen Thürmen gekrönte Citadelle. Auf der andern Seite der Schlucht dehnt sich unabsehbar das Felsmassiv aus, dem die Kurden den Namen Kuhu-Salik geben und dessen Haupterhebung wenigstens 10000 Fuss messen muss. Der Schnee schmilzt dort nie völlig.

Das ganze Dorf hat sich versammelt. Man sagt mir, ich wäre der

erste Europäer, der sich bis hierher verirrt habe. Man hatte allerdings von Napier, dem englischen Reisenden, sprechen hören, doch hatte dieser einen andern Weg gewählt.

Die einfache, herzliche Gastfreundschaft gibt sich kund durch Herbeischaffung von Wildpretstücken. Wild gibt es hier in Fülle, und zahlreiche Familien leben nur von der Jagd.

Nachdem wir unsern Befreiern vom vergangenen Tage Geschenke gemacht und von den braven Leuten Abschied genommen haben, betreten wir ein breites Thal, das uns zu einem andern Engpass des Ala-Dagh führt: durch diesen müssen wir hindurch, um in ein neues Thal zu gelangen. Diesmal sind wir auf einem gebahnten Weg, da sogar in dieser Jahreszeit Verbindungen zwischen Hassor und Tabar unterhalten werden. In Tabar verbringen wir die Nacht.

Unterwegs werden von der Karavane unzählige rothe Rebhühner aufgescheucht: sie fliegen zwischen den Felsen in Ketten von 50—80 Stück auf.

Am 2. Februar ziehen wir nach Dschurbad, welches 4 Achatsch (36 km) von Tabar entfernt liegt. Auf dem ganzen Wege wird, je näher wir der Ebene von Chorasán kommen, die Gegend um so bewohnter; anstatt uneinnehmbarer, in den Schluchten gelegener und weit voneinander entfernter Festungen treffen wir einfache befestigte Wohnsitze, die von Mauern umgeben sind und inmitten bebauter Felder liegen, jenen ähnlich, die man am Ufer des Amu-Darja findet.

Wir betreten den letzten Engpass des Ala-Dagh; rechts bleibt das Baharmassiv liegen, eine Bergruppe mit ausgezeichneten Weiden: die Schäfer der Ebene führen ihre Heerden dorthin, weil sie dort das ganze Jahr hindurch Wasser finden. In diesem letzten Engpass kommen wir an einer Moschee vorbei, einem Wallfahrtsort, wo man das Grab von Imam-Ismaíl verehrt. Links liegt das grosse Kischlak (Dorf) Darband; rechts Kurf, an den Bahar geliegt. Ueberall erinnern die Steinhaufen an die Kämpfe zwischen den Kurden und den von den Alamanen in Chorasán mit Beute beladen zurückkehrenden Turkmenen.

Unter den Mauern von Sanchas, wo wir halten, erzählt uns die versammelte Bevölkerung von dem letzten Alaman der Jomuden, welche mehr als hunderttausend Schafe stahlen und die persischen Schäfer zwangen, die mitgenommenen Heerden vor ihnen herzutreiben. Diese That war von dem Stamme der Eli-Tscharwa mit wenigstens 700 Reitern verübt worden. Man schliesst daraus, dass die Ik-Dir, die Chan-Jachmet, die Karua und die Daiwadir, alles persische Jomudenstämme, welche die Weideplätze am Gurgén bewohnen, sich den Einfallenden angeschlossen haben. Die Goklanen dagegen haben sich angeboten, den Truppen des Schah, die sich in Schahrud versammeln, bei der Bestrafung dieser waghalsigen Spitzbuben zu helfen. Zu diesen haben sich noch zwei treugebliebene Jomudenstämme gesellt, die Ata-Baj und die Dschaffar-Baj, sowie ein türkischer Stamm, die Hadschilar, welche die Weiden zwischen den Ebenen von Chorasán und Gurgén bewohnen. Diese Türken bauen sich hölzerne Festungen und leben fortwährend mit ihren nomadischen Nachbarn im Krieg.



Kurdische Festung.

Die Bevölkerung von Sanchas und der umliegenden Dörfer besteht aus einer Mischung von Kurden und Tadschiks. Letztere nennen sich selbst „Tatar“ und behaupten, aus Turan zu stammen.

Hier endigen die Wege der Hochebene von Isferain und die alte kaspische Strasse, welche durch das Gurgenthal zieht, gegenwärtig aber wegen der Alamane aufgegeben ist, auf der indess Ueberreste von Karavanserais beweisen, dass sie früher ein bedeutender Verkehrsweg war.

Je näher wir der Ebene von Chorasán kommen, desto zahlreicher erscheinen die Bewässerungskanäle der prachtvolle Weizenernten liefernden Felder. Zwar bauen die Bauern der höher gelegenen Schluchten höchstens Gerste und Weizen, aber hier unten ist der Boden fruchtbar und schlechte Jahre sind sozusagen unbekannt. Die Herbst- und Frühjahrsregen erlauben zweimal im Jahr zu säen, und obgleich Chorasán in der letzten Zeit viel Weizen nach Transkaspien ausgeführt hat, so ist dennoch der Preis sehr niedrig: als ich durchreiste, kostete das Pud (16 kg) nur 1 Kran (80 Pfennig). Die üppigen Weiden auf dem südlichen Abhange des Ma-Dagh dürften diesem Lande eine schöne Zukunft in der Viehzucht und namentlich in der Schafzucht (die Schafe lämmern hier zweimal im Jahr) sichern. Trotz dieser Vortheile für den Ackerbau ist die Bevölkerung von Chorasán sehr dünn gesät; man zählt kaum mehr als 40000 Wohnungen in der ganzen Provinz Budschnurd, aber die Zahl scheint grösser werden zu wollen, seitdem die turkmenischen Alamane aufgehört haben.

Es ist eine wahre Freude, ohne den schweren Pelz unter einem wolkenlosen Himmel von der Sonne beschienen zu reiten! Das überstandene Elend veranlasst uns, einen Blick auf die Riesenberge zurückzuwerfen, denen wir die Stirn geboten haben, und wir danken der Vorsehung, die uns erlaubt hat, in diese Ebene, ein wahres Paradies für uns, zu kommen. Die Entbehrungen, Anstrengungen und die Angst haben uns abgemagert, unsere Gesichter sind eingefallen und unsere Reitthiere spindeldürr.

Wir lassen das grosse Dorf Chorascha links liegen und durchreiten eine steinige Ebene, in der wir bald Dschurbad, von Gärten und grünem Gesträuch umgeben, erblicken: es ist der erste persische Flecken der Provinz Chorasán. Die neugierigen Frauen halten die Dächer besetzt, während die Männer, den Bart mit Henna roth gefärbt, sich vor uns verneigen.

Auf dem Bache des Dorfoberhauptes sitzend, erfreue ich mich des neuen Schauspiels, das mir diese erste Raststätte in Iran bietet. In dem schattigen Raum zu meinen Füssen fressen meine an ihre Pflöcke gebundenen Pferde das ausgezeichnete Futter, das man ihnen gegeben hat; meine Leute, in der Sonne sich ausstreckend, erzählen den Eingeborenen ihre Abenteuer, ohne daneben die zum Kochen an das Feuer gestellten Tiegel zu vergessen.

Die wenig verschleierten persischen Frauen tragen lange, dunkle baumwollene Hemden über ihren am Knöchel zusammengezogenen Hosen; sie schöpfen eben Wasser am Bache, ihre Amphoren mit der rechten

Hand auf der linken Schulter haltend; ihr Gang ist leicht, ihre bemalten geschwungenen Augenbrauen geben ihnen ein originelles Aussehen; der Arm ist schön geformt, in den Gelenken feingebildet, der Teint ist bronzefarben; am Handgelenk tragen sie silberne Armbänder und in die Haare eingelochten Münzen. Im Hintergrunde dieser reizenden Scene stehen die grossartigen Berge des Ala-Dagh.

Auf einem schattigen flachen Dache hat sich ein Barbier im Freien niedergelassen und rasirt die Köpfe seiner Kunden. Der Perser trägt



Persischer Barbier.

keine Haare auf dem Kopfe; nur von der Schläfe aus lässt er sie auf beiden Seiten halbmondförmig stehen. Die Haare werden in der Höhe des Ohres abgeschritten; der untere Theil des Haarwuchses fällt unter die runde Filzmütze des Armen oder unter die schwarze Astrachanmütze des Reichen.

Seit einiger Zeit bemerke ich, dass mein Scheban um den Platz, den ich eingenommen, herumgeht; er ist von einem alten persischen Mollah begleitet.

„Nun“, sage ich zu ihm, „ich glaube, mein Braver, du willst etwas. Sprich! Wenn ich dir gewähren kann, was du verlangst, werde ich es

thum. Du hast mir muthig beigestanden; das Wenigste, was ich thun kann, ist, dass ich dir einmal meine Dankbarkeit beweise.“

„Oberst“, antwortete er mir, „ich möchte mich verheirathen!“

„Du bist verrückt, mein Junge, wir reisen morgen ab!“

Seine Antwort setzte mich in Erstaunen.

„Ich brauche 5 Toman (32 Mark) und einen Urlaub bis morgen, um glücklich zu sein.“

Ich erfuhr zu meiner grossen Ueberraschung Folgendes. In ganz Iran herrscht eine Sitte, die man *Sigeh*, das heisst Heirath auf Zeit, nennt. Ein Vertrag, der von einem Priester mitunterschieden wird, regelt die Einzelheiten dieser Verbindung, welche einen Tag so gut als zwei Jahre dauern kann. Diese Heirath ist an den Halteplätzen der Karavannen sehr beliebt; sie bildet eine der Haupteinkünfte der Priester, welche diese Verbindungen einsegnen. Sie ist besonders bei der ärmern Klasse beliebt, die darin nichts Tadelnswerthes findet. Allerdings hat sie die Schattenseite, dass sie zu Nachforschungen nach der Vaterschaft Veranlassung gibt, namentlich wenn es gilt, Erbschaften anzutreten, aber die reisenden Perser finden die Sitte so angenehm, dass sie sich schon seit lange verallgemeinert hat.

Ich sah meinen Tscherkessen mit seiner Aussteuer sehr fröhlich abziehen; er hatte zum Feste seine besten Kleider angezogen.

„Bringe mir deine Frau vor der Abreise“, rief ich ihm nach, „ich will sie sehen.“

Er ging mit dem Mollah ab.

Wenn es im orientalischen Leben schöne Seiten gibt, dachte ich, so bleiben sie ausschliesslich den Muselmanen vom starken Geschlecht vorbehalten.

Ein trauriges Leben ist dagegen das der muselmanischen Frau! Ihr Vater betrachtet sie als eine Waare; derjenige, der den höchsten Preis gibt, heirathet sie; es versteht sich von selbst, dass man sie bei dieser Gelegenheit nicht einmal um Rath fragt und dass man ihren persönlichen Geschmack nicht berücksichtigt. Die Armen verkaufen ihre Töchter früh; man findet Mütter von 12 Jahren; mit 25 Jahren ist die Frau verwelkt, und ihr Besitzer verheirathet sich wieder, wenn er die Mittel dazu hat.

Ein junger Mann von guter Familie erhält von dem funfzehnten Jahre an eine „*Sigeh*“-Frau, deren Kinder legitim sind, aber erst seine zweite Frau, die zu einer im Range gleichstehenden Familie gehört, wird seine legitime Gemahlin. Die erste ist sozusagen diejenige, welche ihm die für die Ehe erforderlichen guten Eigenschaften beibringen soll. Nach dem Koran darf er bis zu vier legitime Frauen haben, wenn es ihm eben seine Mittel erlauben; aber die Zahl der *Sigeh* und der Sklavinnen ist unbeschränkt; es hängt das vom Geschmack, vom Reichthum und von der Stellung ab. Fethi-Ali-Schah hatte hundert männliche Sprösslinge; Polak¹ berechnet in seiner interessanten ethnographischen Studie über Persien die männliche Nachkommenschaft Ali-Schah's auf mindestens 5000 Köpfe.

¹ Polak, J. E., Persien. Das Land und seine Bewohner. 2 Theile. (Leipzig 1865.)

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass auf einen guten Abend stets ein schlechter Morgen folgt. Bei meinem Erwachen finde ich, dass drei Pferde am Widerrist wund sind. Da die Tscherkessen ihre Pflicht vernachlässigt hatten, mussten sie zu Fuss gehen; sie zogen sehr niedergeschlagen dahin, und ich vergass darüber, mir die verlassene Witwe vorstellen zu lassen.

Wir haben 6 Achatsch (54 km) zurückgelegt; vor uns liegt eine felsige Ebene; der Boden ist salzhaltig, mit mageren Gräsern und einigen ärmlichen Exemplaren von Mimosen und Salsola bedeckt. Links erheben sich die letzten Abhänge des verworrenen Gebirges, durch welches wir gekommen sind; in der Ferne erscheinen die Berge, an deren Fuss sich die grosse Karavananstrasse von Teheran nach Meshhed hinzieht. Heute ist dieser Weg von zahlreichen Karavanan bedeckt, die fast ohne Geleit reisen. Es sind noch keine vier Jahre her, dass monatlich kaum zwei Karavanan, von einer Batterie Artillerie und einem Bataillon Sarbasen begleitet, abgingen, denn die turkmenischen Angriffe waren damals zwischen Schahrud und Meshhed sehr häufig.

Mein Tscharwodar, ein vernünftig urtheilender Mann, erzählt, dass die persischen Hornisten auf die nahen Hügel vorausgeschickt wurden, damit ihr Geschmetter die Räuber erschreckte; wenn die Turkmenen sich unglücklicherweise durch diese kriegerische Musik nicht ängstigen liessen, so geschah es, dass die tapfern Vertheidiger der Karavane bei dem blossen Erblicken eines turkmenischen Reiters die Waffen wegwarfen und sich auf den Bauch in den Sand hinlegten, stoisch ihr Schicksal erwartend.

Seit der Besitznahme der Ahal-Oase durch die russischen Truppen sind durchgreifende Aenderungen eingetreten. Die Bevölkerung hat das Vertrauen wiedergefunden; der Ackerbau entwickelt sich, und überall sieht man Wohnungen entstehen, selbst ausserhalb der befestigten Plätze. Man baut neue Kanäle; die alten, von denen man bei jedem Schritt Spuren findet, werden gesäubert und wieder in Stand gesetzt; neues Land wird cultivirt. Ehemals gab es kein Feld ohne seinen vom Besitzer erbauten, kleinen kegelförmigen Thurm, der als Zufluchtsort diente, sobald irgendein Reiter in den Gesichtskreis kam. Diese Thürme, deren Oeffnung so klein war, dass man nur kriechend hinein konnte, schützten die Waffen, welche der Ackerbauer mit sich auf das Feld nahm.

Nach und nach werden sie mit den Alamanen, gegen die sie errichtet waren, verschwinden. In Teheran erfuhr ich, dass seit der russischen Besitznahme die Steuereinnahmen in der Provinz Chorasán allein um ein Fünftel gestiegen seien. Die Bevölkerung ist ihren neuen Nachbarn für diese Aenderung dankbar; die regierende Klasse dagegen, wie schon gesagt, verdammt das civilisatorische Werk Russlands. Der frühere Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Schah, dem die russische Gesandtschaft die Rückkehr der persischen Sklaven auf iranischen Boden mittheilte, bemerkte dem Beamten, der ihm diese glückliche Nachricht brachte, dass er darüber sehr erstaunt sei, denn er kenne keinen von seinem Herrscher ausgehenden Befehl, der diese Herausgabe gutgeheissen hätte.

Etwas vor Sonnenuntergang kamen wir nach Dschadscherm, eine der ältesten Städte Chorasans, zugleich Grenzfestung des Chan von Budschnurd. Felder mit Baumwollstauden umgeben den Platz, soweit man sehen kann; die Baumwolle von Dschadscherm gilt für eine der besten von Persien.

Zahlreiche Kanäle ziehen sich durch das bebaute Land. Wie in der Achad-Oase ist die obere Strecke dieser Kanäle unter der Erde gelegen; das Wasser fliesst dann durch Tunnels, die erst in der Ebene an die Oberfläche führen; diese unterirdischen Arbeiten stammen aus längstvergangener Zeit; stellenweise erlauben tiefe in den Boden gegrabene Frichter, die gemauerten Gänge zu reinigen.

Dschadscherm ist ein elendes Nest mit höchstens 500 ärmlichen Hütten, in deren Mitte ein ziemlich hoher Hügel sich erhebt, gekrönt von den Ruinen einer Lehmfestung mit Schiessscharten; wie man sagt wurde sie von Allah-Werdi-Chan gebaut.

Nahib-Aga-Ali, der Chan von Dschadscherm, hat sich mit seinen Reitern mit dem Chan von Budschnurd vereinigt, um den Feldzug gegen die Komuden von Gurgun mitzumachen; sein Bruder kommt mir entgegen und führt mich durch die engen Strassen des Hauptortes.

Eine Art Kiosk mit acht Thüren dient mir als Schlafzimmer; eine Hühnersteige führt dahin. Ich lasse die Teppiche wegräumen, die leicht ansteckende Krankheiten verbreiten; dann setze ich mich, um dem Bruder des Nahib und seinem Gefolge, welches den ganzen Saal anfüllt, Audienz zu ertheilen. Erst gilt es den Preis der für uns nöthigen Vorräthe festzusetzen; dann muss ich auf die Fragen meiner Gäste antworten, welche Mühe haben zu begreifen, was ich bei ihnen thun will, da ich weder „Russ“ noch „Engli“ bin.

Bald wird der feine Regen, welcher nachmittags angefangen hatte, schon mehr sündflutartig. Meine Pferde, in einer Art Keller untergebracht, in den ein richtiger Strom hineinstürzt, sind nahe daran zu ertrinken. Wir retten sie und werden dabei bis auf die Haut nass.

Dann noch eine andere Unannehmlichkeit: als ich zurückkomme, finde ich, dass das Dach meines Kiosk von allen Seiten Wasser durchlässt; mein Bett ist zum Teich geworden, alles ist nass; das Holz im Kamin raucht zum Verzweifeln, ohne zu brennen. Ein reizendes Abenteuer, wenn man es in Europa erzählt, aber gerade recht, um einem Reisenden, der zehn Stunden im Sattel gesessen hat und sich freute, eine wohlverdiente Ruhe zu finden, ganz bedeutend die Laune zu verderben.

Die Mahlzeit kommt nicht und unsere Magen sind leer. Als ich nun dem Nahib, der in dem Augenblicke unsichtbar geworden war, wo es seine Pflicht gewesen wäre, uns in unserm Elend zu helfen, sagen liess, ich bestände darauf, dass er uns die schuldige Mahlzeit verschaffe, und uns statt warmer Gerichte trockenes Brot und harte Eier gebracht wurden, da wurde ich ordentlich giftig. Mit einer einzigen Handbewegung wirft Scheban den ganzen Kram die Treppe hinunter und begibt sich schnurstracks in die Wohnung des Fürsten, von wo er mit einer prächtigen Schlüssel rauchenden Pilafs (Pilau) zurückkehrt, die jedenfalls für unsern Wirth bestimmt war.

In meine „Burka“ (wasserdichter, tscherkessischer Filz) gewickelt, ein dem Reisenden unumgänglich notwendiger Gegenstand, auf dem harten Boden ausgestreckt, mit einem Satteltkissen unter dem Kopfe, schlafe ich endlich ein und träume von zarten Flaumkissen und von unsern guten heimatlichen Matratzen.

Es hat die ganze Nacht geregnet; der Lehm Boden ist zu Brei geworden; es ist nicht daran zu denken, heute weiter zu reisen. Wieder ein Rasttag, den wir verwenden, um unsere Kleidungsstücke zu trocknen. Unangenehmes Erwachen; meine ganze linke Seite schmerzt mich und ich fühle in den Gelenken einen schmerzlichen Rheumatismus. Nichtsdestoweniger gehe ich aus, um die Ruinen von Dschadschern zu besichtigen; diese Ruinen bedecken eine Fläche von wenigstens 5 Quadratwerst. Daneben, im Westen, liegt der Friedhof der Gebern, in dem ich ein Grab öffnen lasse, was nicht ohne Interesse ist. Im Süden liegt zwischen den Feldern das Grab des Ma-Asiar, eines Dieners des Imam-Risa, der in Meschhed begraben ist; ein prachtvolles Mausoleum aus emailirten Ziegelsteinen in Azur und Türkis mit sehr geschmackvollen erhabenen Inschriften.

Der Mollah, welcher mich führt, behauptet, Dschadschern wäre der Sommeraufenthalt der Kaiser von Chorasan gewesen. Ihre frühere Hauptstadt war das heute gänzlich verlassene Belchis, dessen Ruinen am Ausgange des Engpasses von Derbend eine grössere Oberfläche bedecken sollen, als diejenigen von Dschadschern; die vor uns liegenden Ruinen wären älter als die von Balch. Die verschiedenen Einfälle, namentlich die Zerstörung von Dschadschern durch die Usbeken, haben grösstentheils alle die herrlichen Spuren einer uns unbekannt gebliebenen Civilisation verwischt. Doch sieht man noch heute in den Feldern die Ueberreste eines Sommerpalastes liegen, dessen anmuthige Kuppeln und elegante Thore eine den schönen Gebäuden von Ispahän ähnliche Architektur aufweisen. Wir bemerken zwei abgerundete Hügel, Garctai und Dschuchatai, gekrönt von den Ruinen ehemaliger Festungen, welche früher in dem Innern der Hauptstadt standen. Im Nordosten befindet sich auf einem alleinstehenden Felsen eine Festung aus Stein, welche ein langer unterirdischer Gang mit der Ebene verbindet. Napier glaubt, dass Dschadschern und nicht Demgan, wie andere meinen, die Stelle von Hekatompylos, der alten Hauptstadt der Parther, einnimmt; er glaubt ferner, dass die Verbreitung von Ziegelsteinstücken auf einer so grossen Fläche den Uberschwemmungen zuzuschreiben wäre, welche sie in die Ebene zerstreut hätten, und nicht einer so gewaltigen Ausdehnung des frühern Dschadschern. Dennoch musste diese Stadt einst einen viel grössern Platz einnehmen als heute, denn unter Nadir-Schah zählte sie noch 5000 Familien. Die jetzige Umwallung der Stadt, welche eine grosse Anzahl von verfallenen Hütten enthält, ist übrigens ein Beweis, dass gerade in diesem Jahrhundert die Zahl der Einwohner von Dschadschern abgenommen hat, was man den häufigen Einfällen der Turkmenen zuschreiben muss, welche durch die Zerstörung der Wasserleitung die Quelle der Wohlhabenheit an der Wurzel abschnitten.

Als wir von unserm Ausflug zurückkehrten, sahen wir diese alte, prachtvolle Hauptstadt bei Sonnenuntergang in einem so intensiven Lichte vor uns liegen, dass die Berge im Hintergrund eine staunenerregende azurblaue Farbe annahmen.

Am Abend erlegte ich einen Mufflon und brachte das Fell eines Leoparden mit, den ein Jäger von Dschadschem tagsvorher geschossen hatte.

Am andern Morgen brachen wir in aller Frühe auf und legten mehr als 80 km in einer traurigen, öden Landstrecke zurück; es sind sehr langweilige endlose Ritte in einer einförmigen Ebene; in den Bergen waren die Zerstreuungen weniger selten. Um den Weg weniger langweilig zu machen, lasse ich den kurdischen Serdar erzählen, was auch ganz seinem Wunsche entspricht. Auf einer kleinen Bodenerhebung treffen wir eins der üblichen, aus zusammengehäuften Steinen aufgebauten Grabmäler.

„Hier haben wir“, sagte Mohammed-Ogli, „unter dem Befehl unsers Chan — den Allah beschützen möge! — 120 Turkmenen überrumpelt, welche bei Tagesanbruch mit Beute beladen von der Ebene heraufkamen; keiner kam davon; aber auch viele der Unserigen erlagen in diesem Treffen; ihre Leichen blieben auf dem Schlachtfelde. Schet“, sagte er, „was ich bei der Geschichte bekommen habe!“

Und seine Schulter entblössend, zeigte er mir die tiefe Narbe, die eine Kugel gelassen hatte, sowie einen Messerstich zwischen den Rippen.

„Neunmal“, sagte er mir, „wurde ich vom Chan mit turkmenischen Köpfen und gefangenen Frauen nach Teheran geschickt. Auf einer dieser Reisen hatte ich 27 Köpfe bei mir.“

„Diese Ladung musste im Sommer nicht gut riechen“, sagte ich ihm.

„Das war die Sache der Gefangenen“, antwortete er; „sie mussten die Köpfe scalpiren und auch tragen. Das war die gute alte Zeit; sie brachte uns viel ein. Heute ist mit den Akamanen alles aus. Die guten Fänge und die Lösegelder bestehen nur noch in der Erinnerung. Jetzt wie damals bezahlen uns die Chane kaum unsern Sold, aber die kleinen Gewinne haben aufgehört; die Russen haben uns das Handwerk verdorben.“

Wir kommen in Riabad an, einem grossen viereckigen, sehr alten Thurm, mit schöner, bunter Ziegelmosaik und vier Thürmchen an den Ecken; es ist eine frühere verlassene Stadt, welche heute nur von einigen Schäfern bewohnt wird. Nun sind wir an der Grenze der Raubzüge der Tekketurkmenen angekommen. Selten wagten sie sich weiter als Riabad, und auch nur wenn sie zahlreich waren, denn in diesen Regionen hatten sie ebensoviel von den Jomuden, ihren erbitterten Feinden, als von den Kurden und den Truppen des Schah zu befürchten.

Die Jomuden, die nach der Behauptung des Serdar 40000 Reiter ins Feld schicken können, unternahmen ihre grossen Razzias zwischen Riabad und Asterabad und auch wol etwas weiter. „Sie hätten sie sehen sollen“, sagte mir ein Führer, „wenn sie auf ihren grossen Pferden wie wahre Metzger auf uns eindringen, die Aermel bis an den Ellenbogen aufgerollt, ihr langes spitzes Messer in der Hand! Welch eine Lust, sie mit den guten Flinten des Chan von ihren Thieren herunterzuschliessen, aber wehe, wenn es Mann an Mann ging! Dann arbeitete jeder für sich, und

es ging heiss zu an jenen Tagen, wenn man blutüberdeckt und mit Beute beladen heimkehrte.“

Wir schlafen zu Riabad am 5. und zu Machs am 6. Februar. Die Wüste, die zur Rechten von den hohen Bergen Chorasans begrenzt ist, durchziehen wir in starken Eilmärschen, wobei wir nur Trupps von persischen Schäfern und Heerdenbesitzern begegnen, welche mit Gabelflinten oder langen Stöcken bewaffnet nach Budschnurd ziehen, in der Hoffnung, ihre gestohlenen Heerden wiederzubekommen.



Kalian- und Haschischpfeifen.

Das Quantum Opium, das in der reichen Provinz Chorasans verbraucht wird, ist unglaublich: überall trägt die Bevölkerung den traurigen Stempel dieses Genusses. Sogar die Frauen bitten uns um Opium. Die Männer, stumpfsinnig und gleichgültig, sind nicht eher zufrieden, als bis sie dieses langsam wirkende Gift durch ihre kurzröhrige Pfeife eingesaugt haben. Man raucht auch „Beng“ oder „Tschers“ (Haschisch), aus dem Samen des persischen Hanfs bereitet. In geringer Dosis genommen, übt dieses narкотische Mittel nicht die schrecklichen Wirkungen, welche der Misbrauch erzeugt; dieses entsetzliche Gift verdummt und altert den Menschen in sehr kurzer Zeit.

Im allgemeinen rauchen alle Derwische Haschisch. Der Gebrauch des „Teriak“ (Opium) ist allgemein und gar nicht wie der des Haschisch

entehrend; alle Perser, welche die Mittel dazu haben, nehmen jeden Tag wenigstens eine Pille ein. Dr. Polak, der Mann, der bisjetzt die persischen Sitten am genauesten studiert hat, sagt, dass das Opium entweder ungemengt in Pillenform oder in einer Mischung eingenommen wird, unter dem Namen „Hab-e-nischad“ (Gute Laune-Pillen), welche in jedem Hause sorgfältig bereitet werden.

Der mässige Gebrauch des Teriak ist keineswegs der Gesundheit schädlich. Dr. Tholozan versicherte mir, er kenne in Teheran Greise von 90 Jahren, die seit 50 Jahren jeden Tag eine Dosis nehmen, um sich zu stärken, ohne dass ihre Constitution dabei die traurigen Wirkungen verspüre.

Mein kurdischer Serdar gehörte zu den mässigen Consumenten; oft konnte ich an ihm den belebenden Einfluss einer am Abend genommenen Teriakpille bemerken. An den Rastplatz kam er todmatt, stillschweigend; einige Minuten nachdem er seine tägliche Dosis eingenommen hatte, wurde er lebendig, plauderte und ging mit neuen Kräften an seine Arbeit.

Im Orient ist der Misbrauch von narkotischen Mitteln sehr häufig. Man findet längs der Wege wandernde Gerippe, welche betteln, um ihre Leidenschaft zu befriedigen; wie unsere Säufer erwachen diese Sklaven ihres Lasters aus einer Wahnidee, um in eine andere zu verfallen.

Bei meinem ersten Aufenthalt in Centralasien hatten Unthätigkeit und Neugierde mich an Haschisch gewöhnt; nach Europa zurückgekehrt brauchte ich mehrere Jahre, um meine zerrütteten Nerven zu curiren. Daher bedauere ich aufrichtig die Unglücklichen, welche sich dieser Leidenschaft hingeben, ohne sie allzusehr zu verdammen.

Am 7. Februar hatte ich bei Sonnenuntergang das Glück, unterwegs einen Wolf anzuschliessen, den die Falkenaugen meines Serdar auf einem Steinhaufen entdeckt hatten. Obgleich ich nur meine glattläufige Flinte zur Hand hatte, so verwundete doch ein auf kurze Entfernung mit kleinem Schrot abgegebener Schuss das Thier stark; dadurch bekamen wir die angenehme Erregung eines schönen *lancer*, worauf ein *run* meiner grossen Windhunde und schliesslich das Hallali folgte.

Wir haben nur eine Strecke von 50 km zurückzulegen und dennoch wird unser Vordringen durch die Heerden von Giranen aufgehalten, welche in dieser Gegend massenhaft vorkommen; sobald die Hunde sie von weitem sehen, rennen sie mit Blitzeseile ihnen nach; sie zurückzurufen ist umsonst. Ich ermüde zwei Pferde bei diesem resultatlosen Jagen, denn diese anmuthigen Vertreter der iranischen Fauna erreichen das Gebirge, wo die Hunde sie aus den Augen verlieren.

Ziemlich schlecht gekaut gelangen wir auf die Höhe eines Engpasses, von wo aus die Hochebene von Bostan uns ein herrliches Schauspiel bietet. Zu unsern Füssen liegen von Bäumen beschattete und von Feldern umgebene Dörfer. Im Hintergrund heben sich dunkel auf wolkenlosem Himmel die Riesenberge ab, unter denen der Schalwas und der 13000 Fuss hohe Schah-Ku hervorstechen. In der Umgegend des Letztern befinden sich die besten Jagden des ganzen Landes. Die Vertreter der iranischen Thierwelt werden nach dem Kaspischen Meere zu von prachtvollen Eichen-

und Tannenwäldern geschützt. Die ganze Gegend ist mit Sommerwohnungen der Einwohner von Asterabad übersät; diese Leute können die Schönheiten und die reizenden Landschaften des Schah-Ku, auf dessen Spitze sich ein kleiner, aus dem ewigen Schnee gespeister See befindet, nicht genug rühmen.

Wir kommen an dem grossen reizenden Dorf Hussein-Abad vorbei und nähern uns dem alten Bostan, der Residenz des Gouverneurs der Provinz Schahrud. Der Gouverneur, dem meine Ankunft angezeigt worden ist, sendet mir eine Reiterabtheilung entgegen. An der Spitze reitet ein Adjutant von Mohammed-Chan, welcher mir im Namen seines Herrn mit endlosen Phrasen eine glückliche Ankunft wünscht und mir dann ein von einem Stallknecht am Zügel geführtes und mit Goldstickereien geschmücktes Pferd anbietet.

Da ich die persischen Gebräuche hinreichend kenne, lehne ich mit gleicher Höflichkeit das Geschenk ab, das ein Gegengeschenk von einem wenigstens doppelten Werth erfordert hätte.

Der Offizier, der den Rang eines Oberst bekleidet, erzählt mir unterwegs, dass die Gouverneure von Schahrud vorziehen in Bostan zu wohnen, weil diese Stadt ziemlich entfernt von der grossen Poststrasse liegt. Auf diese Weise sparen sie die Empfangs- und Bewirtungskosten, die der Aufenthalt im Hauptort ihnen verursachen würde. Auch meldete er mir, dass eine Regierungswohnung für mich eingerichtet worden sei und dass der Gouverneur mich am kommenden Tage besuchen werde.

Unter den Mauern von Bostan treffe ich ein Lager von weissen Zelten, in dem sich die Redif-Regimenter (irreguläre Truppe) versammeln, um gegen die Jomuden auszuziehen.

Wir durchqueren eine felsige Ebene; auf einmal biegt der Weg um, und wir befinden uns vor Schahrud, welches an den Berg gelehnt ist. Vor einem niedrigen Thor ausserhalb der Mauern sitzen wir ab. Hier ist meine Behausung: eine verfallene Hütte, inmitten eines früher herrlichen Gartens, der aber heute infolge der persischen Nachlässigkeit ganz heruntergekommen ist. Die Zimmer sind so schmutzig, dass ich mir vornehme, meine Zelte aufschlagen zu lassen. Glücklicherweise wird durch die Ankunft des Starschi (Aeltester) des Oberhauptes der armenisch-russischen Colonie von Schahrud, meine schlechte Laune beseitigt. Der Starschi weiss, was ein persischer Empfang ist, und hat daher mit Besen bewaffnete tepichbeladene Diener beauftragt, einen Schuppen, der in Europa nur für das Vieh gebraucht würde, in eine erträgliche Wohnung umzuwandeln.

Ich überlasse es meinen Leuten, alles einzurichten, und begleite diesen lebenswürdigen Mann in seine Karavanserai, wo ich die ganze christliche Colonie versammelt finde. Sie besteht aus ungefähr fünfzehn Armeniern vom Kaukasus, russischen Unterthanen, welche den Ein- und Ausfuhrhandel dieses Handelscentrums in Händen haben.

Der Armenier ist der Jude des Orients; gewinnsüchtig wie dieser, übertrifft er ihn an Verschlagenheit und Gaunerei; noch hartherziger als ein Jude, wird er von der ganzen muselmanischen Bevölkerung verabscheut.

Acht Tage vor meiner Ankunft war die Erbitterung des Volkes in Schahrud gegen diese fünfzehn Armenier so gross geworden, dass sie sich, um nicht niedergemetzelt zu werden, in die Telegraphenstation flüchteten, welche eine förmliche Belagerung aushalten musste. Wenn der russische Gouverneur und der russische Consul von Asterabad nicht bei Zeiten sich ins Mittel gelegt hätten, so wäre der Aufruhr für diese Krämer schlecht abgelaufen, die nur ein spärliches Maass von Muth besitzen. Man konnte noch auf ihren Gesichtern die Angst und im Auftreten der Eingeborenen die Rachbegierde erkennen.

Die Behörden hatten den Armeniern meine Ankunft angezeigt und sie glaubten, ich wäre gekommen, um eine Untersuchung über den Vorfall vorzunehmen. Während meines Aufenthalts hatte ich Gelegenheit, die Beschwerden beider Parteien abzuwägen, und kann den Eingeborenen nicht ganz unrecht geben. Infolge des Umstandes, dass die Armenier sich für russische Unterthanen ausgeben, bezahlen sie weniger Steuern, sind nicht so vielen Plackereien ausgesetzt und können mit grossen Kapitalien arbeiten, während die eingeborenen Kaufleute sich wohl hüten, die ibrigen zu verwerthen, um nicht die Begierde der persischen Verwaltung zu wecken. Da sie den ganzen Markt beherrschen, treiben sie Misbrauch mit ihrer Stellung, stets überzeugt, dass sie als russische Unterthanen jeder Bestrafung entgehen.

Zur Zeit, als die europäischen Waaren als Transitgüter durch den Kaukasus kamen, war Schahrud einer der wichtigsten commerziellen Punkte Persiens. Seitdem der Transit aufhörte, hat dieser Platz alsbald seinen frühern Wohlstand verloren; es blieb nur noch die Einfuhr der russischen Waaren. Ehemals erreichten gewisse Transitgüter bedeutende Mengen, unter andern der französische Zucker, den die russischen Raffinerien niemals ersetzen können. Der französische Zucker löst sich rasch auf, und diese Eigenschaft macht ihn in Persien, wo man gewöhnlich den Kaffee und den Thee sehr heiss und in mikroskopischen Tassen trinkt, sehr beliebt. Der russische Zucker, obgleich von besserer Qualität, löst sich langsamer auf, sodass die Flüssigkeit inzwischen kalt wird.

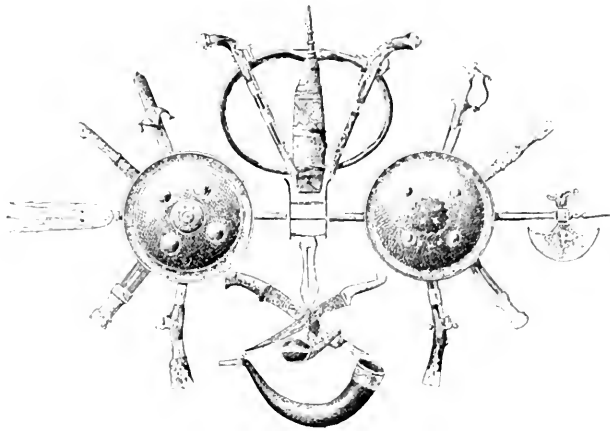
Dieser Artikel wird wie viele andere seinen Weg über Trapezunt und Tebris wiederfinden; die Unterdrückung des Transits durch Russland kann nur einen Zeitverlust bei den Sendungen, aber niemals eine vollständige Verdrängung der früher gebrauchten Waaren durch russische Artikel zur Folge haben. Schahrud ist eine der grossen Stationen auf der Strasse von Meshhed nach Teheran, namentlich ist es der grosse Markt für die Schafwollausfuhr Chorasans, welche vorläufig durch eine Viehseuche zum Stocken gebracht wurde.

Chorasán, berühmt durch seine Trauben, führt diese in getrocknetem Zustand massenweise aus, ebenso Pistazien, Haselnüsse und Mandeln. Während meines Aufenthalts wurde ein anderer Artikel im grossen und im kleinen in den Bazars reissend verkauft, nämlich Hirschgeweihe. Einer der Armenier zeigte mir in seiner Waarenniederlage Haufen von diesen Geweihen, von denen er 2000 kg gekauft hatte, um sie nach Russland zu senden.

Sie stammen aus der Umgegend von Schahrud, vom Schah-Ku und aus den Wäldern am Kaspischen Meere. Die Jäger verkaufen sie spottbillig. Die Unmasse dieser Geweihe, welche zur Zeit in Schahrud liegt, zeugt von dem Reichthum der Jagden in diesem Lande. Drei Paar, die ich wägen liess, hatten ein Gesamtgewicht von 58 kg.

Während eines Besuchs im Bazar entdeckte ich eine Sammlung alter persischer Waffen, von welchen mir meine Freunde, die Armenier, einige schöne Stücke zu einem ausserordentlich niedrigen Preise überliessen.

Am andern Morgen hatte ich die Ehre, in meinen so gut wie möglich aufgeputzten Gemüchern den Besuch von Mohammed-Chan, des Gouverneurs von Schahrud, zu empfangen. Seine Ankunft wurde mir durch einen Haufen Diener angemeldet, welche 20 Schüsseln Dessert und Leckereien trugen; wie sein liebenswürdiger Ausdruck lautete, sollten sie die Erinnerung an die Reiseschicksale versüssen.



Persische Waffen.

Es war ein honigsüßer, sehr geschwätziger Herr; am meisten beunruhigte ihn der Gedanke, was mein eigentliches Vorhaben sein mochte, und als ich ihm mittheilte, dass mein Weg ganz gegen meinen Willen mich nach Teheran führe, wo ich mich, nun einmal in Persien, Sr. Majestät dem Schah vorstellen lassen wolle, schien es ihm viel leichter zu Muthe zu sein.

Ein solcher Besuch, bei dem immer eine grosse Anzahl Höflinge zugegen ist, gibt zu einem Austausch von vielen Artigkeiten und zu einem aussergewöhnlichen Consum von Kaffee und Thee Veranlassung. Jeden Augenblick bringt man den Kalian oder das Nargileh (Wasserpfeife). Jeder höhere Beamte wird bei seinen Ausgängen von seinem „Kaliantschi“ (zu diesem Zwecke bestimmter Diener) begleitet; dieser reicht ihm zu den verschiedenen Theetassen die angesteckte Pfeife. Die Höflichkeit verlangt, dass er seine Pfeife seinem Gast anbietet. Wie verlegen würde er aber sein, wenn dieser annähme! Einmal ist dieses

graziöse Anerbieten nur eine Höflichkeitsform, und dann könnte der Besitzer seinen Kalkan nicht mehr gebrauchen, wenn ihn die Lippen eines Christen berührt hätten. Der beleidigende Aberglaube der Schiiten, welche jeden Gegenstand, den ein Christ berührt hat, als unrein betrachten, hat mich oft wüthend gemacht. Es geht das oft soweit, dass in den Bazars die wahren Gläubigen sich weigern, einem Europäer ihre Waaren zu zeigen, aus Furcht, dass er sie durch einfaches Berühren verunreinige. Sieben Wasser sind nöthig, um dann einen solchen Gegenstand wieder von dem Makel der Berührung zu säubern.

Auf dem Wege nach Rescht begegnete ich eines Tages, als ich an grossem Durst litt, einem Bauer, der einen Krug voll Wasser trug; ich bat ihn, mich trinken zu lassen. Mein Flehen, mein Geldangebot liessen ihn taub; hartnäckig schlug er ab. In meiner gerechten Wuth befahl ich meinen Leuten, ihm den Krug wegzunehmen und ihm eine Tracht Prügel zu verabreichen, — eine Beschäftigung, die meinen sunnitischen Begleitern immer sehr gefiel.

Während des Nachmittags machte ich dem Gouverneur meinen Gegenbesuch; er empfing mich in seiner Wohnung zu Bostan. Seine 20 Teller Bonbons hatte ich mit 20 Flaschen meiner moussirenden Cognak-Limonade erwidert; er erhielt sie unter dem Namen „Scherbet“.

Am Morgen war er bei mir in seiner Galauniform erschienen. Nach der Sitte von Teheran empfing er mich jetzt im Hausanzug; ein kurzer Rock, von der Farbe der Taubenflügel, bis an den Hals mit einer einzigen Reihe Knöpfe geschlossen, und fränkische Beinkleider. Er trug Strümpfe von weissem Zwirn und Handschuhe von demselben Stoff; letztere sind bei den Persern äusserst beliebt; rothe mit Henna gemalte Zeichnungen, welche die Stelle der Nägel angeben, verzieren sie.

Dieser lebenswürdige Mann hatte mir zu Ehren für den folgenden Tag im Gebiet des Schah-Ku eine Jagd veranstaltet, die ich zu meinen schönsten Tagen in Persien zähle. Die Jäger, welche er mir zur Verfügung stellte, waren Treiber und Spürnasen erster Klasse. Ich habe mit eigenen Augen sie mit ihren weissen Gewändern, die ihnen erlauben sich dem Wild zu nähern, sich schlangenartig bis in die Mitte der Heerden einschleichen sehen.

Wenn ich meine Leser nicht schon zuviel mit meinen Jagdabenteuern beschäftigt hätte, würde ich die Erlebnisse dieses aufregenden Tages erzählen, welche mir oft Lust machten, in diese ungemein wildreiche Gegend zurückzukehren.

Um diesen ermüdenden Ausflug abzuschliessen, besuchte ich das schwankende Minaret von Bostan. Es ist dies ein Wunderwerk. Man stelle sich einen Thurm vor, vollständig unsern grossen Fabrikschloten gleichend. 42 Stufen führen bis zur Spitze. Während des Aufstiegs fühlt man sehr gut die Schwankungen, welche so stark sind, dass grosse Steine, die man auf den Rand der Brüstung gelegt hat, herunterfallen.

Von der frühern Herrlichkeit dieser alten Stadt sind nur ein gemauertes, melonenartig gerippter Thurm mit schönen kufischen Inschriften an der Spitze und eine weniger alte Moschee vorhanden, die an den Ecken

kegelförmige Thürme mit pyramidenförmigem Dach und reichen Schmelzarbeiten trägt. Fast hätte ich an dem Tage den Hals gebrochen, als ich mit meinem grossen turkmenischen Pferd in ein Mausoleum fiel. Ein Schmerz an der verletzten Schulter, der mich nicht mehr verliess, war alles was ich davontrug.

Als wir am 11. Februar eben Schahrud verlassen wollten, stellte es sich heraus, dass beim Appell unser Koch fehlte. Ich erfuhr, dass er seine Wohnung in Schahrud aufgeschlagen und sich eine Frau auf Zeit gekauft hatte, deren Reize er sehr wahrscheinlich den Anstrengungen der Reise vorzog. Da der Polizeimeister sich bei mir eingekirt hatte, ein unverbesserlicher Trunkenbold, den man jeden Abend in ein früheres Brunnenbecken rollen liess, wo er gewöhnlich schlief, setzte ich ihm meine unangenehme Lage auseinander. Freudig erregt durch den Gedanken, mir seine Dankbarkeit für die zahlreichen Flaschen, die er bei mir getrunken hatte, beweisen zu können, kletterte er in meiner Anwesenheit auf seinen Gaul und entfernte sich, von zwei Dienern der heiligen Hermandad begleitet oder vielmehr aufrecht gehalten.

Nach kaum einer halben Stunde erschien er wieder, stolz auf seinen Erfolg und auf die gute Meinung, die er mir seiner Einbildung nach von dem Scharfsinn der durch ihn vertretenen Polizei gegeben hatte. Ein einziger Blick auf das traurige Opfer der ehelichen Liebe, das die *Policemen* hinter sich herschleppten, reichte hin, um mich zu überzeugen, dass mein armer Koch ausgiebige Stockprügel bekommen hatte. Seine jämmerlichen Grimassen waren meinen Leuten ein wahres Vergnügen. Aber als echter Perser rüchte er sich auf seine Art: in meinem Leben habe ich kein schlechteres Zeug gegessen, als das, was er uns bis Teheran auftischte.

Von Schahrud ab bekam ich eine neue Escorte, einen persischen Kosakenoffizier und 4 Reiter. Wie man sieht, hatte Mohammed-Chan gut gesorgt.

Unsere Tscharwodars werden ebenfalls erneuert und geben mir Gelegenheit mich zu ärgern, wie das bei jedem ähnlichen Wechsel der Fall war.

Die Lebensregel dieser Leute ist sehr einfach: soviel wie möglich aus einem andern, namentlich aus einem Fremden herauszuzucken. Erst versuchen sie ihre kleinen Manöver; wenn sie aber bemerken, dass man nicht gesonnen ist, sich bestehlen zu lassen, und namentlich wenn sie die Bekanntschaft der Nagaika meines Scheban gemacht haben, bessern sie sich sichtlich und alles geht nach Wunsch. Scheban, der ein sehr origineller Kerl ist, beginnt gewöhnlich damit, dass er sie durchprügelt. „So spare ich mir den Aerger und es ist viel einfacher, gleich damit anzufangen.“

Zu Dek-Mulla (Dei-Moka) bereitet mir Ismail-Chan, ein junger Oberst, Commandant der Ortschaft, einen sympathischen Empfang in einem Pavillon, der für die Durchreise des Schah erbaut worden war. Es giesst vom Himmel in Strömen und mein Rheumatismus peinigt mich sehr; ich verbleibe daher den folgenden Tag bei diesem angenehmen

Wirthe. Er liefert die Küche, ich den Wein, beides so reichlich, dass man ihn stark bezechet fortschleppt und ich einen kranken Magen bekomme. Mit Hülfe des Weins waren wir sehr intim geworden. Er wollte mich durchaus glücklich machen und begriff nicht, dass ich in meinem Alter nicht verheirathet sei. Es gefiel ihm, dass die Frauen in Frangistan anstatt bezahlt zu werden Geld mitbringen. „Vorderhand“, sagte er, „will ich Ihnen eine ausfindig machen; in zwei Monaten wird sie französisch sprechen, und wenn sie Sie langweilt, können Sie sie ja in Constantinopel verkaufen.“ — „Kubbe (gut)“, antwortete ich; „bei ruhigem Blute wollen wir wieder davon sprechen.“

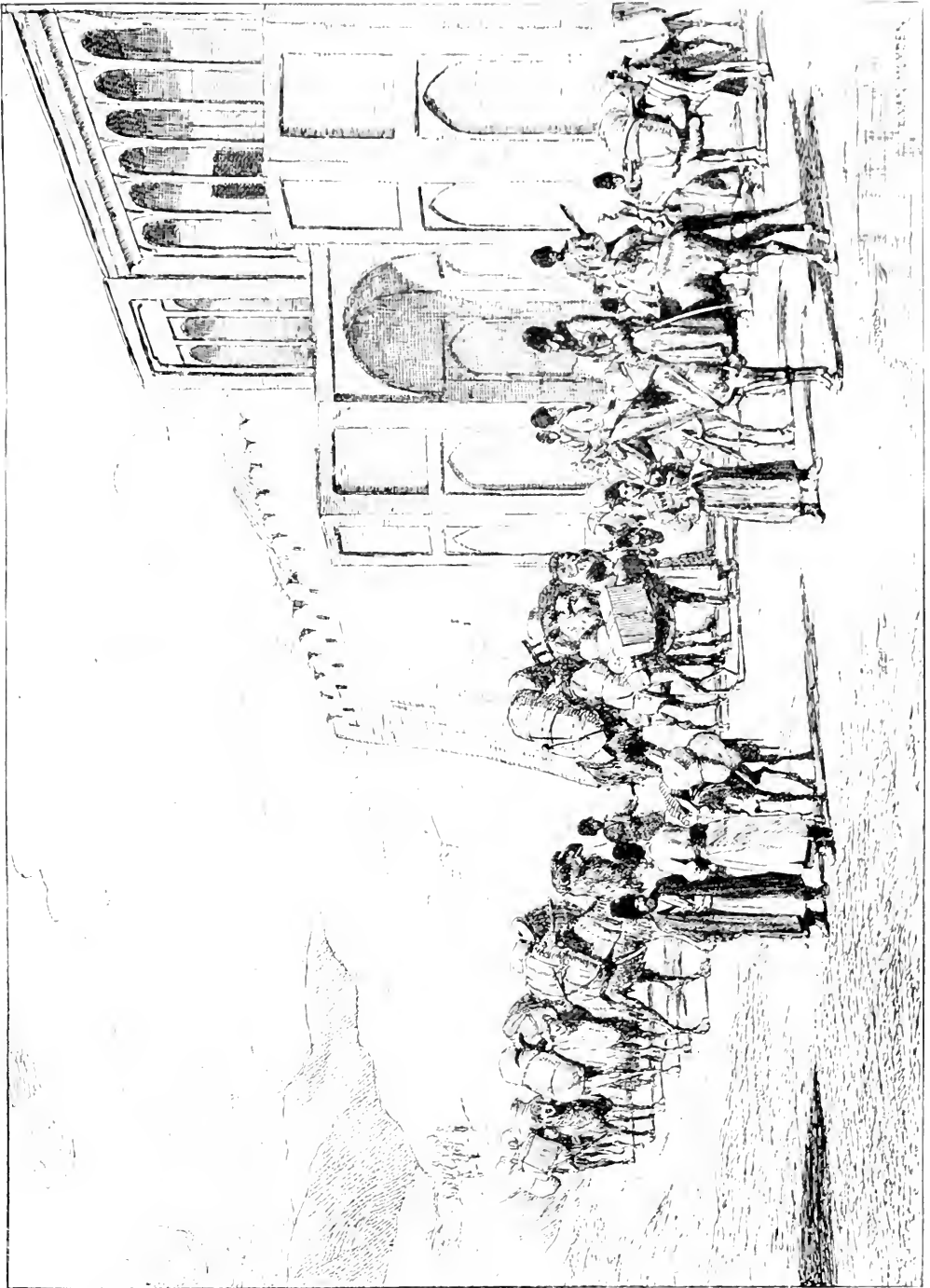
Niemals wol haben die Schakale, welche sich in diesen Gegenden nachts hundertweise versammeln, einen solchen Höllenlärm gemacht als während der Stunden, die auf diese Unterredung folgten. Wir konnten kaum das Auge schliessen; man hätte glauben mögen, das Geheul einer wüthenden Horde von kleinen Kindern zu hören, und unsere Flintenschüsse schreckten sie nicht im geringsten. Einen ledernen Sack, der auf dem Altan im Garten vergessen worden war, frassen sie mir fast gänzlich.

In Demgan gab es einen grossen Skandal. Der Chan Fatullah-Mirza, arm wie eine Kirchenmaus, aber stolz und durchdrungen von seinen Vorrechten als Schahsade (Abkömmling der regierenden Dynastie), macht mir nicht einmal die Begrüssungsvisite und verweigert mir eine Escorte zur Fortsetzung der Reise. Diese Nachkommen der Kadscharen wimmeln im Lande zu dessen Plage. Es sind wahre Blutegel, haben nur Laster und keine Spur mehr von dem Muth und dem Adel ihrer Vorfahren. In Teheran bettelt einer dieser „Verwandten des Schah“ während der einen Hälfte jedes Monats auf der Strasse, da die Pension, welche ihm sein Herrscher ausbezahlt, nur hinreicht, seine Leidenschaften 14 Tage lang zu befriedigen.

Ich schicke Scheban zum Chan, um ihn aufzufordern, seine Pflicht zu thun, und beauftrage meinen Tscherkessen, ihm im Verweigerungsfall die Miete für die Hütte, die ich bezogen hatte, sogleich zu bezahlen. Die Unterredung muss nicht wenig gewitterartig gewesen sein. Scheban — selbst ein Fürst — hat ihm eine Tracht Prügel in Aussicht gestellt und ihm das Geld an den Kopf geworfen. Ich verlasse die Mauern von Demgan, diesmal ohne Escorte, auf meine braven Diener beschränkt, die übrigens allein eine ganze Schwadron Perser werth sind.

Die officielle Reiseart war mir zur Last geworden. Diese gezwungenen Besuche mit ihren unvermeidlichen interesselosen Unterhaltungen langweilten mich unmaussprechlich. Ich beschloss daher, während der 10 Tagereisen, die mich noch von Teheran trennten, in den Karavanserais zu bleiben wie die andern Reisenden, denen ich alle Augenblicke begegnete.

Auf allen grossen Landstrassen des Reiches ist der Mensil (die Station) mit einer oder mehreren Karavanserais ausgestattet. Es sind geräumige, von hohen Mauern umgebene Gebäude, mit einem offenen Hof in der Mitte, wo sich der Brunnen befindet. Rund um den Hof liegt eine Reihe Nischen, deren jede den nöthigen Platz bietet, um Feuer anzuzünden. Dort lassen sich die Reisenden nieder. Hinter den Nischen



Karavanserei.

befinden sich grosse Gewölbe, von kleinen Altanen umgeben, auf welche andere Nischen sich öffnen.

Durch das einzige Eingangsthor ziehen die Karavananen hinein. Wenn es kalt ist, werden die sogleich von ihrer schweren Last befreiten Maulthiere in den Gewölben untergebracht, welche ihnen als Ställe dienen. Ihre Besitzer nehmen eine dieser Nischen ein, und sobald man den Holzvorrath gebraucht hat, der immer beim „Dalandar“ (Pfortner der Karavanseraï) zu kaufen ist, setzt man den Samowar an das Feuer. Wenn das Wetter es erlaubt, wird in den auf den Hof hinausgehenden Nischen gelagert.

Das Leben und Treiben in den Karavanserais ist ein ewig neues und lustiges Schauspiel. Die besten Stunden der Reise werden dort verbracht. Im Winter ist es in diesen gewölbten Räumen warm, im Sommer ist man vor den brennenden Strahlen der Sonne geschützt; wimmelte der Platz nicht von abscheulichen Insekten, so wäre alles ganz prächtig.

Die Karavanseraï ist meist von einer hervorragenden Persönlichkeit als frommes Werk gebaut worden. Der Name des Gründers steht über dem Thore eingehauen. Einige dieser Gasthöfe sind grosse Prachtgebäude aus Quadersteinen mit Marmorverzierungen. Wenn man es auch in Persien versteht, prächtig zu bauen, so versteht man es leider doch nicht, das Gebäude zu unterhalten; die Nachlässigkeit stösst bei jedem Schritt auf, und oft verfallen die schönsten Bauwerke, ohne dass es jemand einfiele sie auszubessern.

Der Eintritt in die Karavanseraï ist ganz unentgeltlich; man verbleibt dort solange als man will, ohne überwacht zu werden. Die grosse schwere Eingangsthüre ausgenommen findet man im Innern weder Thüren noch Läden; sie würden bald als Brennmaterial verbraucht werden. Der Dalandar verkauft alles was nöthig ist: Holz, Futter für die Pferde, manchmal Eier, Hühner, Backwerk, Brod, Käse.

Ist der Platz gewählt, sind die Maulthiere entlastet und die Vorräthe eingekauft, so bereitet der Koch die Mahlzeit. Auf einem Teppich ausgestreckt, den Kopf an einen Waarenballen lehnend, betrachte ich vergnügt die Ankommenden. Ihre Annäherung wird durch das Anschlagen der Glöckchen der Maulthiere angezeigt; diejenigen, welche vom Süden kommen, sind mit vielfarbigen Halftern und Muscheln bedeckt; die andern kommen von den Bergen, schlecht geschirrt, mager und todmüde. Die Tscharwodars, welche sie lenken, gehören allen Nationen an: Afghanen, Araber, Kurden u. s. w. Die Maulthiertreiber, denen man sehr werthvolle Ladungen anvertraut, sind durchweg ehrliche Leute; selten hört man sagen, dass durch ihre Schuld etwas verloren gegangen sei. In Kandahar nehmen sie Ladungen nach Meshhed und häufig findet man denselben Treiber in Bender-Buschir oder Trapezunt wieder. Mein Tscharwodar zum Beispiel ist seit sieben Jahren nicht nach Bagdad, seiner Heimat, zurückgekehrt.

Wenn am Abend die Karavananenfamilie sich versammelt, führt der Tscharwodar das Wort; er erzählt, und seine immer übertriebenen, aber sehr bezeichnenden Erzählungen bilden eine der Zerstreungen dieser

Reiseart. Die Anwesenden beschäftigen sich, während sie zuhören, ernstlich mit der Verjagung des Ungeziefers aus ihren Kleidungsstücken: die einen halten ihr Hemd über das Feuer, wo der Pilaf kocht, der gleich darauf gegessen werden soll; die andern entfernen vorsichtig die kleinen Kriechthiere, welche sie nicht zu tödten wagen, aus den Nähten, in denen sie nisten.

In Akuan konnte ich wegen des Ungeziefers die Augen nicht schliessen: ich musste daher in meinen Pelz gehüllt die Nacht ausserhalb der Karavanseraï bei der Musik der Schakale zubringen und verwünschte diesmal eine derartige Existenz. Am andern Morgen entschloss ich mich, bei dem Gouverneur die Erlaubniss einholen zu lassen, mein Lager von nun an in den „Tschaparchaneh“ (Poststationen) aufzuschlagen zu dürfen.

Ogleich der Fürst Siat-Dauleh, Gouverneur von Semnan, eben seinen Vater verloren hatte, dessen Begräbniss bei meiner Ankunft gefeiert wird, schickt er mir doch seinen Adjutanten, um mir eine Escorte und ein Obdach in seiner Wohnung anzubieten. Durch den Telegraph hatte er von meiner mislichen Lage gehört und wünschte die Ungefälligkeit seines Collegen wieder gut zu machen. Diese Aufmerksamkeit freute mich sehr; der Augenblick, in dem sie sich kundgab, machte sie für mich um so werthvoller, aber ich schlug ab und zog vor, mich in der Poststation einzurichten.

Nachdem ich ein wenig Toilette gemacht, begeben ich mich zur Moschee von Fatelli-Schah, um den Leichenfeierlichkeiten beizuwohnen. Diese Moschee nimmt die vier Seiten eines geräumigen, mit Steinplatten belegten Platzes ein, in dessen Mitte ein grosses Wasserbecken liegt. Wir haben uns gemüthlich in einem persischen Café niedergelassen, das die Aussicht auf den Platz erlaubt, und beobachten von hier aus die Ankunft des Zuges.

Zuerst erscheint ein Reiter mit weissem Turban, eine grosse rothe Fahne in der Hand. Dann kommen eine Reihe Beckenschläger, welche einen ohrbetäubenden Lärm machen. Hinter diesen schreiten zwölf Mollahs: sie tragen religiöse Insignien, breite aber sehr dünne Stahlplatten, die infolge ihres geringen Gewichtes fortwährend in Bewegung sind. Es sind Andenken an die heiligen Kriege und werden dem Volke nur bei grossen Feierlichkeiten gezeigt.

Hinter diesen kommt das Pferd des Verstorbenen; es ist reich geschirrt und wird am Zügel geführt. Ein zweites Pferd trägt auf dem Sattelknopf gekreuzte Säbel. Dann kommen Sackpfeifer, zehn schön gestickte Fahnen, eine Masse Derwische mit eingefallenen Backen, zerlumpten Kleidern, in der Hand ein Beil oder eine Keule, die bei jedem Schritt ein betäubendes Allahgeschrei erheben. Dann eine lange Reihe Mollahs, Gebete lesend, und endlich der Schahsade Siat-Dauleh, von seinen Höflingen und Dienern umgeben.

Eine unabsehbare Menschenmenge erwartet sie und alle Dächer sind mit Frauen bedeckt, die der Tomascha beiwohnen wollen. Die ganze Escorte findet hinreichend Platz in dem grossen Gebäude vor uns; das hohe geöffnete Thor erlaubt uns, das Innere zu überschauen.

Die Mollaks kauern an den Wänden nieder, während der mittlere Theil der Familie und den Freunden angewiesen ist. Das Volk, von der Polizei mit Stockschlägen zurückgehalten, drängt sich auf dem Platz.

Es fangen die Gebete an; sie werden durch die Ankunft der Kalkanträger unterbrochen; nicht weniger als 45 Pfeifen machen die Runde; Bediente bringen Thee und Kaffee. Ein solcher von Erfrischungen und Taback unterbrochener Schmerz schien mir einzig in seiner Art.

In der Moschee verläuft alles ruhig; das Haus des Verstorbenen dagegen bietet ein trostloses Schauspiel. Später war ich Zeuge dieses schrecklichen Anblicks. Die Frauen des Verblichenen versammeln sich mit ihren Freundinnen unter freiem Himmel, wälzen sich auf der Erde, raufen sich die Haare aus und schlagen sich den Kopf gegen die Mauern. Diese geräuschvollen Aeusserungen, dazu das Geschrei und Wehklagen aller anwesenden Weiber sind das Schauerlichste was man sich denken kann.

Die Leiche bleibt nur wenige Stunden im Hause; man bringt sie auf den Friedhof oder ein Tscharwodar wird beauftragt, sie an einen heiligen Ort nach Meshhed oder Kerbela zu transportiren. Noch sei bemerkt, dass der Muselman mit einer grossen Seelenruhe stirbt. Wenn die Religion den alleinigen Zweck hätte, uns diesen harten Weg zu erleichtern, so wäre der Islam das Ideal.

Um Teheran zu erreichen, habe ich noch 7 Mensil oder ebenso viele Tagereisen zurückzulegen. Wenn ich mit meinen Pferden allein reiste und das Gepäck zurückliesse, könnte ich am dritten Tag an Ort und Stelle sein; nähme ich Postpferde, wie wir sie überall antreffen, könnte ich 4 Mensil in Zeit von 24 Stunden machen. Aber ach, die Kräfte, die mich bisjetzt aufrecht erhielten, fangen an zu schwinden! Höchstens dass es mir möglich ist, füglich die 60—80 km zurückzulegen, die einen Karavanenmensil ausmachen. So sehr auch die Reise interessant ist, wenn eine volle Gesundheit die Entbehrungen auszuhalten erlaubt, so sehr vermehren der ewige Kampf mit der Gaunerei, der vollständige Mangel an Bequemlichkeit und namentlich die schlechte Nahrung den Grimm und die Erbitterung des Leidenden.

Ich versuchte es mit dem Taktirawan, einer Art Palankin, der von zwei Maulthieren getragen wird. Aber die dumpfe Luft in diesem auf allen Seiten geschlossenen Kasten erhöhte nur meine Unbehaglichkeit. Da züchte ich noch den Kedschaweh vor, zu beiden Seiten der Maulthiere befestigte Körbe, den namentlich die Frauen gebrauchen. Nach allen diesen nutzlosen Versuchen meine Reise zu erleichtern, kam ich endlich wieder zu meinen Pferden zurück.

Es war eine traurige Reise. Meine Bedienten, durch die unerträgliche Laune ihres Herrn gereizt, hatten ihre Fröhlichkeit verloren, und verstimmt zog meine kleine Karavane einher. — Scheban, den ich eines Tages „Hundesohn“ titulirt hatte, legte die Hand an seinen Kiudschal, und hätte ich diese Bewegung nicht bemerkt, die mich noch rascher zum Revolver greifen liess, so hätte die ganze Geschichte schlecht verlaufen können.

Um das Maass des Elends voll zu machen, geschah es in Ladschird, dass meine Pferde, nachdem sie ohne meine Erlaubniß getränkt worden

waren, einen heftigen Kolikanfall bekamen. Schon glaubte ich, dass meine besten Thiere verloren seien: die Glieder waren bereits kalt, als ich den Vorfall erfuhr. Ein altes Kirgisemittel rettete sie mir zum Glück. Da dieses Recept ohne Zweifel für meine Leser neu sein wird, will ich es hier angeben.

Man reibt und knetet die Nasenlöcher des Pferdes mit der flachen Hand; dann führt man gehacktes Stroh in die Athmungsöffnungen ein. Diese Arbeit wiederholt man öfters, bis das Pferd stark niest, um sich von den kitzelnden Halmen zu befreien. Im übrigen nimmt man einen leichten Aderlass an der obern Kinnlade vor; bald erwärmen sich die Ohren wieder und das Blut fließt von neuem. Man zwingt das Thier einige Zeit gehörig



Derwisch.

zu traben, dann bedeckt man es sorgfältig, und nicht lange dauert es, so frisst das Pferd das Heu, welches es zuerst verweigerte.

Hier folgt ein Blatt aus meinem Tagebuch; ich schreibe einfach ab:

„Kischlak, 19. Februar. — Unfähig selbst den Aufbruch zu überwachen, lasse ich mich auf mein Pferd heben. Ich danke der Vorsehung, welche mir heute die Kraft gegeben hat, meine Reise fortzusetzen. Gestern war ich wie vernichtet. Der Rücken schmerzt mich sehr; ich bin gerüdet und das Fieber, welches in meinen Adern brennt, macht mich so schwach, dass ich weinen möchte, wenn ich den Arm aufheben oder irgendeine andere Bewegung machen muss. Noch 17 Farsach (150 km). Werde ich nach Teheran kommen? Dort wird es Aerzte, Europäer geben. Muth!

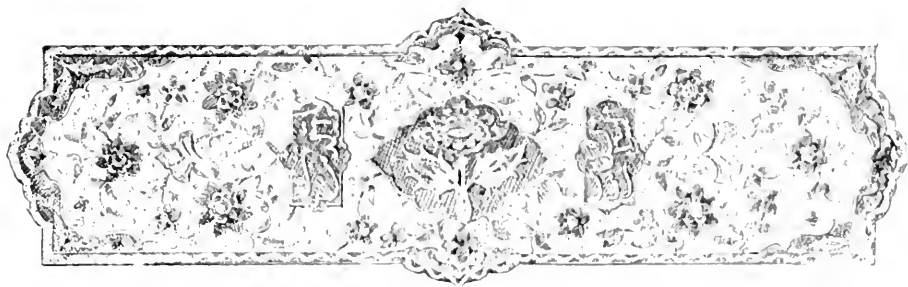
„Zur Mittagszeit ist es sehr heiss. Ich habe mich einen Augenblick auf den Boden gelegt; ein Stein dient mir als Kopfkissen; ich möchte

mich ausruhen. Ich habe eine gute Stunde geschlafen, aber als ich erwachte, war die Karavane fort. Jedoch habe ich nicht zu befürchten, den Weg zu verlieren: man braucht nur den zahlreichen Spuren zu folgen. Aber traurig ist es, allein zu sein. Mein Dolmetscher, der elende Schuft, hat nicht einmal daran gedacht, Lebensmittel in meinem Ranzen zu lassen. 3 Farsach (26 km) weit habe ich reiten müssen, mit einem Stück Chocolate und einigen Schluck Cognak.

„Einem Kaufmann von Teheran bin ich begegnet; er kam von einer Wallfahrt nach Meshhed zurück und hatte vier Frauen im Kedschaweh bei sich. Die letztern haben mir etwas kalten Reis gegeben; er roch nach Mäusen. Ich bin mit diesen Leuten weiter gezogen. Endlich auf meine Frage: «Wie weit sind wir noch von dem Mensil (Station)?» wurde mir geantwortet: «Einen Farsach (ungefähr 9 km)». Wir ziehen anderthalb Stunden weiter ohne die Karavanseraï zu sehen. Auf mein Bemerken, es wäre also weiter als 1 Farsach, bekomme ich die Antwort: «Ohne Zweifel ist es ein langer Farsach!»



Bronzeshale.



FUNFZEHNTES KAPITEL.

TEHERAN.¹

Einzug in die Hauptstadt Persiens. — Meine drei besten Pferde gehen nach Wien ab. — Schwerkrank. — Der Hakim des Schah. — Nurrusteste. — Macht die Augen zu. — Die Seiden. — Nasr-Eddin-Schah. — Audienz. — Mit einem gefährlichen Klapphuhn bedeckt. — Parade und officielle Besuche. — Zil-i-Sultan. — Die Minister Seiner Majestät. — Die europäische Colonie und ihr Geschwätz. — Auf welche Weise der Hof zu Teheran den Gebrauch der Gabel lernte. — Das Enderun. — Ein Franzose, der sich zum Islam bekehrt und seinen Stallknecht heirathet. — Mit Ausnahme der Tricois tragen die persischen Frauen das Costüm unserer Ballettänzerinnen. — Die Rennen in Teheran. — Scheban's neue Missethaten. — Ich verliere meinen treuesten Reisebegleiter.

Es ist wol überflüssig unsere Freude zu beschreiben, als wir nach einem fünfundzwanzigtägigen mühsamen Marsche endlich von der Höhe eines Hügels aus die Hauptstadt Persiens vor uns liegen sahen. Jeder von uns hatte sich herausgeputzt; Scheban glänzte in seiner schönen, ganz mit Silber überladenen tscherkessischen Uniform. Im letzten Mensil hatten wir uns gewaschen; die Pferde in ihrem funkelnden, an der Sonne glänzenden Galageschirr waren prächtig anzuschauen. Da Achmet nur Lumpen besass, hatte er sich begnügt, seine Waffen zu putzen. Selbst die Maulthiere sahen festlich aus, und das Geklingel ihrer Glöckchen schien mir lustiger als gewöhnlich. Die grosse schwarze Fläche da hinten am Fusse der Elbursberge, die grell gegen die eintönige Farbe der umliegenden Wüste abstach, verkörperte für uns alle die Ruhe, den Comfort, die Civilisation. Ich besonders war überzeugt, dort Neuigkeiten von meinem Vaterlande, von meiner Familie zu finden, die mir während sieben Monaten nur eine einzige telegraphische Depesche hatte zukommen lassen.

¹ Den grössten Theil der Photographien, welche zur Illustration dieses Kapitels benutzt wurden, verdanke ich dem hervorragenden Künstler Herrn Ermakow aus Tiflis, den ich das Glück hatte in Teheran zu treffen.

Das dort ist also Teheran, die Stadt, von der uns so viel erzählt, die uns so oft beschrieben wurde, dass wir begeistert den Muth nicht verloren. Je näher wir kommen, desto belebter wird die Strasse. Hier sehen wir Soldaten, die zu ihrem Regiment eilen und mit Flinten beladene Maulthiere vor sich hertreiben. Dort begegnen wir grossen Zügen mit Lebensmitteln für die grosse Stadt. Und dies sind Beamte mit einem Gefolge von zahlreichen Frauen: die Damen reiten rittlings auf den Pferden und sind von Eunuchen begleitet.

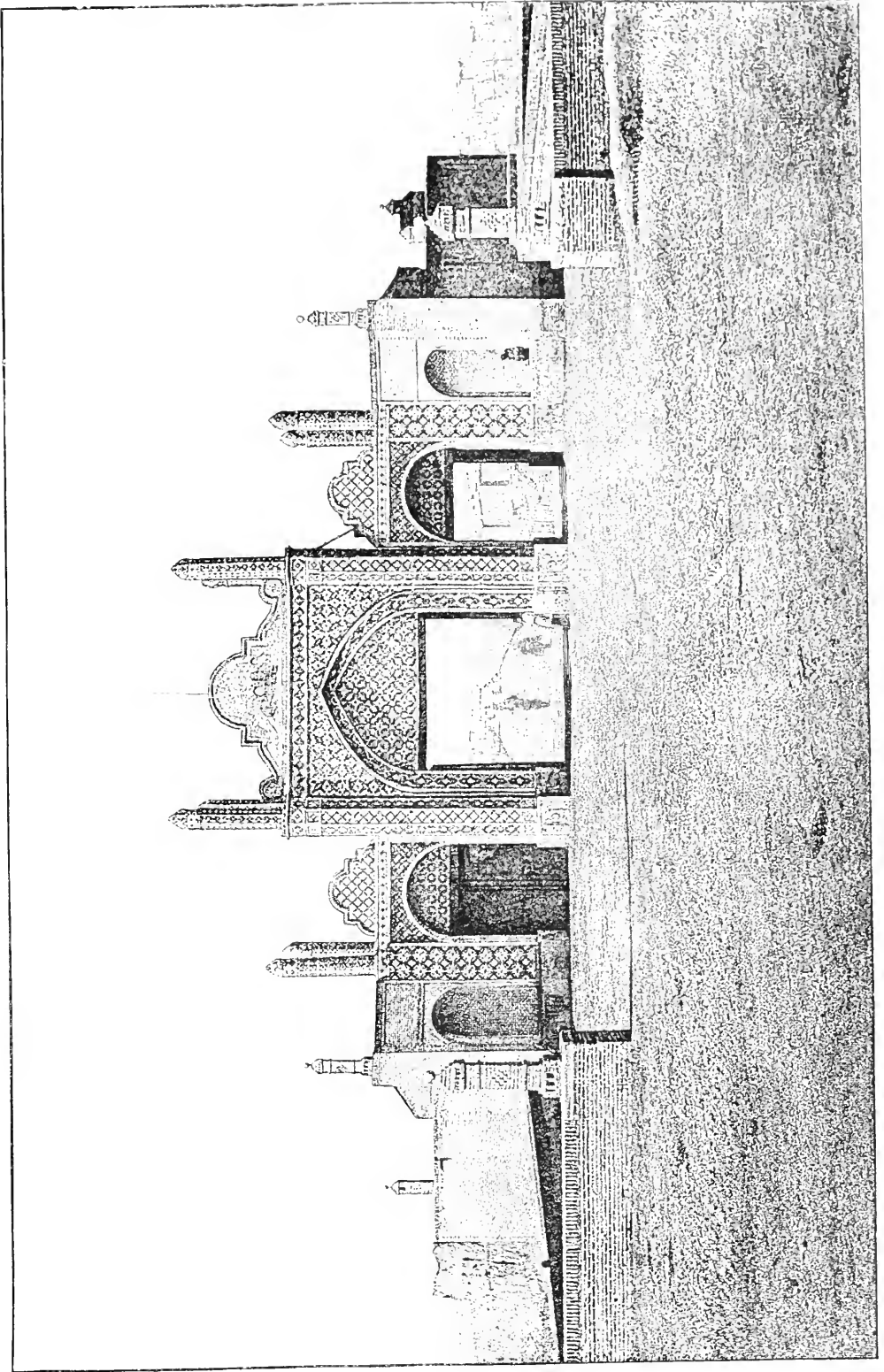
Unserm Costüm und dem Geschirr unserer Thiere nach hält man uns für eine turkmenische Deputation. Wir nähern uns und nun bemerken wir inmitten der umliegenden Gärten auf einer Anhöhe den Palast des Chassyr-Kadschar, mit Kiosken und Wasserkünsten; dann Echred-Abad und Saltamat-Abad, zwei Lustschlösser des Schah. Im Hintergrunde der Ebene liegt Juchan-Tepe, mit seiner Menagerie und seinem Sommerschloss; man möchte sagen, ein auf einem Hügel gelegenes und auf einen grossartigen Park herabschauendes Festungswerk.

Das Dulab-Thor, eins von den zwölfen der Stadt, ist monumental: eine Menge Thürmchen, Nischen und Giebel, verziert mit emaillirten Ziegelsteinen. Den Karavanen ist der Eingang hier untersagt; so müssen wir den die Stadt umgebenden Gräben entlang weiterziehen, hinter denen sich schlechtunterhaltene Lehmmauern erheben. Wir halten unsern Einzug durch das Schymran-Thor.

In den sehr belebten Strassen herrscht ein betäubender Lärm. Wir kommen nur mit Mühe vorwärts; jeden Augenblick müssen wir halten, und dann versammelt sich jedesmal ein Haufen Gaffer um uns herum. Hier stürzt ein Maulthier; dort erscheint eine hervorragende Persönlichkeit, die sich nach unsern Namen und Würden erkundigt. Scheban, als echter Tscherkesse, galopirt die Karavane auf und ab und bringt alle Hunde des Stadtviertels in Aufruhr.

Endlich gelangen wir auf den Meidan-Topchane-Platz im Centrum der Stadt. Er ist von grellfarbigen Kasernen umringt; hier münden die belebtesten Strassen. An den vier Ecken eines gewaltigen Wasserbeckens halten vier gigantische Kanonen auf hohen Laffetten Schildwache; sie stammen aus dem vorigen Jahrhundert und sind gegenwärtig in Leinwand gehüllt, wahrscheinlich um sie vor dem Staub zu schützen.

Man sieht ringsum nur Soldaten, aber von einer ganz andern Art als diejenigen, denen ich gewöhnlich begegnete. Die Ordnung in den Strassen wird von bronzefarbenen Kerlen aufrecht erhalten, die in ihrer Uniform mit dem umgeschlagenen Kragen der italienischen Infanterie martialisch aussehen; unter den Arcaden des Platzes bemerke ich Husaren mit rothem Dolman und gelben Schnüren. Sehe ich nicht recht, fragte ich mich plötzlich, als ich einen Haufen anziehen sah, mit der Pickelhaube, auf welchem der Löwe und die Some Persiens funkelten, in einer wirklich meisterhaften Uniform, schwarz und weiss gescheckt, mit goldenen Knöpfen; man füge dazu die neue übrigens sehr gelungene, derjenigen der Kuban-Kosaken ähnliche Uniform der Gardecavalerie, Copien von österreichischen Generalen und französischen Marschällen, welche diese bunt-



Stadtthor.

farbige Menschenmasse, die einen zu Pferd, die andern auf von Negern gelenkten Wagen kreuzen, und man wird eine Idee von meinem Erstaunen haben. Zuerst dachte ich an einen Maskenball.

Ich werde mich nicht bei dem mir zutheil gewordenen Empfang aufhalten. Ich war den Gesandtschaften von Frankreich und Oesterreich empfangen und fand dort die Aufnahme, welche diese kleine auserlesene Gesellschaft den Europäern bereitet, welche ihr Glück oder Unglück in jene Gegenden verschlägt. Ueberall Briefe! Wie ein auf seinen Schatz eifersüchtiger Geizhals schloss ich mich ein, um ein so lange entbehrtcs Glück zu geniessen; ich fühlte mich bei denjenigen, welche ich so lange schon im fernen Heimatlande verlassen hatte.

Ich benutzte meine letzten Kräfte, die mir die Aufregung der Reise gab, um die dringlichsten Besuche zu machen, besonders den, welchen mir die Dankbarkeit dictirte. Ich suchte alte Bekannte auf, welche sich noch ihres Aufenthalts in Genf mit Sr. Majestät dem Schah erinnerten. Jedesmal wurde mir derselbe angenehme Empfang; überall erntete ich die besten Glückwünsche für den guten Ausgang meines abenteuerlichen Unternehmens.

Herr von Melnikow, der russische Gesandte, theilte mir den Ausgang der Affaire von Merw mit, die ich bei meiner Abreise sich vorbereiten sah. Auch erfuhr ich durch ihn, dass der General Tschernajew von seinem Posten als Generalgouverneur von Turkestan abberufen worden war. Das war für mich ein Donnerschlag und gewiss einer der grössten Kummer, die ich empfunden habe.

Es war übrigens Zeit, dass ich in Teheran ankam. Ich musste mich zu Bett legen; erst hatte ich die Bräune, dann das Fieber und war infolge dessen so erschöpft, dass ich mehrere Wochen lang nicht aufstehen konnte. Die aufopfernde Pflege von seiten Sr. Exc. des Doctor Tholozan, Leibarzt des Schah, des besten aller Menschen, dem ich niemals meinen vollen Dank werde aussprechen können, meine widerstandsfähige Natur und meine Jugend triumpbirten schliesslich. Die ganze europäische Colonie feierte meine Genesung und bewies mir ihre Theilnahme auf eine Art, die mich sehr rührte.

Aber ich konnte mir die Unmöglichkeit, meinen Weg fortzusetzen, nicht verhehlen; die Vorsicht rieth mir, schleunigst nach Europa zu ziehen und die Reisepläne, von denen ich geträumt, aufzugeben. Was half uns allen unsere Betrübniß! Die Stunde des Scheidens rückte heran; ich musste meine Karavane auflösen und meine lieben turkmenischen Pferde sollten mich auch verlassen.

Ich hatte durch Freunde erfahren, dass man vergebliche Versuche gemacht hatte, gute turkmenische Pferde für die österreichische Regierung zu erwerben; ich bat daher den österreichischen Gesandten, in meinem Namen Seiner Apostolischen Majestät meine besten Pferde anzubieten. Gross war meine Freude, als ich erfuhr, dass Seine Majestät dieses Anerbieten liebenswürdig angenommen hatte. So gelang es mir, meinen lebhaften Wunsch in Erfüllung zu bringen und diese Pferderasse, deren ausserordentliche Eigenschaften ich würdigen gelernt, in Europa bekannt

zu machen. Meine drei besten Pferde, ein tekkesehes, ein jemralisches und ein jomudisches, wurden also zu Land durch den Kaukasus weitergeschafft, um in Batum eingeschifft zu werden. In Wien angekommen, wurden sie Seiner Apostolischen Majestät in ihrem reichen vaterländischen Geschirr mit Karakul, meinem besten Tazi (Windhund), vorgestellt.

Ich erhielt keine directe Mittheilung über den Eindruck, den meine Begleiter in der Wüste machten; das erklärt sich dadurch, dass der Verkehr mit dem Herrscher und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Oesterreich für den Fremden angenehmer und sympathischer ist, als der mit den Hofbeamten, mit denen sie nothgedrungen in Verbindung stehen.

Von den sieben Pferden, die mir übrigblieben, verkaufte ich nur eins; die andern verschenkte ich. Herr von Melnikow hatte insbesondere die Güte, eins anzunehmen.

Während meiner Krankheit vollzogen sich in Teheran wichtige Begebenheiten. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten war gestorben; an seine Stelle trat Mirza-Mahmud-Chan-Nasr-ul-Mulk. Niemand war auf diese Ernennung gefasst, in Persien so wenig als anderswo; aber Geld ist ein mächtiger Beschützer, und der neue Minister wird wol die ganze Kraft dieses Hebels besser als seine Rivalen begriffen haben.

Die politischen Kannegiessereien, das einzige Vergnügen der Colonie, die weder Theater noch sonstige Zerstreungen kennt, drängen bis in mein Krankenzimmer. Die Persönlichkeit, welche zur Zeit den Gegenstand aller Unterhaltungen bildete, war der Sultan Massud-Mirza, unter dem Namen Zil-i-Sultan (Schatten des Monarchen) bekannt. Infolge des Vertrages mit Russland ist dieser nicht von einer Prinzessin geborene älteste Sohn des Schah nicht regierungsfähig. Er besitzt aber eine seltene Energie und ist sehr ehrgeizig; daher kann er sich über diesen Ausschluss nicht trösten. Man erzählt, dass er schon als Kind auf seiner Säbelklinge folgende Inschrift trug: „Mein Bruder wird durch diese Waffe sterben.“ Von seiner Residenz Ispahan aus beherrscht er das südliche Persien wie ein absoluter Monarch. Ein gewaltiger Plan hatte ihn nach Teheran gebracht; sein Wunsch war nichts Geringeres, als sich zum Sadrazamat (Würde des Premierministers) emporzuschwingen, welches durch den Tod des Mirza-Hussein-Chan erledigt war.

Für die Europäer wäre diese Ernennung sehr bedeutungsvoll gewesen. Beim Tode des Monarchen hätte dieser Prinz das Recht des Thronfolgers beanstandet. Jedenfalls wäre dann ein Bürgerkrieg ausgebrochen, in dem die Fremdencolonie den grössten Gefahren ausgesetzt gewesen wäre. Die Feinde des Prinzen behaupteten sogar, dass wenn Zil-i-Sultan einmal Grossvezier gewesen wäre, der Schah trotz aller Vorsichtsmassregeln, die man beständig trifft, um ihn vor Vergiftung zu schützen, nicht mehr lange gelebt hätte.

Diese Vorsichtsmassregeln bestehen darin, dass man ihm immer vier Mahlzeiten bereitet, denen man eine fünfte, entweder von der Mutter des Schah oder von der Favoritin bereitete, hinzufügt. Die Schüsseln werden sämmtlich mit Vorlegeschlüssern versehen, und der Schah wählt erst im

letzten Augenblick das, was er essen will. Wenn der Schah von seinen Söhnen zu Tisch gebeten wird, bleibt das Ceremoniell dasselbe.

Eines Morgens sprach man in Teheran von nichts anderm als von der Nichternennung des Prinzen zum Sadrazamat infolge der Bitten des Naib-uss-Sultanch, des zweiten Sohnes des Schah, der, wie man sagte,



Zil-i-Sultan.

sich vor seinem Vater auf die Knie geworfen hatte, um ihm zu beschwören, nicht durch die Ernennung seines Bruders zum Grossvezier sein eigenes Todesurtheil zu unterschreiben.

Nun rückte „Nurrus“, das Fest des Sonnenjahres, heran. Es ist die einzige übriggebliebene Spur der heidnischen Festlichkeiten. Von allen Seiten strömen die Grossen des Reiches herbei; nie fehlen sie bei dieser Gelegenheit, um zu Füßen des Thrones ihre Huldigungen und zahlreichen

Geschenke niederzulegen; gerade wie bei uns jeder nach seinem Vermögen Neujahrgeschenke gibt und erhält, so werden hier Näschereien für die Armen, Cholate für die Reichen ausgetheilt. In dieser Jahreszeit erscheint die Hauptstadt in ihrem vollen Glanz. Man begegnet nur Pracht-



Thron des Schah-Abbas.

kutschen und Scharen höherer Beamten, welche sich nach allen Richtungen hinbewegen, um Besuche auszutauschen. Dabei läuft das ganze Bettelvolk der Derwische von den vier Enden des Reiches zusammen; während sie ihren Ruf Jahach (Göttliche Wahrheit) ausstossen, bitten sie den Vorübergehenden um das obligate Almosen, das man ihnen selten verweigert.

Zur Zeit wo das alte Jahr in das neue übergeht, wird auch ein grosser Salam (öffentliche Audienz) abgehalten, welcher alle Courfähigen versammelt. Diese Ceremonie findet in einem der Kioske des Ark-Palastes statt. Der Empfang beginnt, sobald die Kanonen das neue Jahr verkünden; zuerst kommen die Glückwünsche, dann die Geschenke. Am darauffolgenden Tag findet der diplomatische Salam statt, dann ein grosser öffentlicher Salam, bei dem die traditionellen Elefanten figuriren. Dieser letzte Salam geschieht im Talar, einem grossen Gebäude, dessen eine durch einen Vorhang abgeschlossene Seite in einen Hof hinausgeht, wo das Volk und die Armee versammelt sind. Wenn der Vorhang aufgezogen ist, sieht man den Schah-in-Schah, von Juwelen überdeckt und von seinem ganzen Hause umgeben, auf dem berühmten Throne aus massivem Golde sitzen, der wunderbar fein gearbeitet und buchstäblich mit Edelsteinen übersät ist. Die knienden Unterthanen lauschen auf die Ansprache Sr. Majestät.

Infolge meiner Krankheit konnte ich diesen interessanten Festlichkeiten nicht beivohnen; ich bedauerte dies um so mehr, als Se. Majestät meine Vorstellung am Tage des diplomatischen Salam gewünscht hatte. Doctor Tholozan hatte die Güte, mich bei Sr. Majestät zu entschuldigen und ihr mein tiefes Bedauern, der Einladung nicht Folge leisten zu können, auszudrücken. Er tröstete mich damit, dass er mir von dem Herrscher die schmeichelhafte Antwort brachte, es würde mir eine persönliche Audienz bewilligt werden, sobald ich wiederhergestellt wäre.

Es dauerte drei Wochen, ehe ich wieder ausgehen konnte, eine lange Gefangenschaft für einen Nomaden, der seit Monaten gewohnt war, jeden Abend seinen Rastplatz zu wechseln. Ohne die Besuche meines lieben Doctors, der zweimal täglich meine traurige Kammer zu einer frohen machte, würde ich schrecklich melancholisch geworden sein. Man wird mir wol erlauben an dieser Stelle einige Worte von diesem ausgezeichneten Manne zu sagen, der zugleich die Perle der Doctoren ist.

Dr. Tholozan, Militärarzt im französischen Heere, hat den ganzen Krimfeldzug mit Auszeichnung mitgemacht. Als der Frieden geschlossen wurde, nahm dieser feingebildete unternehmende Mann die Stellung eines Leibarztes des Schah an, welche durch den Abgang des Dr. Polak freigeworden war. Dr. Tholozan bekleidet seine Stelle seit nahezu 30 Jahren. Sein Tact und sein verträglicher Charakter erlaubten es ihm, seine wichtige Stellung ohne Mühe zu behaupten; er wurde nicht allein der Arzt, sondern auch noch der Rathgeber seines Herrn. Im Grunde genommen ist er der Premierminister. Man muss Persien kennen, um sich eine Idee von den Schwierigkeiten einer solchen Stellung machen zu können.

Dennoch hat Dr. Tholozan keine Neider, und der Schah besitzt keinen ergebenern Freund. Nie hat er seinen Einfluss in politischen oder persönlichen Interessen geltend gemacht. Die Perser sind gezwungen, diese Uneigennützigkeit zu bewundern, und die Fremdencolonie verehrt ihren Aeltesten, der stets bereit ist, einem Unglücklichen zu helfen oder einem Kranken Erleichterung zu verschaffen, ohne auf Rang oder Vermögen zu

achten. Oft haben die verschiedenen Führer der politischen Parteien einen so mächtigen Schützer zu gewinnen versucht; aber geschickter auf diesem Felde als sogar die Diplomaten, hat er sich nie in eine Intrigue gemischt. Sein Herz ist seinem Vaterlande Frankreich treu geblieben, und mit jugendlichem Eifer führt er fort, sich den Wissenschaften im allgemeinen und der Medicin im besondern zu widmen.



Dr. Tholozan.

Während der dreissig Jahre, die er in Persien zugebracht hat, sammelte er fleissig Notizen und jeden Tag vergrössert sich sein Schatz an Gelehrsamkeit. Es gibt kein Fach in der Wissenschaft, dessen er sich nicht angenommen hätte; sein Arbeitszimmer, ein wahres Heiligtum, ist mit Kisten von Manuscripten und Stößen von historischen, ethnographischen und medicinischen Aufzeichnungen über das moderne Persien vollgepfropft.

„Excellenz!“ sagte ich eines Tages zu ihm, „ich finde an Ihnen nur einen Fehler, den Geiz. Es ist wahrhaft Sünde, Schätze zu vergraben, welche Europa dieses Persien, worüber nur einige wenige Reisende ober-

flüchlich berichtet haben, kennen lehren würden.“ Das herzliche Lächeln, das seine Antwort begleitete, habe ich noch im Geiste vor mir.

„Fines Tages“, sagte er mir, „wenn Se. Majestät mir erlauben wird, in der Zurückgezogenheit nach meinem Geschmacke zu leben, werde ich vielleicht aus alledem ein gutes Buch machen. Wenn nicht, so wird man mir nach meinem Tode das Zeugniß geben, dass der alte Tholozan wacker gearbeitet hat.“

Wenn diese Zeilen bis zu dem grossen Philosophen in Teheran gelangen sollten, mögen sie ihm sagen, wie lebendig meine Gefühle der Achtung und des Dankes geblieben und wie glücklich ich wäre, wenigstens einen Theil seiner Arbeiten gedruckt lesen zu können.

Da ich nun einmal meinen Lesern einige meiner persischen Freunde vorstelle, darf ich, selbst auf die Gefahr hin langweilig zu werden, Se. Excellenz Gasteiger-Chan nicht vergessen. Er stammt aus Tirol und sein langjähriger Aufenthalt in der Fremde hat ihn nicht verändert. Man stelle sich ihn so vor, als ob er in seinen Bergen wäre. Er ist dick, untersetzt; trotz seines struppigen Schnurrbartes sieht er gutmüthig aus; die persische Uniform trägt er gerade wie eine Joppe. Die lange deutsche Pfeife, die ihn selten verlässt, hüllt ihn in einen bläulichen Dampf, aus dem seine kleinen grauen forschenden Augen, in denen viel Schalkhaftigkeit liegt, hervorblitzen; sie machen seine breiten Züge sehr lebendig und geben ihm eine nicht gewöhnliche vornehme Physiognomie.

Er ist der einzige Fremde, der mit einer genauen Kenntniss der Sprache nach Persien gekommen ist. Ein einjähriges Studium in Wien genügte ihm, um correct sprechen zu lernen. Uebrigens ist er ein tüchtiger Ingenieur, ein scharfsinniger und zugleich unternehmender Kopf; er hatte bald das Vertrauen des Schah, der, nebenbei gesagt, ein Menschenkenner ist. Gasteiger-Chan hat in Persien das Geniecorps gegründet; er baute die erste fahrbare Strasse von Teheran nach Sultanabad, dann von 1863–1868 die Strasse nach Masenderan, welche ihm den Titel und Rang eines Emir Pentsch (Fürst von fünf Regimentern) einbrachte. Er ist der einzige Europäer, der eine so hohe Stellung bekleidet. Eines der interessantesten Abenteuer dieses arbeitsreichen Lebens ist die letzte Expedition Gasteiger-Chan's nach Balutschistan.

Eine sprichwörtlich gewordene Ehrlichkeit, eine seltene Herzensgüte sind die Grundlagen seines Charakters. Unter einer scheinbaren Gemüthlichkeit und einer ansteckenden Lustigkeit verbirgt er beissenden Spott und scharfen kritischen Geist und ist daher von denjenigen, die ihn angreifen, gefürchtet.

Gasteiger-Chan besitzt eine Schublade voll Ehrenkreuze und Firmane; aber niemals sieht man einen Orden auf seiner Brust. Im Gegensatz zu der ehrgeizigen Rotte, die sich auf die Hauptstadt Persiens geworfen hat, um Vermögen zu machen oder Ehrenzeichen zu ernten, legt er eine Einfachheit an den Tag, welche merkwürdig contrastirt mit der Sucht, Aufsehen zu erregen, von der sonst alle Europäer im Orient besessen sind. Unter diesen Europäern findet man Abenteurer, deren frühere Dienstleistungen darin bestanden, dass sie es bis zum Unteroffizier gebracht

haben, und die jetzt bei Gelegenheit der Revuen in Teheran in einer europäischen Uniform mit Federbusch und Generalstressen glänzen, während sie sich beeilen, sobald sie in ihr Land zurückgekehrt sind, eine persische Uniform anzulegen. Perser in Europa, Europäer in Persien, stets mit fremden Federn geschmückt, bringen sie es nirgends fertig, ihre Nichtigkeit zu verbergen.

Es sei mir gestattet, einige der zahlreichen Anekdoten über Gasteiger-Chan hier einzuschalten.

Wenn die königlichen Wagen mit den Frauen aus dem Enderun des Schah durch die Strassen fahren, rufen die vorausgehenden Eunuchen: „Macht die Augen zu!“ und alsbald verlassen die Eingeborenen die Strasse. Die Höflichkeit nöthigt die Europäer, den Rücken zu zeigen. Als Gasteiger-Chan sich eines Tages auf dem Wege der Königin Wadide (Mutter des Schah) befand, ersann er folgenden Ausweg, ihr seine Ehrfurcht zu bezeugen, ohne die persischen Sitten zu verletzen.

Tiefgebeugt, der hohen Dame das Gegenstück seines Gesichts zeigend, grüsste er militärisch, die Hand am Käppi. Diese originelle Art, seinen Respect an den Tag zu legen, machte ungeheure Sensation. Die Königin-Mutter erzählte die Sache dem Schah, den diese Verbesserung der Etikette ungemein belustigte.

Man weiss, dass die Seiden (Abkömmlinge des Propheten) im Orient sich einer aussergewöhnlichen Stellung erfreuen. In Persien sind es Muster von Freibeutern und schlechten Gesellen, den Europäern wie den Eingeborenen gleich verhasst. Sie bilden ungefähr den fünfzigsten Theil der Bevölkerung Irans und dank ihrem oft zweifelhaften Ursprung betrachten sie sich als völlig straflos. Jeder, der einen grünen Turban trägt, gilt für einen Gauner. Eines Tages erfindet der General eine sehr hübsche Art, an einem dieser Schelme der Provinz, der ihn infam betrogen hatte, Gerechtigkeit zu üben. — „Bringet mir den Seiden!“ befahl er seinen Soldaten. Als der Nachkomme des Propheten in das Zelt des Generals trat, überhäufte ihm dieser mit Ehrfurchtsbezeugungen, dann näherte er sich und riss ihm durch eine rasche Bewegung den grünen Turban, das einzige Zeichen seiner socialen Stellung, vom Kopfe. — „Greift diesen Schelm“, befahl er, „und gebt ihm eine tüchtige Tracht Prügel.“ — Nach beendigter Execution brachte man den Seiden zum General zurück, der ihm seine Kopfbedeckung wieder aufsetzte und ihn mit allen gebührenden Ehren bis an den Ausgang geleitete.

Ich könnte leicht noch manchen Schwank von diesem Manne erzählen. Seine Ehrlichkeit ist allbekannt; er raubt sich die Freude, in die Heimat zurückzukehren, nur um seinen Neffen und Nichten ein Vermögen zu ihrer Erziehung und Aussteuer zu sammeln. Einige Worte über seinen erhabenen Herrn, den man in Europa und in seinen Staaten so verschiedenartig beurtheilt hat, mögen folgen.

NASR-EDDIN-SCHAH.

Nasr-Eddin-Schah, Schah-in-Schah (König der Könige), ist der dritte König der Dynastie der Kadscharen, deren Begründer Feth-Ali-Schah war. Er wurde 1830 geboren, und da er, von seinem Vater wenig geliebt, fern vom Hofe aufwuchs, ist seine Erziehung vernachlässigt worden. Er lebte im Febr., als der Tod seines Vaters ihn im Jahre 1848 auf den Thron rief. Der schüchterne junge Mann von 18 Jahren veränderte sich infolge seiner bemerkenswerthen Intelligenz sehr rasch. Einen seiner Freunde in den Tagen des Unglücks, Mirza Tagi, Sohn eines königlichen Kochs, ernannte er zum Grossvezier, und dieser wirklich hervorragende Mann machte sich namentlich um die Wiederherstellung der Ordnung in einem Lande verdient, wo jede Thronbesteigung das Signal zu Bürgerkriegen und endlosen Friedensstörungen ist.

Nach den Angaben Polak's war das politische Princip, welches während der ersten Jahre die Regierung Nasr-Eddin's leitete, die Vergrösserung des Reiches. Er bewunderte leidenschaftlich Peter den Grossen und Napoleon I. und träumte nur von Siegen und Waffenruhm; daher finden wir ihn zuerst nur mit Feldzügen gegen die Usbeken, die Turkmenen und die Afghanen beschäftigt. England und Russland aber gefiel diese Eroberungsluene nicht und so musste der junge Mann sich mit dem Titel Muzaf'er-Chazi (Sieger und Trümphator) begnügen. Als vollständiger Autokrat verfolgte er mit einer bewunderungswürdigen Hartnäckigkeit den Gedanken, in seinem Königreiche die Vortheile der westlichen Civilisation einzuführen. Die Armee wurde reorganisirt; er liess Strassen bauen, bereicherte das Land mit einem Post- und Telegraphensystem und errichtete verschiedene industrielle Anstalten.

Lübstahl, böser Wille, Mangel an fähigen und arbeitslustigen Menschen erschwerten viele seiner Versuche oder brachten sie ganz zum Scheitern. Aber selbst nach dem Tode dieses Mongolenabkömmlings wird die unabhingame Energie des Herrschers, der nach nahezu vierzigjähriger Regierung es nicht aufgegeben hat, europäische Verbesserungen in die Verwaltung des Landes einzuführen, ihre unverfügbaren Spuren hinterlassen.

Trotz aller Enttäuschungen, die Nasr-Eddin erlebt hat, bleibt er doch immer bereit, jede Anstrengung, die Lage seiner Unterthanen zu verbessern, zu unterstützen. Bis-jetzt hat man diesen Zug seines Charakters nicht genug hervorgehoben. Viel ist über den Schah geschrieben worden und das Publikum wurde durch die Presse verleitet, seine guten Absichten zu kritisiren oder sie falsch zu verstehen. Die europäischen Reisenden warfen sich besonders auf mehr oder weniger verbürgte Anekdoten, welche ihnen viele Leser verschafften und die, durch unsere Zeitungen nach Persien zurückgekommen, natürlich auf die regierende Klasse einen schlechten Eindruck machten. Wenn dann später Reisende ankamen, war der Empfang ein lauer, worüber man sich nicht verwundern kann.

Ich bin gewiss weit entfernt, alles was ich in Persien gesehen habe, zu bewundern, aber ich bin der Meinung, dass wir eine aufrichtige Achtung diesem gekrönten Civilisator schuldig sind, der sein ganzes Leben



NASR-EDDIN SHAH IN SHAH

hindurch ohne Entmuthigung gearbeitet hat und der in zwei Reisen nach dem Occident unsern Fortschritt richtig beurtheilen lernte. Oft haben zwar Todesurtheile und summarische Hinrichtungen von höhern Beamten Europa traurig berührt, aber man darf nicht vergessen, dass in dieser Welt von Ränken, wie man sie am Hofe von Teheran findet, Exempel nöthig sind und dass ein gutmüthiger König bald aus dem Sattel geworfen sein würde.

Man sagt, Nasr-Eddin-Schah habe alle seine Illusionen verloren; an diesem Hof ist aber auch alles käuflich oder erkaufte, und der Schah besitzt weniger Freunde als jeder andere. Das einzige Mittel, Gehorsam zu finden, ist Furcht einzuflöszen, und man würde erstaunt sein, wenn man wüsste, wie wenig man dem Schah im Grunde gehorcht.

Die Erscheinung des Schah ist oft geschildert worden; ich lasse daher unnöthige Wiederholungen beiseite. Nur sei noch gesagt, dass er wenig gealtert ist; sein Auge ist immer noch schön; in seiner Sprache und in seinen Bewegungen hat er das kurzangebundene Wesen der Kadscharen beibehalten.

Die erste mir bewilligte Audienz fand am 29. März statt. Herr von Melnikow, der russische Gesandte, sollte mich vorstellen.

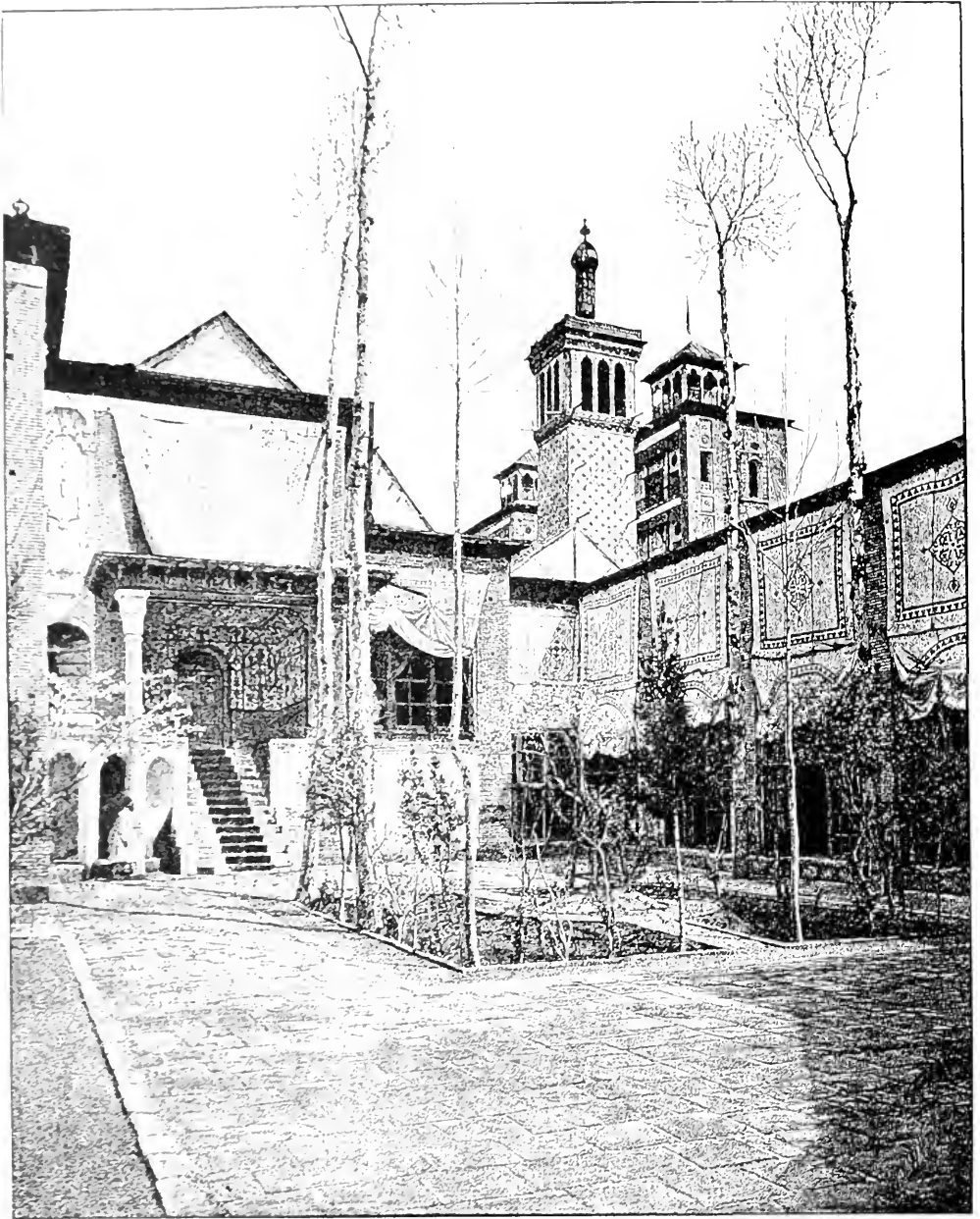
Am Fusse der Ehrentreppe des Gesandtschaftspalastes warteten zwei russisch bespannte Wagen auf uns, von ungefähr 20 berittenen Kosaken in ihren glänzenden tscherkessischen Uniformen umgeben; meine Leute hatten sich angeschlossen. Der Gesandte, sein erster Secretär, der Dragoman der Gesandtschaft und ich, im einfachen Frack inmitten dieser Ausstellung von Farben und Uniformen, bestiegen die Wagen. Bei dieser Gelegenheit hatte ich meinen berühmten Klapphut aufgestülpt; aber eine Reise von 4000 Werst durch die Wüsten hatte seinen Mechanismus so sehr mitgenommen, dass er bei jeder starken Berührung einzufallen drohte. Se. Excellenz hatte mir dabei noch Gummischuhe von übertriebener Grösse geliehen, die meine Füsse ohne Grund zu verlassen drohten. Man kann sich denken, wie mich dies physisch und moralisch peinigte.

Warum aber diese Gummischuhe, wird man fragen. — Ein Gesetz verfügt ohne Erbarmen, dass unsere unreinen Christenschuhe die Teppiche der Residenz nicht berühren dürfen; erst im Augenblicke der Audienz zieht man diese doppelte Fussbekleidung aus.

Die An- und Abfahrt der Gesandten bieten den Gaffern immer eine dieser Tomaschas, die sie so sehr lieben. Alle angrenzenden Strassen des Artillerieplatzes wimmeln von Neugierigen. Halbwegs vom Ark-Palaste erscheinen die königlichen Läufer, ein Schwarm von Jägern, welche zum Gefolge des Schah gehören; sie gruppiren sich um uns herum, um das Volk fernzuhalten. Nichts ist origineller als die Kleidung dieser Läufer; ein grosser rother Rock nach französischem Schnitt, mit goldenen Schnüren, weisseidene Strümpfe und zur Krönung des Ganzen ein Kopfputz, den ich nur mit einem riesigen Hahnenkamm vergleichen kann, mit Glückchen und den erstaunlichsten Verschnürungen. Es war kein geringer Spass, zu sehen, wie diese Läufer mit ihren langen Stücken einen wahren Hagel von Hieben auf die Rücken der Neugierigen niederfallen liessen.

Am Nahara-Chana-Platz angekommen verlassen wir unsere Wagen

und durchschreiten den grossartigen steingepflasterten Hof des Salar, auf welchem die Amtszimmer des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten

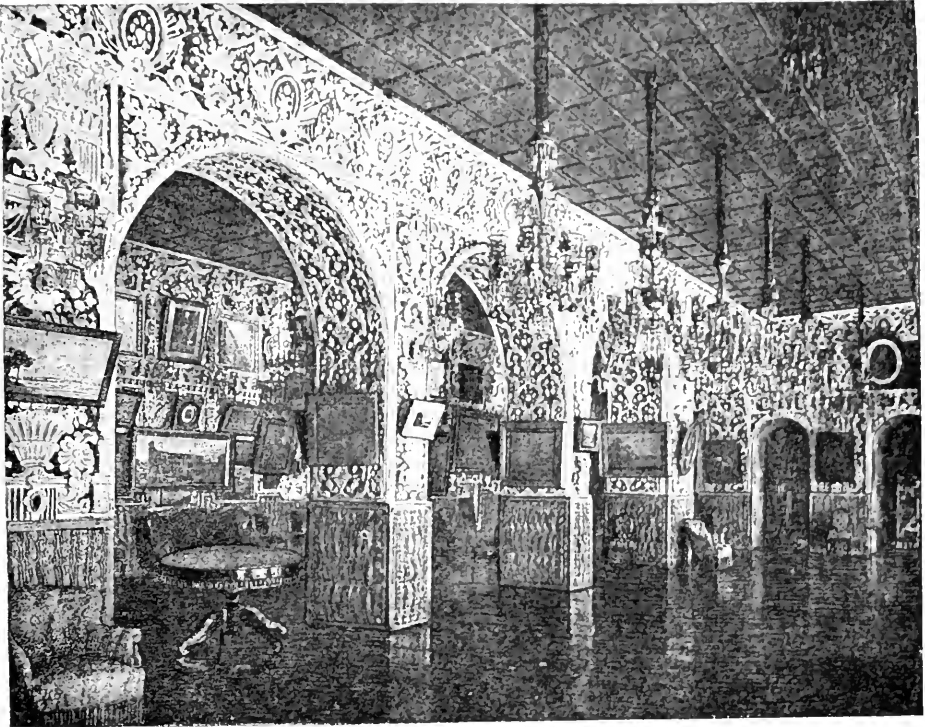


Hof des Palastes.

gehen. Se. Excellenz schreitet voraus. Die unglücklichen Gummischuhe, die hartnäckig meine Füsse verlassen wollen, nöthigen zu verschiedenen

Aufenthalt, wodurch unser Einzug seine Feierlichkeit gänzlich einbüsst; die versammelten Höflinge haben daran ihr Vergnügen, mein Gesandter wird schlechter Laune und ich bin wie auf der Folter.

Nach einem kurzen Halt in den Salons des Ministeriums zeigt uns der Einführer der Gesandten, Mirza Ali Nagi-ul-Monalek, erster Kammerherr und Schwiegersohn des Königs, an, dass Se. Majestät uns zu sehen wünscht. Nebenbei gesagt ist das Costüm des persischen Hofes sehr originell: ein durch zwei Diamantspangen geschlossener Chalat aus Kaschmir, und ein hoher, kegelförmiger Turban in Weiss und Gold.



Grunder Saal

Ein neues Ausgleiten in meinen gigantischen Pantoffeln. Wir kommen durch prächtige Gärten, auf welche hinaus der grosse Audienzsaal geht. Wir gehen eine monumentale, mit Teppichen belegte und von Marmorstatuen eingefasste Treppe hinan. Als wir nun einen geräumigen Salon mit Spiegeln, Armleuchtern und einem Kamin nach europäischem Geschmack betreten hatten, bemerken wir in dem Lichte, das von einem Balkon hereinfällt, den Schah-in-Schah auf einem Stuhle sitzend, die Beine gekreuzt, in einer von Diamanten übersäeten Uniform mit der üblichen Astrachammütze und dem berühmten Diamantenstrauss.

Den Hut auf dem Kopfe, wie es die Etikette hier befiehlt, nur allein von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten begleitet, durchschreiten wir den Salon mit den vorgeschriebenen drei tiefen Reverenzen.

Ein jäher Schreck überkam mich. Wenn mir jetzt die Feder meines Klapphutes einen Possen spielte! Glücklicherweise kam es nicht dazu; ich hatte Zeit, mich von meiner Aufregung zu erholen und mich neben den Stuhl, auf den sich der russische Gesandte gesetzt hatte, zu stellen.

Nach einem Austausch von Höflichkeiten bat Se. Exzellenz um die Erlaubniß, den Reisenden, der soeben Centralasien durchzogen hatte, vorzustellen. Als der Schah meinen Namen hörte, geruhte er, sich der Zeit zu erinnern, wo ich vom Bundesrathe bei der Durchreise des Schah durch Genf seinem Dienste beigegeben wurde. Er schloss auf französisch, meinen Namen wiederholend und seine Verwunderung ausdrückend, mich heute als russischen Unterthanen wieder auftauchen zu sehen.

Der Schweiß perlte mir auf der Stirn und meine Kaltblütigkeit entwich zu meinen Gummischuhen im Vorzimmer. Wie sollte ich meine doppelte Nationalität auseinandersetzen? Und wie sollte ich diese Auseinandersetzung in wenige Worte fassen? Ich löste das Problem durch eine Ausrede, welche das Gewitter verjagte, das sich schon über dem Haupte des Diplomaten zusammenzog.

„Majestät“, sagte ich, „die Worte, durch die Sie Ihr Wohlwollen für die Schweiz, mein Vaterland, ausdrücken, werden mir ewig im Andenken bleiben, und ich bin Ihnen ehrfurchtsvoll dankbar dafür, dass Sie sich des bescheidenen Dieners erinnerten, der in jenem Lande Ihrer erhabenen Person beigegeben wurde. Ich bin es dem Schutze Russlands, meinem zweiten Vaterlande, schuldig, dass ich den Europäern unzugängliche Länder allein durchreisen konnte.“

Nachdem ich diese Klippe umsegelt hatte, nahm ich aus den vom Schah an mich gerichteten Fragen eine gründliche Kenntniß sowol der geographischen wie politischen Verhältnisse der Gegenden wahr, die ich besucht hatte, und meine zuerst kurz gefassten Antworten wurden immer ausführlicher. Mit Vergnügen bemerkte ich das Interesse, welches meine Beschreibungen bei dem Monarchen erweckten. So erzählte ich mehr als eine halbe Stunde lang.

„Werden Sie Ihre Eindrücke veröffentlichen?“ fragte mich der Schah. Ich erwiderte, dass ich einen Vorrath von Notizen mitnähme und dass ich vorhätte, nach meiner Rückkehr in mein Vaterland sie kurz zusammenzustellen.

„Werden Sie dieselben in dem «Tour du Monde» veröffentlichen?“ fragte er noch. Ich sagte, mein Vorhaben wäre, ein selbständiges Werk herauszugeben und dabei die zahlreich gesammelten Photographien zu benutzen.

Seitdem habe ich erfahren, dass der „Tour du Monde“ am Hofe von Teheran sehr wenig beliebt ist, in Folge verschiedener für den persischen Hof sehr wenig schmeichelhafter Artikel, welche diese Zeitschrift aufgenommen hatte.

Das Ende der Audienz war gekommen. Der Schah grüßte nie; sein Blick gilt allein schon für ein ausserordentliches Zeichen des Wohlwollens. Wir zogen rücklings ab, von neuem mit den drei obligaten Reverenzen.

Da der Klapphut sich ziemlich gut betragen hatte und die Gummi-

schube ihrem Schicksal überlassen wurden, entfernte ich mich mit leichtem Herzen, einen Erfolg ahnend, denn eine so lange Audienz war ein vorzügliches Anzeichen.

PARADE UND OFFICIELLE BESUCHE.

Nach dieser Audienz kam eine Reihe officieller Besuche bei den Prinzen und Ministern und eine Folge liebenswürdiger Festlichkeiten in der euro-



Naib-us-Sultaneh.

päischen Colonie. Ueberall traf ich eine wahrhaft orientalische Gastfreundschaft. Wo man mich aber damals nicht oft sah, war im Hôtel Prévost; der Besitzer ist ein Franzose, vormals königlicher Pastetenbäcker, dessen zanksüchtige Gattin die Höfe und die Gärten mit einem Gesang erfüllt, der nur mit dem Geschrei ihrer Papagaien zu vergleichen ist.

Ich sah Teheran im Frühjahr in der herrlichsten Jahreszeit und betrachtete die Stadt mit den Augen eines Genesenden. Natürlich fand ich alles schön. Ohne Zweifel hatte ich nicht ungestraft monatelang unter den Kamelen gelebt, aber die Leute waren so gut mit mir, dass der Wilde sich zähmen liess.

Ich muss unter anderm den ganz besonders liebenswürdigen Empfang bei dem Prinzen Naib-us-Sultaneh Emir Kebir, zweiter Sohn des Schah, zugleich Kriegsminister, hervorheben. Dieser Prinz spricht sehr geläufig französisch. Da er sich besonders für Bewaffnung und Ausrüstung der europäischen Truppen interessirt, fesselte ich seine Aufmerksamkeit durch die Einzelheiten, die ich ihm über den Mechanismus des Vetterli-Gewehrs, sein Patronenmagazin und seine grosse Schussweite mittheilen konnte. Er erzählte mir von der Metallpatronenfabrik in Teheran, welche er selbst kürzlich eingerichtet hatte, und lud mich zum Schlusse ein, einer Truppen-schau beizuwohnen.

Einige Tage später erschien einer seiner Adjutanten mit dem Bemerken, er sei von Sr. Hoheit beauftragt, mich auf den Exercierplatz zu führen. Es ist dies ein geräumiges Viereck in der Nähe der Kasernen. Ein schönes Schauspiel erwartete mich dort. Ungefähr 10000 Soldaten aller Waffengattungen, die Fahnen an der Spitze, standen in Reih und Glied. Der Prinz erschien, von einem glänzenden Stabe begleitet, auf einem schönen arabischen Pferd, mit dem neuen persischen Offiziersattel, den ein graues Hirschfell mit Goldstickereien bedeckt. Die Offiziere, welche ihn begleiteten, funkelten von inländischen und europäischen Orden.

Nebenbei sei bemerkt, dass der gesuchteste Orden in Persien das Kreuz der Ehrenlegion ist. Infolge eines Uebereinkommens zwischen Frankreich und Persien darf derjenige, der es trägt, keine Bastonnade bekommen, gewiss ein angenehmer Vortheil in diesem schönen Lande.

Nachdem ich Sr. Hoheit begrüsst und mich bei ihm bedankt hatte, wollte ich mich hinter die Minister in die erste Reihe der Stabsoffiziere zurückziehen. Durch ein liebenswürdiges Zeichen bat mich der Fürst, an seiner Linken zu verweilen, und stellte mich dem Sepch-salar (Marschall) vor, der sich auf der rechten Seite befand.

Der Vorbeimarsch begann mit der von europäischen Exerciermeistern vorgeführten Infanterie, an deren Spitze sich ihr jetziger Chef, der General Andreini durch sein gutes Aussehen auszeichnete; durch seine Liebenswürdigkeit hat der General sich die Freundschaft der ganzen Colonie erworben. Er versteht es meisterhaft, eine Revue zu organisiren und zu leiten. Von Geburt ein Toskaner, blieb er seinem Vaterlande treu; obgleich er seit 30 Jahren in Persien ist, leistet er dem Heimatlande unentgeltlich Dienste; seine Zeit und seine Börse stehen seinen unglücklichen Landsleuten, welche sich in diese entfernten Gegenden verirren, zur Verfügung. Sollten diese Zeilen zu ihm gelangen, so werden sie ihm sagen, dass ich seine freundliche Aufnahme, unsere geselligen Sitzungen und unsere Unterhaltungen am warmen Ofen in gutem Andenken halte.

Der Vorbeimarsch der Infanterie ist vorzüglich; der Schritt ist gut, ebenso die Haltung. Ein Regiment von Masenderan zeichnet sich durch

die gewaltige Grösse der Mannschaft aus, welche das Mittel der Perser stark übersteigt. Der Prinz lenkt meine Aufmerksamkeit auf ein Bataillon Rekruten, welche erst seit acht Tagen aus der Provinz angekommen sind und ohne Waffen ganz ordentlich marschiren. Ich darf die verschiedenen Musikkapellen nicht vergessen, welche sich während des Aufmarsches an ihrem Aufstellungsplatze dem Stabe gegenüber mit dem Anrücken eines neuen Regiments folgen. Sie erregen wirklich Erstaunen. Europäische Kapellmeister haben sie geschult; unter diesen befindet sich ein Franzose, der ein sehr bedeutendes Talent besitzt. Sie spielen die „Glocken von Corneville“ und „Madame Angot“, und das Spiel ist gewiss ebenso gut wie bei uns. Unter den Musikanten, namentlich unter den Trommelschlägern, bemerke ich viele Neger. Sie sind sehr stolz auf ihre Uniform und auf den Eindruck, den sie machen.

Die Artillerie defilirt im Schritt, im Trabe und im Galop. Ich sehe hier Batterien mit Uchatiuskanonen, gut gespannt und vortrefflich vorgeführt. Es ist das Werk eines Mannes, der sein Handwerk durch und durch kennt, des Hauptmanns von Prueschenk. Seinen vollen Werth wird man erst an dem Tage, wo er die Armee verlässt, erkennen. Er ist zu ehrlich und zu bescheiden und namentlich zu sehr Sklave seiner Pflicht, um sich in den Vordergrund zu stellen und nach Gunstbezeugungen zu haschen, welche nur zu oft den Schmeichlern zutheil werden.

Zum Schlusse hatte man die neuen Kosakenregimenter aufgespart, welche von einem Corps russischer Offiziere aus dem Kaukasus, die ihren Rang in der russischen Armee beibehalten haben, organisirt und ausgebildet worden sind. Uniform, Waffen, alles, sogar die Musik, ist russisch.

Als der Oberst an der Spitze seiner beiden Regimenter im Galop vorbeijagte, regte sich mein altes Soldatenherz und ich grüsste. Das war prächtig ausgeführt, und wenn Sie es vor dem Feinde auch so machen, dann meinen herzlichsten Glückwunsch, Oberst!

Nach diesem Manöver, das eine musterhafte Disciplin bekundete, kam der sehr interessante Aufmarsch der irregulären Cavalerieregimenter. Hier ist von keiner Richtung mehr die Rede; für die Festlichkeit irgendwo entlehnte Pferde, Reiter, welche sich am Sattelbogen festhalten, gerade wie bei uns in der guten alten Zeit. Hätte der Prinz meinen verstorbenen Oberst Ott gekannt, so würde ich ihm die denkwürdigen Worte des ehemaligen Führers der schweizerischen Cavalerie wiederholt haben: „Wenn ich sicher wüsste, dass keiner herunterfiel, möchte ich einen kleinen Galop anschlagen.“

Im ganzen genommen besitzen die Truppen Intelligenz, Disciplin und Haltung, aber die persischen Offiziere stehen in dieser Hinsicht ihren Soldaten kaum gleich. In den Militärschulen des Landes studieren sie sehr fleissig; sobald sie dieselben aber verlassen haben, werden die Bücher und das Studium beiseite gelassen, da das Avancement keineswegs von dem Wissen, sondern nur von Protection und Vermögen abhängt.

Was die europäischen Exerciermeister betrifft, so sind dies, mit wenigen Ausnahmen, sehr unbedeutende Grössen. Der Schah thäte viel besser, einige junge, zuverlässige Leute im Ausland ausbilden zu lassen; nach

Beendigung ihrer Studien in den europäischen Armeen könnten sie als erfahrene Offiziere die persische Armee organisiren.

Nun ist es aber Zeit, uns wieder mit Teheran zu beschäftigen.

Der Palast des Zil-i-Sultan ist eins der schönsten Gebäude der Hauptstadt. Hinter den in persischem Stil gehaltenen Stirnseiten verbirgt sich ein ganz europäisches Inneres: eine wahre Anhäufung von Vergoldungen, Kronleuchtern und mehr kostbaren als geschmackvollen Möbeln. Der Prinz ist gutmüthiger Natur: man hat bei ihm leicht Zutritt, aber er verliert nicht gern die Zeit mit unnöthigen Gesprächen. Er ist klein und untersezt; sein Gang und seine Bewegungen verrathen seinen kadscharischen Ursprung. Er geht gerade auf das Ziel los, und seine Art die Leute anzusehen, zeigt, dass er der Herr ist. Die Geschichte wird ohne Zweifel noch von diesem Träger eines gewichsten Schnurrbartes zu erzählen haben, der eine grosse Vorliebe für die Pickelhaube an den Tag legt. In diesen Augen liegt Blut und in dieser energischen Hand eine grosse Macht. Ich würde mich sehr irren, wenn in Zeit von zehn Jahren dieser Perser mit der Pickelhaube nicht irgendein Banner erhöbe, das Ströme Blutes fliessen macht.

Ich habe von den Prinzen gesprochen: jetzt ein Wort von den Ministern. Hier gerade so wie in andern Ländern kommen und gehen sie so behend wie Drahtpuppen. In Persien aber ist es der Henker, der immer bereit steht, sie von der Spitze der Leiter, die sie vermöge ihrer Goldsäcke oder der königlichen Gunst erklimmen hatten, herunterzuwerfen.

Der Angesehenste ist zur Zeit ohne Widerspruch der Justizminister, Muschir-ed-dowleh (Regierungsrath), Bruder des verstorbenen Sadrazam Mirza Hussein, den wir in Europa kennen gelernt haben. Der Schah, der ihn auszeichnete, bezeugt ihm eine ganz besondere Anhänglichkeit. Der Minister hat zwei Jahre in Frankreich zugebracht und ist daher von allen Ministern derjenige, welcher am geläufigsten französisch spricht. Gastfreundtschaftlich, liebenswürdig, verschwenderisch und von Natur ein grosser Herr, schätzen ihn die europäische Colonie und die schönen persischen Damen sehr. Vielleicht hat er es dieser Liebenswürdigkeit, die ihm alle Herzen gewinnt, zu verdanken, dass er der Schwager des Schah geworden ist. Ich habe diesen Eindruck selbst so stark empfunden, dass ich mich nicht für unparteiisch genug halte, um die Frage zu lösen.

Mirza Ali Chan, Staatsminister und Secretär Sr. Majestät, allgemein unter dem Namen Amina-ed-dowleh bekannt, ist ein wirklich sehr intelligenter Mann. Der Palast, den er sich gebaut hat, ist ein wahres Kleinod; das Innere würde einer Pariserin Ehre machen, was in Teheran viel gesagt ist, denn manche Paläste sehen hier wie Trüdelbuden aus. In seinen Spiegelsalons findet man nicht die gewöhnlichen bemalten Lithographien, keine Gipsstatuetten, dagegen wirklich werthvolle Gemälde, gute Bildhauerarbeiten und eine geschmackvolle Zimmereinrichtung. Uebrigens hat er einen weitem Beweis seiner Intelligenz gegeben, denn er vereinigt alle möglichen Aemter: er ist nämlich zu gleicher Zeit Postminister, Minister der Pensionen, der frommen Vermächtnisse u. s. w.

Daneben ist er ein hervorragender gelehrter Schriftsteller: erst neuerdings schenkte er der Geographischen Gesellschaft in Paris, deren Mitglied er ist, eine Reihe von Arbeiten, die er selbst geschrieben hat. Er ist ehrgeizig, aber auch arbeitsam und findet neben seinen zahlreichen Beschäftigungen noch Zeit, die schönen Künste . . . und die schönen Frauen der Colonie zu cultiviren.

Die letzte dieser auserlesenen Persönlichkeiten, welche ich vorstellen will, ist der hervorragende General Dschuhangir Chan, Minister der Armee, der Industrie und ich glaube wol auch der schönen Künste. In Persien liegt in einem solchen bunten Durcheinander der Aemter nichts Erstaunliches. Er ist von Geburt ein Armenier, daher der einzige christliche persische Minister. Man frage mich nicht, durch welche grossen Thaten seine politische Laufbahn sich auszeichnet. Ich kenne ihn nur als den gastfreundlichsten Hausbesitzer der Welt. Sein Palast steht nie leer. Man spricht noch heute von einem einzig in seiner Art stehenden Balle, den er der Colonie gegeben, wo jedermann seine Salons bewundern konnte und wo alle Eingeladenen nach orientalischer Sitte mit Geschenken überhäuft wurden. Er träumt nur von Paris, welches er durch und durch kennt, und wenn er nicht befürchtete, bei seiner Rückkunft sein Portefeuille unter dem Arm eines glücklichen Parvenu zu finden, so wäre er gewiss schon heute auf der Reise nach diesem Paradies.

DIE EUROPÄISCHE COLONIE UND DAS ENDERUN.

Nun noch einige Worte von der europäischen Colonie, damit man sich eine allgemeine Idee von dem Leben in Teheran machen kann. Es soll nur ein Blick im Vorübergehen sein, obgleich man über das Thema ein Buch schreiben könnte, denn für ein Sittenbild ist Stoff in Hülle und Fülle vorhanden.

Die Colonie besteht aus ungefähr 250 Europäern, welche sich in zwei scharf abgegrenzte Lager, die russische Gruppe und den englischen Clan, theilen.

Die russische Gruppe hält fest zusammen; wenn sie in den Salons der Gesandtschaft versammelt ist, zählt sie wenigstens 60 Köpfe. Die reich ausgestattete Legation hat ein sehr zahlreiches Personal, wozu man noch die russischen Schullehrer mit ihren Familien rechnen muss. Herr und Frau von Melnikow sind sehr gastfreundschaftlich; sie verstehen es, sich jedem angenehm zu machen, und versammeln mehrere mal in der Woche die einer grossen Familie ähnliche russische Colonie in ihren Salons. In diesen Zusammenkünften plaudert man; der Klatsch, dieses tägliche Brot der Colonie, ist dagegen ausgeschlossen.

Die englische Colonie ist stärker, in Folge der vielen Telegraphenbeamten, die ihre besondere stark besetzte Verwaltung haben. Das Gesandtschaftsgebäude ist jedenfalls das schönste in Teheran; um das in einem grossen Garten gelegene Hauptgebäude gruppiren sich verschiedene Pavillons, wo die Mitglieder der Legation wohnen. Obgleich

ich von Zeit zu Zeit einige der letztern in den Salons von Teheran getroffen habe, bin ich ihrem Chef doch nicht vorgestellt worden, bei diplomatischen Banketen habe ich mich indess mit ihm an demselben Tische befunden.

Um den Einfluss dieser beiden um den Vorrang ringenden Grossmächte im Gleichgewicht zu halten, hat der Schah Vertreter anderer Staaten nach Teheran gezogen. Zur Zeit findet man in Persien eine französische Gesandtschaft, einen Vertreter Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich, eine Gesandtschaft der Vereinigten Staaten und einen Vertreter der Pforte. Unsere schweizerischen Interessen finden einen warmen Anwalt in der Person des Herrn de Balois, des französischen Gesandten, eines sehr energischen und gebildeten Mannes, der bei seinen Junggesellendiners eine sehr angenehme Gesellschaft vereinigt, in der man den echten französischen Esprit antrifft.

Durch die Anwesenheit der hübschen und graziösen Frau des Gesandten ist das Hotel der österreichischen Legation das gastfreundlichste Haus von Teheran geworden. Dem Talent dieser liebenswürdigen Hausherrin ist es auch zu danken, dass man dort die verschiedensten Meinungen und die entgegengesetztesten Strömungen ruhig nebeneinander antrifft.

Seit meiner Abreise ist eine neue Gesandtschaft in der Hauptstadt Persiens aufgetreten: Fürst Bismarek hat dort einen festen Agenten eingesetzt, der vom Schah günstig aufgenommen wurde, aber dem russisch-asiatischen Departement nicht willkommen ist. Muss man befürchten, dass die am Platze angestellten Studien einen ähnlichen Einfluss üben wie die des Collegen in Konstantinopel? Sollte dieser Puffer zwischen den zwei grossen rivalisirenden Mächten einst eine Macht werden?

Es sieht wahrlich so aus; die Zukunft wird es uns übrigens lehren.

In den ersten Tagen kam mir die Colonie wie ein kleines Paradies vor. Seitdem habe ich sehr bedauert, denselben Eindruck nicht mit mir heimgetragen zu haben; ein längerer Aufenthalt bewies mir, dass diese kleine Welt von Nebenbuhlerschaften zerrissen ist, welche von einem Augenblick zum andern intime Freunde in erbitterte Feinde umwandeln. Wie ich schon sagte, besitzt Teheran weder ein Theater noch einen tonangebenden Hof, noch ein Leben, welches die Stunden der Langeweile erheitern könnte; so kommt es, dass man rasch in Schwätzerereien verfällt, in welche man sogar den Fremden einweicht. Ueberall gleich gut aufgenommen, war es mir peinlich, mich über eine Familie, die ich besuchen wollte, von einer andern Familie ausfragen zu lassen, die für mich dieselbe Rücksicht hatte, aber jene erste Familie vom Grunde ihres Herzens verabscheute.

Sehr selten sind die Philosophen, die ausserhalb dieser unangenehmen Atmosphäre zu leben verstehen. Der grösste Theil der Colonie leidet darunter; daher sind die Stellen in Teheran nicht sehr gesucht. Da es keine Gelegenheit gibt, sich auszuzeichnen, betrachtet man Teheran als eine Art vergessenes diplomatisches Kamtschatka, wo an keine Beförderung zu denken ist. Man bilde sich deshalb nicht ein, dass man dort melancholisch würde; man amüsirt sich im Gegentheil ungeheuer, denn man

genießt eine ununterbrochene Reihenfolge von Festlichkeiten und Festessen. Der Genuss, einen Freund mit einer pikanten Sauce gewürzt zu sehen oder einen ehrlichen Ruf auf christliche Weise zu zertrümmern, hilft die Musstunden dieser kleinen Welt versüssen, deren Nervensystem durch das entnervende Klima Teherans für diese intimen Genüsse empfänglich gemacht wird.

Die persischen und europäischen Beamten haben wenig gesellschaftlichen Verkehr unter sich; trifft man in den europäischen Salons hier und da ein seltenes Exemplar der erstern, so kann man sicher sein, dass es in Europa gelebt hat.

Ausser den Salons finden bei Hofe weder Dinners noch officiële Empfänge statt. Man spricht in der Colonie noch heute von den Gastmählern, welche im Palast stattfanden, als die Reise nach Europa beschlossen worden war. Ihr Zweck war, den Beamten den Gebrauch von Gabel und Messer beizubringen, die man im Orient sehr vorthellhaft durch die fünf Finger ersetzt. Diese Versammlungen, in denen in jeder Woche ein Perser sich zwischen zwei Europäer setzte, welche ihn in dieser Hinsicht belehren sollten, haben sehr drollige Erinnerungen hinterlassen. Man stelle sich zum Beispiel einen alten Minister vor, der mit einer Gabel bewaffnet auf seinem Teller ein widerspenstiges Stück verfolgt und der, zuletzt die Geduld verlierend, es mit seinen Fingern packt, um es triumphirend auf sein Instrument zu spiessen!

Die Einzelheiten der Bedienung waren nicht weniger belustigend; in einer Ecke des Esszimmers schneid man aufs gerathewohl Stücke von einem gewaltigen Stück weissen Kattuns ab, um nach Bedürfniss die nöthigen Servietten herzustellen, während die Bedienten die Teller, auf die sie vorher gespuckt hatten, mit ihrem Rockzipfel oder mit ihrem Sacktuch abputzten.

Wie die Eingeweihten behaupteten, amüsirten diese kleinen Vorfälle den Schah königlich, der, hinter einer spanischen Wand versteckt, zuschaute. Die bis dahin unbekannte Anwesenheit des Schah wurde eines Tages durch die Ungeschicklichkeit einer der Frauen des Enderun an den Tag gebracht; durch eine linkische Bewegung warf sie die Schutzwehr in den Festsaal und entschleierte dadurch den Essschülern die erlauchte Galerie, welche sich auf ihre Kosten belustigte.

Ich habe soeben das Wort Enderun ausgesprochen; meine Leserinnen oder meine Leser können mir vorwerfen, dass ich in meinen Erzählungen so wenig von den Frauen spreche. Das ist richtig; aber wie soll man von einer Sache reden, die man weder sieht noch kennt? Das Serail in Turkestan und das Enderun in Persien sind beide so hermetisch verschlossen, dass es unmöglich ist hineinzugelangen; es wird sogar niemals von ihnen gesprochen; wer würde sich einem doppelten Vergehen gegen die Höflichkeit und die Religion aussetzen?

Die Frau nimmt keinen Theil am öffentlichen Leben. Begegnet man ihr auf der Strasse, so ist sie derart verkleidet, dass man nicht einmal auf ihr Alter rathen kann. In Turkestan ist sie mit einem Sack bedeckt; über dem Gesichte trägt sie einen Schleier von schwarzem Pferdehaar;

sobald man sie ansieht, flüchtet sie sich in ein Haus, dessen Thür angelehnt ist, oder verschwindet in einer Gasse. In Persien sieht man sie, von Eunuchen umringt, zu Pferde oder im Wagen vorbeiziehen, und die Schicklichkeit erheischt schlechterdings, dass man das Gesicht abwendet.

Unter solchen Umständen, die in der That beständig dieselben sind, gibt es wahrhaftig keinen Platz mehr für einen kleinen Roman oder auch nur für eine pikante Geschichte. Der Reisende, welcher solche erzählt, muss nothwendig erfinden, und ich besitze keine Erfindungsgabe. Eine Geschichte kenne ich jedoch: der unglückliche Held lebt noch. Er war in seiner Jugend nach Teheran gekommen: er war Lehrer, docirte Rhetorik und hatte französisches Blut in den Adern. Um seinen Ursprung nicht Lügen zu strafen, eroberte er für klingende Münze eine Schönheit, deren Augenbrauen mit Henna bemalt waren. Um sich der muselmanischen Rache nicht auszusetzen, beschloss er die Dame in Mannestracht als „Ferrach“ (Stallknecht) beständig bei sich zu behalten. Das Glück dauerte nicht lange. Eines schönen Tages gab es vor seiner Thüre einen Aufstand. Das von Mollahs angeführte Volk verlangte die Auslieferung der Schuldigen, welche auf der Stelle gesteinigt werden sollte. Das konnte sein ritterliches Gefühl nicht zugeben: er trat daher zum Islam über und heirathete in aller Form seinen Ex-Stallknecht, der bei dieser Gelegenheit die Kleider seines Geschlechts wieder anlegte. Man sagt, dass er, um sich zu trösten, eine ganze Reihe Heirathen einging, welche ihm, wo nicht ein friedliches Heim, so doch einen Vorgeschmack des Paradieses seines neuen Propheten verschafften.

Da ich nun einmal bei den Anekdoten bin, so will ich noch eine erzählen, die mir der Held selbst mitgetheilt hat. Das Ende ist ein anderes, hat aber doch nicht weniger einen exotischen Beigeschmack. Es handelt sich um den Baron von N***, den ausgezeichneten Cicero der Reisenden, der immer bereit ist, jedem einen Dienst zu leisten, den man mit Dank annimmt, weil der Diensteffrige soviel Liebenswürdigkeit entfaltet; er wird es mir nicht übelnehmen, wenn ich eins der schönsten Abenteuer seines langen Aufenthalts in Persien erzähle; leider ist es mir nicht möglich, es so pikant wiederzugeben, wie er.

Als er noch ein junger Ingenieur war, baute er in der Provinz im Auftrage der Regierung eine Strasse. Der Durchgang war gesperrt; daher mussten die Reisenden, welche nach einem gewissen Wallfahrtsort gingen, einen weiten Umweg machen. Während er die Arbeiter überwachte, wurde er durch einen „Gulam“ gebeten, sich zu einem Wagen zu bemühen, den eine zahlreiche Escorte umgab. In der Kutsche sass eine persische Frau, welche gebieterisch den Durchgang verlangte und dabei stark betonte, dass sie eine Frau aus dem königlichen Enderum sei.

Der Baron antwortete sehr höflich, dass er für niemand eine Ausnahme machen könne. Da verschwand auf ein gegebenes Zeichen die Escorte. „Tritt näher“, sagte ihm die verschleierte Dame; „ich bin die Tochter des Schah von Persien. Du hast nie eine persische Prinzessin gesehen.“ Ihren Schleier lüftend fügte sie hinzu; „Wenn du wirklich ein Franzose bist, so wirst du mich durchlassen. Habe ich mich

geirrt?“ Der Schleier fiel zurück. Der Baron, einen Augenblick bezaubert, liess die fürstliche Schönheit nicht an der nationalen Galanterie, die sie ihm zutraute, zweifeln. Eine graziöse Handbewegung war die Belohnung des Barons, der sein ganzes Leben dieses Abenteuer nicht vergass.

Ein paar Worte über die Kleidung der Frauen. Ich habe schon die Frau in den Strassen von Turkestan beschrieben. Zu Hause trägt sie



Perserin.

weite, am Knöchel zusammengeschnürte Hosen aus sehr feiner Seide, ein auf der Brust stark ausgeschnittenes Musselinhemd und den kurzen Tschapan mit sehr kurzen Aermeln. In Turkmenien hat sie ein langes Baumwoll- oder Seidenhemd, mit zahlreichen Juwelen.

In Persien sieht es anders aus; hier spielt die Mode eine grössere Rolle. Sind es die aus Europa mitgebrachten, den Orientalen so lieben choreographischen Erinnerungen, welche die Röcke der Damen gekürzt haben? Man behauptet es, und ich finde es glaubwürdig. Sicher ist, dass heutzutage das weibliche *High-life* in Persien die Kleidung unserer Tänzerinnen trägt: einen kurzen, durch eine Masse übereinander gelegter

kleiner Unterröcke fast horizontal gehaltenen Rock. Diese Unterröcke sind nicht an der Taille, sondern an den Hüften befestigt, daher ist der Effect nicht gerade *graziös*. Nun denke man sich, dass diese Schatten von Kleidern mit einem auf der Vorderseite bis an den Anfang des Rockes geöffneten Battisthemd das ganze Costüm der Damen bilden, so kann man sich den allgemeinen Eindruck vorstellen. Eine sehr elegante Europäerin, mit einer vielleicht etwas bösen Zunge begabt, sagte mir: „Ich versichere Sie, dass man hier die Abwesenheit der *Tricots* bedauert, denn in den Enderuns gibt es nicht nur *Huris*. Ein bißchen mehr Bedeckung wäre bei den ältern Damen nicht zu viel.“ Die Erscheinung



Frauenbilder. (Facsimile persische Kunstblätter.)

einer Europäerin inmitten dieser leichtgekleideten Heerden erweckt eine für die Besucherin oft lästige Neugierde; wegen der verschiedenen Kleidungsstücke ihrer Toilette wird sie einer genauen Untersuchung unterworfen.

Die Thätigkeit der Frauen lässt sich in zwei Worte zusammenfassen: Toilette und Besuch.

Das Bad complicirt die Toilette ausserordentlich, denn es dauert einen halben Tag. Hier werden die Haare gefärbt, zuerst mit Henna, die brei-förmig auf den Kopf gelegt wird, dann mit „Renge“. Diese mehrere Stunden dauernde Operation bringt nicht allein eine schwarze, glän-zende Farbe hervor, sie fördert auch noch bedeutend das Wachsen der Haare. Die Perserin mag blond oder braun sein, sie färbt sich die Haare stets kohlrabenschwarz; nur in Trauerzeiten wird diese Pfllege vernach-

lässtigt. Die Augenbrauen färbt man mit einer Pflanze, „Westmet“ genannt, die man in mikroskopischen Tiegeln kochen lässt; der Absud wird mit einem am Ende umgebogenen Löffel auf die Augenbrauen gegossen. Die Wimpern werden mit „Surmet“ gefärbt. Dazu kommt der „Sor-chab“, der den Backen die Farbe der Rosen verleiht, und die Henna, womit die Nägel an Händen und Füßen rothgefärbt werden. Nun kann man sich vorstellen, welche complicirte Färberei jede Perserin von Stand wenigstens zweimal wöchentlich vornimmt. Ich habe mir ein Toilettekästchen für Damen mitgebracht; ich versichere, dass die eleganteste unserer Welt Damen kein solches besitzt.



Bazarbude.

Die Stunden, welche nach der Toilette übrigbleiben, widmet die persische Frau den Besuchen; sie empfängt Besuche, geht aus, isst Bonbons und raucht unzählige Kallians; im Grunde eine traurige Existenz, ohne Pflichten und Gefühlsregungen. Der Vater verheirathet das junge Mädchen; je nach seiner Stellung verlangt er von dem Zukünftigen eine grössere oder kleinere Summe. Die Verbindung mit einer einflussreichen Familie kostet enorm viel Geld; eine Tochter des Schah zu heirathen, erfordert ein ganzes Vermögen.

In Turkestan fragte man mich, wie viel Frauen ich hätte. Gross war das Erstaunen, wenn ich gestand keine zu haben. Mit Bedauern wurde mir dann gesagt: „Du musst sehr arm sein!“

In Persien, wo unsere europäischen Sitten zum Theil bekannt sind, klang das Lied anders. Man antwortete mir regelmässig: „In Frenghistan, wo die Frauen dafür dass man sie heirathet bezahlen, muss man schon

ein rechter Pechvogel sein, wenn man keine Frau trifft, die einen kaufen will.“

Um die Melancholie, welche diese Betrachtungen mir verursachten, zu verschreiben und um meine Eigenliebe zu trösten, die niemals die Sachen von dieser Seite betrachtet hatte, setzte man hinzu: „Kaufe eine Perserin; wenn sie dich langweilt, kannst du sie ja wieder verkaufen.“

Wenn es beliebt, wollen wir jetzt einen Spaziergang durch die Bazars machen. Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen den Bazars von Turkestan und dem der Stadt Teheran. Hier stösst man auf eine Unmasse von Waaren; welcher Reichthum, wenn man an die Buden von Buchara und Chiwa denkt! Ich habe da schöne Stunden verlebt, aber ein Fund kommt selten vor. Die alten Fayencen sind verschwunden; hier und da findet man einen schönen alten kurdischen Teppich, aber die Waffen von Isphahan sind nicht mehr aufzutreiben. Welcher Unterschied gegen Centralasien, wo ich einer der ersten Käufer von antiken Gegenständen war und die alten Bronzesachen zum Metallpreise erstand! In Teheran ist alles übertrieben theuer, denn dort kennt jeder die Leidenschaft der Europäer für diese Siebensachen. Die einzigen Merkwürdigkeiten, die ich gekauft habe, fand ich beim Antiquar. Die persischen Modartikel dagegen sind so bekannt, dass man sie auch in unsern heimischen grossen Magazinen findet. Uebrigens waren meine Sammlungen namentlich an orientalischen Waffen so reichhaltig, dass ich nicht die Dummheit beging, in Teheran für schweres Geld das zu kaufen, was ich in Europa billiger haben konnte.

Kurz, da ich nicht vorhatte, mich in Teheran, wo es anfang heiss zu werden, zu verewigen, und da ich überdies die Festlichkeiten mit der Zeit satt hatte, dachte ich ernstlich daran, mich diesem Capua zu entreissen.

Um endgültig abzureisen, wartete ich nur noch auf das Pferderennen, eine der interessantesten Volksbelustigungen der Nurruszeit.

Am 11. April um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens zeigte ein Kanonenschuss der ganzen Stadt an, dass an diesem Tage das Rennen stattfinden sollte. Von dem Augenblick an pilgert alles, was sich bewegen kann, nach der Rennbahn. Die Bazars werden geschlossen; die ganze Einwohnerschaft macht sich auf die Beine; alles drängt und rennt, um das einzig dastehende Schauspiel mitanzusehen.

Um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr erfahren wir durch einen zweiten Kanonenschuss, dass das Gefolge Sr. Majestät den Ark-Palast verlässt und dass es auch für uns Zeit ist zu Pferde zu steigen. Wir lassen den Zug auf dem Artillerie-Platz an uns vorüberziehen. Zuerst kommt ein Regiment berittener Jäger, das Gewehr umgehängt, dann der Wagen des Schah, ein grosser Galawagen mit Spiegeln und sechs Pferden *à la Daumont*. Der von Diamanten übersäete Herrscher sitzt allein darin; rund um den Wagen der Schwarm der Läufer mit ihren langen Stöcken, die berittenen Diener mit den Gegenständen, die der Schah etwa brauchen könnte, und die Kaliantschis (Pfeifenträger) mit dem Kalian im Sattelbogen und den glühenden

Kohlen im Kohlenbecken am Steigbügel. Unter diesen Reitern sieht man auch den Henker mit seinen Gehülften, die bei allen königlichen Ausfahrten zugegen sind.

Nach einem zweiten Regiment kommen Wagen mit der Favoritin und einem Theil des Enderum. Um diese Gespanne tummeln sich die Emmehen und die Ferrachs, die den Neugierigen reichlich Prügel versetzen. Jeder dieser Wagen enthält vier Frauen; sie sind in die blaue baumwollene „Ischadra“ gehüllt und mit einem weissen Schleier bedeckt, der kaum erlaubt, etwas anderes als grellfarbige seidene Handschuhe zu sehen.



Verkäufer

Wir schliessen uns dem Zug an und rücken langsam Schritt vor Schritt vor, inmitten einer unabsehbaren Menschenmenge, welche auf beiden Seiten den Weg einfasst. Die Dächer sind mit Frauen bedeckt, die von Zeit zu Zeit ihren Rubend (Schleier) lüften, um besser sehen zu können. Auch kommt es manchmal vor, dass man ein hübsches Gesicht gewahrt wird; sobald es aber die Aufmerksamkeit eines Vorübergehenden bemerkt, verhüllt es sich wieder. Die bunte Menschenflut in den Strassen stürzt unter gehörigem Geschrei und Gedränge nach dem Platze, wo die Tomascha stattfinden soll. Ausserhalb der Thore bemerken wir ein grosses Gebäude mit zwei Reihen Logen übereinander; es sind die königlichen Tribünen.

Das Innere des Rennplatzes ist von einer Mauer umgeben und bleibt gegenüber den Logen frei. Das Publikum gruppirt sich rechts und links von den Tribünen; dort erheben sich auch die Zelte der höhern Beamten und der Mitglieder der europäischen Colonie.

Die Ankunft des Zuges wird mit Kanonendonner begrüsst; die Artillerie ist im Galop angefahren und eröffnet auf beiden Seiten der Strasse ein Batteriefener. Die persische Musik auf mit den Landesfarben (roth und grün) geschmückten Dromedaren lässt eine ohrenzerreissende Musik aus Sackpfeifen, Clarinetten und Pfeifen ertönen; dazu kommen Knallcete aus kleinen Mörsern, die ebenfalls auf den Rücken der Kamele getragen werden und eins der charakteristischen Wahrzeichen des königlichen Zuges bilden. Nichts ist drolliger als diese Artillerie. Jedes Kamel hat auf jedem Höcker eine persische Fahne und trägt ausser dem Geschütz noch drei Kanoniere. Die blendende Sonne verleiht diesem Schauspiel einen unvergesslichen Farbenreichtum.

Die zwei Logen des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten sind gepfropft voll; in Gesellschaft der Mitglieder des diplomatischen Corps bemerkt man einige Damen; man unterhält sich, man frühstückt, ohne dabei die Pferde und die verschiedenen Rennen, die sich alle gleichen, zu vergessen.

Die Pferde stammen aus den Marställen des Schah und der Prinzen; die erstern gewinnen immer. Die Bahn ist etwas mehr als 3 km lang; sechs Runden, also ein Weg von nahezu 24 km, werden in Zeit von 27 Minuten und 37 Secunden zurückgelegt. Merkwürdig ist der Start. 18–25 Pferde werden mit der Brust gegen ein straff gehaltenes Seil gestellt. Wenn das Seil fällt, sieht man sie ganz unregelmässig starten, nicht ohne noch vorher von Stallknechten aus grossen Eimern eine Taufe mit kaltem Wasser bekommen zu haben. Man behauptet, dass dieses Bad eine vorzügliche Wirkung äussere.

Die jungen Burschen, welche auf den Rennern sitzen, kreuzen nach Belieben, aufrecht im Steigbügel; bei den letzten Runden hageln Peitschenhiebe auf die Thiere. Das Ankommen bietet nichts Aufregendes, denn die zu stark ermüdeten Pferde laufen allmählich langsamer.

In diesen Rennen ist ziemlich wenig Leben; alles verläuft gleichförmig, niemand kennt die Pferde; überdies sieht man wegen der Einfassungsmauer die Thiere nur, wenn sie um die Biegung gekommen sind; es ist daher unmöglich das Rennen, von dem ein grosser Theil ausser Sicht bleibt, gut zu verfolgen.

Zwischen den verschiedenen Rennen hört man das Spiel des königlichen Orchesters, welches sich gegenüber der mittlern Loge, wo Se. Majestät sitzt, niedergelassen hat. Hinter dieser Musik figurirt wie bei allen Festlichkeiten der mit Golddecken verzierte Elefant. Von Zeit zu Zeit erscheint ein Paar Tänzer in der Bahn, wo sie unzüchtige Tänze und Pantomimen ausführen, welche unsere europäischen Damen zur Flucht in den Hintergrund der Loge nöthigen.

Der Tag sollte mit einer grossen Heerschau schliessen. Die ganze Garnison zog in der Bahn vor der königlichen Loge vorüber.

Diesmal dauerte es für unsere durch den Lärm, den Staub und das grelle Licht überreizten Nerven zu lange und wir waren schliesslich alle überzeugt, dass man hinter der schützenden Mauer, wie in den Coullissen eines Theaters, eine Schwenkung versteckte, die uns in gleichen Zeiträumen stets dieselben Regimente nur mit anderm Offizierspersonal vorführte. Man muss wissen, dass in Persien so gut wie anderswo gewisse Regimente nur auf dem Papiere existiren. Die Regierung bezahlt den Sold, aber das Geld verliert sich in gewissen Taschen der Verwaltung.

Ich hätte gern noch von den königlichen Jagden, von den Raüzern, den „Lalis“ erzählt, aber ich fürchte die Geduld meiner Leser zu missbrauchen. Meine Absicht war auch nicht, eine ethnographische Studie, sondern nur eine kurze Skizze des Lebens in Teheran zu geben.

Für den letzten Abend, den ich mit meinen lieben Freunden in Teheran verleben sollte, war mir ein tragisches Ereigniss aufgespart geblieben. Während ich im Laufe des Tages meine letzten officiellen Besuche abmachte, war mein Scheban verschwunden. In verschiedenen Häusern theilte man mir mit, er suche mich im europäischen Viertel, und lachend fügte man hinzu: „Ihr Tscherkesse schien etwas aufgeregt zu sein.“ Beunruhigt schickte ich meine Leute auf die Suche; da ich seinen unruhigen Kopf kannte, hatte ich Scheban jeden Abend hinter Schloss und Riegel gesetzt.

Gegen 6 Uhr erschien ein „Gulam“ von der russischen Gesandtschaft mit der Bitte, mich zu dem Gesandten zu verfügen, und unterwegs musste ich schöne Dinge erfahren. Scheban, den seine Landsleute feierten, hatte einige Gläser Wodka getrunken, und als er merkte, dass ich das Haus verlassen hatte, war er mir in wahnsinnigem Galop durch die Strassen Teherans nachgejagt, alles auf seinem Weg unrennend und das ganze Stadtviertel in Aufruhr bringend.

Mit seinem turkmenischen Pferde hatte er einen armen Esel, der friedlich mit seinem Packsattel einherzog, umgeworfen und zugleich einen persischen Beamten unsanft auf den Boden gesetzt. Die Escorte des Beamten hatte den Säbel gezogen und Scheban, seinen Kindschal zwischen den Zähnen, hatte sich nun an die „Arbeit“ gemacht, zuerst mit der Nagaika, dann mit dem Dolch. Verwundete lagen auf der Strasse und die Angreifer, deren Anzahl in stetem Wachsen begriffen war, schrien, sie würden diesen Hund todtschlagen. Besagter Hund hatte sich alsdann an die Mauer gelehnt und, wie ein lebendiger Teufel um sich schlagend, sollte er eben in Stücke gehauen werden, als im richtigen Augenblick ein russischer Offizier dazwischenkam; er hatte sich durch die Menschenmasse gedrängt und erklärte, Scheban wäre sein Gefangener und würde in die russische Gesandtschaft gebracht werden. Dort traf ich ihn im Gefängniss, seine Missethaten keineswegs bereuend. Man kann sich denken, wie lebenswürdig ich empfangen wurde. Es war ein schrecklicher Skandal! Es handelte sich um schwere Verletzungen u. s. w. „Wenn er sich in den Händen der persischen Polizei befände, wäre es wol noch schlimmer“, sagte mir der Gesandte.

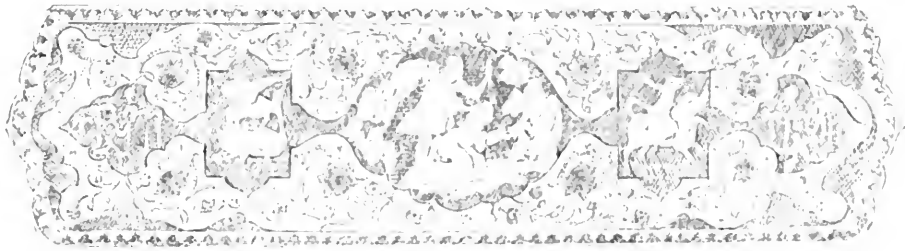
In dieser Hinsicht konnte ich ihn beruhigen; nie hätte sich dieser

verwegene Geselle von den Persern lebendig fangen lassen. Nur auf mein dringendes Bitten hin wurde dem Chef meiner Escorte verziehen, aber unter der Bedingung, dass er auf der Stelle nach der Achal-Oase abreise, und mit der Drohung, dass man bei der ersten Unruhe, zu der er auf seinem Wege Veranlassung gäbe, ihn mit Handschellen nach dem Kaukasus transportiren würde.

Ich begleitete ihn also bis an die Thore der Stadt und kam traurig zurück. Es war in der That ein schwerer Augenblick für mich, als ich mich von meinem braven Alterego trennen musste, und es schmerzte mich ebenso sehr als an dem Tage, wo ich von meinen Pferden Abschied nahm.



Kungun (Theegefäss) aus Bochara.



SECHZEHNTES KAPITEL.

VON TEHERAN NACH KONSTANTINOPOL.

Abreise von Teheran. — Die Einrichtung der Tschapars. — Nimm deine Mähren! — Mirza Kerim Chan. — Ein Land, das im Sommer nur von Frauen bewohnt ist. — Rescht. — Das russische Consulat. — Die letzten schönen Erinnerungen an Persien. — Wir segeln auf dem Kaspischen Meere. — Baku. — Das kaukasische Paris. — Ein improvisirtes Fest in einem Eisenbahnwagen. — An Bord der „Cäsarowna“. — Das Stelldichein des russischen *High-life*. — Die Ruinen von Sewastopol. — Ebenhafter Anblick des Bosphorus. — Das Frühlingsfest in Haïdar. — Konstantinopel. — Abschied vom Leser.

Am folgenden Tage verliess ich ebenfalls, von zahlreichen Freunden begleitet, Teheran, von wo ich so viele Erinnerungen mit mir nahm. Diesmal sass ich bequem in einem gutbespannten russischen Tarantass, mit der Gewissheit, bis Kaswin bei jeder Poststation frische Pferde zu bekommen. Mein Gepäck war unter der Obhut meines Tscherkessen Achmet vorausgeschickt worden; ich hatte nur noch einen einzigen Diener bei mir.

So legte ich 6 Mensil, oder 23 Farsach (205 km), auf einer sehr guten, mit ausgezeichneten Tschaparchanen (Posthäusern) versehenen Landstrasse zurück.

Mein ganzes Gepäck bestand aus meinen Sätteln, Mundvorräthen und Lederranzen. In Kaswin brachte man mir gesattelte Postpferde. Von dort bis Rescht gibt es keinen fahrbaren Weg, nur einen schmalen, oft steilen Maulthierpfad, um die letzten Berge, welche mich vom Kaspischen Meere trennen, zu übersteigen; im Grund genommen ein Spass im Vergleich zu dem Ueberstandenen.

Die Einrichtung der Tschapars ist eine der grossen Wohlthaten der Regierung Nasr-Eddin-Schah's. Das Reich ist heute nach allen Richtungen von Poststrassen durchzogen, und bei jedem wichtigen Mensil findet der Reisende einen Tschaparchan, ein viereckiges Gebäude mit einem von Ställen umgebenen Hof. Ueber dem Eingangsthor findet der

Reisende ein Zimmerchen; je nach der Bedeutung der Station können die Ställe 10–25 Reitpferde aufnehmen. Der Reisende, welcher einen Erlaubnißschein der Postbehörden besitzt, hat das Recht so viel Pferde zu requiriren, als der Transport seiner Escorte erheischt, zu dem Preise von 1 Kran für Farsach und für Pferd.

In diesen Stationen ist das Logis wie in den Karavanserais unentgeltlich. Da die Post nur die Pferde liefert, muss man Sattel, Zügel und Schabrücke mit sich bringen. Der Postmeister lässt seine Pferde von einem „Tschapar“ (Postillon) begleiten, dem ein Wegegeld bezahlt werden muss.

Von Kaswin bis Aga-Baba bleibt der Weg in der Ebene. Ich freue mich unendlich, mich wieder im Sattel zu befinden. Die Morgenluft ist frisch und rein; die Pferde galopiren etwas schwer, haben jedoch gute Sättel. Vor uns reitet der Tschapar, der wie angewachsen auf seinem Pferde sitzt; seine Beine sind bis an die Knie mit Filzstreifen umwickelt; auf dem Kopfe trägt er eine runde Filzmütze. Er ist eine originelle Erscheinung. Da er merkt, dass wir zu den Reisenden gehören, welche gern schnell vorwärtskommen, reitet er mit einer Schnelligkeit, die für Postpferde sehr anständig ist. Uebrigens wechselt der Werth unserer Thiere mit den Stationen; unter andern treffen wir ausgezeichnete Renner arabischer Kreuzung. Selbst in den schlechtesten Stationen befinden sich wenigstens zwei gute Pferde; man hält sie für die hohen Beamten und die Gesandtschaftskuriere in Reserve.

Auf Grund des vom Postminister ausgestellten Firman, den ich bei mir trug, konnte ich wählen; so habe ich denn, ohne mich sehr zu ermüden, die Entfernung von 250 km von Kaswin nach Rescht zu Pferde in einem Zuge zurückgelegt. Wir waren um 6 Uhr morgens aufgebrochen und brauchten 30 Stunden, ohne uns sehr zu beeilen, mit einem Aufenthalt von wenigstens einer Stunde bei jedem Mensil.

Das persische Postpferd kennt nur zwei Gangarten: Schritt und Galop. Der Anfang ist immer hart; aber je weiter man kommt, desto sanfter wird der Galop und zuletzt ist er gleichförmig. Lässt man die Zügel schiessen, so sucht das Pferd seinen Weg selbst. Fängt es an langsamer zu laufen, so benutzt man die lange Tschaparpeitsche, die man umgehängt hat. Sobald der Riemen durch die Luft pfeift, bekommt das Pferd neues Leben und läuft rascher. Dieser gemessene Galop durch ein so schönes Land hat grossen Reiz für denjenigen, der an eine solche Reismethode gewöhnt ist; die Kleidung und der Sattel müssen aber passend gewählt und der Reiter gut vorbereitet sein.

Auf meinen frühern Reisen hatte ich verschiedene mal den englischen Sattel versucht; für so lange Ritte habe ich ihn immer aufgegeben. Der einzige praktische Sattel ist derjenige, den die Eingeborenen gebrauchen und der mit einem kleinen Federkissen bedeckt wird. Zuletzt sitzt man wie festgenietet, aufrecht in den Steigbügeln und reitet ohne grosse Ermüdung die 5 Farsach oder 40 km von einer Station zur andern.

Die Kleidung, welche ich für meine sämmtlichen Reisen ausgewählt hatte, war der bocharische Tschalwar, eine weite Hose aus dem Fell

junger Ziegen, die man um die Hüften mit einem als Gürtel dienenden Kasehmirshawl befestigt. Der Rock aus sehr geschmeidigem Leder und die hohe weisse Pelzmütze, welche die Sonnenstrahlen mildert, vervollständigen die Kleidung. Mit einem guten Renner zwischen den Beinen, reist man in diesem Costüm mit wahren Vergnügen.

Man hatte mir in Teheran gerathen, mich an der Station Mesrai nicht aufzuhalten; die Unglücklichen, die sich gezwungen sehen, dort zu verbleiben, leiden unter den Stichen giftiger Wanzen, welche das Blut oft vergiften. Unter andern wurde die österreichische Gesandtschaft ein Opfer dieser Bestien, und General Gasteiger hatte mehrere Monate daran zu leiden. Rechtzeitig aufmerksam gemacht, schickte ich meinen Tscherkessen voraus und hatte das Glück, bei meiner Ankunft meine Pferde reisefertig zu finden. Nach zehn Minuten Aufenthalt, während deren wir die Sättel wechselten, einen Schluck Wein und einen Zwieback zur Stärkung genossen, waren wir wieder nach Patschinar unterwegs.

Jetzt wird das Gebirge steiler. Auf der Anhöhe bei dem Dorfe Charsan treffen wir Schnee. Der Gang unserer Thiere wird hier infolge der Hindernisse und des schlechten Zustandes des Weges langsamer. Desto schneller steigen wir bergab und gegen 5 Uhr halten wir unsern Einzug in die Station Patschinar.

Die Pferde, welche man aus den Ställen brachte, sahen erbärmlich aus. Da ich das Verfahren der Postmeister kannte, besichtigte ich selbst die Ställe und fand, wie ich es mir dachte, frische und sehr gute Reitthiere.

„Nimm deine Mähren und lass diese Pferde satteln!“ sagte ich zum Postmeister. „Ein General, der dort oben ausruht, hat sie mit Beschlagnahme belegt“, war die Antwort. Auf meinen Firman pochend, liess ich mich zu dem Manne führen, der mein gutes Recht beanstandete. Ich war sehr kampflustig gestimmt, denn ich war auf einen Zank gefasst, wie er so oft vorkommt. Nicht gering war mein Erstaunen, als ich entdeckte, dass mein Gegner ein sehr höflicher, wohlherzogener, europäisch gebildeter Mann war: der General Mirza Kerim Chan, erster Militärattaché der persischen Gesandtschaft zu Paris! Er war zehn Jahre in der Fremde gewesen und kam nun in sein Vaterland zurück, wo seine zahlreichen Kenntnisse ihm gewiss einen hohen Posten verschaffen mussten.

Da er nicht mehr gewöhnt war, zu Pferde zu reisen, hatte ihm die Tour von Rescht nach Patschinar, zu der er drei Tage gebraucht hatte, stark mitgenommen. Als er vernahm, dass ich es sehr eilig hätte, überliess er mir seine Pferde ohne Schwierigkeiten, da er überdies beschlossen hatte, erst am andern Morgen weiterzureisen.

Um mich für diese artige Handlungsweise zu bedanken, theilte ich ihm die Tagesneuigkeiten mit; es entspann sich bald eine der interessantesten Unterredungen, die ich während meines Aufenthalts in Persien gehabt habe. Dieser Mann, der die Sachlage in seinem Lande unparteiisch zu würdigen versteht und der zu einer grossen Energie bedeutende Kenntnisse gesellt, kann, wenn er in Teheran Glück hat, manche Reformen durchsetzen.

Die Unterhaltung hätte noch lange gedauert, wenn man mir nicht gemeldet hätte, dass die Pferde warteten. Wir mussten uns trennen, aber ich glaube, dass diese in einem Tschaparchan zugebrachte Stunde genugte, um uns beiden die angenehmste Erinnerung zu hinterlassen.

Um nach Mendschil zu gelangen, folgen wir dem breiten Fluss Sedid-Rud, in dem gelbliches Wasser fließt. Die Hitze, welche uns beim Abstieg gequält hatte, war am Ufer des Flusses sehr erträglich geworden. Als wir unser Nachtlager erreichten, wurde es Abend. Au Schlaf war nicht zu denken, denn das Ungeziefer verfolgte uns bis auf den Balkon, wo ich unsere Decken hatte ausbreiten lassen. Als wir daher unser bescheidenes Mahl eingenommen hatten, setzten wir uns wieder zu Pferde.

Bei prächtigem Mondschein reiten wir zwischen Bäumen, welche der Wind, der hier regelmässig von 4–5 Uhr nachmittags weht, gekrümmt hat. Mein Tschapar behauptet, dass an manchen Tagen der Wind so stark sei, dass man im Engpass Gefahr liefe, aus dem Sattel geworfen zu werden.

Gegen Mitternacht überschreiten wir den Fluss auf einer steinernen Brücke. Wir reiten durch ein Thal, welches auf beiden Seiten von hohen Bergen eingefasst ist und in dessen Tiefe der Sedid-Rud fließt, bis wir gegen 6 Uhr morgens in Rutbar ankommen.

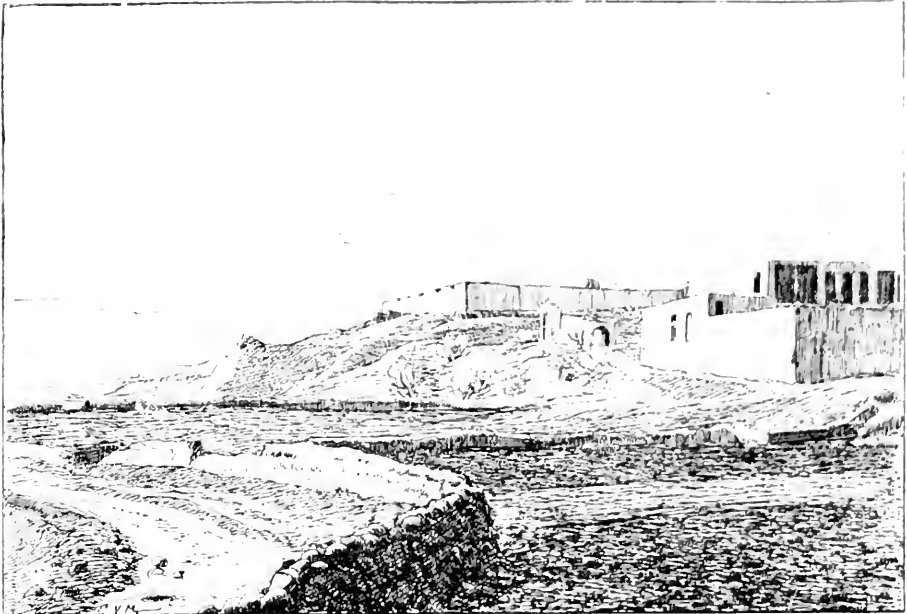
Die Sonne erhob sich über einer Landschaft, die mein Herz mit Freude erfüllte: der erste Wald seit meiner Abreise von Russland! Niemand habe ich das dunkle Grün der Tannen, das von den zarteren Farben der in ihrem Frühlingskleide prangenden Eichen sich abhob, so sehr bewundert wie hier! Und doch war es nur ein Miniaturwald in einer Schlucht des Flusses. Mein Auge ruhte aber nach all den eintönigen, kahlen Bergen und traurigen Wüsten, durch die ich gekommen war, mit Wohlgefallen auf diesem Bild.

Je tiefer wir abwärts kommen, desto heiterer wird die Landschaft. Die im Gebirge gelegenen Dörfer der Provinz Gilan sind im Sommer die Zufluchtsstätten der männlichen Bevölkerung der Uferlandchaften des Kaspischen Meeres: sie finden hier frische und gesunde Luft, während in der sumpfigen Ebene das Fieber herrscht. Die Frauen, welche, wie die Leute behaupten, die Malaria besser aushalten, bleiben unten, um die Reisfelder zu bebauen.

Von weiten gesehen sieht Rustamabad aus, als wenn es in einen Wald gebaut wäre. Es kommt das von den Olivenbäumen, die um jede Wohnung gepflanzt sind und den Hauptreichthum des Landes bilden. Am Fusse jedes Baumes befindet sich ein in den Boden gegrabenes Becken, das durch Kanäle gespeist wird, die das Wasser von den Berghängen bringen. Unter den Olivenbäumen stehen Buden, in welchen der Vorüberziehende sich erfrischen kann und wo schattige Plätze ihm zu einer Tasse Kaffee oder Thee einladen. Der Handel muss hier sehr lebhaft sein, denn fortwährend kommen wir an Mauleselkaravanen vorbei. Ich werfe einen letzten Blick auf diese langen Reihen Vierfüßler, um das Schauspiel recht in mein Gedächtniss einzuprägen, denn bald wird diese ganze orientalische Reiseart durch den Dampf ersetzt sein. Hinter den letzten Erhebungen liegt das Kaspische Meer, Europa, die Heimath!

Freudig begrüßte ich die Taktirawanen, welche Damen von Stand tragen, die Kedschawehs mit ihrer Last von weiblichen Dienern, und nun galopiren wir durch die Ebene auf einer guten Strasse, welche durch die Wälder und Felder der reichen Provinz Gilan sich zieht.

Die Hitze ist erstickend; die gelben, eingefallenen Gesichter der Einwohner beweisen schlagend, dass das Fieber hier den ganzen Sommer hindurch herrscht. In der Entfernung erscheinen die Minarete von Rescht, wo uns nach einem in einer Tour abgemachten Ritt von 300 km ein guter Empfang und ein gutes Lager erwarten.



Menschil.

Rescht ist das Centrum des sehr bedeutenden Handels von Gilan; die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind: Früchte, Olivenöl, Reis, Seide, getrocknete und geräucherte Fische. Es ist eine kosmopolitische Stadt mit einer Colonie von 400 russischen Unterthanen. Seine Stickereien und seine Frauen sind auch ausserhalb der Grenzen des Reiches berühmt.

Da das Haus Ziegler dort eine Agentur besitzt, an deren Spitze sich ein braver Württemberger befindet, so hatte ich eine Karavane dahin gerichtet und fand sie in den geräumigen Factorieen des Hauses untergebracht. Für die wenigen in Persien zerstreut lebenden Pioniere der Civilisation bietet die Ankunft eines Europäers immer Gelegenheit, eine herzliche Gastfreundschaft an den Tag zu legen, und die Stadt Rescht sollte für mich ein letztes, poetisches Andenken an das Land sein, dessen Grenze ich erreicht hatte.

Nachdem mein Wirth mich erfrischt hatte, zeigte er mir seine Schätze:

einen Band Gedichte von Scheffel und die „Palmbblätter“ von Gerok. Hoch erfreut, jemand zu finden, dem er das Glück, welches ihm seine Lieblingslectüre bereitere, mittheilen konnte, lud dieser ehrliche Deutsche mich dazu ein. Wir verbrachten so vertraulich einen Abend; wir sprachen vom Vaterlande und lasen die erhebenden religiösen Gedichte von Gerok, die so einfach und doch so herzerquickend sind. Niemals verstand ich ihren wohlthuenden Einfluss so gut wie an jenem Abend; so feierte ich das christliche Ostern inmitten der Ungläubigen.

Jeder, der Persien von der Seite des Kaspischen Meeres betreten hat, konnte den Empfang würdigen, der jeden Reisenden im russischen Consulat zu Rescht erwartet. Frau von Wlassow ist die gütige Fee, die jedem Ankommenden oder Abreisenden die Erinnerung an eine lebenswürdige, in dem *Home* einer wahrhaft vornehmen Dame genossenen Aufnahme hinterlässt. Dort versammelt das Abendessen eine zahlreiche kosmopolitische Gesellschaft. An jenem Tage sprach man zu Tische acht verschiedene Sprachen. Die Musik, diese himmlische Weltsprache, versammelte uns dann im Salon, wo ein lebenswürdiges junges Mädchen uns mit den Melodien von Schubert und Brahms bezauberte. Es war ein europäischer Genuss in diesem schönen, durch den Mond des Orients verzauberten Land! Ach, ich musste allzusehnell diese Stadt verlassen! Einige Stunden hatten genügt, um sie mir anziehend zu machen, und sie bleibt in meinem Gedächtniss als eine der schönen Seiten meiner Irrfahrten.

Um Mitternacht hatte ich den Frack gegen den Reiseanzug vertauscht; ich stieg zu Pferde, um die ungesunden Ebenen, welche mich von Piribazar trennten, zu durchqueren.

Nichts setzt den Reisenden mehr in den Stand, die harten Prüfungen zu bestehen, als die stets wechselnden und mächtigen Eindrücke, welche er unterwegs sammelt. Wie ein Träumer und Dichter genoss ich sie an diesem Abende, in einer herrlichen Nacht mit verhängtem Zügel über die Ebene dahinsprengend.

Ein Kahn, der in Piribazar auf mich wartete, brachte mich durch die dicken Nebel, welche auf dem Flusse und auf dem See an seiner Mündung lagerten, bis Enseli, das bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne aus dem Gewölk hervortauchte. Der kleine Dampfer der kaspischen Flotille wartete nur auf meine Ankunft, um den Anker zu lichten. Alle die gewohnten Scherereien des persischen Zollamts wurden mir durch meine Geleit-briefe erspart.

Kaum eine halbe Stunde nach unserer Einschiffung schwammen wir der Stadt Baku entgegen; hinter uns liessen wir die westliche Küste mit ihren Fischerniederlassungen und dem originellen, vom Schah gebauten Pavillon.

Obgleich wir den Abhängen des Kaukasus entlang fuhren, bemerkten wir ihn kaum durch einige lichtere Stellen des Himmels hindurch. Dichte Wolken verbargen uns den Fuss des Gebirges, nach Aussage der Offiziere an Bord eine lachende Landschaft. Nach einer Fahrt von 36 Stunden, zum Theil unter Platzregen, gelangen wir in den Hafen von Baku. Die

Stadt erhebt sich amphitheatralisch mitten in einer steinigcn Wüste; weder Gärten noch Bäume erfreuen den Blick; der Anblick ist so traurig, dass man sich schleunigst in eine fruchtbarere Gegend wünscht.

Um die schwarze Stadt und die Brennereien zu besuchen, hätte ich einen Tag gebraucht; ich habe dieses Vorhaben aufgegeben, um so mehr als ich erfuhr, dass der Tempel der Feuerambeter verlassen ist; es gibt keine Gläubigen mehr zum Unterhalt dieser Feuer. Es blieben nur noch die artesischen Brunnen zu besichtigen, aus denen man das Petroleum bezieht und welche wirkliche Seen speisen.

Der Reichthum dieser Brunnen übersteigt jeden Begriff. Das Oel ist in solcher Masse vorhanden, dass die Strassen von Baku damit begossen werden und dass es das Meer auf eine ziemliche Entfernung vom Hafen mit einer Schicht bedeckt, die im Sonnenschein metallisch erglänzt; eine Compagnie allein verkauft als Brennmaterial 60 Millionen Pud Rückstände, welche aus diesen Brennereien stammen; Locomotiven und Dampfer werden mit Petroleum geheizt.

Hier wie in Enseli kommen meine schweren Kisten unbelästigt vom Schiff auf die Eisenbahnstation, infolge einer directen Empfehlung an den Gouverneur von Baku; dieser hat noch die Güte, mir sogleich einen Pass auszustellen, um meinen Weg nach Tiflis fortzusetzen.

Von dem traurigen und einförmigen Lande, welches wir durchreisen, lässt sich wenig sagen. Wir kommen mit einer trostlosen Langsamkeit vorwärts. 24 Eisenbahnstunden in einem guten Coupé genügen jedoch, um den Comfort dieser Reiseart zu würdigen, die so verschieden ist von der hinter mir liegenden.

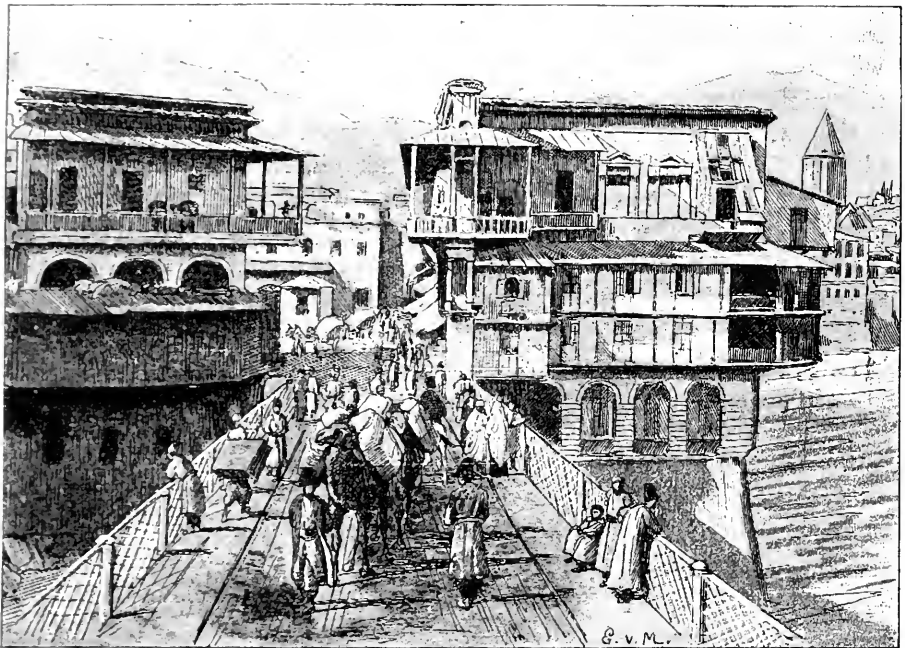
Für das ganze russische Volk ist Ostern ein Festtag und namentlich eine Gelegenheit, in Saus und Braus zu leben; alle Stufen der Gesellschaft entschädigen sich für das lange Fasten durch gewaltiges Trinken und pantagruchische Mahlzeiten. An dem Bahnhofe von Tiflis schwanken die Beamten; selbst die Polizei versucht an diesem Tage ein Lächeln, das sich in einen Schluchzer verliert. Von Iswoschiks (Droschken) und Packträgern ist nichts zu sehen. Meine Kisten müssen also liegen bleiben. Als wahrer Philosoph gehe ich daher zu Fuss nach dem Hôtel d'Angleterre, das ich jedem Reisenden empfehle. Frau Lecomte, welche eine wahre Vorsehung für ihre Gäste ist, versteht es in ihrem ausgezeichnet gehaltenen Hause alle frühern Entbehrungen vergessen zu machen.

Was Eleganz und Comfort betrifft, ist Tiflis wahrhaftig ein kleines Paris. Ich machte eben diese Erfahrung, da ich, seit langer Zeit zum ersten mal, in einem guten Bett mit reiner Wäsche lag, als ich wohlbekannte Stimmen hörte, die mich baten zu öffnen. Es waren liebe europäische Freunde, der Baron von B. und Herr von R., Attaché bei der österreichischen Gesandtschaft in St.-Petersburg. Ein glücklicher Zufall brachte sie quer durch den Kaukasus in das gleiche Hotel. Damit hatte die romantische Seite meiner Reise ihr Ende erreicht. Nun traten die lustigen Mahlzeiten, nach französischer Art mit Unterhaltungen gewürzt, von den ausgezeichneten kaukasischen Weinen begleitet, an die Stelle der magern Kost der Wüste.

In Tiflis habe ich nicht viel gesehen; man hatte mir so manches zu erzählen, was sich in Europa seit 18 Monaten zugetragen hatte. Dann wurde beschlossen, dass sobald ich meine Besuche beendigt hätte, wir gemeinsam unsere Reise fortsetzen sollten.

Von Tiflis bis Batum kommt eine Folge prachtvoller Gegenden und malerischer Landschaften. Vor unsern bezauberten Blicken ziehen vorüber: Gori mit seinen Troglodytenwohnungen, Rium, wo das Auge auf den Riesen des Kaukasus, dem Elbrus und dem Kasbek, ruht.

Diese Reise im Monat April, zur Blütezeit der Rhododendren, während die duftenden Azaleen Wolken herrlichen Dufts bis in das Coupé senden, werde ich nie vergessen.



Tiflis.

Welch schönes Land! Wie sehr erregt es den heissen Wunsch, es gut kennen zu lernen! Nicht allein die Natur bezaubert den Reisenden, obgleich er in wenigen Stunden von der Tropenflora zu der ersten Alpenvegetation gelangt durch Wälder, in welchen der Buchsbaum hoch wird; vor allem ist es die prächtige Bevölkerung, deren Tracht bei jedem Schritt sich ändert; ernste Tscherkessen in elegantem Costüm, Mingrelier und Georgier, schön wie Menschen es selten sind, alle bewaffnet, mit einer Geschmeidigkeit der Bewegungen, die man in demselben Maasse nirgends anderswo antrifft.

In unserm Zuge befanden sich einige befreundete kubanische Kosaken. In einem Wagen dritter Klasse veranstaltete ich eine kleine Festlichkeit, damit meine Reisegefährten eine Idee von den Landessitten



bekämen. Man brachte einen „Bursuk“ (Schlauch) voll trefflichen kachetiner Weines; ein Tamburin wurde, Gott weiss wo, entdeckt, und mit Hilfe des Weines erschienen die Lieder und Tänze des Landes. Von dem Frühjahr, der Musik und dem Weine berauscht, wurden in weniger als einer Stunde Leute, welche sich den Tag vorher nicht kannten und deren Alter und sociale Lage sehr verschieden waren, durch eine ansteckende Fröhlichkeit zusammen gebracht. In dem Maasse als der Bursuk sich leerte, wurde die Freude grösser, denn der ganze Wagen hatte sich zu uns gesellt. Meine jungen Freunde aus Wien antworteten auf die Landesgesänge mit Alpenliedern, worauf jedesmal zärtliche Umarmungen folgten. Der Enthusiasmus erreichte seinen Höhepunkt, als unser



Kaukasische Trachten.

Diplomat seinen Hut dem Gott der glücklichen Begegnungen opferte, indem er ihn zum Fenster hinauswarf, und plötzlich einen kubanischen Kalpak auf dem Kopf hatte, den er als Andenken an diesen denkwürdigen Tag aufbewahrt.

Wie unser Einzug in Batum, am Schwarzen Meere, vor sich ging, könnte ich unmöglich genau sagen. Doch hat sich noch ein Vorfall in meinem Gedächtniss erhalten. Ich glaube mich zu entsinnen, dass unser Diplomat in die Arme des dicken verblüfften Hotelbesizers fiel, der uns am Eingang seines Etablissements erwartete, und ihm in die Ohren flüsterte: „Ich erkenne dich, alter Weinschlauch, du bist der Freihafen von Batum, den ich im Vorübergehen ergreife!“

Batum ist ein Schwitzkasten. Um Mittag ist man in feuchte Dämpfe gehüllt wie in einem russischen Bade. Da die Gegend sehr ungesund ist, freuten wir uns, am andern Tage wieder abreisen zu können: die

„Cäsarewna“, ein ausgezeichneteter Dampfer der russischen Gesellschaft „Kaukasus und Merkur“, segelte nach der Krim.

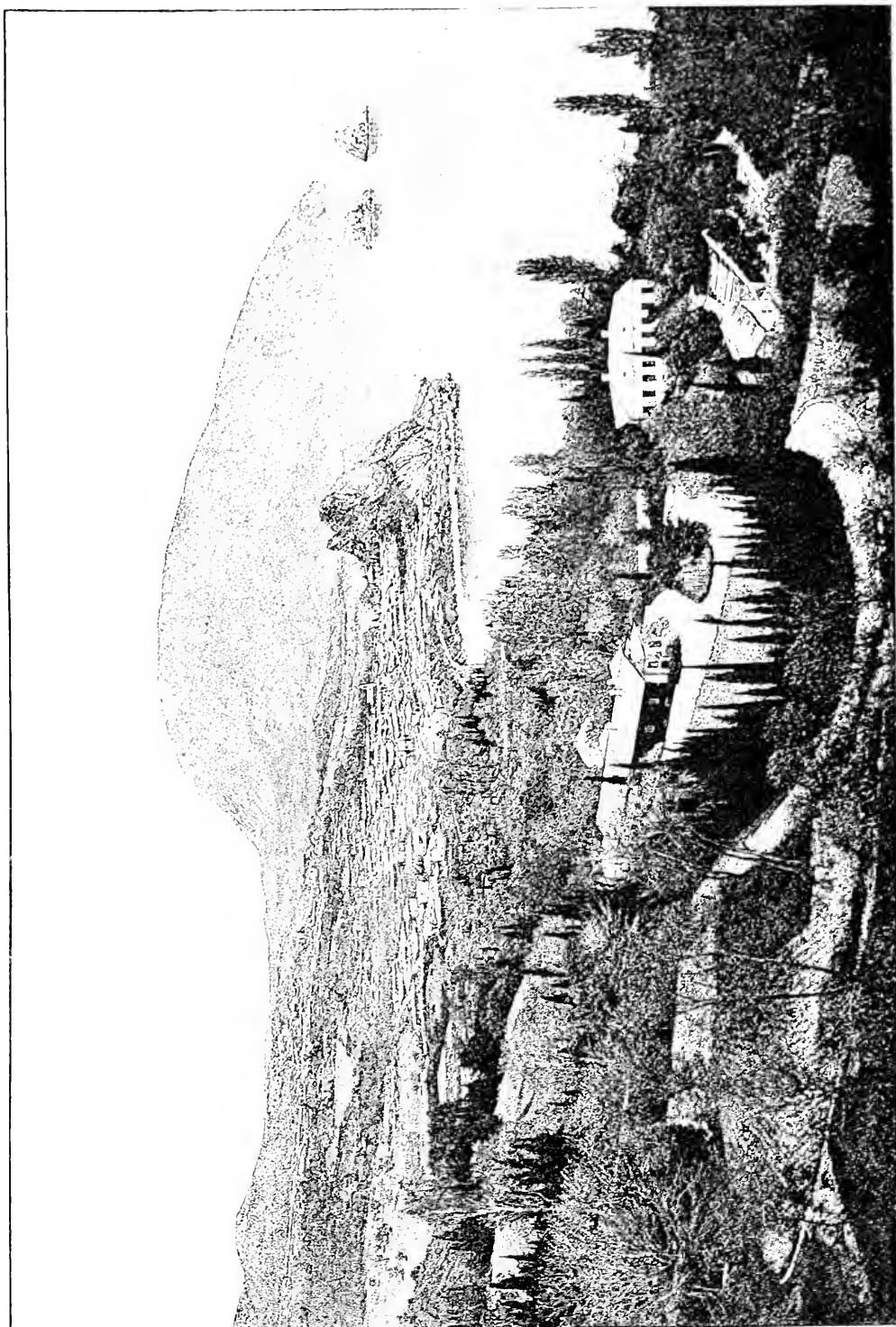
Eine Kajüte mit drei Betten wurde uns angewiesen und wir führten das fröhliche Leben vom vorigen Tage weiter. Die Weine des Kaukasus halfen uns nach Kertsch zu gelangen; wenn ich jedoch nichts von den Schönheiten des kaukasischen Ufers des Schwarzen Meeres erzähle, so bitte ich das allein den dicken Nebeln zuzuschreiben, die es bedeckten.

Das Meer war so aufgereggt, dass wir in Kertsch nicht landen konnten. Es fand sich ein Klavier vor und einer der Unserigen, ein verdienstvoller Künstler, unterhielt uns mit seinen Vorträgen auf das angenehmste während einiger Stunden, die von den andern Passagieren in der Pein der Seekrankheit verbracht wurden. Wir betraten die Krim in Jalta; die Stadt besteht aus Palästen und Lustschlössern; sie ist heute das Stelldichein des russischen *High-life*, das Nizza des Schwarzen Meeres. Man findet dort den gleichen Comfort und Luxus, aber ach! zu russischen Preisen.

Die Zahl der Ausflüge, die man von diesem Punkte aus unternehmen kann, ist unendlich; vor dem bezauberten Auge entrollen sich ohne Ende die Schönheiten der Natur. Wir nennen nur Gursuf, Livadia, Orianda und vor allem Alupka, ein Palast aus „Tausend und Eine Nacht“, den der Fürst Woronzow in die Mitte eines Parks gebaut hat, wo unter freiem Himmel die Pflanzen unserer Warmhäuser wachsen. Dieses Paradies ist auf der einen Seite von den Wellen des Schwarzen Meeres, auf der andern von mit Alpenpflanzen bedeckten hohen Felswänden umrahmt.

Nur mit Bedauern verlässt man diese anmuthige Gegend, um die traurigen Einöden der unfruchtbaren, Sewastopol umgebenden Ebene zu betreten. Der Anblick, den die Stadt nach der Belagerung bot, ist seit 30 Jahren kaum verändert; ein Drittel der Häuser ist verfallen geblieben oder weist noch die Spuren der englisch-französischen Kugeln auf; es ist ein Schutthaufen, über welchen ein riesiges Mausoleum emporragt, unter welchem die Opfer eines der grössten politischen Fehler, die Frankreich je begangen, ruhen; doch scheint es, als ob dieser Fehler nicht gross genug gewesen wäre, um die Sympathien des russischen Volkes für dieses Land zu verschmerzen.

Die See ist flach wie ein Spiegel; in 24 Stunden sind wir am Eingang des Bosphorus. Riva, Kromin, Jeni-Köi, Rumeli-Hissar, Arnaut-Köi, Bebek, Therapia, Bujukdere folgen sich vor unsern erstauten Blicken. Von der Commandobrücke des Schiffes aus bewundert der Reisende die Schätze, welche Natur und Kunst in diesem gesegneten Erdenwinkel vereinigt haben. Es gibt keine Worte, um dieses Schauspiel wiederzugeben, um die Thäler, die Bäche, welche die grünen Teppiche der asiatischen Küste durchrauschen, die Paläste, die Villen, die Terrassen und Gärten der europäischen Seite zu beschreiben. Selbst der Pinsel des Malers würde vor diesem Farbenreichtum zurückbleiben müssen: das Azur des Bosphorus, hier und da von den weissen Segeln der Fischerbarken unterbrochen, das lachende Grün, welches von allen Seiten die von den Wellen bespülten weissen Marmorpaläste umgibt, die zarten Schattirungen der blühenden Glycinen, welche von diesem unbeschreiblich prächtigen



Gursuf.

Hintergrund sich abheben. Von der Sonne vergoldet, blitzen in der Ferne im Sonnenschein die Kuppeln und unzähligen Minarete von Stambul, dieser einzigartigen Stadt an den beiden Ufern des Bosphorus. Der Nebel, der sie bedeckt, hebt sich nach und nach. Immer bestimmter werden die Umrisse des alten Serails und Peras; je näher wir kommen, desto belebter wird das Meer: es sind Dampfer, welche die Fluten durchfurchen, und unzählige Kaiks, die wie Seevögel auf dem Wasserspiegel schwimmen.

Wenn der Dampfer bei der neuen Brücke über das Goldene Horn anlegt, kann man nur mit Mühe sich von diesem Schauspiel losreissen. Unmöglich, sich in ein trauriges Hotelzimmer einzuschliessen! Daher

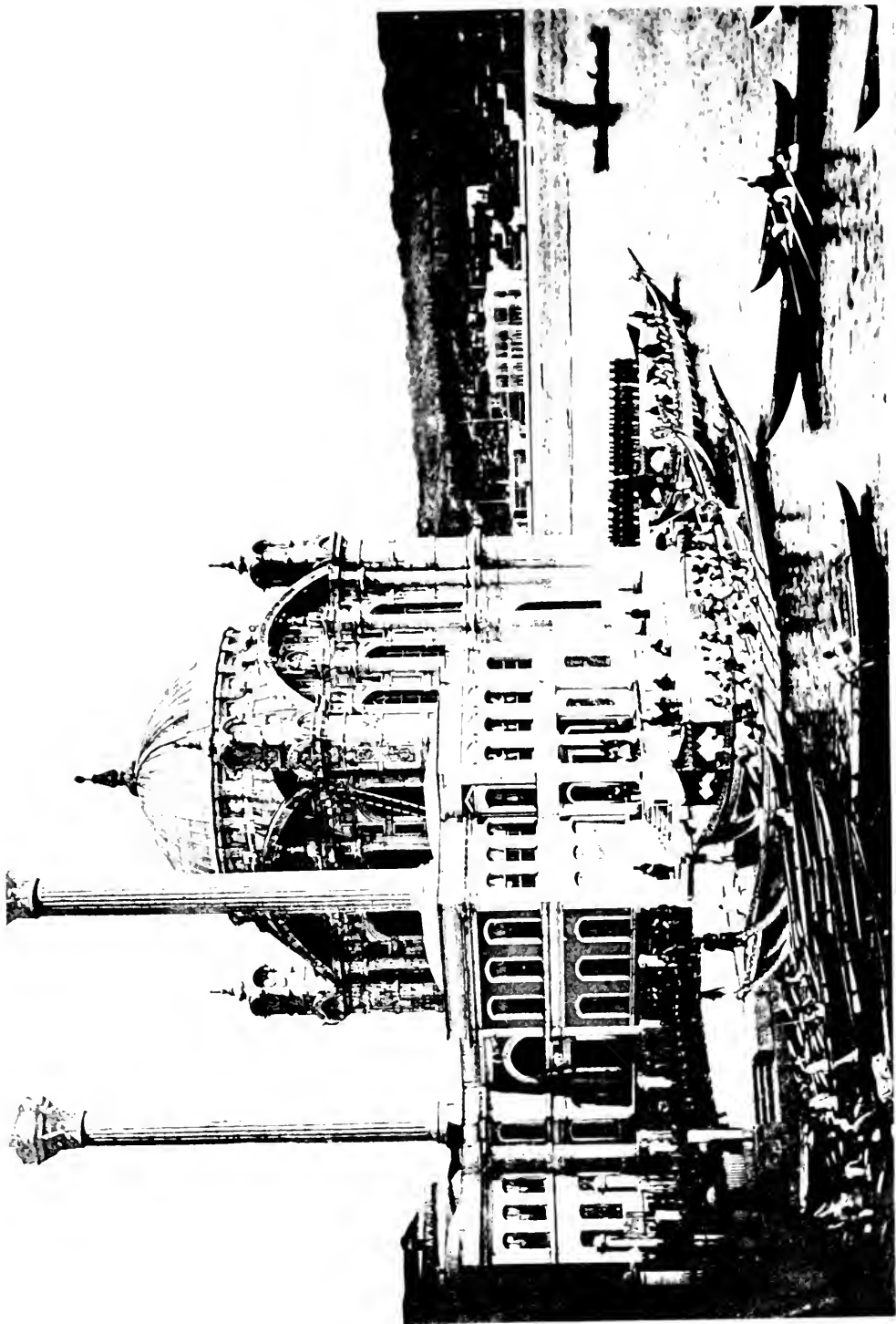


Kawass der russischen Gesandtschaft.

nehmen wir den Vorschlag des uns von der Gesandtschaft geschickten Kawass (Leibjäger), in einem Kaik nach Skutari zu fahren, einstimmig an. Es ist der Tag des Frühlingsfestes in Haïdar.

An diesem Tag bleibt keine türkische Frau zu Hause. Sie muss zu diesem Corso, sonst würde sie den Zorn des Himmels auf sich ziehen, welcher sie durch Krankheiten verunstalten würde. Das ist wenigstens der Grund, den sie ihrem Herrn und Gebieter angibt.

Das Meer wimmelt von Kaiks, grösstentheils von Frauen besetzt, die ganz anders aussehen als die traurigen Vogelscheuchen Turkestans. Sie tragen grellfarbige seidene Mantillen; auf dem Gesichte haben sie nur einen Schein von einem Schleier, der, weit entfernt ihre Züge zu verbergen, nur dazu beiträgt, den Glanz ihrer Augen und die Regelmässigkeit ihres Profils bemerkbarer zu machen. Zwischen dem Hafen von Skutari und Haïdar-Pascha sieht man eine Procession von herrschaft-



MOSCHEE VON ORTAKU M. 177 KONSTANTINOPUL



lichen Wagen, welche die Harems enthalten. Vor diesem Kaleidoskop von Farben und weiblichen Schönheiten weiss man schliesslich gar nicht mehr, wohin die Augen wenden; übrigens sind diese Türkinnen nicht im mindesten schüchtern. Einer meiner Begleiter, ein sehr blonder und sehr hübscher Junge, erfreut sich eines ganz besondern Triumphs, und da er wohl weiss, dass seine Frau weit entfernt ist, fängt er gewissenhaft die sehr ausdrucksvollen Blicke auf.



Türkische Frau und Eunuche.

Gegen Abend kommen wir zurück; meine Begleiter bestätigen, dass die Zauber des Orients ihre Erwartungen übertroffen haben.

Welch schöne und glückliche Erinnerungen bilden diese Tage, die ich am Bosphorus in froher Gesellschaft verbrachte! Der Leser möge sich ja nicht damit begnügen, mir aufs Wort zu glauben. Im schönen Monat Mai packt den Reisekoffer, steckt einige Goldstücke in die Tasche und zieht hin, diese Wunder mit eigenen Augen zu betrachten. Geht morgens durch die Bazars spazieren, miethet einen Kaik für den Abend, lasst euch von den Wellen schaukeln, träumt, bewundert. Aber hütet euch ja, euere Eindrücke jemals niederzuschreiben. — sei es für euch selbst, das würde nur der Erinnerung schaden, sei es für andere, die könnten sich wol

über euch und eure Schreiberei lustig machen. Vergesst überdies nicht, dass euch der unmachahmliche Lamartine bereits zuvorgekommen ist.

Wer sich für einen guten Walzertänzer hält, besuche die tanzenden Derwische, das wird ihn bescheidener machen; wer dagegen eine nervöse Frau besitzt, soll nicht zu den heulenden Derwischen gehen. Sollte jemand über einen Gesandtschafts-Kawass verfügen, der begeben sich zur Moschee, um die Ankunft des Sultans zu erwarten und seine erhabene Erscheinung zu geniessen, nehme aber eine gute Dosis Geduld mit, wenn er diesem Schauspiel beiwohnen will, denn man wird ihn von einer Moschee zur andern schicken. Jedesmal wird ein Ordonnanzoffizier des Sultans die Karte abverlangen; er thut dann, als ob er lesen könne, und schliesslich wird es gehen wie bei so vielen andern: nach manchem



Tanzende Derwische.

Hin- und Herlaufen erfährt man, dass der Beherrscher der Gläubigen sich nur lustig gemacht hat und dass er in seinem Pavillon von Jildis-Kiosk geblieben ist, da er plötzlich ein Attentat befürchtete. In der That ist sein Leben infolge seiner grossen Furcht reich an solchen falsch-gemeindeten Ausfahrten und Vorkehrungen.

Folgende Anekdote, die man, mit einer kleinen Aenderung wenigstens, einem seiner Vorgänger schon zugeschrieben hat, wird von ihm erzählt. Als er eines Tages zwei Personen mit dicken Köpfen, die Hände in den Taschen, begabt mit aussergewöhnlich grossen Füssen, begegnete, sagte er zu seinem Adjutanten:

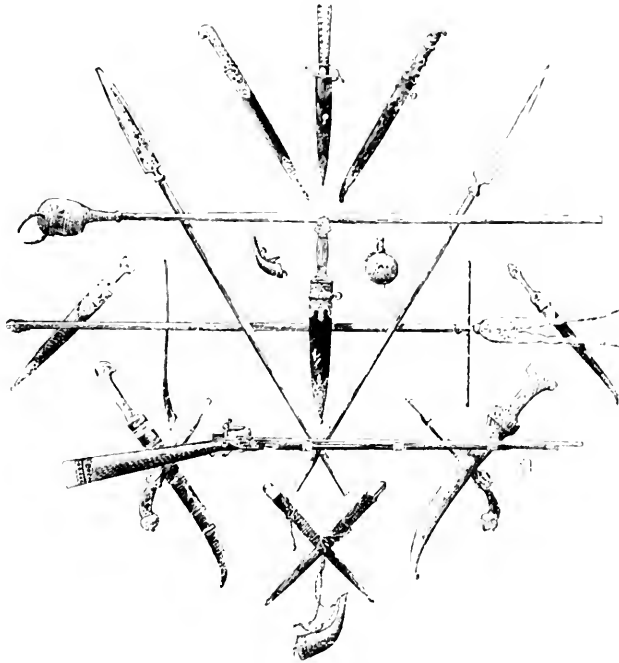
„Geh und frage diese vornehmen Fremden, woher sie kommen.“

Sehr verwirrt kam der Offizier und erstattete seinem Herrn folgende Meldung:

„Si sagen, sie kämen aus einem Lande, welches man die «Schweiz» nennt. Ich höre es zum ersten mal nennen.“

„Ich auch, ich kenne dieses Land nicht“, sagte der Sultan; „aber es müssen brave Leute sein: sie haben mir niemals einen Gesandten geschickt.“

An den Ufern des Bosphorus nehme ich von meinen Lesern Abschied. Wenn sie die Geduld gehabt haben, mir auf meinen langen Irrfahrten bis zu Ende zu folgen, werden sie begreifen, mit welcher tiefer Rührung ich mein Vaterland wiedersah und mit welcher Rührung ich der Vorsehung dankte, dass sie mich während der ganzen Reise beschützte und mir das grosse Glück gewährt hat, bei meiner Rückkehr die zärtliche Anhänglichkeit wiederzufinden, an die ich in der Ferne bei den Nachtwachen der Bivouaks so oft gedacht hatte.



Waffen aus dem Kaukasus.

REGISTER.

- Adalilahi-Chan 105, 115.
 Adil-Chäfir 22.
 Adid-Oase 300, 313 — 321.
 Adir-Kirgisien 20, 22.
 Adrass 130, 171.
 Adhfar 59.
 Aivan 127.
 Ak-bandi 71.
 Ak-kum 59.
 Ak-Mesd-schet 86.
 Aksakal 96.
 Ak-Dagh 316, 370.
 Alaman 207, 272, 308 — 313, 368, 373, 376.
 Alamantschik 209, 309.
 Altscha 228.
 Alexander d. Gr. 327.
 Alchanow, Kapitän 321, 328.
 Alm-Kul 5, 81.
 Anpka 132.
 Anu-Darja 56, 189, 198, 199; Dampf-schiffahrt 56; Fahrt auf dem - 203—216; Jagd 211; Schiffe 201; Ufervegetation 204.
 Andreini, General 108.
 Antilopen, s. Saigak.
 Anthonille 18, 51.
 Arals 35.
 Arba 94.
 Arbaksch 94.
 Argoli, Jagd auf 351.
 Arke-Aksakal 116, 321.
 Arks 116.
 Armeier 379.
 Arslanjan, Grab eines Heiligen 318.
 Arys 75.
 Asiatiches. Departement 8, 11, 412.
 Astor 46.
 Askabad 304, 321.
 Astrachan-Pelz 165, 186.
 Ata-dscham-Tiura 235.
 Ataturkmenen 198, 216.
 Atek-Oase 329.
 Aul 19.
 Aussatz 166.
Bacologische Gesell-
schaft 9.
 Badgis 330.
 Bagrinia 41, 45.
 Bahar, Berge 368.
 Bahneddin 10, 146.
 Baigra 186.
 Baku 335, 428; Petro-leumbrunnen 429.
 Bala-Ischem 293.
 Bala-Murgab 330.
 Balch 327.
 Baranta 21.
 Baschi-Serdar 314, 320.
 Batscha 168.
 Batter 6, 59, 309.
 Batum 431.
 Batyr 309.
 Belehis 375.
 Beluga 46.
 Beng 377.
 Berzenzey 11.
 Beschmet 15, 66.
 Bibi-Chanim-Moschee 111.
 Birum 65.
 Bochara 10, 55, 71, 98, 119, 132, 178; Armee 127, 156, 194; Aussatz 166; Baumwolle 165; Begrüssungszeremonien 128; Bettler 166; Emir 71, 148, 237, 333; Friedensvertrag 88; Gräber 134; Handel 165, 166; Islam 164; Kleiderordnung 114; Krankheiten 166, 167; Musik 167, 199; Rechtspflege 114; Reittiere 120; Speisen 128; Tagesschluss 110; Tänzer 168; Tracht 137; Unterricht 162; Vorstädte 131; Zukunft 179.
 Bochara-Scherif 135, 163, 178.
 Borodino, Hetman 11.
 Bosphorus 132, 134, 135.
 Bostan 379; schwankender Thurm 382.
 Bucephalus 305.
 Budschnurd 356, 360; Söhne des Ichani 361.
 Burka 313, 375.
 Capra Saiga *Wag.* 35.
 Casarkin, Major 38.
 Chalal 15, 66, 130, 228.
 Chalisa 28, 32.
 Chiwa 178, 179, 326, 333; Anblick 229; Bazar 248; Beamte 268, 283; Bevölkerung 231, 248; Chan 85, 244; Eröberung 232—235, 293; Festungen 258; Frauen d. Chan 242; Geschenke 251; Grenzwaache 216; Jäger 213; Klima 226; Landbau 226; Lieder 250; Musik 250; Pa-last d. Chan 240; Rechtspflege 242; Sklaverei 235—238; Sport 251; Steuern 267; Strassen 228; Tracht 226, 242.
 Chodscha-Ahrar-Wali Koran 107; Medressch 107; Turbch 108.
 Chodscha-Urak 170, 172.
 Chorasani 370, 373, 380; -Klinge 80.
 Chundayar, Chan 86.
 Churdshun 209.
 Daftobatschi 147.
 Dalandar 386.
 Daniar, Grab des heiligen 110.
 Dastar-ban 127.
 Derwazeh 136.
 Derwische 161, 436.
 Deutsche Colonisten 260.
 Diowazi 171.
 Di-man 198.
 Dolmetscher 255, 339.
 Dschadschem 371; Ruinen des alten — 375.
 Dschemshiden 330.
 Dschigir 226.
 Dschigite 121.
 Dschigitowka 12.
 Dschingis-Chan 148, 327, 328.
 Dschughara 71.
 Dschurbad 370.
 Dulabthor 392.
 Dutara 250.
 Enderun 413.
 Englisch-indische Armee 334.
 Englisch-russischer Grenzstreit 330 — 336.
 Ersariturkmenen 198.
 Essaul Serow 74.
 Eufrosiab 110.
 Expressstutzen 211.
 Ezun 140.
 Falken, Jagd- 60, 195, 271.
 Farzain 163.
 Fasan, centralasiatischer 58, 206.
 Fjedschi 68.
 Forghana 71, 89.
 Feth-Ali-Schah 402.
 Flugsandgebenden 31.
 Frauen in Chiwa 242; bei Kirgisien 16, 48;

- bei Kurden 318; bei Persern 370, 413, 419; bei Sarten 67, 69; bei Tekke 316, 317; bei Türken 131.
 Frengi (Stoff) 166.
- Gasteiger-Chan, General** 100.
 Gavazzi 8, 135.
 Gendunkian 229.
 Georgier 130.
 Gilan 219.
 Gjarab 315.
 Gök-Tepe, Einnahme 301.
 Goldenes Horn 131.
 Golodny-Step 101.
 Golowatschew, General 261.
 Gori 130.
 Godekow 125, 262, 326.
 Grotenhjelm, von, General 218.
 Guidschik 250.
 Gul-Dschamal 305, 328.
 Gur-Emir 108; Grab Timur's.
 Gurjew 17.
 Gursuf 132.
 Gusa 71.
- Hab-e-nischad-Pillen** 378.
 Hadschi 165.
 Hadschilar 368.
 Haidar-Pascha: Frühlingsfest in — 131.
 Hakim, polnischer 161.
 Hamman 356.
 Haschisch 377.
 Hasret-Chisir 113.
 Hassor-Kala 367; Schneesturm in den Bergen 366.
 Hazret-i-Padischa 147.
 Hazret-i-Padiwan - At-Gumbel 248.
 Hazret-i-Timur 73.
 Hekatompylos 375.
 Henna 18, 318, 370, 382, 417.
 Herat 334.
 Herodot 219.
 Hindu 137.
- Ibrahim Chodscha** 214, 218.
 Ikan 74.
 Hally 262, 264.
 Ichani 350.
 Il-Dschik 199.
- Imam 162.
 Inak 115, 170.
 Irbis 58.
 Irdschar 87.
 Irgis, Fort 33.
 Ir-Nazar-Medressch 162.
 Ischan 305.
 Ischkagasi 171.
 Iskander 327.
 Iwanow, General 106.
 Iwanow, Kaufmann 75.
- Jachtan** 223.
 Jagden: Argali- 354; mit Falken 271; Fas- san- 58, 206; Hirsch- 213; Königstiger- 59; Saigak- 35, 212, 275; Wildschwein- 310; Wolfs- 10, 378.
 Jailum 219.
 Jaisk 11.
 Jalta 132.
 Jaman-Mirakti 56.
 Jaschlik 71.
 Jessaul-Baschi 136.
 Jomuden 261, 270, 272, 290, 368, 376.
 Juchan-Tepe 392.
 Juden 137, 236.
 Julameika 276.
 Jurta 18.
- Kabalik** 199, 206.
 Kaik 131.
 Kaifaken 11, 15.
 Kaisertag 15.
 Kajuk 190.
 Kala 301.
 Kalan-Medressch 162.
 Kalendar 161.
 Kallian 97.
 Kaliantsehi 381.
 Kalim 69, 317.
 Kamelpost 31.
 Kanalbauten 57, 118.
 Kanaus 118.
 Kanka 224.
 Kara-budai 71.
 Karagatsch 75, 119.
 Karakalpakken 11, 198, 218, 233.
 Kara-Kirgisen 15.
 Kara-Kuiruk 58.
 Karakul (Felle) 165; Stadt u. Provinz 185; Schafe 186.
 Kara-Kum 50, 220, 221, 286; Begegnung mit Tekke 292, 295; Nachtlager 287; Vegetation 286.
 Karakur 104.
 Kara-sulu 71.
 Kara-Tau 71.
- Karaul-Begi 128.
 Karavandenbaschi 50, 278.
 Karavanserai 381.
 Karbatsche 73.
 Kard 117.
 Kasaken 15, 18.
 Kasalinsk 36, 50; Kriegsgericht 18; Handel 59.
 Katharina 11, 36, 11, 11, 71, 162.
 Katta-Kurgan 120.
 Kaufmann, General 7, 87, 233, 261.
 Kausch 66, 68.
 Kauschut-ghan-kala 326.
 Kayardak 128.
 Kayiar 16.
 Kawass 131.
 Kazi 71.
 Kebab 128.
 Kedschaweh 388.
 Kerminé 131.
 Kibitka 18.
 Kirgisen 11, 15, 125, 233, 236, 335; Auusseres 15, 30; Charakter 22; Frauen 16; Handel 21; Kinder 18; Kleidung 15, 16, 27; Musik 30; Pferdeheilmittel 389; Rechtsanschauung 21; Sagen 21; Speisen 26, 27; Spiele 31, 32, 52; Vielweiberei 20; Wanderungen 19; Wohnungen 18, 19.
 Kirgisensteppe 11, 62.
 Kischlak 119, 198.
 Kischmisch 127.
 Kizil-baschis 309.
 Kizil-nars 278, 288.
 Kleine Horde 15.
 Kobar-Kala 327.
 Kokan 72, 86, 89, 98.
 Komarow, General 132, 332.
 Königstiger 59; Jagd 59.
 Konselin, Ingenieur 220, 296.
 Kopet-Dagh 316.
 Korolkow, General 111, 120.
 Kosaken 236.
 Krasnowodsk 301.
 Kuardak 128.
 Kuduk 287.
 Kufische Schrift 112.
 Kuli-Baba 330.
 Kulu-Salik 367.
 Kuju 287.
 Kul 236.
 Kulane 296.
- Kunmiss 59.
 Kum 21, 72.
 Kungan 97, 98.
 Kungrad 55.
 Kurbaschi 91, 136.
 Kurden 318, 353, 360; Frauen 318; Militärgrenze 350; Steinpyramiden 317.
 Kusch-Begi 152, 170.
 Kuschik 330, 332.
 Kussan, Vetter Mohammed's 112.
 Kysyl-Arwat 297.
 Kysyl-Kum 59.
 Kysyl-Tschakala 261.
- Lazarew, General** 301.
 Lepioschka 96.
 Lessar, P. 327.
 Litta 8, 135.
 Loria, Lamberto 298.
 Lumsden, General 332.
- Ma-Asiar, Grab** 375.
 Machal 112.
 Machtum-Kuli 219.
 Marco Polo 11, 305.
 March 327.
 Markozow 231, 293.
 Massud-Mirza, Sultan 395.
 Mat-Murat 235, 270, 279; Hans 230.
 Maur 327.
 Meazza 8, 135.
 Medrim-Serdar 282.
 Mehmandar 136, 182.
 Mehrem 147.
 Meidan-Topchane-Platz 392.
 Melnikow, von 103, 111.
 Memnoniten 260.
 Mensil 381.
 Mertwyi-Kultuk, Goll 55.
 Meru 327.
 Merw 323, 330; das alte 327; Annexion 326; Geschichte 327; Klima 326; Münzverhältnisse 327.
 Mesrai 125.
 Meyer, General 298.
 Miänkal-Oase 120.
 Middendorf, von 115.
 Mingreljer 130.
 Mirab 116, 321.
 Mirachur 131.
 Mirschab 136.
 Mirzabaschi 171.
 Mirza-Kerim-Chan 425.
 Mohammed-Emin 304; Medressch 218; Thurm 240.

- M... 12.
 M... Typus 39.
 M... 86, 111, 179.
 M... 119.
 M... 71.
 M... 137.
 M... 207, 213.
 M... 326, 330, 332.
 M... 402.
 N... 23, 361.
 N... Sultanich 498.
 N... Schah-in-Schah 402, 423; Aufnahme 493; 306 nrl. Empfang 398; Miniatur 110, 111; Thron 308; Vorbereitungen 179; Europaische 213.
 N... 86, 119.
 N... 327.
 N... Kaiser 85.
 N... 197, 267.
 N... 218.
 N... 396, 418.
 N... 305.
 O... 377.
 O... 1.
 O... 13.
 O... Entomologie 79.
 O... 219, 222.
 P... 103.
 P... 27, 128.
 P... 241, 249.
 P... 339.
 P... 68.
 P... 221, 329.
 P... 128.
 P... 132, 147.
 P... 58, 86.
 P... 85.
 P... 358; Frau 413; Frauen des Schah 419; Kleidung 415; Thronsgel 416; Leichenbegattung 387.
 P... 85, 219.
 P... 217, 219.
 P... 83, 214; Demirch 261, 274; Jandem 261, 272, 274; Korabayr 83, 94; Kirgisische Posten 58, 124; Posten 124; Reuse 124; Fek... 274, 305, 308.
 P... 27.
 P... 27.
 P... 98.
 P... 164.
 P... 50, 98.
 P... Oberst 79.
 P... 23.
 P... Hpt. 409.
 P... 310.
 P... 254.
 P... 11, 14.
 P... Sternwarte 79.
 R... 347.
 R... 237.
 R... 75, 82, 111, 235.
 R... 327.
 R... 72.
 R... 183, 262, 424; —ordnung 126, 182, 278.
 R... 124.
 R... 416.
 R... 127; Handel 127.
 R... 376.
 R... in Samarkand 106; in Bochara 152.
 R... 167.
 R... 439.
 R... General 86.
 R... Prof. 220.
 R... in Centralasien 335; Erfolge in Turkistan 331; Politik in Asien 84.
 R... 126.
 R... 153.
 S... 395.
 S... 267.
 S... 58, 212, 274, 275.
 S... 28.
 S... 2.
 S... in Teheran 398.
 S... 152, 239.
 S... 71, 87, 88, 105, 108, 111, 120, 236.
 S... 368, 370.
 S... 329; Alt- 329.
 S... 105, 115, 118, 185.
 S... 155.
 S... 128.
 S... 165.
 S... 2, 52, 65, 233; Charakter 65; Frau 67; Heirath 69; Kind-
 heit 68; Kleidung 65—68; Landbau 71; Nahrung 96; Rechtspflege 72; Scheidung 70; Schmuuk 68, 99.
 S... Krankheit 167.
 S... 220, 221.
 S... 330.
 S... 222.
 S... 119.
 S... 378.
 S... Einfuhr 380.
 S... 384.
 S... Moschee 112.
 S... 378.
 S... 291, 297.
 S... 71, 73.
 S... 338, 371, 121.
 S... 147.
 S... 170, 172, 174.
 S... 6.
 S... 352.
 S... 358; Fanatismus 382.
 S... Tscheschme 310, 349.
 S... Universität 113.
 S... 6.
 S... 11.
 S... 101.
 S... Dr. E. 232.
 S... altarabische 112.
 S... 128.
 S... 401.
 S... 8, 74.
 S... Bahadur-Chan 233, 243, 261.
 S... ed-Din-Chan, Emir von Bochara 148.
 S... 152, 239.
 S... 221, 276, 309.
 S... Baron 13, 81, 91, 101, 171.
 S... 132.
 S... 46.
 S... 372.
 S... 112.
 S... 89, 235, 391.
 S... 131.
 S... 417.
 S... 74.
 S... 134.
 S... 13.
 S... 159.
 S... 35, 121.
 S... 46.
 S... 150, 176.
 S... Kapitän 310.
 S... General 301.
 S... 14—16.
 S... von 9, 87, 146.
 S... Tiankin-Sultan 23; Empfang bei — 26.
 S... 329.
 S... 142.
 S... 117.
 S... 250.
 S... 48, 50, 56, 57, 206.
 T... 121, 370.
 T... 296.
 T... 388.
 T... 1; Nacht im — 61.
 T... 258.
 T... 5, 7, 75, 81, 86; das alte russische — 77; d. heutige russische — 78; Empfang d. bochar. Gesandten 82; beim Gouverneur 89; Schulen 78; Sternwarte 79; Zeitungen 78; das sartsche — 92; Bazar 92, 96; Handwerker 98, 99; Wohnungen 92.
 T... Kupriuk 87.
 T... 370.
 T... 195.
 T... Bazar 448; Ehrenlegion 408; europäische Colonie 411; Gesandtschaften 411; Hofuniform 405; Militär 392; Militärmusik 409; Paläste des Schah 392, 401; Pferderennen 418; Truppienschau 408.
 T... 295, 301, 326; Alaman 308—313; Chan 305; Eintheilung 394; Festungen 394, 318; Heirath 317; Kleidung 316; Stellung 316; Teppicharbeiten 316; Gastfreundschaft 311; Geschichte 301; Pferd 305—308; Schachspiel 320; Selbstverwaltung 304; Wohnungen 394, 318.
 T... Major von 87.
 T... 377.
 T... Dr. 398.

- Thore des Timur 101.
 Tiflis 129.
 Tilla-Kari-Universität 115.
 Tim 131, 165.
 Timur 108, 111, 115; Grab 108; Grabstein 109.
 Tir 259.
 Tiura-dschann 82, 131, 169, 191.
 Todtenstadt, kirgisische 63.
 Tokma-Serdar 301.
 Toksabaj 158.
 Tomascha 25.
 Topschi-Baschi 155, 156.
 Tschaikowsky, Oberst 219.
 Tschadma 66.
 Tschalkwar 66, 95.
 Tschapan 183, 228.
 Tschapar 123, 121.
 Tschaparchane 123.
 Tschardschui 190, 191.
 Tschar-Kitab 163.
 Tscharwa 263, 305.
 Tscharwodar 383, 386.
 Tschaschlik 128.
 Tscherkasky, Fürst 85, 219.
 Tscherkessen 139.
 Tschernajew 1—6, 11, 55, 86, 102, 112, 119, 171.
 Tschers 377.
 Tschikischlar 301.
 Tschim 131, 136.
 Tschimkent 5, 86.
 Tschischlick 50, 98.
 Tschomri 263.
 Tschomur 263.
 Tschu 219.
 Tschugermah 216, 228.
 Tug 118.
 Tufi-Chan 328.
 Tüpe 66.
 Turanisches Meer 222.
 Turbeh 108.
 Turkestan, Provinz: Aufforstung 120; Baumwolle 120; Bevölkerung 99, 91; Bewässerung 111—119; Eintheilung, alte 89; neue 91; Er-oberung 84, 89; Gesetzgebung 72.
 Turkestan-Stadt 73, 86.
 Turkmenen 11, 36, 125, 186, 189, 198, 218, 233, 234, 262, 329; in Chiwa 262—266, 283; Pferde 83, 272, 271.
 Reiten 292, Statist. 262; Zeitantheilung 292.
 Turma 111.
 Tursum-Bay 183, 188, 223, 256, 286, 337.
 Ulline 6.
 Ung-Beg 105; Universität 113.
 Ungus 221.
 Uradkosaken 36, 47; Organisation 11; Waisen 11, 12; Zweikampf 12.
 Uradsk 11.
 Ural 131, 152.
 Urpa 287.
 Usbeken 11, 198, 201, 218, 221, 226, 233, 258.
 Uschaj 220, 221.
 Uschm 55, 233.
 Vambery 109, 177, 178, 237, 238, 259, 312.
 Wakur 72, 108, 162.
 Wanjuschin 55.
 Wernije 86.
 Wesmet 117.
 Wesselowski, Prof. 111.
 Wildschwein 58; vom Kopet-Dagh 319.
 Wildziegen 316.
 Wittgenstein, Prinz 11, 122, 171, 174, 177.
 Wlassow, Frau v. 128.
 Wolostnoy 23, 216, 218.
 Woronzow, Fürst 132.
 Zend-Avesta 327.
 Zigeuner 352.
 Zil-i-Sultan 395; Palast 110.
 Zulficar 329.

